



Urbane
Welten

(Hg.)
Bockhorn
Dimt
Hörandner

Urbane Welten

Buchreihe
der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde
Herausgegeben von Klaus Beitzl
Neue Serie Band 16

Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Fotos von Claudia Peschel-Wacha
Landwirtschaftlich genutzte Flächen im Weichbild der
Satelliten- und Schlafstädte
Wien, 22. Bezirk, Donaustadt, zwischen den alten Dörfern Aspern, Hirschstetten
und Breitenlee, 1998

Urbane Welten

*Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998
in Linz*

Im Auftrag des
Vereins für Volkskunde in Wien
und des
Österreichischen Fachverbands für Volkskunde

herausgegeben von
Olaf Bockhorn, Gunter Dimt und Edith Hörandner

redigiert von
Andrea Euler

Wien 1999
Selbstverlag des Vereins für Volkskunde Wien 1999

Die deutsche Bibliothek - CIP - Einheitsaufnahme

Urbane Welten: Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz /
im Auftrag des Vereins für Volkskunde in Wien und des Österreichischen
Fachverbands für Volkskunde hrsg. von Olaf Bockhorn... - Wien: Verein für
Volkskunde, 1999

(Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde; N. S., Bd. 16)

ISBN 3-900359-85-7

Alle Rechte vorbehalten

Gedruckt mit Unterstützung von:

Amt der öö. Landesregierung (Institut für Kulturförderung)

Bundesministerium für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten

Wien 1999

Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Druckvorlage: A3 Werbeservice, Linz

Umschlaggestaltung: A+H Haller, Wien

Druck: Novographic, Wien

ISBN 3-900359-85-7

Inhalt

- 7 Vorwort
- 9 Thomas Hengartner
Zur Wahrnehmung städtischer Umwelt
- 43 Gertraud Liesenfeld
*Stadtvolkskunden.
Zu einem Genre der österreichischen Volkskunde*
- 59 Herbert Nikitsch
*Wie es den Volkskundlern bei den Stadtleuten erging.
Anmerkungen zur österreichischen Stadtvolkskunde*
- 77 Sanja Kalapoš
Zur Stadtkulturforschung in der kroatischen Volkskunde
- 87 Waltraud Müllauer-Seichter
Urban Anthropology im spanischen Raum: zum gegenwärtigen Stand
- 101 Wolfgang Slapansky
Walter Benjamin — der Flaneur in der Urbanität der Moderne
- 107 Klara Löffler
*Die Volkskunde der Anderen.
(Urbaner) Habitus und (teilnehmende) Beobachtung*
- 121 Norbert Fischer
Zwischen Stadt und Land: Zur Topographie des Suburbanen
- 143 Claudia Peschel-Wacha
*„Lebensbezirk Donaustadt“.
Zur Imagebildung eines Wiener Gemeindebezirks*
- 161 Ursula Hemetek
Minderheitenkulturen — Dörfer in der Stadt?
- 177 Bernhard Fuchs
Die Stadtzeitungen der Obdachlosen
- 197 Gunter Dimt
Städtische Strukturen am Beginn der Neuzeit
- 213 Bernd Wedemeyer
*Antiurbane Welten.
Historische Aspekte zur Stadtfucht und ländlichen Siedlungstätigkeit in der Moderne*
- 229 Gerlinde Haid
Vom Land in die Stadt. Volkslieder als sozialhistorische Quellen

Inhalt

- 247 Nikola Langreiter
Die Stadt in alpiner Reiseliteratur
- 265 Andrea Euler
Big Mac & Co contra Wirtshaus
- 279 Elisabeth Katschnig-Fasch
Im Wirbel städtischer Raumzeiten
- 297 Kaspar Maase
*„Wilde Eindrucksvermittler“ und „Verschwinden der Kindheit“
Zur Kartographie der imaginierten Stadt im 20. Jahrhundert*
- 319 Marita Metz-Becker
*Erinnerungskultur:
Zur kulturellen Konstruktion von Geschichtsbildern am Beispiel der
Gedenktafeln alter Universitätsstädte*
- 337 Margot Schindler
Museen und Großstadt
- 353 Susanne Breuss
*Die Stadt, der Staub und die Hausfrau.
Zum Verhältnis von schmutziger Stadt und sauberem Heim*
- 377 Christian Stadelmann
*Die Demonstration des politischen Katholizismus.
Fronleichnam in Wien 1919-1938*
- 403 Helga Maria Wolf
*Religiöse Rituale im Wien der neunziger Jahre.
Forschungsprojekt „Alte & neue Bräuche in Wiener Pfarren“*
- 419 Susanne Blaimschein, Christa Höllhumer, Judith Laister, Manfred Omahna
Stadterfahrung und der Sinn fürs Wirkliche
- 435 Michael Prosser
*Stadt und Stadion.
Aspekte der Entwicklung des Zuschauerfestes „Fußballveranstaltung“ in
Deutschland*
- 451 Gudrun Silberzahn-Jandt
*Kranksein in der Stadt.
Zur Entwicklung städtischer Krankenanstalten im 19. Jahrhundert.*
- 465 Burkhard Pöttler
Aspekte historischer Stadtkultur am Beispiel von Verlassenschaftsinventaren
- 483 Autoren und Herausgeber

Vorwort

Die seit 1980 in dreijährigem Rhythmus vom Österreichischen Fachverband für Volkskunde in Zusammenarbeit mit dem Verein für Volkskunde ausgerichtete Österreichische Volkskundetagung fand 1998 auf Einladung des diesen Band mitherausgebenden Direktors des Oberösterreichischen Landesmuseums in Linz statt. Die endgültige Wahl des Tagungsthemas, der eine rege Diskussion der eingegangenen Vorschläge vorausgegangen war (von denen die Mehrzahl ohnehin um „Volkskunde und Stadt“ kreiste), erfolgte nicht zuletzt in Hinblick auf den Veranstaltungsort, die „Donaustadt am Alpenrand“, der schon vor nunmehr vier Jahrzehnten Hans Commenda eine zweibändige „Stadtvolkskunde“ gewidmet hat. Dem in Fachzeitschriften veröffentlichten Aufruf, ein Referat anzubieten, kamen 28 Kolleginnen und Kollegen aus Deutschland, Kroatien, Österreich und Spanien nach; alle flossen in das vorläufige Programm ein, das schließlich absagebedingt noch eine geringfügige Reduktion erfuhr. Durch den seit bald zwanzig Jahren geübten Verzicht auf Sektionen nahm die Veranstaltung viereinhalb Tage in Anspruch; eine Änderung dieser Struktur scheint hinsichtlich einer zeitlichen Straffung künftiger Kongresse zumindest überlegenswert.

Das Abgehen vom üblichen Termin der Österreichischen Volkskundetagungen, der Woche um Fronleichnam, war durch die Tatsache bestimmt, daß sich die Organisierenden durch die Anbindung einer wissenschaftlichen Veranstaltung an vielfältige Aktivitäten im zum „Linzer Kulturmonat“ erkorenen September eine gewisse Öffentlichkeitswirkung erhofften (die allerdings weitgehend ausblieb). So folgte eine wechselnde, aber keineswegs überbordende Zahl von Teilnehmenden (wofür unter anderem wohl der ungewohnte Zeitpunkt und die dem Tagungs- und Tagestourismus förderliche gute Verkehrslage verantwortlich zeichneten) mit Interes-

se und Diskussionsbereitschaft den 26 Referaten, darunter dem öffentlichen Abendvortrag von Gunter Dimt. Eine von Dr. Georg Wacha geführte Exkursion, mit der zu Fuß das „alte“ und mit dem Bus das „neue“ Linz erkundet wurden, rundeten die Tagung ab, in deren Rahmen ein Empfang des Landeshauptmanns von Oberösterreich, Dr. Josef Pühringer, einen gesellschaftlich-kommunikativen Höhepunkt bildete.

Den Dank an ihn verbinden wir mit dem an jene Institutionen, die mit ihrer finanziellen Unterstützung die Durchführung der Veranstaltung ermöglichten: das Amt der OÖ. Landesregierung (Institut für Kulturförderung), das Amt der Vorarlberger Landesregierung sowie das Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr. Für den klaglosen Ablauf zu danken ist den Mitarbeitern des OÖ. Landesmuseums und speziell Frau Penzener, die das Tagungssekretariat übernommen hatte. Die Redaktion der Beiträge, deren schriftliche Fassung in der ursprünglich vorgesehenen und strukturierten Reihenfolge (die realiter durch eine Terminverschiebung eine geringfügige Änderung erfahren hatte) Aufnahme in diesen Band gefunden hat, lag in den Händen von Dr. Andrea Euler, der wir ebenso wie dem Verein für Volkskunde (in dessen „Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ das Buch als nunmehr siebente Tagungsdokumentation erscheint) für die prompte Veröffentlichung zu Dank verpflichtet sind.

Wenige Monate vor dem Linzer Kongreß fand, durchgeführt vom Institut für Volkskunde der Universität Hamburg, eine thematisch ähnliche Veranstaltung statt. Das mag als Indiz dafür gelten, daß volkscundlich-kulturwissenschaftliche Stadtforschung gegenwärtig allenthalben Relevanz besitzt, daß die Volkskunde zum „Dickicht der Städte“ durchaus Zugänge gefunden, auch neue eröffnet hat. Etliche sind in diesem Band begangen worden, der, so ist zu hoffen, einen weiteren Beitrag zur Erschließung der „urbanen Welten“ zu leisten vermag.

Graz, Linz, Wien, im April 1999

Die Herausgeber

Thomas Hengartner, Hamburg

Zur Wahrnehmung städtischer Umwelt

4 Anfänge

Ortsbild — Hans Commendas „Linzer Stadtvölkskunde“

Linz ist, so erfahren wir von Hans Commenda, seit 1923 Großstadt.¹ Dennoch hat er sich ihrer als Völkskundler in einer 750 Seiten starken, zweibändigen Monographie angenommen:

„Der wissenschaftlichen Völkskunde eröffnet sich in der Betrachtung einzelner Städte ein neues, weites, ebenso zeitgemäßes wie dankbares Arbeitsfeld. Es sei ausdrücklich betont, daß Linz keinen besonders begünstigten Sonderfall darstellte. Was hier möglich war, läßt sich gewiß auch in vielen anderen Städten durchführen.“²

Dank Commendas „Linzer Stadtvölkskunde“ nimmt der Ort der Tagung zu „Urbanen Welten“ in der Geschichte der völkskundlichen Stadtforschung einen besonderen Platz ein, stand doch das in den Jahren 1958 und 1959 erschienene Werk in der Forschungslandschaft der Zeit lange recht einsam da. Grund genug bereits für Commenda, sein Anliegen mit einem starken Argument zu legitimieren. Programmatisch hält er zu Beginn seiner Arbeit fest:

„Gut drei Viertel der Bevölkerung Österreichs leben heute bereits in der Stadt, kaum noch ein Viertel wohnt auf dem Lande. Nun wird wohl niemand behaupten wollen, daß die drei Viertel Städter nicht zum österreichischen Volke gehören. Wer also das Volk Österreichs betrachtet, muß sich unbedingt auch mit der Stadtbevölkerung befassen, sonst bleibt sein Werk nur Stückwerk.“³

Wegmarken der Wissenschaftsgeschichte sind leicht mit bloßer Erwähnung abzutun oder aber fordern zu ausführlicher Würdigung heraus. Ich versuche, beidem zu entgehen und mich auf eine knappe Charakteristik zu beschränken:

Commendas Darlegungen erheben inhaltlich den Anspruch, eine Bestandsaufnahme des Linzer Alltagslebens in Vergangenheit und Gegenwart zu präsentieren;⁴ vom Methodischen her sind sie — wenigstens nominell — einem weiten, interdisziplinär ausgreifenden, gegenwartsvolkswissenschaftlichen Fachverständnis verpflichtet. Diese Absicht, noch zugespitzt in der Forderung, „im Gegenwärtigen (...) auch Züge des Eigenlebens und Ansätze des Künftigen zu finden“⁵, wird indessen weder im ausführlichen zweibändigen Hauptwerk Commendas noch in den teilweise recht umfangreichen Vorarbeiten dazu⁶ überzeugend eingelöst. Trotz Berücksichtigung geographischer⁷, (sozio-)ökonomischer⁸ und demographischer⁹ Grunddaten dominiert eine biologistisch-evolutionistische, gemeinschaftszentrierte, an Riehl und Naumann orientierte Optik, die im Kern auf die Darstellung der Kontinuität ländlicher Lebensformen ausgerichtet ist.¹⁰ Die Stadt stellt für Commenda im wesentlichen ein geschichtlich gewordenes Wesen von ausgeprägter Persönlichkeit¹¹ dar. Urbanes Dasein ist bestimmt als „höhere Gemeinschaft“ und setzt sich „aus einer Vielfalt von Gemeinschaften“ zusammen.¹² Menschen werden innerhalb dieser Stadtpersönlichkeit anhand „innerer und natürlicher“ Vorgaben geprägt — die da wären „Arterhaltungstrieb“, „Erkenntnistrieb“, „Gesetze des Werdens und Vergehens“¹³ –, sodaß „Urgemeinschaftliches“ in angepaßter, um- und auch neugestalteter, von anderen Quellen gespeister Form weiterlebt und neben neugewachsene, selbständige Gemeinschaften tritt.¹⁴

Konkret beschränkt sich Commenda für seine Darstellung der Linzer Volkskultur allerdings weitgehend auf eine nur wenig kommentierte und kaum interpretierende Kompilation von unterschiedlichen Quellen aus verschiedenen zeitlichen Schichten.¹⁵ Spezifisch Urbanes bleibt bei dieser Sichtweise weitgehend außen vor und es entsteht in weiten Teilen der Eindruck einer „Sommerfrischen-Volkskultur“¹⁶ — ein Vorwurf, den Leopold Schmidt 1953 an die Stadtvollskunde gerichtet hatte. Die Ausführungen zur Sachkultur beschränken sich beispielsweise hauptsächlich auf die Darstellung von „schönen Dingen“ wie Goldhaube und Tracht, Haussegensbilder und bemalte Einfahrtstore, die — im Gegensatz zu den Realitäten

der fünfziger Jahre — ausführlich dargestellt werden. Und was *Commenda* unter „biologisch-soziologischer Betrachtung“ rubriziert, erweist sich fast ausschließlich als Aufzählung von Splittern und Funden zu Brauchtümlichem und Traditionellem im Jahres-, Lebens- und Berufskreis, als Ausführungen zu Sprache, Dichtung, Erzählung, Lied, Musik und Tanz. All diese Phänomene werden zwar auf Grund eines akribisch aufgearbeiteten Quellenmaterials dargestellt, aber kaum in die Gegenwart verlängert.

Schon *Commenda* war klar, daß sein Sammelwerk kaum neue oder weiterführende Aspekte enthält, wofür er „die Fülle des Stoffes“ und fehlende Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Städten verantwortlich macht, was das „Zusammenschauen der Teilerkenntnisse und das Zusammenfassen der Teilergebnisse (...) auf dem Gebiet der Stadtvolkskunde(...)“ noch verunmögliche.¹⁷ Trotz oder vielleicht gerade wegen des Auseinanderklaffens von theoretischem Anspruch und praktischer Ausführung — das heißt, weil sie kaum irgendwo wirklich Neuland betrat, sondern auf bisher weitgehend gemiedenem Terrain in den gewohnten Bahnen weiterfuhr — fand seine Linzer Stadtvolkskunde, so der Autor selbst, „in der Fachwelt ungewöhnlich einheitliche und herzliche Aufnahme“¹⁸. Aus heutiger Sicht fällt es leicht, an *Commenda* (und übrigens auch an der Wiener Stadtvolkskunde seines Mentors Leopold Schmidt) Kritik zu üben. Sinnvoller erscheint mir aber herauszuheben, daß selbst eine am klassischen Kanon orientierte Arbeit wie diejenige *Commendas* in der fachlichen Diskussion eine nicht zu unterschätzende Leistung darstellte. Um das etwas näher zu erläutern, komme ich zum zweiten Anfang.

Geschichtsbild — Stadt und Volkskunde: Zur Geschichte einer eintrübten Wahrnehmung?

Volkskunde und Stadt waren lange Zeit in einer gewissen Haßliebe miteinander verbunden. Meist wurden urbane Welten aus dem volkskundlichen Wahrnehmungsbereich weitgehend ausgeschlossen, bildete die Stadt eine Art Negativfolie zum klassischen Kanon des Fachs.¹⁹ Ein kurzer Blick auf die eingetrübte Wahrnehmung und die zögerliche Aneignung der Erforschung der städtischen Umwelt aus fachgeschichtlicher Perspektive²⁰ soll — als ein Problem, das unmittelbar aus der inhaltlichen Ausrichtung und dem fachlichen Selbstverständnis der Volkskunde heraus erwachsen ist — folgen.

Noch einzelne von der volkskundlichen Fachgeschichtsschreibung als Vorläufer der Disziplin reklamierte Zeugen schlossen die Stadt aus ihrem Gesichtskreis nicht aus. (Selbst Riehl, um dieses „Reizwort“ herauszugreifen, erweist sich als recht genauer, aber skeptischer Beobachter urbaner Entwicklungen)²¹. Begünstigt vom antimodernen Impetus des Faches seit und mit der expliziten Formierung der Volkskunde an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert fand die Stadt allerdings nur wenig Platz im volkskundlichen Denken, woran sich bis in die ausgehenden 1950er Jahre nur wenig änderte. Wenn Stadt überhaupt ins Wahrnehmungsfeld geriet, dann mit Fragen, die explizit ländliche Relikte, Unstädtisches, Dörfliches im Städtischen, Gemeinschaftsstrukturen im vergesellschafteten Raum suchten. In dieser Ausrichtung an einem als gegeben und weitgehend unveränderlich hingenommenen Forschungskanon entstanden Arbeiten, deren inhaltliche Spanne von Richard Beitls „Volksglauben der Großstadt“²² bis hin zu reformerisch-volkserzieherischen Bemühungen reicht (z.B. Schreiber 1933),²³ von welch letzteren zudem oft eine fatale direkte Linie in die NS-Volkskunde führte (z.B. Klapper 1934)²⁴. Daran vermögen auch die elaborierteren oder programmatischen Ansätze bedeutender und gewichtiger Fachvertreter wie Adolf Spamer,²⁵ Will-Erich Peuckert²⁶ oder besonders Leopold Schmidt²⁷ wenig bis nichts zu ändern. Im Gegenteil, ihre Ansätze erweisen sich, wie in der Nachkriegszeit diejenigen von Richard Weiss²⁸, oder — wie eben gehört — von Hans Commenda und auch von Ingeborg Weber-Kellermann²⁹ bei genauerem Hinsehen als kaum stadtspezifisch, verbleiben vielmehr in erheblichem Maß in den Bahnen gemeinschaftlicher Traditionsschau. Das heißt, die Stadt und ihre Lebensformen bleiben nicht nur blaß, sondern werden - wo sich keine Bezugslinien zu Mustern ländlicher Lebensformen oder einer kanonischen Sichtweise herstellen lassen - in einem nicht unerheblichen Maß als „unvolkstümlich“ ausgegrenzt. Dennoch heben sich die genannten Ansätze deutlich vom Gros der volkskundlichen Produktion ab: Hier scheint es die Stadt nach wie vor gar nicht zu geben - und wenn sie behandelt wird, dann mit äußerster Skepsis, wie sie uns aus den pointierten Äußerungen fachnaher Vertreter wie Willy Hellpach³⁰ oder Max Rumpf³¹ entgegenschlägt. Dabei hat aber beispielsweise Hellpach mit seinem Begriffspaar der „sensuellen Vigilanz“ bei gleichzeitiger „emotionaler Indifferenz“ durchaus und nachhaltig zur Bestimmung städtischer Daseinsbedingungen beigetragen. Ihren Höhe- und Endpunkt findet die volkskundliche Stadtablehnung allerdings

in Adolf Bach³², der noch zu Beginn der 1960er Jahre³³ kaum eine gute Seite an urbanen Welten und Lebensformen finden konnte.

Selbst die Neuorientierung der Volkskunde in den sechziger und siebziger Jahren, die in so vielen Bereichen tiefgreifende und neue Impulse vermitteln konnte, schlug sich auf das Themenfeld „Stadt“ nicht mit derselben innovativen Kraft nieder. Zwar wurden nun neue Modelle für die Volkskunde der Stadt diskutiert (z.B. die im geographischen Kontext formulierte Stadt-Umland-Theorie)³⁴; ebenso wurde die Stadt als wichtiges Feld der Moderne und moderner Lebensformen fraglos in die volkskundliche Optik eingemeindet (so bei Bausinger 1961)³⁵, ohne daß sich aber eine eigenständige Forschungsrichtung und ein geschlossener Diskurs hätten etablieren können. Selbst die thematische Ausrichtung des 24. Deutschen Volkskunde-Kongresses 1983 auf das Thema „Großstadt“³⁶ führte nicht zur Etablierung eines eigenständigen stadtvolkscundlichen Forschungszweiges. Von wenigen Ausnahmen abgesehen,³⁷ beschränkte sich stadtvolkscundliches Forschen auf die Inanspruchnahme von „Stadt“ als geographischer Bezugsgröße, ohne daß Spezifika des Lebens im Urbanen thematisiert worden wären.

Erst in neuester Zeit — nachdem auch Vorschläge, Urbanität gerade im Nicht-Alltäglichen, zum Beispiel in der Festforschung zu ermitteln,³⁸ nur wenig Tragfähigkeit entwickeln konnten — deutet sich, darauf hat unlängst Rolf Lindner hingewiesen, die Herausbildung einer breiteren Basis urban-ethnologischer Forschungen in der Volkskunde an.³⁹ Gerade ein Blick auf die regelmäßig erscheinenden Verzeichnisse über das volkskundliche Lehrangebot im deutschsprachigen Raum zeigt, daß seit geraumer Zeit über die in publizierter Form greifbaren Überlegungen hinaus städtische Themen bevorzugt auch in empirische Projektarbeit Eingang finden. Dennoch werden selten explizit „Urbane Welten“ zum Thema gemacht und es ist hoffentlich als Indiz für die zunehmende Etablierung urbaner Forschungsfragen zu werten, daß nicht nur Arbeiten zur *Volkskunde in der Stadt* mittlerweile weitgehend zu einer Selbstverständlichkeit geworden sind, sondern sich innerhalb eines Jahres gar zwei Tagungen der kulturwissenschaftlich-volkscundlichen Stadtforschung verschrieben haben.⁴⁰

*Zustandsbild —
Zur Systematisierung stadtvolkscundliche Arbeitens
der Gegenwart*

Gerade vor diesem Hintergrund tut Systematisierung Not. Ich versuche deshalb, ganz knapp die aktuellen Auseinandersetzungen mit urbanen Fragestellungen zu bündeln. Dabei geht es mir nicht um Vollständigkeit, sondern zunächst um eine Bestandsaufnahme der stadtvolkscundlichen Felder, die im engeren oder weiteren Sinne mit Fragen der Wahrnehmung der städtischen Umwelt befaßt sind.

Als erstes ist hier die Erforschung von *Zusammenhängen zwischen Wohnen und Stadt* zu nennen. Obwohl zahlenmäßig nicht sehr dicht, gehören Fragen nach der „bewohnten Stadt“ seit längerem zum festen Repertoire stadtvolkscundlichen Arbeitens. Im Zentrum stehen dabei Zugänge, Parameter des städtischen Wohnens in unterschiedlichen sozialen, ökonomischen, stadtheographischen, architektonischen oder Geschlechterkontexten aufzuspüren und als Ausdruck vielfältiger Lebensstile und -formen und -bewältigungen zu beschreiben. Bezeichnenderweise stammen die meisten Beiträge zu dieser Problematik aus Instituten wie Graz,⁴¹ Frankfurt a. M.⁴² oder Berlin⁴³, die schon länger einen urbanethnologischen Schwerpunkt besitzen.

Aus älteren Ansätzen (wie der volkscundlichen Gemeindestudien) herausgewachsen, wandte sich die *Erforschung des Lebens im Stadtteil* zunächst dem Agieren der Menschen in ihrer engeren Wohnumgebung zu. Sie beschränkte sich dabei explizit auf kleinere, als erfaß- und überschaubar eingestufte Einheiten: auf klein- und mittelstädtische Kultur, auf Stadtteile⁴⁴ und/oder auf Nachbarschaften. Gerade für die Nachbarschaftsforschung⁴⁵ — ursprünglich aus der Suche nach Gemeinschaftlichkeit, nach der Dokumentation von *belonging* und *togetherness*⁴⁶ erwachsen und oft im Tenor anti-urban — öffnen sich neue Felder, wird sie — wie im jüngst von Heinz Schilling herausgegebenen Band „Nebenan und Gegenüber“⁴⁷ — als soziale Organisation von Nähe, als Möglichkeitsraum gefaßt. Ähnliches gilt für die Sichtweise auf Stadtteile: Statt wie gehabt nach Grenzen und abgezielten Lebensformen zu suchen, bieten sich als neue Sichtweisen diejenige auf den Verortungsraum „Stadtteil“ ebenso an wie eine solche, das Zustandekommen von „Stadtteil-Images“ und ihre Rückwirkungen auf die gebaute, belebte und bewohnte Stadt zu untersuchen.⁴⁸

Die Auseinandersetzung mit *städtischen Brennpunkten*, mit exemplarischen urbanen Orten oder exemplarischen städtischen Medien stellt ein weiteres Feld gegenwärtiger volkskundlicher Beschäftigung mit der Stadt dar. Hierzu lassen sich Auseinandersetzungen mit der Bedeutung und Funktion der Straße, z.B. als Manifestations-⁴⁹ und besonders als Interaktions- und Alltagsraum⁵⁰ ebenso zählen wie Arbeiten zum Bahnhof⁵¹ oder zur Kneipe⁵² als Brennpunkte urbanen Lebens. Dazu gehören aber auch Beschäftigungen mit Verkehrsmitteln als paradigmatischen urbanen Medien — beispielsweise der U-Bahn als Ausdruck des „Transitorischen und Fragmentarischen der urbanen Existenz“.⁵³

Die Rubrik „*urbane Lebensweisen*“, die ich als nächsten Fixpunkt vorschlage, mag zwar nicht unbedingt in sich konsistent erscheinen und sich mit den eben genannten verschiedentlich überschneiden. Sie gewinnt aber dann an Kontur, wenn sie stadtsspezifische Verhaltensweisen bzw. -angebote als Produkte und Formanten eines „inneren Urbanisierungsprozesses“⁵⁴ beschreibt. Beim Blick auf das städtische Bewegen, auf das Gehen und Fahren, auf großstädtisches Nachtleben und -erleben⁵⁵, auf den kindlichen Schulweg⁵⁶ oder auf urbane Nahrungsgewohnheiten⁵⁷, überall steht die Untersuchung des Verhaltens im Urbanen bzw. des städtischen Raums als Verhaltensraum im Vordergrund. Bleibt die explizite Frage nach der Stadtwahrnehmung.

Stadtbilder — Zur Erforschung der Wahrnehmung urbaner Umwelt

Fragen der Wahrnehmung und Aneignung der städtischen Umwelt, das dürfte meine kurze Zusammenschau deutlich gemacht haben, bilden mittlerweile einen Kernbereich der gegenwärtigen volkskundlichen Beschäftigung mit der Stadt. Angesichts der zunehmenden Komplexität urbaner Gebilde, einer wachsenden Differenzierung respektive Heterogenisierung städtischer Lebensformen und einem Verständnis von Stadt als einem kulturräumlichen Gebilde, das stets neue (auch widersprüchliche) kulturelle Formen und Bedeutungen produziert, drängt sich das Thema geradezu auf. Wahrnehmung und Aneignung, vielleicht besser: „Stadt-Ideen“ und „Stadt-Erfahrungen“ bilden dabei zwei miteinander verschränkte Aspekte.

Ihre gemeinsame Analyse erlaubt es, den scheinbaren Widerspruch zwischen der Alltagsrelevanz und Alltagspraxis raumbezogenen Denkens und Handelns einerseits und der zunehmenden Brüchigkeit einheitlicher Vorstellungen und Muster von Stadt und Urbanität andererseits nicht nur in seinen beiden Polen, sondern auch in seinen inneren Bezügen herauszuarbeiten.

Sich mit der Wahrnehmung der Stadt zu beschäftigen, heißt aber auch, anzuerkennen, daß sich die Stadt als Projektionsfläche von und für Bedeutungen mit der „realen Stadt“, dem — wie die Urbansoziologie der achtziger es ausdrückte — „materiellen Substrat“⁵⁸ nicht deckt. Gleichzeitig gilt es jedoch zu konzedieren, daß diese Stadtbilder oder vielleicht besser: diese mentalen Stadtmodelle deswegen nicht weniger real sind. Sie dienen u.a. dazu, die Komplexität und Vielfalt (großstädtischen Daseins und urbaner Verhaltensanmutungen zu bewältigen, erlauben das Sich-Einrichten und Zurechtfinden im Lebensraum „Stadt“. Frühe Ansätze versuchten, dies unter der Begrifflichkeit der Stadt als „heimatlichem Raum“⁵⁹ zu rubrizieren, andere machten auf die Nacht- und Schattenseiten, z.B. gewaltbeladene oder potentiell gewaltbesetzte städtische Orte aufmerksam.⁶⁰ Nicht zuletzt gehört hierher aber auch die Beschäftigung mit Übergängen im Stadtraum oder mit *mental maps* als Ausdruck der Wahrnehmung städtischer Gebilde.⁶¹

So wichtig die Frage der Wahrnehmung mittlerweile für eine Stadtvölkswissenschaft geworden ist, so erstaunlich ist es, daß bislang nur wenig über Perspektiven der Wahrnehmung nachgedacht worden ist. Grundsätzlich bietet sich zunächst eine Aufgliederung in drei verschiedene, aufeinander aufbauende Ebenen an — daß diese miteinander verknüpft und realiter auch nicht streng separierbar sind, versteht sich von selbst, sie sollen hier aber gezielt auseinandergehalten werden:

Als erste Ebene bzw. Dimension der Wahrnehmung läßt sich die Suche nach (anthropologischen) Orten bezeichnen. Hier interessieren individuelle Deutungen und Bedeutungen, interessiert die Verortung im urbanen Kontext, das Einrichten der Existenz im städtischen Kontext, da sich Einlassen (und Nicht-Einlassen) auf die urbane Umwelt.

Auf der nächsten Ebene steht die Frage nach der Wahrnehmung der Stadt als (strukturierendem und strukturierten) Raum im Vordergrund. Dies umfaßt sowohl den Umgang mit dem umbauten Raum als auch die

Vorstellung, in Städten nach Möglichkeits-, Aktions-, Interaktions- und Kommunikationsräumen zu suchen. Zudem beinhaltet dies Fragen nach Raum und Räumen von Lebensstilen ebenso wie solche nach Übergängen und Zwischenräumen. Die letzte Ebene bildet schließlich der Zugriff auf (mentale) Stadt-Bilder, das heißt der Blick auf das Zustandekommen und Fortschreiben von Bildern einer konkreten Stadt, auf die kulturellen Muster, Topoi, Stereotypen und Images, die sich zu Stadtbildern verdichten, aber auch auf die Umsetzung individueller sinnlicher und historischer Erfahrungen zu einer abstrahierenden Stadt-Idee.

Diese drei Ebenen der Wahrnehmung städtischer Umwelt — also (anthropologischer) Ort, (Struktur-) Raum und (mentales) Bild — widerspiegeln in gewisser Weise (und in dieser Abfolge) auch die Veränderung des wissenschaftlichen Blicks auf die Stadt:

Vor allem in älteren Herangehensweisen spielt, (ich bin damit bereits beim ersten wissenschaftlichen Stadtbild,) die Vorstellung eines Stadtkörpers eine zentrale Rolle. Man braucht nicht unbedingt auf die in der frühen Volkskunde in der Nachfolge von Riehl gern aufgenommene Vorstellung von „natürlichen“ (versus „künstlichen“) Städten zu referieren, auch die ältere Soziologie betrachtete Stadt als distinkte und eingrenzbar Einheit. Entsprechend lag ein großes Augenmerk auf der „Suche nach Regelmäßigkeiten in dem scheinbaren Chaos der Städte.“⁶² Als Strukturfaktoren der modernen Stadt wurden Entwicklungstendenzen wie Metropolenbildung oder die Herausbildung spezifischer, distanzierter Formen von Nachbarschaft ausgemacht, daneben aber auch die Herausbildung und Formung von „Urbanität als Lebensstil“⁶³ — letzteres vor allem durch die Aus- und Wechselwirkungen von Größe, Heterogenität und Dichte der Stadtbevölkerung. Noch weitaus deutlicher aber wird diese körperhafte Vorstellung in der sozialökologischen Sichtweise der Chicago School, vielleicht am prägnantesten greifbar in der verbildlichten Darstellung in Ernest W. Burgess Stadtmodell als Gebilde aus 5 konzentrischen Kreisen.⁶⁴ Die Stadt erscheint als Einheit, als organisches Gebilde, das sich nach eigenen Wachstumsregeln in verschiedene, voneinander segregierte Bereiche teilt. Nicht zuletzt in ihrer eindrücklichen Visualisierung prägte diese organologische Stadtsicht, die — mit Modifizierungen — in der Urbananthropologie wie der Stadtgeographie während Jahrzehnten Bestand hatte, den wissenschaftlichen Blick auf die Stadt.

Ein nächstes wissenschaftliches Stadtbild, das sich nun unter erweiteren Gesichtspunkten der Dimension „Raum“ und der Ermittlung von Wertzusammenhängen im Rahmen der Großstadtannahme, hatte von den sechziger Jahren bis in unser Jahrzehnt hinein weithin Bestand. Im Vordergrund standen hier zunächst Überlegungen, daß urbane Lebensstile wesentlich auf dem sozialen Raum in seiner ganzen Komplexität basieren. Nicht nur die räumliche Verteilung von Personen auf Grund soziostruktureller und sozioökonomischer Merkmale, sondern auch symbolische Anziehungspunkte wie Kirchen, Banken und ähnliches wurden als relevante Stadtfaktoren herausgearbeitet. Leitlinie bildete hier der Gedanke, daß die Wahrnehmung des städtischen Raums auch auf kulturellen Voraussetzungen basiert, das heißt von einer räumlichen Sozialordnung mit kulturell-symbolischer Bedeutung ausgeht. Am nachhaltigsten durchgesetzt haben sich die daraus hervorgehenden Ansätze, „Stadt“ vor allem als ein Spannungsfeld zu begreifen. Zunächst festgemacht an der städtischen Lebensweise, wird diese als bestimmt gesehen durch Pole wie Fremdheit und Nähe, Anonymität und Kontaktchance, unvollständige Integration und stilisierende Selbstdarstellung, „Apathie“ und „Energie“⁶⁵. Von hier aus führt nun die Linie wieder zur Sicht auf die Stadt insgesamt, die als Spannungsfeld und in der Interaktion zwischen zwei sich entgegengesetzten Polen gefaßt wird. Nachhaltigsten Niederschlag hat dieses Bild wohl in der berühmten Entgegensetzung von Öffentlichkeit und Privatheit gefunden, deren maximales Auseinanderklaffen mit Hans Paul Bahrdt geradezu als definitorisch für Städte erkannt wurde.⁶⁶ Die Wirkung dieser Sichtweise weist bis hin zu Richard Sennet, der den Abbau des Poles der Öffentlichkeit als Ursache einer nachhaltigen Veränderung städtischer Verfaßtheit herausarbeitete⁶⁷ oder zu Ulf Hannerz, der seine Bestimmung von Urbanität in einem ähnlichen Spannungsfeld aufspannt: In seiner vielzitierten Klage über die Ausrichtung urbananthropologischer Forschung auf den locus statt auf den focus⁶⁸ — mehr noch in seinem ausgeführteren Konzept polarer Typen urbanen Lebensstils: der flexiblen, innovativen *integrativity* und der solitären *encapsulation*.

In einer aktuellen Sichtweise, in aktuellen wissenschaftlichen Stadtbildern erscheinen Zugänge, die von geschlossenen Orts- oder auch Raumvorstellungen ausgehen, weitgehend als hinfällig. So wird beispielsweise von Hartmut Häußermann gefordert, Urbanität nicht von „äußeren Arrangements“ her, sondern als Prozeß zu reformulieren, der aus jeweils aktuel-

len gesellschaftlichen Problemen heraus neu betrachtet werden muß, momentan etwa bezüglich Präsenz der Geschichte, sozialer Chancengleichheit, neuen Einheiten des Alltags, Zulassen von Widersprüchen, Multikulturalität oder der Differenzierung öffentlicher und privater Räume, um nur einige zu nennen.⁶⁹

Auch in der Volkskunde beginnt sich eine ähnliche Erkenntnis durchzusetzen: Der Blick geht hier (wie in den Nachbardisziplinen) von einem Verständnis der (Groß-)Stadt als Einheit der Vielfalt — das heißt einem Gefäß, das Differenzierung als Vielfalt von Strömungen, Lebensformen und Kulturen im Wechselspiel mit Homogenisierung hervorbringt —, hin zur Sichtweise, Großstädte als Orte der Vielfalt, in denen Gruppen im Umgang, Hervorbringen und Weitergeben kultureller Bedeutungen stets neue kulturelle Vielfalt hervorbringen, zu verstehen. Hier macht beispielsweise Gisela Welz in ihrer Studie zu den „Inszenierungen kultureller Vielfalt“ ihr Verständnis von Weltstädten fest, indem sie ihnen als Spezifikum eine „zentrale Rolle in der Veränderung und Zusammenführung kultureller Bedeutungen und Formen“ zuspricht, was dazu führt, daß sich in ihnen „eine Vielzahl ‚kultureller Strömungen‘ gegenseitig dynamisieren“.⁷⁰

Soviel zur groben Situierung der wissenschaftsimmanenten Wahrnehmung urbaner Welten. Dieser strukturierenden Retrospektive sei im folgenden eine Skizze von acht möglichen Perspektiven der Wahrnehmung städtischer Welten beigelegt. Ich verstehe sie als Anregung und nicht als Festschreibung, als grobe Skizze möglicher Konturen und Umrisse, die auf ein Gesamtbild nur hindeuten können.

8 Perspektiven der Wahrnehmung urbaner Welten

Mit Blick auf Fragen der Wahrnehmung kann Stadt verstanden werden als ein „totaler“ sinnlicher Erfahrungshorizont; Erfahrungen, die sich in individuellen wie überindividuellen Stadtbildern niederschlagen können. In seltener Ausschließlichkeit hat sich die volkswundlich-kulturwissenschaftliche Forschung bislang auf die Frage nach der Wahrnehmung der bebauten und natürlichen städtischen Umwelt und auf die Reflexion des

„urbanisierten Blicks“⁷¹, des „Blicks auf den potentiellen Wahrnehmungsraum Stadt“⁷² beschränkt. (Dabei enthebt auch und gerade die Frage nach der Wahrnehmung nicht davon, die politische Dimension zu reflektieren. So expliziert beispielsweise Richard Sennet seine These der Abkapselung der Menschen im öffentlichen Raum am Verlust des angeregten und anregenden Sehens und führt aus, daß gebaute Umwelt und das „Design“ der Gesellschaft uns den Blick verstellten und wir vor dieser Überkomplexität mit Gleichgültigkeit, die gleichzusetzen sei mit Unterwerfung, reagieren.⁷³)

Diese Konzentration auf den Blick bedeutet aber gleichzeitig eine Einschränkung auf visuelle und versprachlichte Aspekte der Stadtwahrnehmung. Hier besteht einiger Nachholbedarf: Sei es in Fragen des Geruchs, wozu außer Alain Corbins frankreichzentrierten kulturhistorischer Monographie so gut wie nichts vorliegt, oder zu Geräusch und Klang, wo mit und in Anlehnung an Murray Schafer die Erforschung urbaner Soundscapes nur ein marginales Dasein fristet.⁷⁴ Ich muß es mit dem Hinweis auf Einseitigkeit bewenden lassen, zumal auch meine Auswahl von acht Perspektiven der Wahrnehmung im Bild- und Sprachlichen verhardt.

„Stadt-Bilder“

In der kulturwissenschaftlichen (Stadt-)Forschung hat sich seit einiger Zeit die Analyse von *mental maps* als Abbild der Welt in unseren Köpfen, als „Vorstellungsmetapher“, etabliert.⁷⁵ *Mental maps* — vom Sprachlichen her übrigens eine denkbar schlechte Bezeichnung, zumal die graphische Umsetzung des Bildes der Stadt im Kopf nicht zwangsläufig auf eine kartographische Skizze hinauslaufen muß — vermitteln einen Einblick in die Auseinandersetzung respektive den Umgang mit „Stadt-Idee“ und „Stadt-Erfahrung“, das heißt einerseits das, was eine Person für ihre Umwelt hält, andererseits sind sie aber auch lebens- und erfahrungsgeschichtlich hinterlegt. *Mental maps* als Ausfluß der Umwelt-Aneignung, -Deutung und -Ordnung⁷⁶ dürfen damit nicht einfach als Ausdruck bzw. Wiedergabe der Wahrnehmung gelesen werden. Diese erschließt sich vielmehr nur mittelbar, zumal bis zum Zustandekommen eines mentalen Bildes verschiedene Umsetzungsprozesse stattfinden:

Zunächst und besonders stellen *mental maps* eine — im erweiterten Sinne — Textualisierungsleistung, also eine Umsetzung des subjektiv erlebten Stadtbildes mit gestalterischen Mitteln dar.

Als solche sind sie weiter Produkt einer Reduktions- und Abstraktionsleistung bzw. Resultat einer Selektions- und/oder Verdichtungsleistung.

Mental maps fordern drittens eine erhebliche Fokussierungsleistung ab und sind schließlich immer auch Symbolisierungsleistung.

Als kulturwissenschaftliches Verfahren sind Methoden und Möglichkeiten des *mental mapping* allerdings noch wenig ausgelotet. Es kann weder angehen, die vom „Vater“ des Verfahrens, Kevin Lynch, in den Vordergrund gerückte Verdichtung von Planskizzen und Befragungsmaterialien zu „Images“⁷⁷ fraglos zu übernehmen, noch den Prozeß der Verbildlichung einer Vorstellung nicht kritisch zu reflektieren, noch die Gebundenheit an jeweilige Stadtvorstellungen außer acht zu lassen. Gelingt es aber, wie bei den ebenso zur Methode gehörenden Befragungen, sowohl den graphischen Umsetzungsprozeß als dialogische Erhebungssituation les- und befragbar zu machen, als auch die Ausdrucksform des Zeichnens zu reflektieren,⁷⁸ so werden *mental maps* tatsächlich zu „Medien, mittels derer sich kulturgebundene Wahrnehmungs- und Klassifikationssysteme erschließen lassen“⁷⁹.

Ein Blick in die Geschichte des *mental mappings* zeigt übrigens, wie stark die Anwendung und Nutzung des Verfahrens den jeweils herrschenden wissenschaftlichen Stadtbildern verhaftet war: So ging zum Beispiel Kevin Lynch 1965 noch von der Existenz fester, ganzheitlich-soziokulturell geformter Stadtbilder aus. Oder aber erschloß die Urbano-soziologie der achtziger Jahre subjektive Stadtpläne als „eine Beschreibung dessen, was eine Person für ihre Umwelt hält,“⁸⁰ das heißt *mental maps* wurden verstanden als Abbilder der Wahrnehmung des jeweils individuellen Ausschnittes des städtischen Raumes. Ihnen zur Seite wurde nun als noch kleinere Einheit der Aktionsraum gestellt, also jener vergleichsweise kleine Ausschnitt der „objektiven Stadtstruktur“ des gesamten Stadtraumes, der auf das eigene Verhalten hin bezogen und interpretiert wird.

Bei der Durchsicht von *mental maps*, auf die ich abschließend noch einmal kurz zurückkommen werde, zeigt sich immer wieder, daß „offizielle“ und öffentliche Bilder darin fast durchwegs einen prominenten Platz

einnehmen und gleichsam in den „persönlichen Besitz“ übergegangen sind. Hier, aber auch jenseits einer *mental-map*-Forschung, ist der Bedeutung von Stereotypen und Images, die jenseits „individuell verschiedenartig ausgeprägter Erlebnisfelder“⁸¹ zu Bestandteilen eines gemeinsamen Stadtbildes werden, weiter nachzugehen. Wenn Helge Gerndt 1985 für München von „Frauenkirche, Hofbräuhaus, (...) schönen Mädchen, Studenten Künstlern, (...) Bier, Biergarten, Oktoberfest, Fasching, Weißwurst, Maßkrug, Lederhose“ als allgemein bekannten „Situationssymbolen“ spricht, so mag man ob des folkloristischen Eindrucks vielleicht fälschlicherweise darüber hinweglächeln, daß solche und subtilere vereinfachte und verzerrte Vorstellungsbilder durchaus zu Verhaltenssicherheit und Umweltbewältigung beitragen und als kulturell verarbeitete Bilder der Wirklichkeit gelesen werden können. So ist zu fragen, ob nicht den Untersuchungen zu Stadtbildern in Reiseführern⁸² solche zu Images und Stereotypen in den Köpfen von Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohnern beizugesellen wären. Im Falle Hamburgs, so die Resultate eines kleinen Forschungsprojekts, weist sich auf jeden Fall, daß zwischen den individuellen und den zahlreichen offiziellen und offiziösen Images — verstanden als „Wahrnehmungsanleitungen“⁸³ bzw. -angebote — eine Wechselwirkung besteht.

Asphalt, Beton, Stahl und Glas: Zur Materialität der Stadt

„Ich verlange von einer Stadt, in der ich leben soll: Asphalt, Straßenspülung, Haustorschlüssel, Luftheizung, Warmwasserleitung. Gemütlich bin ich selbst.“⁸⁴ Mit diesen vielzitierten Worten hat Karl Kraus 1919 seine persönlichen Anforderungen an eine Großstadt umschrieben. Die Aussage ließe sich in verschiedenen Richtungen interpretieren, hier interessiert vor allem, daß mit dem „Asphalt“ an erster Stelle ein Material als besonders urban herausgehoben wird. Es ist denn auch die Materialität der Stadt, die hier als zweite Perspektive für die Untersuchung der Wahrnehmung städtischer Umwelt angesprochen werden soll.

Asphalt, das hat Simone Wörner in einem unlängst erschienenen Beitrag eindrücklich herausgearbeitet, steht weithin unbefragt als „Attribut großstädtischen Lebens“, „als Symbol für Fortschritt, Modernität und Zivilisation“, ja, als „Metapher für die Großstadt als ganzes in ihren negativen und positiven Seiten“.⁸⁵

Wie der Asphalt haben weitere Materialien paradigmatische Bedeutsamkeit für Urbanität schlechthin erlangt — so, beispielsweise, Beton, Stahl oder Glas. Gerade sie stehen nicht nur als Materialien an sich, sondern sind spezifisch urban aufgeladen, das heißt, sie stehen für das, was in der landläufigen Einschätzung als bestimmend für urbanes Dasein angesehen wird: Anonymität, Verkehr, Masse und Vereinzelung, Wohnmaschinen und Bürokomplexe, Technik und High-Tech, Dynamik und Unübersichtlichkeit etc. Die zunehmende und augenfällige Omnipräsenz dieser Materialien im urbanen Raum als schwarze, graue oder transparente Flächen und Gebilde in der Waagrechten und Senkrechten erheischt Aufmerksamkeit und prägt die Wahrnehmung, sodaß sie in erheblichem Maße nicht nur Großstadt-Phobie wie -Euphorie zu bündeln vermögen, sondern geradezu zu Kollektivsymbolen⁸⁶ für die Stadt werden.

Ein Beispiel aus der Schweiz des ausgehenden 19. Jahrhunderts soll diesen Hinweis (mehr kann es angesichts der noch ausstehenden weiteren Perspektiven nicht sein) auf die Auseinandersetzung mit der Materialität als Perspektive der Auseinandersetzung mit Stadtwahrnehmung abschließen: Im Zuge der Stadterweiterung hatte Anfang der 1890er Jahre ein englischer Generalunternehmer die südlichen Neubaugebiete der Stadt Bern mit einer reinen Stahlbrücke erschlossen. Sie wurde ebenso als kühne Errungenschaft der Moderne gefeiert wie das ungewöhnliche Gefühl, die beim Gehen und Fahren ausgelösten Schwingungen direkt wahrzunehmen, heftige Proteste hervorrief. Als wenige Jahre die Stadt auch nach Norden hin expandierte, kam es zu einem regelrechten Brückenkampf,⁸⁷ in dessen Verlauf die Materialfrage gerade wegen ihrer Symbolträchtigkeit alle weiteren (und wichtigeren) Problempunkte überschattete und in den Ruf nach einer soliden Steinbrücke traditioneller Machart mündete. Erst als in den zur Volksabstimmung vorgelegten Plänen die Brückenpfeiler der vorgesehenen Stahlkonstruktion mit Steinen ummantelt und erst noch mit je einem Obelisken versehen wurden, fand das Projekt schließlich die nötige Zustimmung.

Straße

Straße im urbanen Raum ist mehr als bloß Verkehrsweg und Bestandteil des persönlichen Wegernetzes, mehr als bloß Schleuse zwischen Wohnort, Arbeitsort oder Freizeitaktivitäten. Straße ist in der Stadt vielmehr auch der „kurze Weg“⁸⁸, an dem und auf dem Konsum, Kommunikation

und Austausch stattfinden. Straße ist Lebensraum — für das Leben an wie auf der Straße —, sie ist aber ebenso Manifestationsraum. Straße steht nicht zuletzt im Spannungsfeld zwischen Schneise des Öffentlichen und Trampelpfad des Privaten. Straße als bedeutender Teil der städtischen Fläche ist also nicht nur Zwischenraum⁸⁹ — oder schlimmstenfalls gar jener Fluchtweg aus der Stadt, der städtisches Leben überhaupt erträglich macht⁹⁰, — sondern ebenso Stadt-Raum.

Straße ist mit unterschiedlichen Bedeutungen besetzbar und besetzt. So sind die Straßen der Großstadt auch „zunehmend Ort von Menschenansammlungen und verschiedenen Formen von Öffentlichkeit“⁹¹. In ähnlicher Richtung hat bereits Walter Benjamin Straßen als „die Wohnung des Kollektivs“ beschrieben: „Das Kollektivum ist ein ewig waches, ewig bewegtes Wesen, das zwischen Häuserwänden soviel erlebt, erfährt, erkennt und ersinnt wie Individuen im Schutze ihrer vier Wände.“⁹² Als „Massenmedium“⁹³ ist die Straße damit Handlungsfeld und Ort, an dem konkurrierende Gruppierungen Auseinandersetzungen führen und um die Vorherrschaft ringen.⁹⁴ Sie war zum Beispiel Medium für die Arbeiterschaft, die demonstrieren lernte⁹⁵, sich den urbanen Raum, vor allem seine Straßen und Plätze für ihre Aufmärsche (zentral diejenigen des 1. Mai) — erschloß.⁹⁶ Sie wurde aber auch von protestierenden Frauen in Anspruch genommen, die zum Beispiel in den Brotkrawallen des Vormärz und in der Revolution von 1848 sich den Straßenraum im Wechselspiel zwischen Vorwärtsdrängen im öffentlichen Bereich und Rückzug in die (eher) privaten Territorien der Gassen und Häuser aneigneten.⁹⁷

Die Inanspruchnahme der Straße als Manifestationsraum bildete so einen wichtigen Faktor der Erfahrung des Städtischen wie auch städtischer Raumerfahrung zwischen den Polen der Vertrautheit mit dem engeren Lebensraum und dem Aufgehobensein in einer interessengleichen Masse — was sich bis heute nicht nur fortsetzt, sondern auch Ausdruck in neuen Formen findet.⁹⁸ Straße als „Wohnung des Kollektivs“ hat aber durchaus nicht nur im Politischen ihren Ausdruck gefunden, sondern auch in Äußerungen wie dem Techno-Event der Loveparade oder solchen wie „Festumzug, Gassenspiel, Straßenfest, Straßenfastnacht, Prozession“⁹⁹ etc., die schon lange im volkskundlichen Blickpunkt stehen.

Straße, ich kann hier nur kurz weiter skizzieren, ist Raum der Unsicherheit, des Zwielfichtigen und gesellschaftlich Ausgegrenzten: für Ver-

brechen, Prostitution und die Drogenszene. Straße ist aber ebenso Ort des Lernens und der Sozialisation: Das reicht von der kindlichen Raumaneignung zum Beispiel auf dem großstädtischen Schulweg¹⁰⁰ bis hin zu unterschiedlichen Raumvorstellungen der Geschlechter.¹⁰¹ Straße kann aber auch zum eigentlichen urbanen Lebensraum werden: für Obdachlose ebenso wie für die Bewohnerinnen und Bewohner strukturell benachteiligter Großstadtviertel, für die sie zum Schauplatz des Alltagslebens, zum Handlungs- und Identifikationsraum wird.¹⁰² Dennoch bleibt Großstadtstraße auch Ort des Verkehrs und darf auch in dieser Funktion nicht aus dem Blickfeld geraten, vermittelt sie doch hierdurch ebenso wichtige Bilder von Urbanität: von Fragmentierung, Tempo oder vom städtischen Fluß, aber auch von der Gefährdung, Disziplinierung und dem latenten Konfliktpotential zwischen Mobilitäts- und Wohn- und Lebensansprüchen.¹⁰³

Stadtgestalt

Die Stadtgestalt übt einen entscheidenden Einfluß auf die Wahrnehmung der städtischen Umwelt aus — und zwar im Wohnen wie im Sich-Aufhalten und Verweilen, im Bewegen und im Verharren, im Handeln und Sich-Beziehen, im Erzählen und Erinnern. Die gebaute und gestaltete städtische Welt: Gebäude, Straßenzüge, Häuserfluchten und Dachlinien; Wahrzeichen ebenso wie Vorgärten, Grünflächen oder Laubenkolonien prägen die Verortung des Menschen in der Stadt, seinen Raumbezug und sein Stadtbild.

Die Stadtgestalt gibt, um ein von Hermann Bausinger auf „Heimat“ gemünztes Begriffspaar umzuwidmen, „Kraftfeld und Kulisse“ ab, ist Anlaß und Hintergrund für Handlungen, bietet Bezüge und Orientierung, gewährleistet Sicherheit — und schafft Verunsicherung. In der Stadtgestalt sind Geschichte und Macht materialisiert,¹⁰⁴ sie bietet Referenzen, Ordnungen und Möglichkeiten zur (temporären) Verortung — hier dynamisiert sich aber auch Gegenwart, lösen sich feste Relationen auf.

Die vielschichtige Zeichenhaftigkeit der Stadtgestalt ist eine Verführung zum Lesen und Deuten: Fast klassisch ist mittlerweile beispielsweise die Frage nach der Repräsentation kultureller, macht- und herrschaftspolitischer Ansprüche in Bauten der Bildung, der Verwaltung oder

im kommunalen Wohnungsbau¹⁰⁵ (vom Wiener Karl-Marx-Hof über den Plattenbau bis hin zu aktuellen Konzepten) — dazu gehört aber ebenso die Gestaltung öffentlicher Plätze oder von Grünflächen.¹⁰⁶ Gerade beim Blick auf diese Formen von Repräsentationskultur, die dank Feuilleton, Reportage, Fotobänden und Stadtführern zu festen Images gerinnen, darf es nicht stehenbleiben: Zu fragen ist weiter — zum Beispiel — nach der Repräsentation von wirtschaftlicher Potenz, Reichtum und Armut, von individueller Selbstbehauptung¹⁰⁷ und gesellschaftlichen Konventionen, Selbstdarstellung und Rückzug usw. Die vielschichtige Zeichenhaftigkeit der Stadtgestalt ist aber auch eine Verführung, sich mit der „kulturellen Ausstattung“ — deren Bestandteil das gebaute und gestaltete Stadtbild fraglos ist — zufrieden zu geben. Für die Auseinandersetzung mit der Wahrnehmung städtischer Umwelt kann aber „Stadtgestalt“ im Grunde genommen nur eine Zwischengröße darstellen: Sie ist „potentieller Wahrnehmungsraum“¹⁰⁸, der einerseits erst durch Verweise und Verbindungen (zum Beispiel zu Stadtbildern) zum Vermittlungsraum „spezifischer kultureller Aktivitäten“ und zum kulturellen Bedeutungsraum wird;¹⁰⁹ der andererseits aber auch nie vollständig, sondern nur in ausgewählten Teilbereichen und mit divergierenden Interessenlagen und Zugängen „genutzt“ wird — was übrigens bereits Ulf Hannerz auf die schöne Formel von der Vielfalt von Zugängen und dem Zugang zur Vielfalt gebracht hat.¹¹⁰

Stadt-Räume

Ähnlich vergeblich wie nach der Stadt als solcher oder als ganzes zu fragen ist die Suche nach dem Dorf in der Stadt, auf die sich die volkskundliche Erforschung von Stadtteilen lange Zeit begeben hat. Dennoch: Obwohl Raumordnungen nicht mehr fest, Konturen bzw. Grenzen städtischer Teilräume nicht eindeutig zu umreißen und Raumbezug bzw. Raumbezogenheit loser geworden sind, existiert räumliche Differenzierung und unterscheiden sich Stadt-Räume. Sie sind, und dies gilt es bei der Untersuchung zu berücksichtigen, vielfältig (z.B. sozial, strukturell, kulturell, funktional) eingebettet in weitere urbane Kontexte; sie werden unterlaufen sowohl durch die Fragmentierung des Lebens in der städtischen Umwelt als auch durch den Rückzug ins Privat-Heimische. Dennoch: Stadt-Räume haben einen sozialen, funktionalen oder historischen Gehalt, sie bilden deswegen aber keine distinkte Einheit und es ist auch nicht gegeben, daß

diese Bedeutungen von allen Bewohnerinnen und Bewohnern erkannt und umgesetzt werden können.

Stadt-Räume liefern aber zum Beispiel hinsichtlich baulicher Symbolik, Lebensstilen, Werte-, Normen- oder Kommunikationssystemen Angebote¹¹¹ — und zwar weder willkürliche noch unbeschränkte — und damit auch einen gewissen Rahmen für die Gestaltung des Lebens und die individuelle Verortung. Einen Zugang zur Erforschung der Bedeutung städtischer Teilräume und ihrer Bedeutung für die Wahrnehmung städtischer Umwelt bildet demnach, deren Sinngehalt sowie deren Wirkkraft auf die Bewohnerinnen und Bewohner jeweiliger Teilräume zu ermitteln; einen weiteren, Zustandekommen und Ausgestaltung solcher subjektiven Ausgestaltungen zu erforschen — zum Beispiel hinsichtlich der Reichweite individueller kognitiver Grenzziehungen oder deren (oft nur in „einigen wenigen markanten Punkten“ mit dem inneren Stadtplan übereinstimmenden) Ausgestaltungen.¹¹² Nicht zuletzt stellt sich die Frage nach dem historischen und erfahrungsgeschichtlichen Zustandekommen räumlicher Bindungen, aber auch ihrem Fortbestand und ihrer Fortschreibungen — zum Beispiel angesichts neuer Netzwerke städtischen Lebens oder dem, was heute so schnell mit dem Schlagwort der „Globalisierung“ gefaßt wird. Gerade letzteres, das heißt die Existenz von Bezügen über einzelne stadträumliche Einheiten hinaus trägt nicht nur zur Aufweichung räumlicher Bezüge bei, sondern bewirkt ebenso deren (Ver-)Festigung. Raumübergreifende Vernetzungen und soziale Beziehungsgeflechte, die Problematik überhaupt einer Festlegung einzelner Stadt-Räume sowie die Tatsache, daß Grenzen, Grenzziehungen und Verortung individuell konstruiert werden, machen damit die Untersuchung von Stadt-Räumen und ihrer Wahrnehmung nicht einfacher, können aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß Faktoren für die Ausgestaltung urbanen Lebens durchaus lokal gebunden sind.¹¹³

Ähnliches gilt auch, ohne dies hier weiter auszuführen, für die Nachbarschaft¹¹⁴: „Aus der Gemeinschaft ist ein Symbol der Gemeinschaft geworden, das von den Mitgliedern unterschiedlich konstruiert wird“¹¹⁵, sie stellt — wird sie nicht bewußt aktiviert — so etwas wie einen „auf gemeinsamen Interessen gegründeten“, allenfalls in seiner Unverbindlichkeit verbindlichen „Common sense“ dar.¹¹⁶

Wohnen

Eine weitere Perspektive sei hier, einerseits weil mit dem eben Ausgeführten eng zusammenhängend und andererseits in einer aktuellen Arbeit erschlossen,¹¹⁷ nur ganz kurz angedeutet: der Blick auf das städtische Wohnen.

Die Auseinandersetzung mit (städtischem) Wohnen als kulturell geprägter Größe wurde bislang in volkskundlicher Hinsicht weitgehend für Fragen der Identitätsbildung und -bestätigung in Anspruch genommen. Vor dem Hintergrund des Aufbrechens soziokultureller Ordnungen ist auch die Frage des Wahrnehmungs- und Lebensstilfaktors Wohnen neu anzugehen. Aufbrechen von Ordnungen darf indessen nicht mit deren völliger Aufhebung gleichgesetzt werden. Gerade am Beispiel des städtischen Wohnens kommt Elisabeth Katschnig-Fasch zum Schluß: „Für weite Teile der Bevölkerung wirken sie (d.h. soziokulturelle Ordnungen, ThH) weiterhin als unbewußte Aufforderung zur konformen Lebensführung und Lebensstilausstattung, auch wenn daneben andere Werte und andere Lebensstile längst Realität sind.“¹¹⁸

Wohnen bleibt damit weiterhin die Summe aktiver und passiver, selbst- und fremdbestimmter Faktoren, wobei letztere zum Beispiel hinsichtlich lokaler oder traditioneller Bindung ab-, erstere dagegen zugenommen haben. Wohnraum als gestalteter Raum liefert damit Erkennbarkeit und Abgrenzung, aber auch — innerhalb gewisser Grenzen — Freiraum. Wohnen als Identifikation mit dem Raum über seine vielfältige Nutzung und Selbstgestaltung findet mannigfachen und verschiedenartigen Ausdruck und befriedigt ein Bedürfnis nach Abgrenzung und Selbstvergewisserung, das „über die Gestaltung von Materie, von Umwelt“¹¹⁹ gestillt wird.

Die Frage nach dem Wahrnehmungsfaktor „Wohnen“ beinhaltet also diejenige nach der Beziehung Mensch — Raum, genauer nach dem „von Menschen angeeigneten und gestalteten Raum „als „Symbolsystem“.“¹²⁰ Sie richtet sich auf die Ermittlung von Prozessen, Handlungen, Verhaltensmustern und Interaktionen, die jeweils „in spezifischen Symbolen dargestellt sind“, das heißt als „Motive und Einstellungen, die sich in der Ausstattung der Wohnungen dokumentieren.“¹²¹ Wohn- und Lebensstile stehen also in Wechselwirkungen mit Gegebenheiten gesellschaftlicher, sozialer

oder architektonischer Art, in einem Beziehungsgeflecht zwischen sozialem und physischem, also auch dem städtischen Raum. Die Pluralisierung von Lebensstilen, die Verwischung sozialer wie räumlicher Horizonte machen den Umgang mit Fragen des städtischen Wohnens nicht einfacher, sie haben aber auch zu neuen Ausdrucksmöglichkeiten geführt, die es gerade auf ihre urbane Anbindung hin zu untersuchen gilt.

Bewegungen und Begegnungen

„Flow“, städtischer Fluß, wird seit und mit Georg Simmel und Willy Hellpach in seltener Einheitlichkeit gesehen: aus leicht distanzierter, statischer Beobachterperspektive, das heißt als Blick von außen auf eine sich stetig bewegende Menschenmasse¹²² — kaum jedoch aus der Perspektive von innen. Ähnlich konstant wurden auch die daraus abgeleiteten Deutungen fortgeschrieben: Etwas weniger drastisch vielleicht als bei Simmel, der den „raschen und ununterbrochenen Wechsel äußerer und innerer Eindrücke“, die stete „Reizüberflutung“ als verantwortlich für eine „Steigerung des Nervenlebens“ und — als „Präservativ des subjektiven Lebens gegen die Vergewaltigung der Großstadt“ — für die Hinwendung zum „verstands- statt gefühlsmäßigen Handeln“ interpretierte,¹²³ wird in älteren wie neueren Arbeiten wird der städtische „flow“¹²⁴, die „fluidité urbaine“¹²⁵ als urbanes Charakteristikum schlechthin und als das Verhalten prägende Größe bezeichnet. So hat beispielsweise Arnold Niederer gefordert, dem „Wesen der Großstadt (...) dort näherzukommen (...), wo sich die Menschen als Anonyme begegnen, auf Bahnhöfen, Plätzen und Friedhöfen usw.“¹²⁶ Wie andere plädiert Niederer damit dafür, daß durch Dynamik und Bewegung besonders „dichte“ Orte entstehen, in denen sich wiederum eine Festlegung des Verhaltens und des Kommunizierens besonders herausbildet. Diese Sichtweisen auf den städtischen Fluß mögen weiterhin legitim bleiben, nicht aber, ihn ausschöpfend zu beschreiben:

Neben den Blick auf den „Flow“ als die zu Fuß sich bewegende „Menge“ tritt beispielsweise jener auf die Menschen im (Individual-)Verkehr und in Verkehrsmitteln — zum Beispiel im Bus, in der Tram oder in der S- und der U-Bahn, die nicht eine besondere Art und Weise des Verhaltens und des (Nicht-)Kommunizierens verlangen, sondern weitergehend, wie bereits zitiert, als „Ausdruck des Transitorischen und Fragmentarischen der urbanen Existenz“¹²⁷ stehen.

Der städtische Fluß ist zudem ebenso zentraler Bestandteil in Überlegungen zu urbanen Orten wie er über geschlossene Raumvorstellungen gleichzeitig hinausweist. So ist es zum ersten häufig gerade der „Flow“, durch den sich städtische Brennpunkte und/oder Verdichtungsräume auszeichnen. Hier bieten sich, wenigstens teilweise, Marc Augés Überlegungen zur Größe „Nicht-Ort“ als Anknüpfungspunkte und gleichzeitig Weiterungen zu älteren Deutungsmustern an, hat er doch den „Raum des Reisenden“¹²⁸ als geradezu archetypisch in Richtung Nicht-Ort ausgeprägt beschrieben, zumal er (im Gegensatz zum „Ort“) weder Identität besitzt noch Soziales hervorbringt,¹²⁹ sondern lediglich auf Verkehr und Transit hin angelegt ist. Die älteren Stichworte Anonymität und Rationalität scheinen damit in Augés „solitärer Vertraglichkeit“¹³⁰ aufzugehen. Aber gerade der „Flow“ läßt mehr entstehen, macht — zum Beispiel — den Bahnhof¹³¹ zum Ort, indem er Nischen und Räume entstehen läßt, die rege benutzte Möglichkeiten der Beheimatung bieten. Daneben und zum zweiten beinhaltet der „städtische Fluß“ als Bewegung auch das Dazwischen, den Zwischenraum zwischen den unterschiedlichen und getrennten Bereichen und Sphären der Stadt (Öffentlichkeit und Privatheit bzw. Wohnen, Arbeiten, Freizeit, Verkehr, oder sozialen Netzwerken), Sphären, in denen Bewohnerinnen und Bewohner von Städten mit anderen Personen zusammenkommen und unterschiedlich gewichtete und verbindliche Netzwerke bilden.¹³²

Wahrnehmung als Forschungsperspektive

Als letzte Perspektive soll hier diejenige der Wahrnehmung als Forschungsperspektive noch einmal aufgenommen werden. Gottfried Korff hat in seinen Überlegungen zu den Wechselwirkungen zwischen der „äußeren“ Verstädterung und den Verhaltens- und Lebensweisen der Menschen, die diesen Prozeß erleben und mitprägen, den Verinnerlichungsprozeß der Urbanisierung als „innere Urbanisierung“ charakterisiert.¹³³ Als Grundmuster benennt er — mit Verweis auf Hellpach — „Apathie und Energie“, das heißt Verhalten in der Großstadt steht „für eine Entwicklung, bei der die Versachlichung der Beziehungen mit der Auflösung traditioneller Bindungen und die Nivellierung mit Individualisierung einhergeht“¹³⁴, was wiederum die Grundlage städtischen Verhaltens bildet.

Der innere Urbanisierungsprozeß mag zwar nie abgeschlossen sein, ich plädiere aber doch dafür, daneben eine innere Urbanisiertheit zu stellen

und zu trennen zwischen dem historischen Prozeß der Annäherung an Urbanität überhaupt als „Gewöhnung ans Moderne“¹³⁵ (was nach wie vor für Teile der städtischen Bevölkerung eine Rolle spielt) und einem mentalen Dispositiv, das von einem Gewohnt-Sein und Umgehen mit der Moderne ausgeht, vor allem aber auch von einem offenen und dynamischen, nicht mehr vom Äußeren her argumentierenden Stadtbild ausgeht.

Ich möchte dies am Beispiel des *mental mappings* illustrieren: Hier erfordern die geänderten Voraussetzungen des makroskopisch-wissenschaftlichen Stadtbildes einen neuen Umgang. Bezogen auf die Konzeption ist dabei zunächst die Ausrichtung auf ein einheitliches Bild grundsätzlich aufzugeben. Es ist weiter auf Ein-Deutigkeiten ebenso zu verzichten, wie der historischen Dimension als „innere Urbanisierung“ Rechnung zu tragen ist. Unter diesen Voraussetzungen kann *mental mapping*, gerade weil von einem „gemeinsam formulierten oder geteilten Sinn“¹³⁶ nicht mehr a priori ausgegangen werden kann, einen Beitrag zur Ermittlung von „Stadt-Ideen und Stadt-Erfahrungen“¹³⁷ ebenso liefern, wie es zur Analyse der „inneren Urbanisiertheit“ in ihrer Eigenschaft als Handlungs- und Wahrnehmungsvoraussetzung, als enträumlichte Vorstellung und symbolische Verdichtung beitragen kann.

Nicht nur zum *mental mapping*, sondern zur Frage nach der Wahrnehmung städtischer Umwelt überhaupt gehört indessen auch ein sorgfältiges Abwägen der von Ulf Hannerz formulierten Frage, welchen Einfluss „die gegenwärtig zu verzeichnenden globalen Verflechtungen unseres Lebens auf die Art und Weise (haben), wie wir über Kultur (und ich füge und spitze zu: urbane Kultur) nachdenken sollten“¹³⁸. Der gern und viel geäußerten These von der fortwährenden Auflösung räumlicher, zeitlicher und sozialer Strukturen ist zunächst die fortwährende Bedeutung des Lokalen entgegenzuhalten, dann aber auch die bereits länger bestehenden räumlichen Vernetzungen und nicht zuletzt der Fortbestand der Relevanz alltäglicher Lebensformen. So steht das Globale nicht für die ganze Welt, sondern nur für „gewisse Einflüsse“, die in unterschiedlicher Intensität und Ausprägung von unterschiedlichen Orten her kommen. Auch wenn also, so Hannerz, „das alltägliche Leben weniger ortsgebunden geworden (ist); für die meisten Menschen zwar nur zu einem geringen Teil, aber für eine Minderheit bereits in überwiegendem Masse“¹³⁹, so behält doch das Lokale als „‘totale’ sinnliche Erfahrung“ seine Bedeutung.¹⁴⁰

Gerade die Berücksichtigung von Pluralisierung und dem Aufbrechen kultureller Ordnungen enthebt damit nicht nur *nicht* von der Auseinandersetzung mit dem Örtlich-Lokalen, was ich hier als urbane Umwelt verstehe, sondern auch nicht von der Auseinandersetzung mit der historischen und sozialen Dimension der Wahrnehmung.

Schluß

Böse Zungen in- und außerhalb der Volkskunde beklagen eine notorische Phasenverschiebung, ein notorisches thematisches Nachhinken des Fachs hinter den aktuellen Fragestellungen der Gegenwart.¹⁴¹ Konfrontiert man dieses On-dit mit einer Aussage von Hartmut Häußermann, wonach es „mit dem Begriff Urbanität (...) ähnlich sei wie mit dem Begriff Heimat: Beides erkenn(e) man dann am genauesten, wenn es abhanden gekommen (sei)“¹⁴², so stellt sich die Frage, ob das gerade mit Blick auf die Auseinandersetzung mit urbanen Welten nicht zuzutreffen scheint. Zugegeben, die Frage ist etwas maliziös und ist schon von Martin Scharfe weitgehend entkräftet worden.¹⁴³ Trotzdem ist es bezeichnend, daß sich die Volkskunde so lange Zeit genommen hat, sich intensiv mit der Stadt zu beschäftigen, bis sie zur selbstverständlichen Alltagsrealität für fast vier Fünftel der Bevölkerung Westeuropas geworden ist und sie sich so als Wissenschaft vom scheinbar Selbstverständlichen wieder auf heimischem Terrain befindet.

Der langsame Zugang der Volkskunde zum und die Omnipräsenz des Urbanen haben aber auch dazu geführt, daß sich die Frage nach einer Volkskunde der Stadt bzw. einer Volkskunde in der Stadt heute kaum noch stellt. Urbanität bildet längst — wenngleich in unterschiedlichem Maße — einen Bestandteil der Alltagspraxis, der Erfahrungs-, Vorstellungs- und Deutungswelt aller Angehörigen der von uns untersuchten Kulturen. Nicht zuletzt deshalb ist eine Herangehensweise an Stadt als spezifischen „Ort“, an und in welchem Phänomene untersucht werden, die als typisch städtisch beschrieben werden können,¹⁴⁴ heute weitgehend überholt. Zudem vermag die Ausrichtung auf „Stadt“ — im Gegensatz zu jener auf Urbanität — weder die prozeßhafte noch die geschichtliche Dimension zureichend zu erfassen.

Forschungsgegenstand und Forschungsfeld Stadt haben sich insofern überlebt, als konsequenterweise heute von einer *Kategorie* „Urbanität“,

ähnlich zum Beispiel derjenigen des *gender*, auszugehen ist. Bloße räumliche, soziale oder kulturelle Zuordnungskriterien werden damit nicht hin­fällig (zumal sie Aneignungen, Erfahrungen und Wahrnehmungen von Urbanität im Lokalen wesentlich strukturieren), genügen aber nicht mehr. So gilt es nicht nur, vom Raum her argumentierende Untersuchungen in­wie außerhalb des städtischen Rahmens weitergehend auf ihre Relevanz für die Auseinandersetzung mit Urbanität zu befragen, sondern auch den Faktor „Urbanität“ in scheinbar „neutralen“, ohne expliziten Stadtbezug operierenden Ansätzen zu ermitteln. Selektive bzw. Ausschlußkriterien dagegen, wie die Ausrichtung auf den *focus*, aber auch Beliebigkeitspara­meter wie der *locus*, der zwar nicht theoretisch reflektiert, aber nicht weni­ger existent, die Zufälligkeit der Auseinandersetzung der älteren Volks­kunde mit der Stadt prägte, versperren allein schon den Blick auf eine ganzheitliche, globale wie lokale Faktoren, historische Entwicklungen und gegenwärtige Praxen, die Dynamik urbaner Kultur ebenso wie die Gleich­zeitigkeit des Ungleichzeitigen angemessen und in ihren Zusammenhän­gen reflektierende Ausrichtung.

Die Beschäftigung der Volkskunde mit der Stadt oder besser: mit Fra­gen der Urbanität halte ich — um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen — für nötiger denn je; für weniger nötig halte ich hingegen eine *eigene* volkskundliche Theorie der Stadt oder von Urbanität — auch auf die Gefahr hin, mich dem Vorwurf volkskundlicher Theoriefeindlichkeit auszusetzen. Als zwingend hingegen erachte ich eine reflektierte Verortung der Volkskunde im größeren Rahmen von Überlegungen zu Stadt und Urbanität — und zwar nicht bloß rezeptiv, sondern in kritischer Aneignung und Inanspruchnahme zur Herausarbeitung des eigenen Standpunktes. Mit der Aufforderung, keine eigene Theorie zu entwickeln, verbindet sich also kein Aufruf zur Selbstbescheidung in der Deskription, sondern ein solcher, an der Theoriebildung aktiv mitzuarbeiten: durch kritisch-empirische Stu­dien und deren steten Befragung auf ihren Aussagegehalt bezüglich des Funktionierens oder besser: der Konstruktion (städtischer) Kultur.

¹ „Durch weitere Eingemeindungen (...) überschreitet Linz 1923 die Zahl 100.000 und tritt damit in die Reihe der großen Städte ein.“ (Commenda, Hans: *Volkskunde der Stadt Linz*. 2 Bde. Linz 1958/59, hier Bd. I, S. 57.

² Ebda, Bd.II, S. 305.

³ Ebda, Bd.I, S. 9.

⁴ „Er versuchte möglichst viele Facetten des Alltagslebens aufzuzeigen, informierte sich darüber in vielen Archiven, einschlägiger Literatur und Tageszeitungen und gibt dies wissenschaftlich exakt wieder. (...) Commenda läßt sich aber dann doch zu oft verleiten, in eine Volkskunde des ländlichen Raumes mit Schwerpunkt Ästhetik abzugleiten.“ (Jalkotzy, Alexander: *Gedanken zur Linzer Stadtvollskunde von Hans Commenda*. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 93, 1990, S. 441-449, hier S. 448).

⁵ Commenda (wie Anm.1), Bd.I, S. 11.

⁶ Commenda, Hans: *Grundriß einer Volkskunde von Linz*. In: *Jahrbuch der Stadt Linz*, 1950, S. 433-480; Commenda, Hans: *Stadtvollskunde der Gegenwart und ihre Anwendung*. In: *Burgenländische Beiträge zur Volkskunde II*, 1953, S. 71-87.

⁷ Commenda (wie Anm.1), Bd.I, S. 15-19.

⁸ Ebda, S. 36-54.

⁹ Ebda, S. 54-83.

¹⁰ Eine frühe Einschätzung der Verdienste Commendas liefert Schmidt, Leopold: *Die Linzer Stadtvollskunde im Rahmen der Stadtvollskunde Österreichs*. In: *Jahrbuch der Stadt Linz*. Linz 1953, S. 621-632.

¹¹ Commenda spricht gar von einem „eigenen Seelenleben“ (Commenda [wie Anm.1], Bd.I, S. 86).

¹² Ebda, S. 84.

¹³ Ebda, S. 86.

¹⁴ Vgl. Commenda (wie Anm.6), S. 77.

¹⁵ Noch in seinem programmatischen Aufsatz von 1953 hatte Commenda besonders Fragen des Kulturtransfers (wie Anm.6, S. 79 ff.), aber auch solche einer stadtvollskundlichen Methodik (wie Anm.6, S. 85 ff.) diskutiert, eine sichtende Ordnung seines in der „Linzer Stadtvollskunde“ dargestellten Materials auf diese Fragestellungen hin aber an dieser Stelle unterlassen.

¹⁶ Commenda (wie Anm.1), Bd.II, S. 624.

¹⁷ Ebda, Bd.I, S. 14.

¹⁸ Ebda, Bd.II, S. 305.

¹⁹ Vgl. z.B. Niederer, Arnold: *Volkskundliche Forschungsrichtungen in den deutschsprachigen Ländern*. In: Chiva, Isac, Utz Jeggler (Hg.): *Deutsche Volkskunde — Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen*. Frankfurt a. M., New York, Paris 1987, S. 44-67, hier S. 60 f.

²⁰ Vgl. die ersten Ansätze von Scholze, Thomas: *Im Lichte der Großstadt. Volkskundliche*

Erforschung metropolitaner Lebensformen. Wien, St. Johann/Pongau 1990 sowie den Überblick von Hugger, Paul: Die Stadt. Volkskundliche Zugänge. Zürich 1996. Eine ausführliche Darstellung bei Hengartner, Thomas: Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkskundlichen Erforschung städtischer Lebensformen. Berlin, Hamburg 1999.

²¹ Riehl, Wilhelm Heinrich: Land und Leute. Die Naturgeschichte des deutschen Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik Bd.I. Stuttgart, Tübingen 1854, v.a. S. 63-102.

²² Beitzl, Richard: Volksglaube der Großstadt. In: Ders.: Deutsches Volkstum der Gegenwart. Berlin 1933, S. 70-100.

²³ Z.B. Schreiber, Georg: Großstadt und Volkstum. Münster in Westfalen 1933.

²⁴ Z.B. Klapper, Joseph: Volkstum der Großstadt. In: Pessler, Wilhelm (Hg.): Handbuch der deutschen Volkskunde, Potsdam 1934, Bd.I, S. 103-119.

²⁵ Spamer, Adolf: Die Volkskunde als Gegenwartswissenschaft. In: Riehl, Wilhelm Heinrich, Adolf Spamer: Die Volkskunde als Wissenschaft. Berlin, Leipzig 1935, S. 77-85. (Abdruck eines 1932 gehaltenen Vortrags); Spamer, Adolf (Hg.): Die deutsche Volkskunde. 2 Bde. Leipzig 1934/35.

²⁶ Peuckert, Will-Erich: Volkskunde des Proletariats. I. Aufgang der proletarischen Kultur. Frankfurt a. M. 1931.

²⁷ Schmidt, Leopold: Wiener Volkskunde. Ein Aufriß. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Ergänzungsbd. 16. Wien, Leipzig 1940.

²⁸ Weiss, Richard: Volkskunde der Schweiz. Grundriß. Erlenbach-Zürich 1946, S. 73 ff., 256 ff. et passim.

²⁹ Weber-Kellermann, Ingeborg: Der Berliner. Versuch einer Großstadtvolkskunde und Stammescharakteristik. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, 56, 1965, S. 9-30.

³⁰ Hellpach, Willy (1934): Volkstum der Großstadt. In: Velhagen & Klasings Monatshefte, 49, 1934, S. 638-643; ders.: Mensch und Volk der Großstadt. 2., erweiterte Auflage, Stuttgart 1959 (EA unter dem selben Titel 1939).

³¹ Rumpf, Max: Die Großstadt als Lebensform und in ihrer sozialen Prägekraft. In: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, 10, 1931/32, S. 200-219.

³² Z.B. Bach, Adolf: Volkskunde der deutschen Großstadt. In: Zeitschrift für Volkskunde, 51, 1954, S. 177-195.

³³ Bach, Adolf: Deutsche Volkskunde. Wege und Organisation, Probleme, System, Methoden, Ergebnisse und Aufgaben, Schrifttum. Heidelberg 1960³.

³⁴ Vgl. etwa die Beiträge in Kaufmann, Gerhard (Hg.): Stadt-Land-Beziehungen. Verhandlungen des 19. Deutschen Volkskundekongresses in Hamburg vom 1. bis 7. Oktober 1973. Göttingen 1975; Wiegmann, Günter (Hg.): Kulturelle Stadt-Land-Beziehungen in der Neuzeit. Münster 1978; wieder aufgegriffen bei Mohrmann, Ruth-E.: Die Stadt als volkskundliches Forschungsfeld. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLIV, 1990, S. 129-149.

³⁵ Bausinger, Hermann: Volkskultur in der Technischen Welt. Stuttgart 1961.

³⁶ Kohlmann, Theodor, Hermann Bausinger (Hg.): Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. 24. Deutscher Volkskunde-Kongreß in Berlin vom 26. bis 30. September 1983. Berlin 1985.

³⁷ Etwa Gottfried Korff's Konzept der „inneren Urbanisierung“ (Korff, Gottfried: *Mentalität und Kommunikation in der Großstadt*. Berliner Notizen zur »inneren« Urbanisierung. In: Kohlmann, Theodor, Hermann Bausinger (Hg.): *Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung*. 24. Deutscher Volkskunde-Kongress in Berlin vom 26. bis 30. September 1983. Berlin 1985, S. 343-361.

³⁸ Z.B. Hugger, Paul, Walter Burkert, Ernst Lichtenhahn (Hg.): *Stadt und Fest*. Zu Geschichte und Gegenwart europäischer Festkultur: Festschrift der Phil. Fakultät I der Universität Zürich zum 2000-Jahr-Jubiläum der Stadt Zürich. Unterägeri, Stuttgart 1987, Mohrmann (wie Anm.34).

³⁹ Lindner, Rolf: *Perspektiven der Stadtethnologie*. In: *Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag*, 5, 1997, S. 319-328.

⁴⁰ Hengartner, Thomas, Waltraud Kokot (Hg.): *Kulturwissenschaftliche Sichtweisen auf die Stadt* (in Vorb.).

⁴¹ Z.B. Katschnig-Fasch, Elisabeth: *Möblerter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile*. Wien, Köln, Weimar 1998.

⁴² Wichtige Sammelbände: Schilling, Heinz (Hg.): *Urbane Zeiten: Lebensstilentwürfe und Kulturwandel in einer Stadtregion* (=Notizen, Bd.34). Frankfurt a. M. 1990; Greverus, Ina-Maria, Johannes Moser, Beatrice Ploch, Regina Römhild, Heinz Schilling, Marietta Schult (Hg.): *Kulturtexte. 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie* (=Notizen, Bd.46); Frankfurt a. M. 1994; zum Wohnen: Langer, Ulla: *Arbeits- und Wohnformen — Auswirkungen von Raumstrukturen auf das Leben von Frauen*. In: *Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde*, 9, 1994, H. 1: *Metropolis*, S. 31-37 1994; Lauer, Heike: *Leben in neuer Sachlichkeit. Zur Aneignung der Siedlung Römerstadt in Frankfurt am Main* (=Notizen, Bd.31). Frankfurt a. M. 1994.

⁴³ *Schillerpromenade 27, 12049 Berlin. Ein Haus in Europa*. Opladen 1996.

⁴⁴ Z.B. Kramer, Dieter: *Stadtteilkultur und Volkskultur*. In: *Münchner Streitgespräche zur Volkskultur*. München 1990, S. 110-114; Rellstab, Ursula: *Soziale und gesellige Strukturen im Quartier*. In: Hugger, Paul (Hg.): *Handbuch der Schweizerischen Volkskultur*. Zürich 1992, S. 447-466.

⁴⁵ Z.B. Engelhard, Jutta-Beate: *Nachbarschaft in der Großstadt. Neuere Initiativen, dargestellt am Beispiel der Stadt Münster*. Münster 1986.

⁴⁶ Vgl. Cohen, Anthony P.: *Whalsay. Symbol, Segments and Boundary in a Shetland Island Community*. Manchester 1987.

⁴⁷ Schilling, Heinz (Hg.): *Nebenan und Gegenüber. Nachbarn und Nachbarschaften heute* (=Notizen, Bd.59). Frankfurt a. M. 1997.

⁴⁸ Letzteres zeigt Barbara Lang in ihrer Arbeit am Beispiel des Mediendiskurses über Berlin-Kreuzberg und seiner gentrifizierenden Strahlkraft. (Lang, Barbara: *Mythos Kreuzberg. Ethnographie eines Stadtteils [1961-1995]*. Frankfurt a. M., New York 1998).

⁴⁹ Warnken, Bernd Jürgen (Hg.): *Massenmedium Straße. Zur Kulturgeschichte der Demonstration*. Frankfurt a. M., New York 1991.

⁵⁰ Welz, Gisela: *Street Life. Alltag in einem New Yorker Slum* (=Notizen, Bd.36). Frankfurt

a. M. 1991.

⁵¹ Hengartner, Thomas: Der Bahnhof als Fokus städtischen Lebens. Volkskundliche Überlegungen zu einem urbanen Phänomen par excellence. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 90, 1994, S. 187-206.

⁵² Gyr, Ueli: Kneipen als städtische Soziotope. Zur Bedeutung und Erforschung von Kneipenkulturen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLV, 1991, S. 97-116.

⁵³ Lindner (wie Anm.39), S. 323; dazu ders.: Stranger than Fiction. Die Entdeckung der Stadtkultur. In: Brandner, Birgit, Kurt Luger, Ingo Mörth (Hg.): Kulturerlebnis Stadt. Theoretische und praktische Aspekte der Stadtkultur. Wien 1994, S. 51-66.; Lang, Barbara: Unter Grund. Ethnographische Erkundungen in der Berliner U-Bahn. Tübingen 1994.

⁵⁴ Korff (wie Anm.37).

⁵⁵ Schlör, Joachim: Nachts in der großen Stadt. Paris, Berlin, London 1840-1930. München 1991.

⁵⁶ Civelli, Stephan: „mehr Bäume, mehr Wiesen und mehr Menschen, die wir kennen...“. Der Schulweg als Lernfeld. Schulwegerlebnisse und -erfahrungen von Zürcher Primarschülern. (Diss. Zürich). Konstanz 1992.

⁵⁷ Z.B. Welz, Gisela: Schnellimbisse. Postindustrielle Formen des Ernährungsverhaltens. In: Dauskardt, Michael, Helge Gerndt (Hg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Dt. Volkskundekongresses in Hagen vom 7. bis 11. Oktober 1991. Hagen 1993, S. 61-72.

⁵⁸ Friedrichs, Jürgen: Stadtanalyse. Soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft. Opladen 1983³, S. 307.

⁵⁹ Lehmann, Albrecht: Heimat Land oder auch Heimat Stadt? In: Der Bürger im Staat, 33, 1983, S. 232-235.

⁶⁰ Z.B. Welz, Gisela: Migration und Lebensstil. Zu kulturellen Differenzierungen in der Großstadt. In: Greverus u.a. (wie Anm.42), S. 135-148.

⁶¹ Z.B. Greverus, Ina-Maria: Was sucht der *Anthropologe* in der Stadt. In: Dies., Johannes Moser, Kirsten Salein (Hg.): STADTgedanken aus und über Frankfurt am Main. Der Stadt Frankfurt zum 1200. Geburtstag. Frankfurt a. M. 1994, S. 11-74.; Ploch, Beatrice: Eignen sich Mental Maps zur Erforschung des Stadtraumes? Möglichkeiten der Methode. In: kea 8, 1995, S. 23-41.

⁶² König, René: Großstadt. In: Ders. (Hg.): Handbuch der Empirischen Sozialforschung, Bd.II. Stuttgart 1969, S. 622-674, hier S. 637.

⁶³ Wirth, Louis: Urbanität als Lebensform. In: Herlyn, U. (Hg.): Stadt- und Sozialstruktur. München 1974. (OT: Urbansim as a way of life. In: American Journal of Sociology, 44, 1938, S. 1-24).

⁶⁴ Zur Chicago-School vgl. Lindner, Rolf: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt a. M. 1990.

⁶⁵ So Gottfried Korffs Transliteration der Begrifflichkeit bei Hellpach: „Sensuelle Vigilanz bei emotionaler Indifferenz“. Korff (wie Anm.37), S. 348.

⁶⁶ „Eine Stadt ist eine Ansiedlung, in der das gesamte, also auch alltägliche Leben die Ten-

denz zeigt, sich zu polarisieren, d.h. entweder im sozialen Aggregatzustand der Öffentlichkeit oder in dem der Privatheit stattzufinden.“ Bahrdt, Hans Paul: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Reinbek b.H. 1974³, S. 60.

⁶⁷ Beide in einem Band: Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt a. M. 1983.

⁶⁸ Hannerz, Ulf: Exploring the City. Inquiries Toward an Urban Anthropology. New York 1980, S. 3.

⁶⁹ Häußermann, Hartmut: Urbanität. In: Brandner, Birgit, Kurt Luger, Ingo Mörth (Hg.): Kulturerlebnis Stadt. Theoretische und praktische Aspekte der Stadtkultur. Wien 1994, S. 67-80.

⁷⁰ Welz, Gisela: Inszenierungen kultureller Vielfalt. Frankfurt am Main und New York City. Berlin 1996, S. 142 f.

⁷¹ Greverus (wie Anm.61), S. 21.

⁷² Ebda, S. 23.

⁷³ „Die Unterwerfung wandert durch die Linsen und Filter einer Laterna Magica der Macht, so daß das Bild, das auf der Straße sichtbar wird, das Auge nicht irritiert. Unterwerfung tritt auf der Straße als Distanziertheit in Erscheinung. Und wenn das, was man sieht, schmerzt, dann kann man sich davonstehlen.“ Sennet, Richard: Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschiedes. Frankfurt a. M. 1990, S. 172.

⁷⁴ Schafer, Murray R.: Klang und Krach. Eine Kulturgeschichte des Hörens. Frankfurt a. M. 1988 (OA unter dem Titel: The Tuning of the World, Toronto 1977); mit Bezug zum Hören vgl. z.B. Winkler, Justin: Beobachtungen zu den Horizonten der Klanglandschaft. In: Böhme, Gernot, Gregor Schiemann (Hg.): Phänomenologie der Natur. Frankfurt a. M. 1997, S. 273-290; mit speziellem Bezug auf die Stadt: Rösing, Helmut: Soundscape. Urbanität und Musik. In: Hengartner/Kokot (wie Anm.40).

⁷⁵ Für eine ausführlichere Auseinandersetzung mit dem Verfahren vgl. Hengartner, Thomas: Wahrnehmung und Aneignung der städtischen Umwelt. Die Stadt im Kopf. In: Ders./Kokot (wie Anm.40).

⁷⁶ Ploch (wie Anm.61), S. 25.

⁷⁷ Lynch, Kevin: Das Bild der Stadt. Berlin u.a. 1965, S. 162.

⁷⁸ Vgl. z.B. Downs, Roger M., David Stea: Kognitive Karten: Die Welt in unseren Köpfen. New York 1982, S. 23.

⁷⁹ Ploch, Beatrice: Vom illustrativen Schaubild zur Methode. Mental Maps und ihre Bedeutung für die Kulturanthropologie. In: Greverus u.a. (wie Anm.42), S. 113-132, hier S. 116.

⁸⁰ Berry, B.J.L., Rezension zur Erstausgabe von Downs & Stea (OT: Image and Environment. Cognitive Mapping and Spatial Behaviour. Chicago 1973). In: American Journal of Sociology, 80, 1975, S. 1027f. hier S. 1027.

⁸¹ Vgl. Gerndt, Helge: Großstadtvolkskunde — Möglichkeiten und Probleme. In: Kohlmann/Bausinger (wie Anm.36), S. 11-19. hier S. 16. Gerndt spricht in diesem Kontext allerdings von „besonders prägnanten Situationssymbolen“, die allen Stadtbewohnern bekannt sind und damit zu Bestandteilen eines gemeinsamen Selbstbildes werden.“

⁸² Vgl. Bockhorn, Petra: „Wien ist keine Stadt wie jede andere“. Zum aktuellen Wien-Bild in deutschsprachigen Reiseführern. Frankfurt a. M. u.a. 1997; Fendl, Elisabeth, Klara Löffler: „Man sieht nur, was man weiß“. Zur Wahrnehmungskultur in Reiseführern. In: Kramer, Dieter, Ronald Lutz (Hg.): Tourismus-Kultur. Kultur-Tourismus. Münster, Hamburg 1993, S. 55-77; dies.: Utopiazza. Städtische Erlebnisräume in Reiseführern. In: Zeitschrift für Volkskunde 88, 1992, S. 30-48; Lauterbach, Burkhard: Thesen zur kulturwissenschaftlichen Reiseführer-Forschung. In: Kramer, Dieter, Ronald Lutz (Hg.): Tourismus-Kultur. Kultur-Tourismus. Münster, Hamburg 1993, S. 55-69; ders.: Baedeker und andere Reiseführer. Eine Problem-skizze. In: Zeitschrift für Volkskunde 85, 1991, S. 206-234.

⁸³ Bockhorn (wie Anm.82), S. 303.

⁸⁴ Kraus, Karl: Aphorismen. Sprüche und Widersprüche, Pro domo et mundo, Nachts (= Karl Kraus: Schriften, hg. von Wagenknecht, Christian, Bd.8). Frankfurt a. M. 1986, S. 20.

⁸⁵ Wörner, Simone: Asphalt — Stoff der Großstadt. In: Hengartner, Thomas, Johanna Rols-hoven (Hg.): Technik — Kultur. Formen der Veralltäglichen von Technik — Technisches als Alltag. Zürich 1998, S. 121-139, hier S. 121 und 123.

⁸⁶ Vgl. ebda, S. 122.

⁸⁷ Vgl. von Bergen, Stefan: Brückenkämpfe. Die Errichtung der Kornhausbrücke im Rahmen der Stadtentwicklung von Bern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert. Mschr. Hist. Hausarbeit, Bern 1987.

⁸⁸ Stubenvoll, Willi: Von Frankfurt nach Leipzig zwischen Bonn und Ostberlin. Das kultur-anthropologische Ausstellungsprojekt „Die Straße“. In: Greverus u.a. (wie Anm.42), S. 191-199, hier S. 193.

⁸⁹ Vgl. Rolshoven, Johanna: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und „sozialer Bewegung“. In: Hengartner/Kokot (wie Anm.40).

⁹⁰ Vgl. Fuhrer, Urs (Hg.): Wohnen mit dem Auto. Ursachen und Gestaltung mobiler Freizeit. Zürich 1993.

⁹¹ Wörner (wie Anm.85), S. 130

⁹² Benjamin, Walter: Das Passagenwerk. Frankfurt a. M. 1983 (= gesammelte Schriften Bd.V.2), S. 1051.

⁹³ Vgl. Warneken (wie Anm.49).

⁹⁴ Zum Aspekt der Demonstration als Vorherrschaft um die Straße vgl. Kaschuba, Wolfgang: Von der „Rotte“ zum „Block“. Zur kulturellen Ikonographie der Demonstration im 19. Jahr-hundert. In: Warneken (wie Anm.49), S. 68-96.

⁹⁵ Vgl. u.a.: Warneken, Bernd Jürgen u.a. (Hg.): Als die Deutschen demonstrieren lernten. Das Kulturmuster „friedliche Straßendemonstration“ im preußischen Wahlrechtskampf 1908-1910. Begleitband zur Ausstellung im Ludwig-Uhland-Institut Tübingen vom 24. Januar bis 9. März 1986. Tübingen 1986 oder auch die Großzahl der Beiträge in: Warneken (wie Anm.49).

⁹⁶ Zentral etwa die Überlegungen von Korff, Gottfried: Seht die Zeichen, die euch gelten. Fünf Bemerkungen zur Symbolgeschichte des 1. Mai. In: Marbolek, Inge (Hg.): Zur Geschichte des 1. Mai. Frankfurt a. M., Wien 1990, S. 15-39; Korff, Gottfried, Symbolge-

schichte als Sozialgeschichte? Zehn vorläufige Notizen zu den Bild- und Zeichensystemen sozialer Bewegungen in Deutschland. In: Warneken (wie Anm.49), S. 17-36, bes. S. 23-27; Stachow, Helga: Rituale der Erinnerung. Die Maifeiern der Hamburger Arbeiterbewegung zwischen 1890 und 1914. Marburg 1995.

⁹⁷ Vgl. Lipp, Carola (Hg.): Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen. Frauen im Vormärz und in der Revolution 1848/49. Mass, Baden-Baden 1986.

⁹⁸ Vgl. Balistier, Thomas: Straßenprotest in der Bundesrepublik Deutschland. Einige Entwicklungen, Besonderheiten und Novitäten in den Jahren 1979-1983. In: Warneken (wie Anm.49), S. 257-281; oder auch die zentrale Rolle des friedlichen Straßenprotest für die deutsche Wiedervereinigung (vgl. knapp: Warneken, Bernd Jürgen: Die Straße ist die Tribüne des Volkes. Ein Vorwort. In: ders. (wie Anm.49), S. 7-16).

⁹⁹ Scharfe, Martin: Volkskultur der Straße. Ein Grundriß. In: Beitzl, Klaus (Hg.): Probleme der Gegenwartsvolkskunde. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1983 in Mattersburg (...). Wien 1985, S. 11-44, hier S. 35.

¹⁰⁰ Civelli (wie Anm.56).

¹⁰¹ Steffen, Katharina: Übergangsrituale einer auto-mobilen Gesellschaft. Eine kulturanthropologische Skizze. Frankfurt a. M. 1990.

¹⁰² Welz (wie Anm.50); dies.: Die Straße lebt. Bemerkungen zu einer urbanen Taktik. In: Zeitschrift für Volkskunde 88, 1992, S. 1-15.

¹⁰³ Vgl. Rulfs, Monika R.: Rot-Gelb-Grün — Sekundenphasen der Ordnung. Ethnologische Betrachtungen über die Ampel. In: kea 8, 1995, S. 61-78 sowie deren demnächst vorliegende größere Arbeit zur Hamburger Stresemannstraße.

¹⁰⁴ Vgl. Gerndt (wie Anm.81), S. 14.

¹⁰⁵ Vgl. Tenfelde, Klaus: Vergleichende Studien zur Geschichte der Urbanisierung in München. München 1983 (Ms.).

¹⁰⁶ Vgl. Salein, Kirsten: Natur im Kopf. Stadtentwicklung zwischen Plan und Vermittlung. Das Projekt Grüngürtel Frankfurt. Frankfurt a. M. 1996.

¹⁰⁷ Vgl. z.B. Moser, Johannes: Widerstand und Aneignung. Eine kleine Wohnsiedlung zwischen Abrißplänen und Neubewertung. In: Greverus u.a. (wie Anm.42), S. 149-172.

¹⁰⁸ Greverus (wie Anm.61) S. 23.

¹⁰⁹ Gerndt (wie Anm.81), S. 14.

¹¹⁰ „Access to diversity“; „diversity of access“. Hannerz (wie Anm.68), S. 200 f.

¹¹¹ Vgl. Katschnig-Fasch (wie Anm.41), S. 92.

¹¹² Vgl. Werlen, Iwar: Kommunikation im Ort. Kommunikationsgemeinschaften und ihre Kulturen. In: Hugger (wie Anm.44), S. 417-431, hier S. 422.

¹¹³ Die Frankfurter Studie zur lokalen Identität in Bergen-Enkheim zur Beheimatung in der Vorstadt-Gemeinde liefert hierfür auch heute noch brauchbare Anregungen Greverus, Ina-Maria, Heinz Schilling: Heimat Bergen-Enkheim. Lokale Identität am Rande der Großstadt. Frankfurt a. M. 1982².

¹¹⁴ Vgl. Engelhard (wie Anm.45).

¹¹⁵ Cohen (wie Anm.46), S. 60.

¹¹⁶ Schilling (wie Anm.47), S. 12.

¹¹⁷ Katschnig-Fasch (wie Anm.41).

¹¹⁸ Ebda, S. 392.

¹¹⁹ Greverus, Ina-Maria: *Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie*. München 1978, S. 267f.

¹²⁰ Ebda, S. 274

¹²¹ Katschnig-Fasch, Elisabeth: *Wohnen im städtischen Bereich. Bericht eines Projektes zu Wohnkultur und Wohnweisen der Gegenwart in drei Grazer Wohngebieten*. In: Beitzl (wie Anm.99), S. 321-346, hier S. 321.

¹²² ... die längst auch zur Verkehrsmasse geworden ist.

¹²³ Simmel, Georg: *Die Großstädte und das Geistesleben*. In: Ders.: *Brücke und Tor*. Stuttgart 1957, S. 227-243, hier S. 228 f. Ähnlich auch Willy Hellpach, der die Enge innerhalb der Menge, die seelische Distanz bei räumlicher Nähe, die „ungeheuerliche Massendynamik, Strömen und Fluten, Wirbeln und Strudeln von Menschen (...), einen ewigen Wechsel“ für die Reizsamkeit und Nervosität des Großstadtmenschen verantwortlich macht, der nur mit „sensueller Vigilanz bei emotionaler Indifferenz“ beizukommen sei. (Hellpach, Willy: *Mensch und Volk der Großstadt*. Stuttgart 1939, S. 74).

¹²⁴ Z.B. Hannerz (wie Anm.68).

¹²⁵ Pétonnet, Colette: *Espaces habités. Ethnologie des banlieues*. Paris 1982.

¹²⁶ ...und fährt fort: „Die Themen, auf die hin man eine Person ansprechen darf, sind konventionell festgelegt.“ (Niederer [wie Anm.19], S. 61).

¹²⁷ Lindner (wie Anm.39), S. 323.

¹²⁸ Augé, Marc: *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. Frankfurt a. M. 1994, S. 103.

¹²⁹ Ebda, S. 93.

¹³⁰ Ebda, S. 111.

¹³¹ Vgl. Hengartner (wie Anm.51).

¹³² Dabei entstehen aus der Übertragung von Mustern des einen auf einen anderen Bereich Spannungen, die aber gerade ihrerseits zum urbanen Dasein beitragen, indem sie die Möglichkeiten unterschiedlicher Klassifikationen und Deutungen immer wieder vor Augen führen. Die Existenz solcher Netzwerke ist nach Ulf Hannerz (wie Anm.68) geradezu konstitutiv für eine städtische Lebensweise, eine städtische Kultur, als network of networks bestimmen sie darüber hinaus die Stadt als soziales Gefüge.

¹³³ Korff (wie Anm.37).

¹³⁴ Lindner (wie Anm.39), S. 88.

¹³⁵ Scharfe, Martin: *Volkskunde in den Neunzigern*. In: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung* 28, 1992, S. 65-76, hier S. 71.

¹³⁶ Ploch (wie Anm.79), S. 40.

¹³⁷ Ebda, S. 39.

¹³⁸ Hannerz, Ulf: „Kultur“ in einer vernetzten Welt. Zur Revision eines ethnologischen Begriffes. In: Kaschuba, Wolfgang (Hg.): Kulturen — Identitäten — Diskurse. Perspektiven europäischer Ethnologie. Berlin 1995, S. 64-84, hier S. 67. Unter Vernetzung faßt Hannerz nicht nur (über)räumliche Phänomene, sondern «sehr viel genereller die Eigenschaften von Dingen und Gegebenheiten, gleichzeitig getrennt voneinander zu sein und miteinander in Beziehung zu stehen». (S. 66).

¹³⁹ Ebda, S. 71.

¹⁴⁰ Ebda, S. 78.

¹⁴¹ Vgl. z.B. Lipp, Carola: Der industrialisierte Mensch. Zum Wandel historischer Erfahrung und wissenschaftlicher Deutungsmuster. In: Dauskardt/Gerndt (wie Anm.57), S. 17-43, hier S. 17.

¹⁴² Häußermann (wie Anm.69), S. 67-80, hier S. 79.

¹⁴³ „Über diesen Mißerfolg (i.e. das Hintennachhinken der Volkskunde, ThH) kann sich nicht wundern, wer Volkskunde als notwendig kompensatorische historische Veranstaltung der Moderne versteht und die jeweils zum Forschungsgegenstand erklärte Realität als Projektion. Erst wer bereit ist zur Einsicht in die gesellschaftliche Zwanghaftigkeit solcher Spiegelungen oder Projektionen, ist von der Pflicht moralischer Appelle an die - wie ich behaupte: sich mit Notwendigkeit verspätende — Volkskunde befreit und muß nicht mehr mangelnde Zeitgemäßheit (oder gesellschaftliche Relevanz, wie wir das in den Siebzigern nannten) beklagen. Aber die Überlegung zeigt doch auch, wie schwierig es ist, die Frage zu beantworten: Was ist zeitgemäß? Die historische Projektion ist im Grunde ja nicht weniger von der gesellschaftlichen Problemlage einer bestimmten Zeit her gefordert als die offene und klare Konfrontation.“ (Scharfe [wie Anm.135], S. 66.

¹⁴⁴ Daß allerdings damit zwar ein eindrückliches Begriffspaar, aber keine strenge kategoriale Scheidung gewonnen war, darauf weist Hannerz im (wenig zitierten) Nachsatz zu seiner häufig nur noch als Leerformel eingesetzten begrifflichen Fügung hin, indem er Forschungen fordert „where the focus is on urbanism itself“ aber daran anschließt: „ — whatever this statement will turn out to mean.“ (Hannerz [wie Anm.68], S. 4).

Gertraud Liesenfeld, Wien

Stadtvolkskunden.

Zu einem Genre der österreichischen Volkskunde¹

„Stadtvolkskunden“ — Wort und Begriff als Haupttitel meines Referates in den Plural gesetzt, macht bereits deutlich, daß ich einem ganz bestimmten Typus von Volkskunden nachgehen möchte, die, wenn auch zahlenmäßig gering, in unserem Fach oftmals als „Klassiker“ apostrophiert werden. Gemeint sind jene mittlerweile siebzig bis vierzig Jahre alten, also historischen Publikationen, die allein schon über ihre Titel à la „Die Volkskunde der Stadt N.“ als solche erkennbar waren und so auch suggerierten, eine Synopse aller Kulturerscheinungen in einer jeweils bestimmten Stadt zu sein. Denn allein über ihre Buchtitel wurde das Kulturgebilde Stadt zum einen als Geschlossenes, als Ganzes, ja sogar als Einheitliches vermittelt. Zum anderen, so läßt sich interpretieren, signalisierte die Titellage, es handle sich bei diesen auf das Forschungsfeld Stadt akzentuierten Volkskunden um nahezu zeitlose Sammelwerke, um Kompendien geradezu, die im Bedarfsfall einfach und rasch gesuchte Antworten und darüber hinausgehende Informationen zu einer jeweiligen Stadt bieten könnten, entsprechend etwa einschlägigen Lexika oder handbuchartigen Publikationen. Zum dritten schienen infolge der als „Wissenschaftler“ ausgewiesenen Autorenschaft nunmehr die bis dahin als undurchdringbar begriffenen Pfade des Großstadtschungels in ein gepflastertes, beschriftetes und klar erkennbares Straßen- und Wegenetz gelenkt. Stadtvolkskunden ließen also, nimmt man sie nur von der Plakativität ihrer Titel, in geordneter Stoffdarlegung eine ganzheitliche Betrachtungsweise der jeweiligen Stadt, ihrer Bewohner und deren Kultur assoziieren sowie eine Fülle von je stadtspezifischen Details erwarten. Es erstaunt daher

kaum, daß Publikationen dieses Genres in der Zeit ihres Erscheinens und in den Jahren danach auf Interesse stießen: fachintern und auch außerhalb der volkskundlichen Disziplin. Und auch heute noch werden die explizit auf eine bestimmte Stadt ausgerichteten Volkskunden fallweise als Quellen bzw. als Ausgangspunkte für Weiterführendes verwendet. Entsprechend den Zitierusancen in unserer Wissenschaftskultur sind sie außerdem in den Anmerkungsapparaten auch neuerer Veröffentlichungen, die sich in ihrem Erkenntnisinteresse auf städtische Kultur im weitesten Sinn konzentrieren, oftmals als Referenzliteratur angeführt.² Ein genauer Blick auf sie lohnt sich, so denke ich, allemal.

Im speziellen werde ich mich dabei vor allem an jene beiden in Buchform vorliegenden österreichischen Stadtvolskunden halten, nämlich an die 128 Seiten umfassende „Wiener Volkskunde“³ von Leopold Schmidt und an die von Hans Commenda geschriebene „Volkskunde der Stadt Linz an der Donau“⁴ mit insgesamt 749 Seiten in zwei Bänden. Denn beiden kommt Einzigartigkeit zu: sowohl da vor Schmidt und nach Commenda alle anderen österreichischen Fachkollegen das Forschungsfeld Stadt in seiner Gesamtheit nicht betreten haben⁵, sondern es mit Detailstudien zur Stadt bewenden ließen, als auch da beiden Werken seitens der rezensierenden Fachwelt durchwegs sehr gute Noten erteilt wurden. Die Skala reichte von „besonders wertvoll“⁶, „schöne Gesamtleistung“⁷, „besonders gut fundierte Bestandsaufnahme“⁸, „bahnbrechende Publikation“⁹ über: der Autor wäre seiner „Aufgabe in hohem Maß gerecht geworden“¹⁰ oder sei „berufen zu einer umfassenderen Darstellung“¹¹ bis hin zu: der Verfasser hätte nicht nur seiner „Stadt ein bleibendes und einzigartiges Denkmal gesetzt“, sondern auch der Wissenschaft ein neues „Experimentierfeld geschaffen“ zur weiteren Prüfung der „Schwierigkeiten und Möglichkeiten der Stadtvolskunde“¹².

Mit letzterer Bewertung, die sich auf die spätere, erst in den Jahren 1958 und 1959 erschienene „Volkskunde der Stadt Linz“ bezog, wurde noch einmal pointiert, was bereits in den Jahrzehnten davor die deutschsprachige Fachwelt in Abständen bewegte. Versuchte man doch in den beginnenden dreißiger Jahren, Großstadt-Volkskunde erstmals als wesentlichen Teil der Gesamtvolskunde zu erachten und ab dann vereinzelt zu thematisieren¹³, um so die Stadt, oder besser: den unbekanntem und angsteinflößenden Moloch Großstadt — im Kontrast zum gleichsam heimelig-vertrauten Land — in den volkskundlichen Griff zu bekommen.

Die Hintergründe für die in unserer Disziplin späte und zurückhaltende Auseinandersetzung mit der Großstadt — Paul Hugger hat sie als die „Geschichte einer Auslassung“ bezeichnet¹⁴ — sind, wie wir wissen, im wesentlichen mit dem romantischen Erbe des Faches in seiner rückwärts-gewandten und konzentrierten Blickstellung auf das Bäuerliche verwohen. Nahrung erhielt diese anti-urbane und zivilisationskritische bzw. zivilisationsfeindliche Haltung der meisten volkskundlichen Fachvertreter zusätzlich durch die geringe Rezeption der, wenn auch nicht sehr zahlreichen nachbardisziplinlichen Großstadt-Forschungen.

Dennoch: die Großstadt rief, trotz Schollenideologie, immer lauter: schließlich auch die Volkskundler. Es war vor allem Adolf Spamer, der die Beschäftigung mit der Großstadt mehrmals einmahnte und der Volkskunde das „Gesamtvolk“ als Gegenstand zwies und nicht die „Ausdestillierung eines Idealtyps der Volksgemeinschaft“¹⁵ — gemeint war selbstverständlich der Bauer. In diesem Kontext regte er 1935 das Preisausschreiben zum Thema „Beiträge zur Großstadtvolkskunde“ an, bei dem auch „Beiträge zur Methodik der städtischen Volkskunde“ zur Prämierung anstanden.¹⁶ Leopold Schmidt war es schließlich, der 1937 für seine „Wiener Volkskunde“ den von der „Herbert Stubenrauch Verlagsbuchhandlung“ in Berlin gestifteten „Wilhelm Heinrich-Riehl Preis der deutschen Volkskunde“ erhielt. Wiewohl Goldmedaillen-preisgekrönt, wurde sein Werk, das er bereits als Dreiundzwanzigjähriger verfaßt hatte und das zugleich auch die Grundlage für seine spätere Habilitation bildete, erst 1940 publiziert.¹⁷ Doch trotz der großteils guten, wenn auch zeitbedingt wenigen Bewertungen seitens der Kollegenschaft in den damaligen Fachorganen fand seine „Wiener Volkskunde“ lediglich in Hans Commendas Abhandlung eine Nachfolge, allerdings erst gut zwanzig Jahre später. Leopold Schmidt begrüßte deren Inhalt trotz einiger kritischer Einschübe sehr. Das Kapitel Brauchtum etwa bezeichnete er, der sonst im Lob eher zurückhaltend war, sogar als „ein wahres Hauptstück“¹⁸. Und für das Gesamtwerk attestierte er dem Autor, die „schwere, selbstgestellte Aufgabe“ der Erarbeitung, Darlegung und Gliederung des Stoffes „vortrefflich“ gelöst und einen „Grundstein für jede weitere Bemühung dieser Art“¹⁹ gelegt zu haben. Diese positive Bilanzierung lag möglicherweise auch darin begründet, daß Leopold Schmidt einerseits vage in das umfangreiche Unternehmen seines Linzer Kollegen eingebunden war — genaueres läßt sich dem Vorwort Commendas nicht entnehmen — und anderer-

seits einige seiner in der „Wiener Volkskunde“ angesprochenen, speziell als großstädtisch erachteten Themen wiederfand, nur: im Linzer Werk ausgearbeiteter und auf breiterer Stoffbasis. Zudem dürfte Schmidt auf seine Stadtvolskunde durchaus stolz gewesen sein, ja er bezeichnete sie noch gegen Ende seines Lebens als „Arbeit sui generis“, und sah in ihr letztlich eine „Wissenschaftsrevolutionierung“²⁰.

„Wissenschaftsrevolutionierung“ wohl deshalb, da Schmidts Credo nicht der damaligen Wissenschaftsauffassung von Volkskunde als ideologiebefrachteter Bauernkunde entsprach, sondern weil sein Erkenntnisinteresse gerade und vor allen Dingen neben dem „Überkommenen“ auf das „Gegenwärtige“ zielte. In theoretischer Ausrichtung auf den überlieferung- und gemeinschaftsgebundenen Menschen, den Schmidt eben auch in der Großstadt ausmachte, dachte er, das Verhältnis von Traditionellem und Neuem „aus dem Wechselspiel von Statik und Dynamik“²¹ zu ergründen und das spezifisch Städtische aus dem Amalgam herauszudestillieren. In diesem Programm, das in der knapp gehaltenen Einleitung zur Wiener Arbeit festgelegt ist,²² werden die Begriffe „Erbe“ und „Neuwuchs“ zentral für die Erfassung der „geistigen Grundrichtung des Wiener Großstadtvokes“²³ gesetzt.

Doch macht die Durchsicht des Inhaltsverzeichnisses mit Blick auf die Seitenzahlen bereits deutlich, wo die Gewichte wirklich liegen. Die 128 Seiten Gesamtumfang sind in 4 Hauptkapitel gegliedert. Neben dem 19 Seiten umfassenden Einleitungsteil zur Zeugnis- und Quellenlage sowie zu Besiedlungsgeschichte und Bevölkerungsentwicklung der Stadt Wien, wird im Anschluß auf 67 Seiten das „Erbe“ dargestellt, während der „Großstadtwuchs“ auf 16 Seiten beschränkt bleibt, ergänzt um 6 weitere zu „Lebensform und Wesensart“. Die Inhaltsübersicht der beiden Bände zur Stadtvolskunde aus der Feder des Linzers Hans Commenda erscheint dagegen ausgewogener und gleichzeitig nüchterner. Hier fehlen die sich so leicht ins Gedächtnis einprägenden, auch Neugierde hervorrufenden und Schmidts Programm verdeutlichenden Wörter und zentralen Begriffe. Von Commenda, dem „Pädagog“, wie Schmidt ihn, auf die Schulter klopfend, einmal titulierte²⁴, wird „Die Volkskunde der Stadt Linz“ gleichsam abgehandelt: sachlich, systematisch, übersichtlich. Der Aufbau des Werkes entspricht Herkömmlichem und zeigt Commenda auch als Gymnasialprofessor und langjährigen Volksbildungsreferenten von Oberösterreich (1946-1954).²⁵ Die in zahlreiche Unterpunkte gegliederten Hauptkapitel

„Brauchtum“ und „Völksgüter“ stehen seitenmäßig in guter Relation und auch der Einleitungsteil zu Lage und historischer Entwicklung der Stadt sowie die in 20 Punkten zusammengefaßten „Erkenntnisse“ erscheinen im großen und ganzen ausgewogen. Analog zu Leopold Schmidts Arbeit verweisen in der Linzer Monographie die Überschriften der Unterabschnitte ebenfalls auf die gewichtige Stellung der Sachgebiete des gängigen völkskundlichen Kanons. Während Schmidt aber das Neue, das spezifisch Städtische vorwiegend in das Kapitel „Großstadtwuchs“ stellt, ist es bei Commenda unsichtbarer, versteckter. Lediglich Überschriften wie etwa „Leibesübungen“, „Verkehr“, „Schulen“ oder „Gaststätten“ — wenn auch fragwürdig der Rubrik „Gemeinschaften“ zugeordnet — lassen aufhorchen und die Berücksichtigung städtischer Entwicklungen ahnen.

Dieser Befund wird bei der Beschäftigung mit dem Inhalt der Linzer Stadtmonographie schließlich auch erhärtet. Denn vor der Folie der Gemeinschaftsgebundenheit des einzelnen wie auch des Kollektiven wollte Commenda dem gegenseitigen Kulturaustausch von Stadt und Land, von Ständen und Schichten, von Verganem und Gegenwärtigem nachgehen, um auf diese Weise „vor allem die bewegenden Kräfte im Stadtvölkstum aufzuzeigen“²⁶. Dementsprechend dachte er, die Kulturphänomene nicht nur in ihrer „historischen Tiefe auszuloten“²⁷, sondern ihr Erscheinungsbild vor allen Dingen in Bezüge zur städtischen Gegenwart zu setzen und, ebenso wie Leopold Schmidt, möglichst auch neue Phänomene festzuhalten.

Summa summarum läßt sich für beide Werke jedoch eine verstärkt historische Ausrichtung konstatieren, die zudem häufig gleichgerichtet ist in den Details. Ein Beispiel: Leopold Schmidt führt etwa für die Faschingszeit die besondere Tanzlust der Wiener an, die bereits in der Barockzeit auf den Hoffestlichkeiten, aber auch auf den privaten Hausbällen ihren Ausdruck gefunden habe und die — über Lanner und Strauß — unter anderem mit „Polsterl- und Hahnentanz“ Wien „das Gepräge einer Tanzstadt“ gegeben hätte. Der Großstadtrand wäre im 19. Jahrhundert durch die Wäschermädel- und Fiakerbälle mit „Dudeln“, „Paschen“ und „Schnaderhüpfeln“ gekennzeichnet, ebenso wie manche Wiener Vororte durch die, wenngleich spärlichen Straßenumzüge. Für die Gegenwart, also für die mittleren dreißiger Jahre ist lediglich festgehalten, daß das in der Biedermeierzeit vereinzelt durchgeführte, öffentliche Faschingbegraben mittlerweile dem Schmücken von lastenziehenden

Pferden mit Papierblumen durch die Fuhrwerkskutscher als sichtbares Zeichen des Faschingsendes gewichen sei. Ebenso sei die „Einsegnung mit dem Aschenkreuz“ am Aschermittwoch im Schwinden und würde nur mehr vom „kirchengläubigen Kleinbürgertum“ fallweise gewünscht. Die bereits für das 15. Jahrhundert bezeugten, ab dem 18. Jahrhundert mit Marmelade gefüllten und im Jahr des Wiener Kongresses acht bis zehn Millionen Stück erzeugten Faschingskrapfen hingegen wären noch allgemein üblich, allerdings habe sich die vormärzliche Wiener Sitte, „auf einen Krapfen“ eingeladen zu werden, wohl überlebt.²⁸

Ganz ähnlich Hans Commenda, allerdings minutiöser: Auch in Linz spiele seit jeher die Faschingszeit eine besondere Rolle, wobei im 18. Jahrhundert der Adel mit seinen Haus- und Maskenbällen, oftmals auch aufgelockert durch Ballettdarbietungen, Singspiele und Theaterszenen, vorbildhaft für eine Vielzahl von Lustbarkeiten gewesen wäre. Mit der Öffnung der adeligen Veranstaltungen für das Bürgertum im beginnenden 19. Jahrhundert müsse den Linzern schließlich das Attest eines „tanzlustigen Völkchens“²⁹ ausgestellt werden. Denn neben den Theaterredouten, Masken- und Garnisonsbällen würden sich die diversen Kränzchen der Vereine, die zahllosen Hausbälle in Gasthöfen und Familien sowie die einzelner Berufsstände wie jene der Fiaker immer größerer Beliebtheit erfreuen. Eine Besonderheit für Linz wären die Veranstaltungen der „Liedertafel Frohsinn“, die ab den 1870er Jahren bis knapp nach dem 1. Weltkrieg alljährlich am Faschingssamstag einen Straßenumzug abhielten, gepaart mit der Aufführung einer parodistischen Oper vor verkleideten Zuschauern, mit einem Kostümball und mit dem Verlesen einer Faschingszeitung. Derartige terminfixierte Satireblätter gäbe es bereits seit der Mitte des 19. Jahrhunderts — namentlich hervorgehoben werden die „Laus“, der „Spottvogel“ von 1910 und „Die lustigen Mühlviertler“ aus dem Jahre 1948. Stets Saison hätte in der Faschingszeit das Krapfenessen gehabt: So wären vor dem ersten Weltkrieg von der Konditorei Rupp in den heiligen drei Faschingtagen sogar über 12.000 „Glaskrapfen“, also die mit Marmelade gefüllten Schmalzgebäcke, verkauft worden. Der Verzehr von Krapfen in großen Mengen — und hier wendet sich Commenda schließlich der Gegenwart zu — sei immer noch üblich, am Aschermittwoch allerdings auch in der ungefüllten Form als Fastenkrapfen. Darüberhinaus klinge der Linzer Fasching nunmehr mit Heringschmaus und Aschenkreuz aus.³⁰

So oder ähnlich ließen sich viele der anderen Themenbereiche der beiden Volkskunden gegenüberstellen und analogisieren, gleichgültig ob es sich um die Darlegung weiterer brauchmäßiger Rituale handelt oder um die Befassung mit Witz, Rätsel, Sprichwort und Redensart, mit kindlichem Auszählreim und Schülerspott. Gleiches gilt für die Auseinandersetzung mit Formen der Frömmigkeit, des Wallfahrtswesens und der nicht kirchlich gebundenen Glaubenspraktiken ebenso wie für die Beschäftigung mit Volksmusik, Lied und Tanz in ihren Variationsbreiten oder für die Palette der Unterhaltungs- und Freizeitvergnügungen: Volkstheater, Ausflugswesen, Kinder- und Erwachsenenpiel. Fast immer ist der Rückgriff auf das Historische im Vordergrund, fast immer sind in der Relation die kulturellen Ausprägungen der je städtischen Gegenwart nur knapp thematisiert. Dies mag einerseits in dem allgemein menschlichen Verhalten liegen, das uns Umgebende als selbstverständlich zu er- und somit gleichzeitig gering zu beachten. Andererseits aber, und das vor allem, begriffen sowohl Schmidt als auch Commenda nur all jene „Volksgüter als Gegenstand der Volkskunde, die ein gewisses Stetigkeitsprinzip in sich tragen“³¹. In Rekurs auf diesen Wissenschafts-ansatz sondierten sie die Kulturphänome als volkskundlich beachtenswert oder aber als für das Fach nicht oder möglicherweise noch nicht relevant und suchten bzw. sichteten entsprechend ihre Quellen: Schmidt vorwiegend literar- und kulturhistorische Schriften,³² Commenda den umfangreichen Linzer Regestenkorpus sowie stadtgeschichtliche Abhandlungen und Tageszeitungen.³³ Über Eigenbeobachtungen wurden hauptsächlich die Kulturerscheinungen der jeweiligen Gegenwart ausgemacht. Die Gegenwart der „Wiener Volkskunde“ war, um es nochmals zu verdeutlichen, die Zeit des Austrofaschismus, die der Linzer Volkskunde die Jahre des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg.

In diesen beiden Zeitabschnitten betrachten Schmidt und Commenda etwa auch die Kleidungsgewohnheiten ihrer Mitbewohner in der Stadt, nehmen allerdings, als klassische Volkskundler der damaligen Zeit sozialisiert, Maß am Ländlichen, am Dörflich-Bäuerlichen. Entsprechend sind gleichsam das Kleid der „schönen Linzerin“, Gamsbart und Lamberghut³⁴, Samtweste und Janker, Schultertuch und „Füeter“³⁵ die gültigen Paradigmen. Hinweise auf gängige städtische Bekleidungsformen, auf modische Strömungen in den verschiedenen Schichten oder auf Innovationen der Textil- und Bekleidungsindustrie bleiben großteils aus-

gespart. Bei Commenda erklärt sich dies wohl nicht unwesentlich aus seiner Eingebundenheit in die Trachtenerneuerungsbewegung,³⁶ bei Leopold Schmidt aus seinem wissenschaftlichen Denken, erst über die Beachtung der „Altbestände“ oder bloß deren „Restformen“ zu den Neubildungen vordringen zu können. Sein diesbezüglich biologistisches Argumentieren — in den Begriffen „Erbe“ und „Neuwuchs“ auf den Punkt gebracht — ließ ihn letztlich in der Wahrnehmung der Kulturercheinungen eher selektiv vorgehen.

Deutlich ist auch an dem eben zitierten Bekleidungsbeispiel die Distanzhaltung der beiden Wissenschaftler zu den ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen von Wien und Linz abzulesen. Linz war längst zur Industrie- und Pendlerstadt geworden, Wien der Lebensmittelpunkt verschiedenster Ethnien, unterschiedlichster sozialer Schichten, Gruppen und Milieus sowie differenter politischer Gruppierungen. Zwar wird in den programmatischen Ankündigungen der beiden Volkskunden verlautet, den volkskundlichen Blick auf die städtische Gesamtbevölkerung richten zu wollen, in realiter aber werden dann für das Wien der damaligen Gegenwart doch nur — in Auswahl — Kutscher, Gärtner, Hausknechte, Heurigenkellner, Rauchfangkehrer, Schrebergärtner und Bastler genannt, und für Linz vornehmlich der nicht näher spezifizierten Bürger und Handwerker. Die Arbeiterschaft bleibt ausgespart. Frauen und Mädchen kommen mehr oder weniger bloß in Zusammenhängen mit Kleidung, Speisen, Wallfahrten und Bräuchen vor, Kinder in Verbindung mit dem Aufzeigen von Kinderspielen, Auszählreimen, Rätseln und Spottsprüchen. Für beide Stadtvolskunden gilt, so läßt sich resümieren, eine zentrierte Blickstellung auf die Phänomene, die kaum in ihre sozialhistorischen, politischen und ökonomischen Kontexte eingebettet sind.³⁷ Entsprechend selten werden die Gegenstände daher in ihre Erklärungs- und Bedeutungszusammenhänge gestellt, sondern bloß in auflistender Weise thematisch zusammengefügt.

Diese Bilanz, für die „Wiener Volkskunde“ bereits von Julius Schwietering gezogen³⁸, mag einer der Gründe sein, weshalb Stadtvolskunden in dieser Form letztlich obsolet geworden sind, wenngleich etwa Hanns Koren 1946, und nahezu gleichlautend 1952, ebenfalls ein Pläydoyer für die volkskundliche Beschäftigung mit der Stadt — vermutlich Graz — gehalten hat.³⁹

In seinem knapp gefaßten Entwurf, ausgehend von einem organisch gewachsenen Gesellschaftsaufbau, weist Koren, unter Bezugnahme auf die vulgus-Theorie, der Stadtvolkskunde die Aufgabe zu, den Menschen in seinen Gemeinschaftsbindungen zum Mittelpunkt der Forschungsinteressen zu erheben, wobei er „Kindheit — Jugend — Lebensmitte — Alter“ als ordnendes Einteilungsprinzip vorgibt. Entsprechend wären die je verbindlichen Sitten und überlieferten Verhaltensweisen, aber auch deren Verneinungsformen bei allen Ständen und ihren Gemeinschaften zu untersuchen: also beispielsweise in der Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft, bei Freunden und in den Berufsverbänden: dies einerseits, um zu „einer Diagnose der moralischen Volksgesundheit“⁴⁰ vorzudringen und andererseits, um der sogenannten Volksbildungsarbeit dienlich sein zu können. Vor diesem Hintergrund benennt Koren dann auch beispielhaft die zu beachtenden Gegenstände. Sie sind altvertraut: Bräuche, Kleidersitten, Lieder, Sprüche, Sagen, Märchen, Schwänke, Grußgebärden. „Okkultisches und Astrologisches“ fallen, da nicht in der „echten Überlieferung“ stehend und von Koren lediglich als städtische „Modeweisheiten“ begriffen⁴¹, folglich aus seinem Betrachtungsrastrer heraus.

Doch gerade auch die städtischen Modeerscheinungen bzw. „Zivilisationsgüter, welche heute niemandem als volkskundliche Objekte auffallen“⁴², im Blick zu haben, ist Leopold Schmidt auf Grund seiner Auffassung von Stadtvolkskunde ein Anliegen. So nimmt er etwa in sein Beobachtungsprogramm den Kinofilm auf und begreift ihn als beeinflussende und vorbildgebende Instanz für diverse Moden, z.B. bei Frauen „von der Haartracht bis zum Strumpf“⁴³, bei Männern für männliches Heldentum⁴⁴ oder aber auch in kulturpessimistischer Sicht für Kriminalität⁴⁵. Darüber hinaus werden von ihm die Bedeutung der Körperkultur und des Sports betont⁴⁶, oder aber auch die gesungenen oder gerufenen Äußerungen der Straßenhändler, Straßensänger und Straßenmusikanten als mögliche Forschungsfelder benannt⁴⁷, ebenso wie das Trällern von Schlagern in der Öffentlichkeit⁴⁸, das Pfeifen in seiner ganzen Variationsbreite⁴⁹ oder — unter der Kapitelüberschrift „Die Rolle der Mode“ — das geschlechtsspezifische Kleidungsverhalten in der Freizeit⁵⁰. Eindringlich mahnt Schmidt außerdem die volkskundliche Beschäftigung mit populären Lesestoffen als Ausdruck des großstädtischen „Volksgeschmacks“ ein: Abenteuerromane, Bücher von

Karl May bis Jack London, Dedektivgeschichten, Zeitungsromane, Bücher von Marlitt oder Courts-Mahler oder Kaiser-Josef-Romane, Operette, Zeitungen, Illustrierte.⁵¹ Des weiteren benennt er humoristische Blätter, Mauerinschriften und Gebetparodien⁵² ebenso wie Glücksbringer, magische Praktiken und okkulte Handlungen als wichtige Forschungsfelder einer Großstadt- und Gegenwartsvolkskunde. So führt er Hufeisen am Kühler des Autos oder aufgehängt in Wohnungen an, beachtet die im Fonds der Fahrzeuge baumelnden Püppchen oder die am Schaltbrett montierten Christophorusplaketten und erwähnt Glücksklee, Glücksschwein, Rauchfangkehrer, magische Zahlen und „touch wood“-Anhänger in den Juweliergeschäften. „Großstadtgeistigkeit“ manifestiert sich für Schmidt auch in Sekten, in Astrologie, Graphologie, Handlesekunst wie überhaupt in spirituellen Praktiken.⁵³

Viele der von Schmidt benannten Gegenwartsphänomene finden sich in Commendas Werk wieder, jedoch oftmals in anderen Zusammenhängen. So etwa greift Commenda auch das Thema Film auf, setzt es unter das Kapitel „Geistige Volksgüter“ und stellt fest, daß der Kinofilm das besonders „bevorzugte Mittel der Volksunterhaltung“ sei, ja daß Linz 1957 die kinofreudigste Landeshauptstadt von Österreich überhaupt gewesen wäre, nun aber der Besuch durch „Motorfimmel und Fernsehen“ rückläufig scheint. In historischem Rückgriff geht er dann der Etablierung der Lichtspieltheater in der Stadt nach.⁵⁴ An anderer Stelle verweist Commenda, analog zu Schmidt, auch auf das Pfeifen, stellt dieses in den Themenkreis der Musikinstrumente und bringt die Melodienfolge von studentischem Pfiff und jener des Erstaunens bzw. der Aufforderung, sich zu entfernen.⁵⁵ Ein letztes Beispiel: Nach dem historischen Abriß der Linzer Turn- und Sportbewegung sowie des Wettkampfsportes — wobei die Nennung von „Golf, Derby, (...) Hockey“ für die damalige Linzer Stadtbevölkerung doch wohl etwas eigenartig anmutet — listet er eine Vielzahl von in Verbindung zum Sport gestellten „glückbringenden Handlungen“, „Amuletten“ und „Talismanen“ als städtische und neue Besonderheiten auf.⁵⁶

Doch so neu, wie nach der Lektüre der beiden österreichischen Stadtvolkskunden zu vermuten ist, waren die bearbeiteten Themenfelder doch nicht ganz. Viele von ihnen fanden bereits in den Aufsätzen der deutschen Fachkollegen ihre Benennung; so etwa 1933 bei Richard Beitz Zahlenmagie, Glücksbringer, Glück- und Segensmetaphern, Maskottchen,

Wahrsagerei, Kartendeutung, Graphologie, Okkultismus, Spiritismus und Sektenwesen,⁵⁷ ganz ähnlich im selben Jahr bei Adolf Spamer⁵⁸, der zusätzlich die Bedeutung von Kino und Mode hervorhebt⁵⁹ und, wenn auch in großstadtfeindlicher Gesinnung, 1935 bei Joseph Klapper, erweitert um Trivialliteratur, Sport, Talismane, Hellseherei und ebenfalls wieder Zahlenmagie sowie Spiritismus.⁶⁰ Commenda ergänzt das Themenband schließlich um jene Kulturphänomene, die in den Erscheinungsjahren zwischen der „Wiener Volkskunde“ und seiner Linzer Monographie immer populärer geworden waren: um Rundfunk und Fernsehen.

In der Zusammenschau erweisen sich jedoch die beiden Stadtvolkskunden österreichischer Provenienz letztlich der Vergangenheit ihrer jeweiligen Gegenwart zugewandt. Zum einen waren die Autoren in den damals gängigen Stoffgebieten und Themenfeldern gefangen, zum anderen vermochten sie kaum, wie Ingeborg Weber-Kellermann bereits anmerkte, „die am Dorf entwickelten Arbeitsmethoden für die völlig anders gearteten Verhältnisse innerhalb einer Großstadt zu modifizieren“.⁶¹ Zum dritten legten sie ein längst von der städtischen Realität überholtes, zum Teil auch verwaschenes Schichtenmodell ihrem Arbeiten zugrunde und rekurrten überdies auf überkommene Überlieferungs- und Gemeinschaftstheorien. Ihre fachliche Sozialisation wirkte folglich wie ein Selektionsfilter und ließ sie das differenzierte Gebilde Stadt in seiner Gesamtgesellschaftlichkeit und Wirklichkeit kaum erkennen. Erst durch die Öffnung des Faches zu den Sozialwissenschaften wurden schließlich neue Parameter gesetzt, wodurch allmählich mit den althergebrachten Blickstellungen, Denk- und Interpretationsmustern gebrochen und Großstadt als spezifisch kultureller Bedeutungs- und Beziehungsraum mit spezifisch kulturellen Aktivitäten ausgeleuchtet werden konnte.⁶²

So sind denn auch die österreichischen Stadtvolkskunden heute, so meine ich, einerseits nur noch von fachhistorischem Interesse, signifikant für eine bestimmte Zeit und für ein bestimmtes Wissenschaftsdenken. Andererseits kann ihnen für die heutige Zeit zwar nicht ein Erkenntniswert, aber doch ein guter Quellenwert für die Vergangenheit zugesprochen werden, selbst wenn Leopold Schmidts Arbeit — von ihm im Untertitel auch nur als „Aufriß“ bezeichnet — weitaus schmaler ist als jene von Hans Commenda. Darüber hinaus und schlußendlich sind beide Werke, jenseits allen Wissenschaftsdenkens, eine amüsante Lektüre.⁶³

¹ Um einige Beispiele erweiterte Fassung eines Referats, gehalten am 14. September 1998 in Linz im Rahmen der Österreichischen Volkskundetagung „Urbane Welten“.

² So etwa Scholze, Thomas: Im Lichte der Großstadt. Volkskundliche Erforschung metropolitane Lebensformen (Neue Aspekte in Kultur und Kommunikationswissenschaft, Bd. 2). Wien, St. Johann/Pongau 1990, S. 54-64 und S. 120-121; vgl. auch Mohrmann, Ruth-E.: Die Stadt als volkskundliches Forschungsfeld. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, XLIV/93; S. 129-149, hier S. 131; ebenso Hugger, Paul: Die Stadt. Volkskundliche Zugänge. Zürich 1996, S. 43 und S. 46-47.

³ Schmidt, Leopold: Wiener Volkskunde. Ein Aufriß (= Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Ergänzungsband XVI). Wien 1940.

⁴ Commenda, Hans: Volkskunde der Stadt Linz an der Donau. Linz 1958 und 1959, 2 Bde.

⁵ Zwar wandte sich L. Schmidt fast 30 Jahre nach Erscheinen der „Wiener Volkskunde“ noch einmal explizit der Großstadt zu, ließ es in der diesbezüglichen Abhandlung allerdings bei einer Literaturüberschau des dazwischenliegenden Zeitraumes bewenden; vgl. dazu Schmidt, Leopold: Probleme der Wiener Großstadtvolkskunde. In: Wiener Geschichtsblätter, 23. Jg., 1968, Nr. 2, S. 289-298.

⁶ G(eiger), P(aul): Rezension von L. Schmidt, Wiener Volkskunde. Ein Aufriß. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 39. Bd., 1941, H. 2, S. 143.

⁷ Moser, Hans: Rezension von Hans Commenda, Volkskunde der Stadt Linz an der Donau. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1961, S. 179-180; hier S. 180.

⁸ Lerner, Franz: Rezension von Hans Commenda, Volkskunde der Stadt Linz an der Donau. In: Hessische Blätter für Volkskunde, 1959, Bd. 49/50, S. 69-70; hier S. 70.

⁹ Burgstaller, Ernst: Rezension über Linzer Stadtvolkskunde. In: Oberösterreichische Heimatblätter, 15. Jg., 1961, H. 2/3, S. 182-185; hier S. 185.

¹⁰ Zoder, Raimund: Rezension von Wiener Volkskunde. Ein Aufriß von Leopold Schmidt. In: Das deutsche Volkslied, 43. Jg., 1941, H. 1/2, S. 22-23; hier S. 23.

¹¹ Hepding, Hugo: Rezension von Leopold Schmidt, Wiener Volkskunde. Ein Aufriß. In: Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 38, 1940, S. 149-151; hier S. 151.

¹² Weiss, Richard: Rezension von Hans Commenda, Die Volkskunde der Stadt Linz an der Donau. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 56. Jg., 1960, H.1, S. 203-204; hier S. 204.

¹³ Noch kaum mit Beispielen angereichert und als Vortrag 1932 gehalten vgl. Spamer, Adolf: Die Volkskunde als Gegenwartswissenschaft. In: Riehl, Wilhelm Heinrich, Adolf Spamer: Die Volkskunde als Wissenschaft. Berlin, Leipzig 1935, S. 77-85, hier S. 84; die frühen, Einzelaspekte behandelnden Arbeiten hatten Berlin als Forschungsfeld; vgl. dazu Kügler, Hermann: Zur Geschichte der Weihnachtsfeier in Berlin. In: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 8. Jg., 1930, S. 129-205; auch Beitz, Richard: Volksglaube der Großstadt. In: Ders.: Deutsches Volkstum der Gegenwart (=Wissenschaftliche Jahresreihe des Volksverbandes der Bücherfreunde, Bd. 4). Berlin 1933, S. 71-100; für Breslau, wenn auch in großstadtfeindlicher Tendenz, vgl. Klapper, Joseph: Volkstum der Großstadt. In: Peßler, Wilhelm (Hg.): Handbuch der Deutschen Volkskunde. Leipzig 1935, 3 Bde., hier Bd.1, S. 103-119; eher programmatischen Inhalts Schreiber, Georg: Grosstadt und Volkstum. Münster 1933; ebenso Lehmann, Otto: Volkskunde und Großstadt. In: Bargheer, Ernst, Herbert Freudenthal (Hg.): Volkskunde-Arbeit. Zielsetzung und Gehalte. Festschrift für Otto Lauffer

zum sechzigsten Geburtstag. Berlin, Leipzig 1934, S. 23-36.

¹⁴ Hugger (wie Anm.2), S. 41.

¹⁵ Spamer, Adolf: Wesen und Aufgaben der Volkskunde. In: Ders. (Hg.): Die Deutsche Volkskunde. Leipzig 1935², 2 Bde., hier Bd.1, S. 8.

¹⁶ Mohrmann (wie Anm.2), S. 31.

¹⁷ Vgl. dazu Liesenfeld, Gertraud, Herbert Nikitsch: Neubeginn und verfehlte Sachlichkeit — Zur Volkskunde Leopold Schmidts. In: Jacobeit, Wolfgang u. a. (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien, Köln, Weimar 1994, S. 603-616, hier S. 609; ebenso Scholze (wie Anm.2), S. 64.

¹⁸ Schmidt, Leopold: Rezension von Hans Commenda, Volkskunde der Stadt Linz an der Donau, Bd.1. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, XIII/62, 1959, S. 151-152, hier S. 152.

¹⁹ Ders.: Rezension von Hans Commenda, Die Volkskunde der Stadt Linz, Bd. II. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, NS XIV/63, 1960, S. 63-64, hier S. 64. Noch vor Erscheinen der beiden Bände des Linzer Werkes bedachte L. Schmidt diese bereits mit Vorschlußbeeren, ja er forderte für die Linzer Stadtvolkskunde sogar eine eigene Institution; vgl. dazu Schmidt, Leopold: Die Linzer Stadtvolkskunde im Rahmen der Stadtvolkskunde Österreichs. In: Jahrbuch der Stadt Linz 1953, Linz 1954, S. 621-632.

²⁰ Schmidt, Leopold: Curriculum Vitae. Mein Leben mit der Volkskunde. Wien 1982, S. 46.

²¹ Schmidt (wie Anm.3), S. 121.

²² Vgl. ebda, S. 11-13.

²³ Ebda, S. 9.

²⁴ Schmidt (wie Anm.19), S. 65.

²⁵ Österreich Lexikon. Wien 1997, Bd.1, S. 197.

²⁶ Commenda, Hans: Stadtvolkskunde der Gegenwart und ihre Anwendung. In: Schmidt, Leopold (Hg.): Burgenländische Beiträge zur Volkskunde. Die Vorträge der 6. Österreichischen Volkskundetagung in Eisenstadt 1951 (=Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. II). Wien 1953, S. 71-87, hier S. 72.

²⁷ Weiss, Richard: Rezension von Hans Commenda, Die Volkskunde der Stadt Linz, Bd.I und II. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 56. Jg., 1960, H.1. S. 203-204, hier S. 204.

²⁸ Vgl. Schmidt (wie Anm.3), S. 41-46.

²⁹ Commenda (wie Anm.4), Bd.I, S. 165.

³⁰ Vgl. Commenda (wie Anm.4), Bd.I, S. 161-168.

³¹ Schmidt (wie Anm.3), S. 31.

³² Im besonderen nennt Schmidt die Schriften der aufklärerischen Reiseliteraten mit ihrem Blick von außen auf die Stadt wie auch jene der einheimischen, fallweise humoristisch-bissigen Lokalschriftsteller ab der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie die Aufzeichnungen von Memoirenschreibern. Des weiteren verweist er auf bildliche, insbesondere biedermeierliche Zeugnisse — Kaufrufe, Volkstypen, Genre- und Sittenbilder, Karikaturen — sowie auf die einschlägige Fachliteratur; vgl. dazu Schmidt (wie Anm.3), S. 13-20. In der „Wiener Volkskunde“ zieht Schmidt zusätzlich kulturhistorische Schriften zu Wien heran, allen voran jene von Gustav Gugitz.

- ³³ Commenda sichtete vor allem die 120 Bände umfassenden Linzer Stadtregesten und exzerpierte sie auf 20.000 Belegzetteln, vgl. dazu Burgstaller, Ernst: Hans Commenda. Ein Leben im Dienste der Wissenschaft. Sonderabdruck aus OÖ. Kulturberichte zur amtlichen Linzer Zeitung, F. 3, 6. Februar 1959, S. 23; des weiteren wurden die Jahrbücher der Stadt Linz 1935-1937, 1949-1955 und (in Weiterführung) das Historische Jahrbuch der Stadt Linz ab 1956 ausgewertet, ergänzt um die Erhebungen von Linzer Heimatforschern.
- ³⁴ Vgl. Commenda (wie Anm.4), Bd.II, S. 8-31.
- ³⁵ Vgl. Schmidt (wie Anm.3), S. 35-37.
- ³⁶ Vgl. Jalkotzy, Alexander: Gedanken zur Linzer Stadtvölkunde von Hans Commenda. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, XLIV/93, 1990, S. 441-449, hier S. 447.
- ³⁷ Vgl. dazu auch Liesenfeld/Nikitsch (wie Anm.17) S. 609; Hermann Bausinger spricht pointiert von einer „Fetischierung der Gegenstände“ bei L. Schmidt, vgl. Bausinger, Hermann: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen. Sonderband. Tübingen 1979, S. 87.
- ³⁸ Vgl. die diesbezügliche Äußerung von Julius Schwietering im Gutachten der Habilitationsschrift vom 27.8.1942, zit. n. Scholze (wie Anm.2), S. 64.
- ³⁹ Vgl. Koren, Hanns: Zur Volkskunde der Stadt. In: Austria. Die Welt im Spiegel Österreichs. Zeitschrift für Kultur und Geistesleben. I. Jg., H. 6, Wien 1946, S. 30-33; ganz ähnlich auch ders.: Volkskunde der Gegenwart. Graz 1952, S. 53-61.
- ⁴⁰ Koren, Volkskunde der Stadt (wie Anm.39), S. 31.
- ⁴¹ Ebda, S. 32-33.
- ⁴² Schmidt (wie Anm.3), S. 100.
- ⁴³ Schmidt (wie Anm.3), S. 109.
- ⁴⁴ Vgl. Schmidt (wie Anm.3), S. 107.
- ⁴⁵ Vgl. Schmidt (wie Anm.3), S. 110.
- ⁴⁶ Vgl. Schmidt (wie Anm.3), S. 104 und S. 112.
- ⁴⁷ Vgl. Schmidt (wie Anm.3), S. 104-105.
- ⁴⁸ Vgl. Schmidt (wie Anm.3), S. 106.
- ⁴⁹ Vgl. Schmidt (wie Anm.3), S. 106-107.
- ⁵⁰ Vgl. Schmidt (wie Anm.3), S. 107-108.
- ⁵¹ Vgl. Schmidt (wie Anm.3), S. 109-110.
- ⁵² Vgl. Schmidt (wie Anm.3), S. 113-114.
- ⁵³ Schmidt (wie Anm.3), S. 117-118.
- ⁵⁴ Commenda (wie Anm.4), Bd.II, S. 262.
- ⁵⁵ Ebda, S. 203.
- ⁵⁶ Commenda (wie Anm.4), Bd.I, S. 132 und S. 285-287.
- ⁵⁷ Vgl. Beitzl (wie Anm.13), S. 71-100.
- ⁵⁸ Vgl. Spamer, Adolf: Die Volkskunde als Wissenschaft. Stuttgart 1933, S. 30-31.
- ⁵⁹ Spamer, Wesen und Aufgaben (wie Anm.13), S. 1-12.
- ⁶⁰ Vgl. Klapper (wie Anm.13), S. 103-119.
- ⁶¹ Weber-Kellermann, Ingeborg: Der Berliner. Versuch einer Großstadtvölkunde und Stammescharakteristik. In: Hessische Blätter für Volkskunde, 1965, Bd. 56, S. 9-30, hier S. 10.

⁶² Vgl. Gerndt, Helge: Großstadtvolkskunde — Möglichkeiten und Probleme. In: Kohlmann, Theodor, Hermann Bausinger (Hg.): Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. 24. Deutscher Volkskundekongreß in Berlin vom 26. bis 30. September (=Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, Bd.13). Berlin 1985, S. 11-19, hier S. 13.

⁶³ Mit etwas mehr Gewinn zu lesen wäre jedoch etwa die auf Wien bezogene stadtgeographische Arbeit von Bobek, Hans, Elisabeth Lichtenberger: Wien. Bauliche Gestalt und Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Graz 1966¹ und 1978².

Herbert Nikitsch, Wien

Wie es den Volkskundlern bei den Stadtleuten erging

Anmerkungen zur österreichischen Stadtvolkskunde

1

„Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen und staune noch immer — noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all ihren bunten Leidenschaften, mit all ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses — ich spreche von London.“ Es ist Heinrich Heine, der hier 1828 von der Stadt, von der Großstadt London — vom „Urbanen“ seiner Zeit schlechthin also — spricht, und das in einer Diktion, die einem fachgeschichtlichen Rückblick auf das Thema dieser Tagung nicht ganz unangemessen ist. Zitiert wird er hier jedoch vor allem wegen der Folgerung, die er aus seinen Eindrücken zieht: „Schickt einen Philosophen nach London, bei Leibe keinen Poeten! Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an eine Ecke, er wird hier mehr lernen, als aus allen Büchern der letzten Leipziger Messe, [...] die verborgensten Geheimnisse der gesellschaftlichen Ordnung werden sich ihm plötzlich offenbaren, er wird den Pulsschlag der Welt hörbar vernehmen und sichtbar sehen [...] Aber schickt keinen Poeten nach London! Dieser bare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung [...] erdrückt die Phantasie und zerreißt das Herz. Und wolltet ihr gar einen deutschen Poeten hinschicken, einen Träumer, der vor jeder einzelnen Erscheinung stehen bleibt [...] — o! dann geht es ihm erst recht schlimm ...“¹

Zitate sollten nicht über Gebühr für die eigene Argumentation zurechtgebogen werden — und doch: Jener „Träumer, der vor jeder einzelnen Erscheinung stehen bleibt“ und dem es „recht schlimm“ in diesem „steinernen Wald“ des Urbanen ergeht — er erinnert doch nur zu sehr an die Figur des Volkskundlers, wie sie auch und vor allem in hiesigem fachgeschichtlichen Konsens suggeriert wird. Wenn man diesem Konsens folgt, dann waren diese Volkskundler zumindest in dem metaphorischen Sinn, den das Zitat nahelegt, „Poeten“, dann gehörten sie großteils einer nostalgisch-retrospektiv angekränkelten Geistesspezies an, die aus romantischer Dachkammer die Welt betrachtet, andächtig vor dem Unbedeutenden², voll antiquarischen Verehrungssinns³, höchst uneins mit ihrer Gegenwart — und sehr gefährdet also, nimmt man die Warnung Robert Musils (er hat sie am Beispiel zeitgenössischer Architektur exemplifiziert) ernst, niemand könne auf Dauer ohne Selbstschädigung gegen seine Zeit sein. Und eben diese Selbstschädigung ist ja auch implizit angesprochen, wenn allenthalben heute der Volkskunde (auch und gerade hierzulande) ein schier unaufholbar scheinendes ‘scientific lag’ attestiert wird.

Was die Vertreter dieser Volkskunde anlangt, kann freilich „Poet“ zuweilen durchaus auch wörtlich genommen werden. Es sind ja gar nicht wenige der Zunft, die im Laufe ihres Lebens von der Muse zuweilen geküßt worden sind, und wir können auf eine Reihe von Gedichtbändchen aus volkskundlicher Feder zurückblicken. Und wenn diese auch großteils reine Gedankenlyrik, in den Vers echappierende Privatmeinung zu Gott und der Welt also enthalten, vorrangig mystisches Naturerleben thematisieren und „Städtisches“ kaum zum Sujet haben — jene Verse und „Dithyramben“⁴ werfen doch ein Licht auf das Fach und seinen wissenschaftlichen Betrieb: Auch in ihm ist ja der Weg vom Land, vom Dorf in die Stadt selten und wie es scheint nur widerwillig begangen worden und hat entweder bereits am Stadtrand, an der Peripherie, in der Vorstadt geendet⁵ — in jenen Bereichen also, die, mit einem Wort Rolf Lindners, als „Zonen des authentischen Ausdrucks“⁶ wahrgenommen wurden — oder ist abgezweigt in die „Schollennähe und harmonische Totalität der Kleinstadt“⁷.

Das war schließlich auch jenes Ambiente, aus dem mehrheitlich die Volkskundler ins urbane Feld gekommen sind, um hier ihrem Beruf — als Museumsbeamte, als Universitätsleute, als Lehrer, als Kulturpolitiker etc. — nachzugehen, und entsprechend reserviert und zuweilen mit

Fluchttendenzen reagierten so manche von ihnen in jenem „steinernen Wald von Häusern“, in jenem „drängenden Strom lebendiger Menschengesichter“. Ich zitiere dazu mit Hans Commenda den einschlägigen Lokalmatador: „Im ersten Jahr meiner Hochschulzeit machte ich zunächst Bekanntschaft mit einem neuen Gefühl, dem Heimweh! Kannte ich doch in der Reichshaupt- und Residenzstadt so gut wie niemand, stand ich doch dem Trubel der Millionenstadt anfänglich ebenso ratlos gegenüber wie den ungewohnten Formen des Lehrens und Lernens an der Hochschule. Auch vermißte ich auf Schritt und Tritt die Geborgenheit des Elternhauses und die Naturverbundenheit meiner Vaterstadt.“⁸

Die „Vaterstadt“, das war für Commenda, den wir hier 19jährig, ratlos und fremdelnd in Wien sehen, Linz. Und Linz, das war damals, anno 1908, zwar auch Stadt, aber — mit Commendas eigenen Worten — eine „geruh-sam behäbige, wenn auch keineswegs geistig träge Provinzstadt“⁹. Über diese Provinzstadt — und das ist Linz bei aller wirtschaftlichen Entwicklung doch lange geblieben — hat Commenda fünfzig Jahre später seine bekannte Stadtvolkskunde publiziert. Und er hat sich hier in Heinescher Diktion ebenfalls „an die Ecke gestellt“ um zu lernen — und in gewisser Weise haben sich auch ihm „verborgene Geheimnisse der gesellschaftlichen Ordnung“ geoffenbart: „Wer da in der Großstadt“ — Commenda meint hier, anno 1953 auf dem 6. Österreichischen Volkskundetag über „Stadtvolkskunde der Gegenwart und ihre Anwendung“ sprechend, offensichtlich Linz — „wer da in der Großstadt an der Straßenkreuzung Halt machen muß vor dem roten Licht der Verkehrsampel und in der erzwungenen Untätigkeit seinen Blick schweifen läßt über die aufgestaute Woge der Kraftwagen, der kann ein Wunder sehen: Auf so vielen dieser höchst neuzeitlichen Verkehrsmittel prangen höchst altzeitliche Talismane. Die Kühlerfigur zeigt einen Löwen, [...] das Schaltbrett trägt eine Christophorus-Plakette, der Kühler weist ein Hufeisen auf [...] und wer da im Großverkehr die aufopferungsvolle Tätigkeit eines Verkehrsschutzmannes verfolgt, der mag [ebenfalls] allerlei seltsame Beobachtungen machen: Der Schutzmann bedient sich der ältesten Sprachform, der Zeichensprache; [und] er trägt Handschuhe, dieses uralte Sinnbild von Macht und Herrschaft [...]“. Mit solchen und ähnlichen einschlägigen Beobachtungen und Eindrücken — so resümiert Commenda — „ergeht es dem volkskundlich ein bißchen geschulten Beschauer auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer noch so

wie einst dem alten Goethe: Was ich erblicke, seh ich wie im Weiten / Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten!“¹⁰

Mit dem Dichterwort hat Commenda treffend Perspektive und Intention jener Art Stadtvolkskunde charakterisiert, wie sie er und so manche seiner Kollegen betrieben haben; beispielsweise sein Vorbild Leopold Schmidt, dessen zwanzig Jahre zuvor erschienene „Wiener Volkskunde“ bereits seinerzeit von Julius Schwietering als eine „Aufreihung von Volksgütern [...] verbrämt mit Kulturgeschichte“¹¹ gesehen worden ist. Und schon ein vergleichender Blick auf die Inhaltsverzeichnisse zeigt ja die Ähnlichkeiten und Parallelen in Konzeption und Anlage dieser Werke, die hier als Text und von ihrem Inhalt her im übrigen nicht weiter beschäftigen sollen. Weder ist eine punktuelle Kritik an fachgeschichtlichen Dokumenten intendiert, noch die „heute so beliebte Weise des Zitierens aus vergangenen, teils schon vergessenen Büchern“, um deren Autoren welcher Haltung auch immer zu überführen — ein Vorgehen, das Karl-S. Kramer schon vor rund dreißig Jahren berechtigterweise angeprangert hat¹²: Mit dem Hinweis auf die zwei klassischen österreichischen Stadtvolkskunden¹³ soll nur die doch recht bemerkenswerte Tatsache herausgestrichen sein, daß der Großstädter Schmidt und der Provinzstädter Commenda dasselbe zum Thema Stadt schreiben, daß die Großstadt Wien und die Provinzstadt Linz seinerzeit ganz analog behandelt werden konnten.

Diese undifferenziert-einheitliche Wahrnehmung von höchst Unterschiedlichem verdankt sich einer perspektivischen Verschiebung, die ich einmal grob als Verdörflichung und Historisierung des Städtischen bezeichnen möchte. Und diese perspektivische Verschiebung verdankt sich ihrerseits einer heuristischen Disposition, für die ich im weiteren einige Gründe anführen will. Dabei werden weniger wissenschaftsimmanente Faktoren — etwa das Beharren auf eingeschliffener disziplinärer Kanonik — im Vordergrund stehen, sondern bestimmte außerwissenschaftliche Umstände. Zu diesen rechne ich — neben der Herkunft, dem beruflichen und dem persönlichen Habitus einzelner Fachvertreter, worauf später noch ein Seitenblick geworfen werden soll — auch und vor allem jene Bedingungen, wie sie in jeweils nationaler, diesfalls österreichischer Verfaßtheit angelegt sind.

2

Wenn der „anti-urbane Zug der volkskundlichen Großstadtfor- schung“¹⁴, von dem Rolf Lindner gesprochen hat, auch in Österreich fach- historisch konstatiert wird, so hat das seine Berechtigung; daß er beklagt wird, ist verständlich; daß damit allerdings noch wenig erklärt ist, liegt auf der Hand. Und vielleicht gibt es hier auch wenig zu erklären, zumindest für die hier ins Auge gefaßte Zwischenkriegszeit, in die nicht nur die Abfassung der lange Zeit unpubliziert gebliebenen „Wiener Volkskunde“, sondern auch die Vorarbeiten zu Commendas Werk fallen. Denn zuvor- derst hat man sich ja — banal genug — in Erinnerung zu rufen, daß es hier- zulande in diesem neu entstandenen „Rest“ der Habsburgermonarchie namens Österreich für einen großstadtvolkskundlichen Betrieb kaum eine Voraussetzung gegeben hat, daß hier — mit Ausnahme Wiens — schlicht Feld und Gegenstand gefehlt haben. Wenn Schmidt dieses Wien, die einzi- ge Großstadt im Österreich der 1. Republik, in seiner „Volkskunde“ heuri- stisch gleichsam „verländlicht“, das heißt sie „mit solchen Kategorien zu erfassen (sucht), die für die ländlichen Gebiete bereits gefunden und dort als volkskundlich ergiebig eingeschätzt worden waren“¹⁵, dann liegt in die- sem seinem fachlichen Zugriff eine gewisse Konsequenz. Und es interes- siert weniger, daß mit ihm notwendigerweise als wissenschaftliches Ergebnis nur guter alter volkskundlicher Kanon, gewürzt mit so manchem Seitenblick auf seinerzeit tatsächlich im Fach noch kaum Beachtetes zu Tage gefördert wurde — vielmehr interessiert diese angesprochene per- spektivische Verschiebung selbst. Sie korrespondierte — und damit ist ein spezifisch „österreichischer“ Aspekt (groß)volkskundlichen Betriebs ange- sprochen — mit einer hierzulande charakteristischen Zentrum-Peripherie- Dichotomie, mit jener Polarität des kulturellen Feldes, von der die Erste Republik seit ihren Anfängen geprägt gewesen ist. Von ihr ist die fachspe- zifische Etablierung der Volkskunde nicht unberührt geblieben und sie hat sich — und auch das hatte Auswirkungen auf das Fach — mit der weite- ren politischen Entwicklung nicht nur vertieft, sondern einseitig ausge- richtet.

Diese Polarität hatte zunächst ganz reale Gründe. Präformiert war sie allein schon durch die verwaltungstechnische „Verländerung“¹⁶ Öster- reichs ab 1918 — also die Ablöse der früheren Zentralverwaltung, wie sie sich etwa in der Einsetzung eines Landespolitikers als Landeshauptmann an Stelle des kaiserlicherseits eingesetzten Statthalters manifestierte. Und

neben dieser juristisch festgeschriebenen Selbstständigkeit der Länder — in der der alte „Kronlandindividualismus“¹⁷ wieder ungehindert aufleben konnte — hat die nach wie vor agrarwirtschaftlich dominierte ökonomische Struktur Österreichs einen reichen Nährboden für den Gegensatz Metropole versus Provinz und sein gesellschaftliches Konfliktpotential geboten.

Ihre Zuspitzung und ihre einseitige Ausrichtung aber verdankte diese Polarität vor allem den symbolischen Manifestationen eines immer virulenter werdenden „agrarischen Traditionalismus“¹⁸, jener „performativ-oratorischen Kultur des Katholizismus“ — wie das Friedrich Heer einmal genannt hat¹⁹ -, die sich in diesem politisch und gesellschaftlich immer zerrisseneren Staat als Orientierungshilfe und zugleich als probates Propagandainstrumentarium und kulturpolitisches Kampfmittel erwies und die schließlich zu dem führte, was Josef Weinheber in spöttischer Resignation den „Sieg der Provinz“ genannt hat.²⁰ Dieser „Sieg der Provinz“ dokumentierte sich jedoch nicht nur in den Usancen eines staatlichen Hochkulturbetriebes, in dem etwa der Heimatroman das bevorzugte Genre war oder eine Heimatkunstbewegung²¹, deren Parole „Los-von-Wien“ nicht nur auf den städtischen Literaturbetrieb zielte, sich staatlicher Wertschätzung und bis zur Staatspreisverleihung reichender Förderung erfreute. Dieser „Sieg der Provinz“ hat sich auch auf breiterer, sozusagen alltäglicher Ebene durchgesetzt und manifestiert: Jene „performativ-oratorische Kultur“ hat das Land mit Tracht und Folklore-Gepränge überzogen, sie hat eine „ländliche Volksbildungsarbeit“²², wie sie — als Gegenpol zur städtischen Kulturpolitik des „roten“ Wien — Grundforderung der klerikal-bürokratischen Bundesregierung gewesen ist²³, flankiert, hat, etwa mit der Gründung bäuerlicher Volksbildungsheime²⁴, das Ziel einer „gesunden Wiederbelebung des bäuerlichen Volkstums“²⁵ markiert. Die Stadt, Wien selbst, blieb davon nicht unberührt, schon allein, weil dieser Trend über die parteipolitischen Grenzen hinweg virulent gewesen ist — und das in allen Bereichen: Robert Musil soll einmal gesagt haben, er hätte Wien verlassen, weil Rot und Schwarz darin einig gewesen seien, an Wildgans einen großen österreichischen Dichter verloren zu haben; und auch folkloristisches Motivrepertoire wurde in seinem propagandistischen Potential bald von allen politischen Richtungen entdeckt und für spektakuläre Fest- und Feiernutzung, etwa in Form von Trachtenumzügen und Volkstumstagen, genutzt — auch von jenem Lager, aus dem verschiedentlich, etwa durch

Otto Bauer, die Warnung vor einer „Verdorfung Wiens“ laut geworden ist.²⁶

Bei dieser Verschiebung der kulturellen Tektonik Österreichs, durch die das großstädtische Kulturmuster — Schlagwort: ‘Die Wiener Moderne’ — unter den Druck der hiesigen Spielart einer auf Bodenverwurzelung und Antiurbanismus setzenden konservativen Revolution²⁷ geriet, hat die Volkskunde bekanntlich ihre Rolle gut gespielt. Volkskunde hat sich dem kulturpolitischen mainstream eingefügt, denn nicht nur war sie in ihrer noch marginalen akademischen Position²⁸ auf diesen Legitimationsbonus angewiesen, sie war dazu auch von ihrer heuristischen Anlage her prädestiniert: Zumindest für die Bedürfnisse einer nationalen Traditionsproduktion auf volkskultureller Grundlage stand sie gewissermaßen auf der Höhe ihrer Zeit. Unter der Prämisse eines unverbindlich-allgemein einsetzbaren Konzeptes von „Gemeinschaft“ etwa konnte praktisch jede Gleichung aufgehen: Jenen „volkstümlich-vulgushaften Zustand“ konnte man schließlich nicht nur im Dorf finden, um „diesen Zustand oder das Fehlen dieses Zustandes festzustellen“, konnte sich die Volkskunde auch „aus dem Bauernland in die Industriebezirke und in die moderne Stadt aufmachen“, um hier „alle Äußerungen des kulturellen Lebens auf ihre Gemeinschaftsgebundenheit hin anzusehen“²⁹.

Freilich, im Gebrauch solchen höchst disponiblen erkenntnisleitenden Werkzeugs stand die österreichische Volkskunde seinerzeit nicht allein. Auch jenseits der geographischen und fachlichen Grenzen war man darauf eingeschworen. Um gar nicht zu reden von den einschlägigen Definitionen des volkskundlichen Objekts, wie sie vor allem aus Deutschland, dem „Land der Theoretiker unserer Wissenschaft“³⁰, herüberklagen, soll hier nur an Vorgaben aus anderen Disziplinen erinnert werden, an Durkheims „mechanische Solidarität“ oder an Redfields „folk society“ beispielsweise. Und ob solche Konzepte bewußt oder gleichsam osmotisch rezipiert worden sind — gefolgt ist man ihnen jedenfalls: Was etwa Tönnies, dessen Rezeptionsgeschichte in der Volkskunde ja bereits bekannt ist³¹, idealtypisch und als Klassifikationshilfe postuliert hat, ist von den Volkskundlern realiter gesucht worden — auch in der Stadt, die in solcherart selektiver Optik mit Notwendigkeit höchstens zum Forschungsfeld, nicht aber zum Forschungsgegenstand gemacht wurde. So ist, um mich der bekannten Opposition von Ulf Hannerz, die hier angeklungen ist, weiter zu bedienen, festzustellen, daß diese frühe Volkskunde, von der ich spreche, nur —

wenn denn internationaler Zungenschlag diesfalls überhaupt angebracht ist — eine „anthropology in the city“, nicht eine „anthropology of the city“ betrieben hat.

Bei der Frage, warum dem so war, sollte jedoch neben den bislang angeführten Gründen nicht vergessen werden, daß Wissenschaft nicht nur als der abgehobene Schauplatz einer institutionalisierten Dauerreflexion — als der sie gern prätendiert wird — zu sehen ist, daß Wissenschaft auch nicht nur als ein auf den jeweils zeitgenössischen, vor allem auch zeitpolitischen Hintergrund — den ich anzudeuten versucht habe — reagierender Betrieb funktioniert: Es sollte nicht vergessen werden, daß wir es hier mit einem sozialen Gefüge zu tun haben, das von individuellen und „außerprofessionellen“ Faktoren — wie gesellschaftlicher Status, politische Einstellung oder private Werthaltung ihrer Repräsentanten — determiniert ist. Und wenn eine „eigentliche Ethnologie der Stadt [...] nach den Spezifika urbaner Existenz, nach der Stadt nicht nur als Lebensraum, sondern auch als Lebensform [...] zu fragen [hat]“³², so hätte das auch für den fachgeschichtlichen Zugriff zu gelten: dann hätte, wenn es um die Akteure dieser Fachgeschichte geht, nach dem hier dominierenden „sozialen Typus“ gefragt zu werden — und vorher selbstverständlich nach ihrer Herkunft.

3

„Wie es den Volkskundlern bei den Stadtleuten erging“ — dieser von Peter Rosegger geborgte und entstellte Titel³³ — suggeriert eine Opposition, die es so wohl gar nicht gibt. „Stadtleute“, das waren sie doch selber: über die bürgerlich-städtische Herkunft der Volkskundler, und zwar der Volkskundler aller Generationen — so viele Kohorten gibt es in diesem relativ jungen Fach ja nicht —, herrscht fachgeschichtlicher Konsens. Das gilt bereits für die Gründergeneration der sich vorerst auf außeruniversitärer Basis allmählich etablierenden österreichischen Volkskunde — also jene Generation der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Geborenen —, von der zu recht als von einer „urbanen Honoratiorengesellschaft“³⁴ gesprochen worden ist. Und wie jene Herkunftsgeschichte ist auch die Rede vom Blick des Städters aufs Land fachgeschichtlich notorisch — ebenso wie die von der Stadtfeindlichkeit, zumindest Stadtabgewandtheit der Volkskunde und ihrer Vertreter: Wo

immer diese, großteils aus Professoren- oder doch Akademikerfamilien stammenden Gründerväter das Licht der Welt erblickt haben mögen, ob in Czernowitz, Ungarisch-Altenburg, Deutschlandsberg oder gleich Wien — ihr familiär-gesellschaftliches Ambiente hat ihnen ebenso wie ihre spätere berufliche und gesellschaftliche Karriere ein Gepräge verliehen, das auch der von ihnen inaugurierten Wissenschaft seinen Stempel aufdrücken sollte: Es ließ sie jene urbane Perspektive einnehmen, aus der heraus sie ihren volkskundlichen Interessen nachgegangen sind und eine auf die bäuerliche Bevölkerung zentrierte Binnenethnologie betrieben haben.

Das hat bereits Leopold Schmidt ganz ähnlich gesehen, der ebenfalls von der frühen Volkskunde als einer „bürgerlichen Wissenschaft“ gesprochen hat, „noch dazu einer Sonderform davon, welche sich in anachronistischer Weise mit dem Bauerntum befaßte“.³⁵ Allerdings ist bei Schmidt *expressis verbis* nur von der frühen Volkskunde die Rede, von einer Volkskunde, die dann später — Schmidt hat fachhistorisch stets einem optimistischen Evolutionismus gehuldigt — diese selektive Blickweise abgestreift hätte — allerdings auf interessanten Umwegen: „Zu Hause, in der Universitätsstadt, hatte man den Menschen als ‘Masse’, und sprach das auch gern und verächtlich aus. Bei der Sammel- und Aufzeichnungstätigkeit, gewissermaßen in der Sommerfrische, beschäftigte man sich dagegen mit dem ‘Volk’, fand es echt und unverfälscht usw. [...] Eine Folge davon wurde die Leidenschaft, diese Sommerfrischen-Volkskultur dem ‚Volk‘ wiederzugeben. [...] So wurde] aus diesen Vermittlungsversuchen altbäuerlicher Volkskultur in die Großstadt ein offenes Ohr für die Eigenart dieses Kulturgutes gewonnen, und in manchem Fall gerade dieses Kulturgut in der Stadt selbst wiederentdeckt, wo es ohne Pflege auch gelebt hatte. Auf solchen Umwegen wurde zunächst das bäuerliche Erbgut der Großstadtmenschen sammlungsreif, eine erste Stufe im Werden der Großstadtvolkskunde war, ohne jede theoretische Zielsetzung, erreicht.“³⁶

Die Grundlage dieses fachgeschichtlichen Ausgangs, der hier bei Schmidt ein wenngleich quasi nur unwillkürlich gutes Ende nimmt, ist von anderen weniger positiv gesehen worden: „Der Städter von heute muß wieder den Anschluß an die Natur gewinnen. Nicht als Ausflügler oder Sommerfrischler, denn daraus entsteht das greulichste Produkt unserer Zeit: das Ischler Dirndl.“³⁷ Doch wie immer jener „Umweg“ gewertet wird — für die späteren volkskundlichen Generationen war er nicht nur einer über die Sommerfrische, er war auch ein Umweg über die Stadt: Wenn

Land durch die Brille des Städters wahrgenommen wird, dann setzt konsequenterweise bereits ein, was unlängst als die rezente Erfahrung von „Landritualen in der Stadt“ beschrieben wurde³⁸, und was schon früh beginnt, etwa in Form jener „Verdorfung“ der Stadt, durch die Wiens „dünne Decke des Urbanen“³⁹ in der Zwischenkriegszeit massiv bedroht worden ist. Doch wenn auch jener volkskundlichen Generation, die der akademischen Etablierung der Volkskunde die Wege gewiesen oder diese doch zumindest (Stichwort: Laienvolkskundler) flankiert hat, mit jener das Land von der Stadt aus fokussierenden Binnenethnologie ihrer Vorgänger der erkenntnisleitende Weg vorgezeichnet gewesen ist: beschritten hat sie diesen Weg jedoch unter ganz anderen biographischen Vorzeichen.

Wenn man sich die topographische und soziale Herkunft jener ansieht, die diese volkskundliche Honoratiorengesellschaft im weiteren fachlichen Betrieb abgelöst haben, bietet sich auf den ersten Blick ein recht buntes Bild. Ich zähle hier nur Beruf und geographische Abstammung der Väter einiger der in den ersten beiden Jahrzehnten unseres Jahrhunderts geborenen Volkskundler (und Volkskundlerinnen) auf: Einen Kärntner Förster finden wir da, einen Wiener Postler, oberösterreichische und Vorarlberger Gymnasialprofessoren bzw. -direktoren, einen Salzburger Bausparkassenbeamten, einen tschechischen Müllermeister, einen Wiener Bauunternehmer, einen Salzburger Kaufmann, diverse Staatsbeamten unterschiedlichen Amtranges aus Wien, Oberösterreich und Steiermark, einen Kärntner Flößer.

Ich muß hier nicht erwähnen, wie waghalsig es wäre, all die gröberen und feineren gesellschaftlichen Unterschiede, wie sie hier beispielhaft durch das geographisch-sozioökonomische Herkunftsmilieu angedeutet sind, auf einen gemeinsamen Nenner bringen zu wollen — etwa mit dem Ziel, daraus so etwas wie eine vom entsprechenden sozialen Typus abhängige Art eines disziplinären Habitus', einer Fachkultur⁴⁰, einer quasi „volkskundlichen Subkultur“ zu konturieren. Und daß das umso unmöglicher erschiene, je genauer man auf einzelne Biographien eingehen würde, versteht sich ebenfalls von selbst. Ich möchte aber dennoch wenigstens zwei Aspekte anführen, für die sich in dieser Vielfalt vielleicht doch die nötige gemeinsame Schnittmenge finden läßt.

Zum einen: Diese neue Generation von Volkskundlern kommt, von recht wenigen Ausnahmen abgesehen, aus der Provinz in die Stadt. Wobei bei diesem Begriff des Provinziellen neben der rein geographischen

Bedeutung durchaus auch eine gesellschaftliche Konnotation herauszuhören ist — im Sinne jener „Verspätung der kulturellen Signale“⁴¹, wie sie etwa Carl Amery als das wichtigste Spezifikum der „Provinz-Existenz“ bezeichnet hat. Doch sei dieser ja an sich höchst unscharfe, exakt kaum zu definierende Begriff der „Provinz“⁴² hier wertfrei und nur zum Zwecke eines Analogieschlusses gebraucht, der Analogie zu dem, was bei der unlängst etwa von Christine Burckhardt-Seebass⁴³ wieder aufgeworfenen Frage „Wer wird Ethnograph?“⁴⁴ als *in-between-Existenz* bezeichnet wird, als eine Existenz zwischen den kulturellen Fronten quasi, wie sie etwa habituell durch die Sozialisation in Kulturgrenzräumen sich konstituiert. Schon Hanns Koren hat ja die Volkskunde als die „Wissenschaft der Außenstehenden“ bezeichnet, der „Herauswachsenden, deren Bildungsgang sie über das ‘eigentliche Volk’ hinausgeführt hat“.⁴⁵

Zum zweiten: Die Volkskundler sind Beamte — ob als akademischer oder Volksschullehrer, ob in einem Landes- oder Kleinstadtmuseum wirkend —, mehr noch: sie sind auch und gerade als Volkskundler Beamte. Sicher gab es unter dem recherchierenden volkskundlichen Fußvolk den ökonomisch selbständigen Apotheker oder Arzt, der seine Marterln aufzeichnete; doch allgemein galt für das — im übrigen nach wie vor akademisch nur ansatzweise etablierte — Fach, daß es von in welcher Form immer im Dienste des Gemeinwesens, des Staates stehenden Menschen, von Staatsdienern, betrieben wurde — professionellerweise als Universitätsprofessoren oder Museumsleute, in volkskundlichem Hobbybetrieb in der Regel als Lehrer. Als beamtete Volkskundler hatten sie das Privileg, das städtisch-bürgerliche Freizeitmuster, das Arbeit mit Stadt und Freizeit mit Natur konnotiert⁴⁶, zu unterlaufen und ihren Beruf zum Mittel ihres Eskapismus zu machen.

Diese Volkskundlergeneration der ersten zwei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts rekrutiert sich also größtenteils — so der Befund — aus dem Kreis gesellschaftlich freigestellter, ihrem gesellschaftlichen und geographischen Herkommen nach marginalisierter Existenzen. Sie sind — ob politischem Kalkül, ob innerem Antrieb folgend — den nationalpädagogischen Aufgaben, die der österreichischen Volkskunde nach dem Ersten Weltkrieg im breiten Spektrum zwischen alpenländischer Volksbildung und deutschnationaler Volkstumsarbeit gestellt wurden, geflissentlich oder bereitwillig nachgekommen.

4

Meine knappen fachgeschichtlichen Überlegungen haben versucht, einen Blick auf jene zu werfen, die sich mit den auf dieser Tagung verhandelten „Urbanen Welten“ auseinandergesetzt, die Stadtvolkskunde in Österreich betrieben haben; und es liegt in der Natur der Sache, daß dabei auch diejenigen in den Mittelpunkt gerückt wurden, die das nicht getan haben — schließlich sind sie die deutliche Mehrheit, und Überlegungen zur österreichischen Stadtvolkskunde haben eo ipso weniger die Frage nach dem „Wie“ ihrer Produktion als vielmehr die Frage nach dem „Warum“ ihrer Nicht-Produktion zu stellen. Welches Resümee ist also zu ziehen? Sind nun die Volkskundler tatsächlich jene ‘Poeten’ gewesen, von denen der eingangs zitierte Heine gesprochen hat?

Im fachgeschichtlichen Konsens waren die Volkskundler Stadtleute, die diese Stadt übersehen haben, weil sie sich in antimodernistischer Attitüde einer harmonisch-ganzheitlichen Weltsicht verschrieben hatten. Unlängst hat etwa Burkhard Lauterbach die Beziehung der Volkskunde zur Großstadt als „durchgängiges Verweigerungsverhalten“ charakterisiert⁴⁷, und er ist damit einem durchgängigen und gängigen Argumentationsmuster auch österreichischer Fachgeschichtsschreibung gefolgt. Gern und vor allem wird ja gefragt, warum die Volkskunde das oder jenes nicht getan, dieses oder jenes Thema nicht berücksichtigt und aufgegriffen hat; und auch, wo Entwicklungen aufgezeigt werden, geschieht das meist vor dem Hintergrund des Vorwurfs langen, zu langen Ver- und Beharrens bei marginalen oder doch nicht mehr zeitgemäßen Phänomenen und einer Haltung, die dann gern aus gegenwärtiger Sicht unter dem Stigma sogenannter „gesellschaftlicher Irrelevanz“ gesehen wird.

Doch die Volkskundler, die in der Stadt ihrem Beruf (oder Hobby) nachgegangen sind — sie waren als Städter doch wohl auch geprägt von jener „inneren Urbanisierung“, die Gottfried Korff mit inhaltlichem Rekurs auf Willy Hellpach in die volkskundliche Diskussion eingebracht hat — Richard Weiss hatte zuvor von der „geistigen Verstädterung“ gesprochen⁴⁸ —, von jenen „Mentalitätsmustern“ und „kulturellen Techniken, wie sie für den Großstadtmenschen typisch sind“⁴⁹. Und so ist ihnen, diesem ihrem urban geprägten Dispositiv folgend, die Stadt die selbstverständliche Folie ihres Tuns und Denkens gewesen — auch und gerade, wenn sie diese Stadt unter dem Aspekt einer Defizienz oder als „Entfremdungszusammenhang“ wahrgenommen⁵⁰ und — in der „typisch

romantischen Haltung der kommentierenden Begleitung" (Carl Schmitt) — jenem „Urbanisierungs-Folklorismus" gehuldigt haben, der Erinnerung an das jeweilige „Alt-Städtische" „in vielfältiger Weise wachhalten will und gefällig arrangiert"⁵¹. Oder anders: Diese Volkskundler haben immer (auch) von der Stadt, von ihrem Zuhause gesprochen, auch und gerade, wo sie Defizite registrierten?

Wenn sich beispielsweise Hans Commenda gerade als Stadtvolskundler *expressis verbis* auf Wilhelm Heinrich Riehl beruft⁵², so folgt er damit konsequent seiner eigentlichen Intention: Commenda, der sich selbst stets mehr als Volksbildner denn als Volkskundler begriffen hat, stellt Riehl quasi vom Kopf auf die Beine: er will den „Volkskörper der Stadt" als ein „bereits bewährte(s) Vorbild" dem flachen Land mit seinen „durch das Verändern der wirtschaftlichen Grundlagen zerreißen(n) alte(n) Gemeinschaftsbindungen" entgegenhalten — als bewährtes Vorbild, wohlgemerkt, denn die Stadt hätte „bereits (jene) Krise überstanden", in der „gerade heute das Landvolk unter dem Einbruch des Materialismus und Maschinenzeitalters ganz ähnlich (fiebert) wie die Stadtbevölkerung vor zwei bis drei Menschenaltern"⁵³.

Es ist wohl nicht zuletzt dieser kulturpolitische Praxisbezug, der die Perspektive der Vertreter jenes „kulturprägenden" Faches⁵⁴ festlegte und sie „Stadt" anders sehen und — zumindest als „Ort eines vergrößerten Möglichkeitshorizontes"⁵⁵ — auch übersehen ließ. Möglicherweise aber hatte das auch ganz andere Gründe: Vielleicht ist es jener kulturellen Technik einer Fähigkeit zur Ignoranz geschuldet, wie sie als Großstadtphänomen beschrieben wird⁵⁶; vielleicht aber auch schlicht der Tatsache, daß diese Volkskundler, wie so manches Kind der Moderne, einfach das Bedürfnis hatten, „sich in ihrer Seele sozusagen mit garantiert echten, alten Sachen auszumöblieren"⁵⁷.

¹ Heinrich Heine: London [1828]. Zit. n. Brüggemann, Heinz: „Aber schickt keinen Poeten nach London!" Großstadt und literarische Wahrnehmung im 18. und 19. Jahrhundert. Texte und Interpretationen. Reinbek bei Hamburg 1985, S. 254.

² Um an das auf Jacob und Wilhelm Grimm gemünzte Wort Sulpiz Boisserées zu erinnern, der Umprägung einer Bemerkung Wilhelm Schlegels — „Ehrfurcht vor dem Trödel" —, die dieser in seiner Rezension des ersten Bandes der „Altdeutschen Wälder" (1815) verwendet hat; vgl. Hennig, Dieter: Brüder Grimm-Museum Kassel. Katalog der Ausstellung im Palais Belevue (= Kasseler Quellen und Studien 4). Kassel 1973, S. 80.

³ „Der antiquarische Sinn eines Menschen [...] hat immer ein höchst beschränktes Gesichtsfeld; das allermeiste nimmt er gar nicht wahr, und das Wenige, was er sieht, sieht er viel zu nahe und isoliert; er kann es nicht messen und nimmt deshalb alles als gleich wichtig und deshalb jedes einzelne als zu wichtig. [...] Dann erblickt man wohl das widrige Schauspiel einer blinden Sammelwut, eines rastlosen Zusammenscharens alles einmal Dagewesenen.“ Nietzsche, Friedrich: *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*. Frankfurt a. M. 1989, S. 38 f.

⁴ So eine Selbsteinschätzung einschlägiger lyrischer Produktion, siehe Wolfram, Richard: *Der Lebensbaum. Gedichte*. St. Pölten 1981, Nachwort, S. 121.

⁵ Jöhler, Reinhard, Bernhard Tschofen: *Brücke, Bergwerk, Berefarii. Wiener Urbanität im Diskurs — ein Superlativ der Normalität?* In: *Zeitschrift für Volkskunde* 91, 1995, S. 202-222.

⁶ Lindner, Rolf: *Die Idee des Authentischen*. In: *Kuckuck* 1/98, S. 58-61, hier S. 59.

⁷ So ein Wort des Heimatpflegers Karl Giannoni; zit. n. Mulley, Klaus-Dieter: *Vom Postbeamten zum Poeten. Die Intellektuellen im Nationalsozialismus*. In: *morgen* 81, 1992, S. 17-22, hier S. 22.

⁸ Commenda, Hans: *Erinnerungen eines Linzer Volksbildners* (= Schriftenreihe des Oberösterreichischen Volksbildungswerkes 10). Linz (1961), S. 37.

⁹ Ebda, S. 13.

¹⁰ Commenda, Hans: *Stadtvölkunde der Gegenwart und ihre Anwendung*. In: Schmidt, Leopold (Hg.): *Burgenländische Beiträge zur Volkskunde. Die Vorträge der 6. Österreichischen Volkskundetagung in Eisenstadt 1951* (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde 2). Wien 1953, S. 71-87, hier S. 71.

¹¹ Scholze, Thomas: *Im Lichte der Großstadt. Volkskundliche Erforschung metropolitaner Lebensformen* (= *Neue Aspekte in Kultur- und Gesellschaftswissenschaft* 2). Wien, St. Johann/Pongau 1990, S. 64, Anm.55.

¹² Kramer, Karl-S.: *Über die Vorstellung von dem, was Volkskunde ist*. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde* 3, 1971, S. 151-161, hier S. 152.

¹³ Commenda, Hans: *Volkskunde der Stadt Linz an der Donau*. 2. Bde. Linz 1958 und 1959; Schmidt, Leopold: *Wiener Volkskunde. Ein Aufriß* (= *Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Ergbd.* 17). Wien 1940.

¹⁴ Lindner, Rolf: *Perspektiven der Stadtethnologie*. In: *Historische Anthropologie* 5, 1997, S. 319-328, hier S. 320.

¹⁵ Gerndt, Helge: *Großstadtvölkunde — Möglichkeiten und Probleme*. In: Kohlmann, Theodor, Hermann Bausinger (Hg.): *Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung*. 24. *Deutscher Volkskunde — Kongreß in Berlin vom 26. bis 30. September 1983* (= *Schriften des Museums für deutsche Volkskunde Berlin* 13). Berlin 1985, S. 11-19, hier S. 11.

¹⁶ Stourzh, Gerald: *Vom Reich zur Republik. Studien zum Österreichbewußtsein im 20. Jahrhundert*. Wien 1990, S. 58.

¹⁷ Botz, Gerhard, Albert Müller: *Differenz/Identität in Österreich. Zur Gesellschafts-, Politik- und Kulturgeschichte vor und nach 1945*. In: *Österreichische Zeitschrift für*

Geschichtswissenschaften 6/1995, S. 7-40, hier S. 13.

¹⁸ Mattl, Siegfried: Kulturpolitik. In: Tólos, Dachs, Hanisch, Staudinger (Hg.): Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918-1933. Wien 1995, S. 618-631, hier S. 625.

¹⁹ Zit. n. Mattl (wie Anm.18).

²⁰ „Sie ham uns erobert: Bruck, Gurgl und Gföhl. / Da gibts jetzt nix wia pariem [...]“. Weinheber, Josef: Wien wörtlich. Gedichte. Hamburg 1953, S. 13.

²¹ Rossbacher, Karlheinz: Heimatkunstbewegung und Heimatroman. Zu einer Literatur-Soziologie der Jahrhundertwende (= Literaturwissenschaft — Gesellschaftswissenschaft 13). Stuttgart 1972.

²² Geramb, Viktor: Von ländlicher Volksbildungsarbeit (= Führer für Volksbildner, Heft 1). Wien 1922.

²³ Göhring, Walter: Erwachsenenbildung. In: Weinzierl, Erika, Kurt Skalnik: Österreich 1918-1938. Geschichte der Ersten Republik. Graz, Wien, Köln 1983, Bd. 2, S. 609-627.

²⁴ Kapfhammer, Franz Maria (Hg.): St. Martin. Ein bahnbrechendes Werk österreichischer Volksbildung. Festgabe für Josef Steinberger. Wien 1949; ders.: Josef Steinberger, der Gründer von St. Martin. Leben-Wirken-Schriften. Graz, Wien, Köln 1970; Szerelmes, Richard: Leopold Teufelsbauer und das Bäuerliche Volksbildungsheim Hubertendorf 1929-38. Eine Dokumentation. St. Pölten, Wien 1982.

²⁵ Teufelsbauer, Leopold: Der Pfarrer als Volksbildner (= Führer für Volksbildner, Heft 10). Wien 1923, S. 44.

²⁶ Jöhler, Reinhard: Das Österreichische. Vom Schönen in Natur, Volk und Geschichte. In: Ders., Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen: Schönes Österreich. Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde 65). Wien 1995, S. 31-41, hier S. 36.

²⁷ Wolfgang Kos: „...und doch ein bissl in Ruhe gelassen“. Wiener Kunstmilieu zwischen Sezession und Subvention. In: du. Die Zeitschrift für Kultur, 1995/1, S. 16-19, hier S. 16; Sieferle, Rolf Peter: Die Konservative Revolution. Fünf biographische Skizzen. Frankfurt a. M. 1995.

²⁸ Bockhorn, Olaf: Volkskunde an österreichischen Universitäten. In: Beitzl, Klaus (Hg.): Volkskunde. Institutionen in Österreich. Mit Beiträgen von Olaf Bockhorn, Franz Grieshofer, Herbert Nikitsch, Margot Schindler und einem Institutionenverzeichnis (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde 26). Wien 1992, S. 9-19.

²⁹ Koren, Hanns: Volkskunde in der Gegenwart. Graz, Wien, Alttötting 1952, S. 11 und S. 53.

³⁰ Schmidt, Leopold: Die Linzer Stadtvolkkunde im Rahmen der Stadtvolkkunde Österreichs. In: Jahrbuch der Stadt Linz 1953. Linz 1954, S. 621-632, hier S. 625.

³¹ Zimmermann, Harm-Peer: Annäherung an Ferdinand Tönnies. In: Sievers, Kai Detlev (Hg.): Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde im 19. und 20. Jahrhundert (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins 26). Neumünster 1991, S. 41-70.

³² Lindner (wie Anm.14), S. 322.

- ³³ Rosegger, Peter: *Mein Weltleben oder wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging*. Leipzig 1898.
- ³⁴ Johler, Reinhard: *Das Ethnische als Forschungskonzept: Die österreichische Volkskunde im europäischen Vergleich*. In: Beitzl, Klaus, Olaf Bockhorn (Hg.): *Ethnologia Europaea. Plenarvorträge (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien 16/II)*. Wien 1995, S. 69-101, hier S. 85.
- ³⁵ Schmidt (wie Anm.30), S. 623.
- ³⁶ Ebda, S. 624.
- ³⁷ Loos, Adolf: *Stadt und Land*. In: Ders.: *Die Potemkin'sche Stadt. Verschollene Schriften 1897-1933*. Wien 1983, S. 140.
- ³⁸ Köstlin, Konrad: *Volkskunde und Geländewagen: Landrituale in der Stadt*. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LII/101, 1998, S. 303-327, hier S. 304.
- ³⁹ Johler/Tschofen (wie Anm.5), S. 204.
- ⁴⁰ Liebau, Eckart, Ludwig Huber: *Die Kulturen der Fächer*. In: *Neue Sammlung* 25, 1985, S. 314-339.
- ⁴¹ Amery, Carl: *Der Provinzler und sein Schicksal*. In: Ders. (Hg.): *Provinz. Kritik einer Lebensform*. München 1966, S. 7-18, hier S. 8.
- ⁴² Ulsperger, Elisabeth: *Bürgertum in der niederösterreichischen Provinz: Die Kleinstadt Eggenburg*. In: Stekl, Hannes u.a. (Hg.): *„Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit“ (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie 2)*. Wien, Köln, Weimar 1992, S. 112-130, hier S. 112.
- ⁴³ Burckhardt-Seebass, Christine: *Die Verwissenschaftlichung des Selbsterlebten*. In: *Ethnographisches Wissen als Kulturtechnik*. In: Köstlin, Konrad, Herbert Nikitsch (Hg.): *Ethnographisches Wissen als Kulturtechnik (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde 18)* (im Druck).
- ⁴⁴ *Erstmals gestellt bzw. beantwortet bekanntlich von Lévi-Strauss, Claude: Traurige Tropen*. Frankfurt a. M. 1991, S. 43-53.
- ⁴⁵ Koren (wie Anm.29) S. 8.
- ⁴⁶ Löfgren, Orvar: *Freizeit und Großstadtleben. Kulturelle Konfrontation in Schweden im 19. und 20. Jahrhundert*. In: Kohlmann/Bausinger (wie Anm.5), S. 87-102, hier S. 99.
- ⁴⁷ Lauterbach, Burkhard: *Volkskunde der Großstadt. Münchner Anmerkungen zu einem durchgängigen Verweigerungsverhalten*. In: Simon, Michael, Hildegard Frieß-Reimann (Hg.): *Volkskunde als Programm. Updates zur Jahrtausendwende*. Münster u.a. 1996, S. 95-113.
- ⁴⁸ Weiss, Richard: *Volkskunde der Schweiz*. Erlenbach, Zürich 1946, S. 71.
- ⁴⁹ Löfgren (wie Anm.46), S. 101.
- ⁵⁰ Korff, Gottfried: *Mentalität und Kommunikation in der Großstadt. Berliner Notizen zur „inneren“ Urbanisierung*. In: Kohlmann/Bausinger (wie Anm.15), S. 343-361, hier S. 344.
- ⁵¹ Ebda, S. 353.
- ⁵² Riehl hätte — so Commenda —, indem er „Begriff und Wesen dieses Faches aus der bisherigen philologisch-historischen Bindung gelöst und zu soziologisch-biologischer Betrachtung

geweitet“ habe, „damals schon die geschlossene ländliche Siedlung, de(n) Markt und die Kleinstadt und ebenso die Großstadt, wenn man so sagen darf, volkskundefähig“ gemacht; Commenda (wie Anm.10), S. 72.

⁵³ Commenda, Hans: Warum Stadtvolkskunde? In: Bratanic, B(ranimir), E(rnst) Burgstaller (Hg.): Konferenz für volkskundliche Kartographie in Linz a. d. Donau, 11.-13. Dezember 1958. Linz 1958, S. 58-64, hier S. 59.

⁵⁴ Kretzenbacher, Leopold: Volkskunde als Faktor der Kulturprägung im Österreich der Zwischenkriegszeit. In: Internationales Kulturhistorisches Symposium Mogersdorf, Bd. 12. Szombathely 1983, S. 83-93.

⁵⁵ Korff (wie Anm.50), S. 348.

⁵⁶ Löfgren (wie Anm.46), S. 101.

⁵⁷ Weber, Max: Wissenschaft als Beruf. Stuttgart 1995, S. 43.

Sanja Kalapoš, Zagreb

Zur Stadtkulturforschung in der kroatischen Volkskunde¹

Im Gegensatz zur ländlichen Kultur ist die Stadtkultur ein recht neues, erst seit wenigen Jahrzehnten behandeltes Thema der (europäischen) Volkskunde(n). Dabei waren sowohl der Zeitpunkt des Einsetzens als auch die untersuchten Inhalte der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Urbanen in den einzelnen nationalen Volkskunden sehr unterschiedlich — ein Faktum, das von der jeweils herrschenden Definition von „Kultur“ ebenso abhing wie von der (damit im Zusammenhang stehenden) Bereitschaft, die „klassischen“ Forschungsfelder des Faches zu überwinden. In diesem Beitrag soll der Weg eines Teiles der kroatischen Volkskunde hin zu einer „urban anthropology“ verfolgt werden.

Die Entwicklung der Stadtkulturforschung in Kroatien ist von unterschiedlichen wissenschaftlichen Paradigmen bzw. deren unterschiedlicher Interpretation geprägt — wie ja auch die kroatische Volkskunde insgesamt kein einheitliches Gefüge darstellt, sondern ein Konglomerat aus verschiedenen Richtungen, Schulen und Forschungsmethoden. Generell gesprochen gab — und gibt — es in der kroatischen Volkskunde zwei große, einander konkurrenzierende Schulen bzw. Forschungsparadigmen, die sich auch in jeweils eigenen wissenschaftlichen Institutionen etabliert haben. Es gibt einige Gründe, warum es zur Ausbildung dieser beiden Richtungen gekommen ist, und ich möchte im folgenden kurz auf die theoretischen und methodischen Ansätze eingehen, deren Berücksichtigung bzw. deren Nicht-Beachtung für die Stadtkulturforschungen in der Vergangenheit bestimmend war.

Der Kulturbegriff, der von der jeweiligen volkskundlichen Schule favorisiert wird, bestimmt ja nur zum Teil deren wissenschaftliche Tätigkeit in ihrer thematischen Ausrichtung und ihrer methodischen Praxis: Oft wird auch ein und dieselbe Definition, ein und derselbe Diskurs von verschiedenen Volkskundlern unterschiedlich interpretiert — und solche unterschiedlichen Interpretationen — diesfalls der Theorie(n) von Antun Radić (aber auch von anderen Wissenschaftlern) — haben neben der Tatsache der gleichzeitigen Existenz jener zwei volkskundlichen Schulen auch zu zweierlei Arten der Behandlungen von Stadtkultur in der kroatischen Volkskunde geführt. Gleich eingangs ist in diesem Zusammenhang auch darauf zu verweisen, daß in der Disziplin, die in Kroatien „Ethnologie“ genannt wird — ein Begriff, der sowohl die Volkskunde als auch die Völkerkunde bezeichnet — Volkskundler, Folkloristen und Volksmusikwissenschaftler eng zusammenarbeiten; allerdings werden in diesem Beitrag wegen der großen Zahl der folkloristischen und musikwissenschaftlichen Texte zur Stadtkultur nur die — im deutschsprachigen Sinne — „volkskundlichen“ Texte und Autoren vorgestellt².

Wenn es auch bereits im 18. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Kroatien eine Auseinandersetzung mit volkskundlichen oder ethnographischen Themen gegeben hat — zu denken ist etwa an Matija Petar Katančić (1750-1825) oder an die Vertreter der illyrischen Bewegung wie Ljudevit Gaj, Stanko Vraz, Luka Ilić-Oriovčanin oder Ivan Kukuljević-Sakcinski —, so wird doch als der eigentliche Begründer einer kroatischen Volkskunde stets Antun Radić (1868-1919) genannt. 1888 hat die damalige „Jugoslawische Akademie der Wissenschaften und Kunst“ [*Jugoslavenska akademija znanosti i umjetnosti*]³ ein ethnographisches Institut eingerichtet, 1896 ist der erste Band der volkskundlichen Zeitschrift [*Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena*] der Akademie veröffentlicht worden, und Radić war nicht nur der zweite Herausgeber dieser Zeitschrift, sondern hat in ihr auch eine Reihe eigener Beiträge publiziert, in denen seine Ideen und Vorstellungen artikuliert sind. Allerdings hat Radić, der sich Zeit seines Lebens mehr der Politik widmete, kein geschlossenes theoretisches Gebäude hinterlassen, weshalb — wie Čapo Zmegač hervorhebt⁴ — Radić nicht schulbildend werden konnte und ohne direkte ethnologische Nachfolger geblieben ist. Doch war Radić bei aller positivistischen Orientierung ein Mann mit höchst neuartigen, wenn nicht — im heutigen Sprachgebrauch — „postmodernen“ Ideen: Eine seiner

bekanntesten Theorien etwa ist jene der zwei Kulturen, einer urbanen, bürgerlichen und einer ruralen, bäuerlichen Kultur. Wenn er auch die Stadtkultur als fremd und nicht „echt kroatisch“ der ruralen, „kroatischen“ Kultur gegenüberstellte, hat er doch in einigen seiner Texte auch die positiven Interaktionen und Einflüsse zwischen diesen beiden Kulturen aufgezeigt.⁵ Doch sind es bedauerlicherweise gerade diese Aspekte von Radićs volkskundlicher Arbeit, die später in der Regel ignoriert worden sind.⁶

1924 wurde das Institut für Ethnologie [*Odsjek za etnologiju*] an der Philosophischen Fakultät der Universität Zagreb errichtet — bis heute die einzige Institution in Kroatien, an der man Ethnologie studieren kann. Petar Bulat, der erste Vorstand des Instituts, hat allerdings nur drei Semester lang und recht konzeptlos unterrichtet. Erst Milovan Gavazzi (1895-1992), der im Studienjahr 1927/28 das Universitätsinstitut als neuer Vorstand übernommen hat, führte ein detailliertes und klar definiertes Curriculum ein. Gavazzi, von dem sich im übrigen kaum explizite Stellungnahmen zu theoretischen Fragen finden, ist in seiner Lehr- und Forschungstätigkeit deutlich von der deutschsprachigen Kulturgeschichte beeinflusst und geprägt. Seine geographischen Einheiten, sogenannte „Areale“, sind mit Schmidts Kulturkreisen vergleichbar, und eines seiner Hauptinteressen war die vergleichende Analyse von in ihrer geographischen und historischen Dimension festgelegten Kulturelementen des südost- und mitteleuropäischen Raumes. Branimir Bratanić (1910-1986), der 1936 Gavazzis Assistent und 1960 Vorstand wurde, war der erste Vertreter des Universitätsinstituts, der sich explizit mit theoretischen Fragen beschäftigte. Doch ist Bratanić, der sich in erster Linie mit Problemen der ethnographischen Kartographie auseinandersetzte, als Theoretiker ein treuer Nachfolger Gavazzis und dessen kulturhistorischer Schule gewesen. Diese kulturhistorische Perspektive wird bis auf den heutigen Tage an der Universität eingenommen. Auch Vitomir Belaj, der jetzige Vorstand, bezeichnet die Analyse von Kulturphänomenen in ihrem kulturhistorischen Kontext als den Schwerpunkt seiner Forschung, wobei er sich auf jene stillschweigend vorgenommenen Interpretationen von Radićs Gedankengängen beruft, denen zufolge dieser den Gegenstand der Volkskunde nur in der ländlichen, bäuerlichen Kultur ortet und urbane Themen völlig ausgespart hätte.⁷ Nachdrücklich widersprochen hat dem allerdings Čapo Žmegač⁸, für die Gavazzi — obwohl jünger als Radić und dreißig Jahre später aktiv — ein Vertreter der älteren kroatischen volkskundlichen Schule ist⁹, die die Kul-

turelemente rein deskriptiv behandelt, positivistisch nur an dem Faktum ihrer Verbreitung interessiert ist und das Ziel der Volkskunde in der Diskussion über mögliche Ursprünge erschöpft sieht. Dieser Richtung war Stadtkulturforschung seinerzeit beinahe als eine Art Sakrileg erschienen — und bis heute werden an der Universität keine Lehrveranstaltungen, die sich mit den volkskundlichen Aspekten der urbanen Kultur beschäftigen, angeboten.

Es kann also guten Gewissens behauptet werden, daß die neuen, zeitgenössischen Methoden und Theorien in einer anderen volkskundlichen Institution, nämlich dem unabhängigen Zagreber Institut für Volkskunde und Folklore Forschung [*Institut za etnologiju i folkloristiku*] stammen. Das Institut wurde im Jahr 1948 unter den Namen „Institut für Volkskunst“ [*Institut za narodnu umjetnost*] gegründet, hieß von 1977 bis 1990 „Anstalt für Folklore Forschung“ [*Zavod za istraživanje folkloru*] und führt seit 1990 seinen heutigen Namen. Von 1963 bis 1971 hat man unter der Leitung von Maja Bošković-Stulli versucht, „Kultur“ aus den verschiedenen thematischen Perspektiven der damals am Institut herrschenden Folkloristik — wie Literatur, Tanz, Musik oder Brauch — zu behandeln. Ein wissenschaftliches Interesse für Stadt und städtische Kultur jedoch hat damals noch nicht existiert. Erst mit Dunja Rihtman-Auguštin, die im Jahr 1971 Vorstand des Instituts wurde, setzte eine volkskundliche Erforschung der Stadt und ihrer Bewohner ein. Und es war ebenfalls Rihtman-Auguštin, die nach einigen frühen Reflexionen zu einschlägigen Themen — etwa über Wertvorstellungen oder Verhaltensformen in städtischen Betrieben¹⁰ — in ihrem 1976 erschienenen Text „Die Voraussetzungen zeitgenössischer volkskundlicher Forschung“¹¹ das Thema „Stadt“ erstmals explizit und auf theoretischer Grundlage behandelte.¹²

Selbstverständlich ist die Einführung der Stadtkulturforschung in die kroatische Volkskunde sowohl mit dem Aufkommen neuer Theorien als auch mit der Neuinterpretation älterer wissenschaftlicher Paradigmen verbunden: Die Volkskundler haben neue Forschungsfelder entdeckt, zugleich aber auch immer wieder die alten Theorien diskutiert und interpretiert.¹³ So ist etwa Aleksandra Muraj¹⁴ in ihrem Buch über die Wohnkultur den Spuren Rihtman-Auguštins gefolgt, hat die Theorie von Radić neu interpretiert und mit ihrem Text diesen Autor in ein neues Licht gerückt.

Doch gehen wir zurück in die späten siebziger Jahre, in denen die ersten Beiträge, die sich mit Stadtkultur beschäftigten, im Zuge eines

großen Forschungsprojektes des Instituts publiziert wurden: Zorica Rajković (Vitez)¹⁵ etwa hat über die zeitgenössische Zagreber Kinderfolklore, im besonderen über die Kinderspiele geschrieben, und Milovoj Vodopija¹⁶ die Maturafeiern in Zagreb untersucht und dabei einen der besten strukturalistischen Beiträge aus kroatischer Feder verfaßt. Anfang der achtziger Jahre hat dann Dunja Rihtman-Auguštin als die Begründerin der Stadt- und Alltagsforschung ihrerseits eine Reihe von Beiträgen publiziert, die sich zum einen mit den theoretischen Grundlagen der Stadtforschung auseinandersetzen — was angesichts der nach wie vor dominierenden kulturhistorischen und „positivistischen“ Ausrichtung in der kroatischen Volkskunde von nicht zu überschätzender Bedeutung war¹⁷ — und die zum anderen die Ergebnisse ihrer eigenen empirischen Forschungen, etwa ihre intensive Beschäftigung mit den Todesanzeigen in verschiedenen Zeitungen¹⁸, dokumentierten. Mit der Todesthematik — Rihtman-Auguštin und Muraj¹⁹ sehen darin das Tabu-Thema schlechthin in der damaligen urbanen sozialistischen Gesellschaft — beschäftigte sich auch Zorica Rajković (Vitez)²⁰, während Lydia Sklevicky über neukonstruierte Traditionen forschte und auch die erste Volkskundlerin war, die über Geschlechterrollen geschrieben hat.²¹ Den wichtigsten Beitrag zur Stadt- und Alltagsforschung stellt zweifellos das Buch „Volkskunde unseres Alltags“ von Rihtman-Auguštin²² dar, in dem sie nicht nur ihre theoretischen Argumente zusammenfaßt, sondern auch die konkreten Elemente städtischer Kultur präsentiert: vom Freizeitverhalten über die Nahrungsgewohnheiten, die „neukomponierte“ Volksmusik bis etwa zum Phänomen des Sparens und zu geschlechtsspezifischen Verhaltensformen.

In den neunziger Jahren erscheinen dann Beiträge von bereits etablierten Wissenschaftlern wie auch von der jungen Volkskundlergeneration. Charakteristisch für diese Publikationen ist, daß sie nicht auf einem großen gemeinsamen Projekt basieren, sondern sich die einzelnen Wissenschaftler mit ihrem jeweils spezifischen Themenbereich beschäftigen: So schreibt etwa Maja Povržanović über Jugendsubkulturen²³ und untersucht Kleidung unter visuellen und symbolischen Aspekten²⁴; Ines Prica beschäftigt sich ebenfalls intensiv mit urbanen Jugendsubkulturen²⁵, zugleich aber auch mit anderen Aspekten der Stadtkultur, publiziert etwa 1990 einen Beitrag über die „new-wave“ Musik als ein Krisenphänomen in der damaligen jugoslawischen Gesellschaft²⁶ und schreibt 1991 über die symbolischen Konnotationen des revitalisierten Brauches, Geld in den bekannten

Zagreber Brunnen Manduševac zu werfen.²⁷ Zoran Čiča schreibt über das spirituelle Heilen in einer religiösen Gemeinschaft²⁸, und auch Volkskundler, die sich ansonsten mit anderen Zweigen der Volkskunde beschäftigen, verfaßten über die städtische Kultur den einen oder anderen Beitrag: Aleksandra Muraj hat beispielsweise den alternativen Handel auf dem größten Flohmarkt in Zagreb erforscht²⁹ und einige Jahre später die Wohnvorstellungen der städtischen und ländlichen Kinder verglichen;³⁰ Jasna Čapo Zmegac hat im Zuge ihrer umfassenden Forschungen zu der Volksfrömmigkeit die Wandinschriften in der Kirche des Heiligen Peter und Paul in Osijek analysiert³¹ und dabei gezeigt, wie junge Menschen aus dem urbanen Milieu ihre religiösen Gefühle mit dem städtischen Alltagsleben verbinden. Einige Beiträge stammen auch aus Dalmatien: So schreibt Silvio Braica über die traditionellen Bräuche der Vorstädte von Split³², während Valentina Gulin das Bild nachzeichnet, das der aus Dubrovnik stammende große kroatische Dramatiker Marin Držić (1508-1567) von der Stadt und ihrer Kultur in seinen Dramen entworfen hat.³³ Sanja Kalapoš schließlich beschäftigt sich ebenfalls mit der Jugendkulturforschung, wobei sie den Bogen von den Zagreber Subkulturen der sechziger und siebziger Jahre bis in die unmittelbare Gegenwart spannt und thematisch an die politische Anthropologie anknüpft.³⁴

Herausgehoben soll hier auch ein Forschungsfeld werden, das seine Existenz den spezifischen Umständen der letzten Jahre verdankt: die Kriegsethnographie, mit der sich viele Volkskundler seit 1992 bis heute intensiv beschäftigen. Dieser Forschungszweig war dazu prädestiniert, die zuweilen scharfe Stadt-Land-Dichotomie, die von vielen Forschern in ihren Untersuchungen betont worden war, zu überwinden; zugleich war es eine Perspektive, die nicht nur in theoretischer Reflexion, sondern — möglichst rasch — in konkretem empirischen Zugriff behandelt werden mußte, wofür ich hier nur einige Beiträge erwähnen möchte: Rihtman-Auguštin hat viel über Identität und Mentalität im Übergang von Sozialismus zur Demokratie publiziert³⁵ und zugleich die Thematik der Todesanzeigen, diesmal jedoch im Kontext des Krieges, weiter verfolgt.³⁶ Auch Prica hat intensiv zur Kriegsethnographie beigetragen³⁷, ebenso Povrzanović, die neben zahlreichen kleineren Abhandlungen auch ihre Dissertation dem Thema Krieg, im speziellen dem kulturellen Aspekt der Angst im Krieg widmete.³⁸ Und als Beispiel der Verbindung von Stadtkulturforschung und aktueller Kriegsethnographie ist die Arbeit von Lela Ročenović über die

Rituale der Gedächtnisfeiern für gefallene kroatische Soldaten in Samobor — eine Kleinstadt in der Nähe von Zagreb — zu erwähnen.³⁹

Bereits diese knappe Auflistung zeigt, daß die Stadtforschung in der kroatischen Volkskunde nicht unabhängig von neuen Theorien und Paradigmen zu sehen ist. Das geschieht freilich nicht überall, und wenn etwa Belaj unlängst von seinem Vorsatz gesprochen hat, die „alte“ Richtung der kroatischen Volkskunde mit den „neuen“ Schulen kombinieren zu wollen⁴⁰, wird wohl erst die Zukunft zeigen, ob und wieweit auch im Universitätsinstitut tatsächlich die Erforschung der städtischen Kultur vorangetrieben werden wird. In der Zwischenzeit sind jedenfalls viele neue und theoretisch abgesicherte Beiträge — darf ich sie „die neue theoretische Welle“ nennen? — verfaßt worden⁴¹, die — auf der Basis einer Neuinterpretation insbesondere der Theorien von Radić — der kroatischen Volkskunde den Weg in eine moderne und zeitgemäße Stadtforschung gewiesen haben.

¹ Ich möchte mich bei Mag. Herbert Nikitsch für die Sprachkorrekturen herzlichst bedanken.

² Auch für diesen im engeren Sinne „volkskundlichen“ Teilbereich kann hier kein vollständiger Überblick zu Stadtkulturforschungen in Kroatien geboten werden, sondern nur einige ausgewählte Beiträge werden vorgestellt.

³ Heute „Kroatische Akademie der Wissenschaften und Kunst“ [Hrvatska akademija znanosti i umjetnosti].

⁴ Čapo Žmegač, Jasna: Two Scientific Paradigms in Croatian Ethnology: Antun Radić and Milovan Gavazzi. In: Narodna umjetnost 32/1, 1995, S. 25-38.

⁵ Als Resultat Radićs Tätigkeit wurden viele Monographien veröffentlicht, auch diejenige über die Stadt Samobor (von Milan Lang).

⁶ Siehe auch Rihtman-Auguštin, Dunja: Hipoteza Antuna Radića o dvije kulture i hrvatska etnologija [Die Hypothese Antun Radićs über die zwei Kulturen und die kroatische Volkskunde]. In: Narodna umjetnost 34/2, 1997, S. 35-44.

⁷ Belaj, Vitimir: Šezdeset godina neprekinute nastave etnologije na Zagrebačkom sveučilištu [Sechzig Jahre Volkskundeunterricht an der Universität Zagreb]. In: Etnološka tribina 11, 1988, S. 149-151; Belaj, Vitimir: Povijest etnološke misli u Hrvata [Die Geschichte des kroatischen volkskundlichen Gedankens]. In: Etnografija: Svagdan i blagdan hrvatskoga puka. Zagreb, 1998, S. 337-357.

⁸ Čapo Žmegač (wie Anm. 4).

⁹ „Although Antun Radić appeared in Croatian ethnology thirty years earlier than Gavazzi, it is possible to find viewpoints in his opus which place him alongside later ethnological para-

digms, which appeared initially in world anthropology at approximately the same time in some aspects of the activities of Franz Boas and Bronislaw Malinowski (...) From today's perspective his work may serve for a critical reference to Gavazzi's ethnology (...) The majority of ethnographers in Croatia, whether amateur or professional, were interested — and still are — in some old, „authentic“ state of Croatian peasant culture. This can be explained by the cultural-historic orientation of the majority of Croatian ethnologists, deriving from the activities of Milovan Gavazzi (...)“: Čapo Zmegač (wie Anm.4), S. 29 und 33.

¹⁰ Rihtman-Auguštin, Dunja: Kulturno-društveni okvir za istraživanje vrednota u ponašanju poduzeća [Kulturelle und gesellschaftliche Bedingungen für die Untersuchung von Wertvorstellungen von betrieblichen Umgangsformen]. In: *Ekonomске studije* 7, 1970, S. 5-12; dies.: Četiri varijacije na temu kultura poduzeća [Vier Variationen zum Thema Kultur in einem Unternehmen]. In: *Kulturni radnik* 25/3, 1972, S. 121-151.

¹¹ Dies.: Pretpostavke suvremenog etnološkog istraživanja [Die Voraussetzungen zeitgenössischer volkskundlicher Forschung]. In: *Narodna umjetnost* 8, 1976, S. 3-17.

¹² Das volkskundliche wissenschaftliche Publikum hat den oben erwähnten Beitrag als Pioniertext der Stadtkulturforschung verstanden. Doch Rihtman-Auguštin hat ihre Theorie bereits früher, wengleich nicht derart ausdrücklich und weniger für ein volkskundliches, als vielmehr für ein soziologisches Publikum publiziert; so schreibt sie in ihrem Text „Einblick in ein Segment der Stadtkultur“ [Uvid u jedan segment kulture grada. In: *Sociologija sela* 31-32, Zagreb, 1971, S. 86-95] über eine Untersuchung der Zagreber Kultur, die vom Institut für Gesellschaftsforschung der Universität Zagreb organisiert wurde, und diskutiert dabei die damalige volkskundliche Situation und aktuelle Trends. Vgl. auch Cale Feldman, Lada, Ines Prica un Zorica Vitez (Hg.): *Institute of Ethnology and Folklore Research on Its Fiftieth Anniversary*, Zagreb, 1998; Povržanović, Maja: *Etnološka i folkloristička istraživanja kulture i načina života stanovnika gradova u Hrvatskoj* [Ethnologische und folkloristische Forschungen über die Kultur und Lebensweise der kroatischen Stadtbewohner]. In: *Časopis za zgodovino in narodopisje* 62=27/1, 1991, S. 67-72; Rihtman-Auguštin, Dunja, Aleksandra Muraj: *The First Fifty Years of Ethnological Thought at the Institute*. In: *Narodna umjetnost* 35/1, 1998, S. 111-135; Vitez, Zorica: *On the Fiftieth Anniversary of the Institute of Ethnology and Folklore Research*. In: *Narodna umjetnost* 35/1, 1998, S. 7-21.

¹³ Die Einflüsse kamen nicht nur — wie vielleicht zu erwarten ist — aus dem angelsächsischen, sondern auch aus dem deutschsprachigen Raum, vor allem durch Autoren wie etwa Hermann Bausinger, Ingeborg Weber-Kellermann oder Ina-Maria Greverus.

¹⁴ Muraj, Aleksandra: *Zivim žnaci stanujem. Etnološka studija o kulturi stanovanja u Zumberačkim Sošicama* [Ich lebe, also wohne ich. Volkskundliche Studie über die Wohnkultur in Sošice in Zumberak]. Zagreb 1989.

¹⁵ Rajković (Vitez), Zorica: *Današnji dječji folklor — istraživanje u Zagrebu* [Die heutige Kinderfolklore — die Zagreber Forschung]. In: *Narodna umjetnost* 15, 1978, S. 37-96.

¹⁶ Vodopija, Milivoj: *Maturiranje kao rite de passage* [Matura als rite de passage]. In: *Narodna umjetnost* 13, 1976, S. 77-92.

¹⁷ Rihtman-Auguštin, Dunja: *Etnološka istraživanja u gradu: problemi i dileme* [Etnologische Forschungen in der Stadt: Probleme und Dilemmata]. In: *Etnološka tribina* 10, 1980, S. 63-72; dies.: *Etnološka istraživanja i suvremena kultura* [Ethnologische Forschungen und die

zeitgenössische Kultur]. In: *Etnološka istraživanja* 1, 1981, S. 63-72; Rihtman-Auguštin, Dunja: *Etnološka i folkloristička istraživanja grada: zagrebački folklor* [Ethnologische und folkloristische Stadtforschungen: die Zagreber Folklore]. In: *Etnološki pregled* 19, 1983, S. 17-24.

¹⁸ Dies.: *Novinske osmrtnice* [Todesanzeigen]. In: *Narodna umjetnost* 15, 1978, S. 117-175.

¹⁹ Rihtman-Auguštin (wie Anm.12).

²⁰ Rajković (Vitez), Zorica: *Spomen-obilježja žrtvama prometnih nesreća* [Denkmale für die Opfer von Verkehrsunfällen]. In: *Narodna umjetnost* 13, 1976, S. 27-56; dies.: *Znamenja smrti* [Zeichen des Todes], Rijeka, Zagreb, 1988.

²¹ Sklevicky, Lydia: *Konji, žene, ratovi* [Pferde, Frauen, Kriege]. Rihtman-Auguštin, Dunja (Hg.). Zagreb 1996. Dieses Buch, das einen Großteil der Texte von Sklevicky enthält, wurde 1996, einige Jahre nach ihrem Tod, veröffentlicht.

²² Rihtman-Auguštin, Dunja: *Etnologija naše svakodnevice* [Die Volkskunde unseres Alltags], Zagreb, 1988.

²³ Povržanović, Maja: *Kultura mladih u Jugoslaviji. Pregled suvremenih etnoloških i socioloških istraživanja* [Die Jugendkultur in Jugoslawien. Ein Überblick der zeitgenössischen ethnologischen und soziologischen Forschungen]. In: *Etnološki pregled* 20-21, 1984-1985, S. 39-58.

²⁴ Dies.: *Slika i riječ na odjeći. Poruke etnologu* [Bild und Wort an der Kleidung. Die Nachrichten für den Ethnologen]. In: *Potkulture* 4, 1989, S. 7-12.

²⁵ Prica, Ines: *Beogradski šminkeri* [Die Belgrader *šminkeri*]. In: *Potkulture* 3, 1987, S. 37-43; dies.: *Omladinska potkultura u Beogradu* [Jugendsubkultur in Belgrad], Magisterarbeit (Institut für Volkskunde und Folklore Forschung, Zagreb, Manuskript Nummer 1367). Belgrad 1988.

²⁶ Dies.: „Novi val“ kao anticipacija krize [„New Wave“ als Erwartung der Krise]. In: *Etnološka tribina* 13, 1990, S. 23-31.

²⁷ Dies.: Dossier „Manduševac“. *The Ritual Manipulation of Money in Contemporary Zagreb*. In: *Studia ethnologica* 3, 1991, S. 219-224.

²⁸ Čiča, Zoran: *Duhovno iscjeliteljstvo u vjerskoj zajednici „Radosna vijest“* [Das spirituelle Heilen in der religiösen Gemeinschaft „Glückliche Nachricht“]. In: *Studia ethnologica* 3, 1991, S. 117-135.

²⁹ Muraj, Aleksandra: *Alternativno trgovanje između potrebe i razonode* [Der alternative Handel zwischen Notwendigkeit und Vergnügen]. In: *Etnološka tribina* 13, 1990, S. 47-56.

³⁰ Dies.: *Die Wohnvorstellungen der Kinder*. In: *Etnološka tribina* 18, 1995, S. 47-56.

³¹ Čapo Žmegač, Jasna: *Mother help me get a good mark in history. Ethnological Analysis of Wall Inscriptions in the Church of St. Peter and Paul in Osijek (Croatia)*. In: *Ethnologia Europaea* 24/1, 1994, S. 67-76.

³² Braica, Silvio: *Skica pučkih običaja u splitskim varošima* [Eine Skizze der Volksbräuche in den Vorstädten von Split]. In: *Etnološka tribina* 17, 1994, S. 167-177

³³ Gulin, Valentina: *Antropološka vizura povijesti: Držičev Dubrovnik* [Anthropologischer Ausblick der Geschichte: Držičs Dubrovnik]. In: *Etnološka tribina* 19, 1996, S. 151-169.

- ³⁴ Kalapoš, Sanja: Manifold Identity of a Territorial Subcultural Group from Zagreb. In: Glasnik Slovenskega etnološkega društva/Bulletin of the Slovene Ethnological Society 36/4, 1996, S. 2-7; dies.: Primjer subkulture mladih u Zagrebu: *Martičevci* 60-ih i 70-ih godina XX. stoljeća [Ein Beispiel der Zagreber Jugendsubkultur: *Martičevci* in den sechziger und siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts]. In: Etnološka tribina 19, 1996, S. 171-187; dies.: Is Voting Enough? Or Being Young in the *Serious* Adult World. In: Narodna umjetnost 35/1, 1998, S. 303-319 = dies.: The Young and a Society: An Example from Zagreb. In: The Anthropology of East Europe Review 16/1, 1998, S. 99-107.
- ³⁵ Z.B.: Rihtman-Auguštin, Dunja: The Metamorphosis of Festivals in a Socialist Country. In: Ethnologia Europaea 20, 1990, S. 97-106; dies.: Santa Claus in Transition. In: Narodna umjetnost 32/1, 1995, S. 107-122; dies.: Victims and Heroes. Between Ethnic Values and Construction of Identity. In: Ethnologia Europaea 25/1, 1995, S. 61-67.
- ³⁶ Dies.: „We were proud to live with you, and now immensely sad to have lost you“. A chronicle of war through newspaper death notices. In: Narodna umjetnost 30, 1993, S. 107-122
- ³⁷ Z.B.: Prica, Ines: Notes on ordinary life in war. In: Dies., Lada Čale Feldman, Reana Senjković (Hg.): Fear, Death and Resistance. An Ethnography of War, Croatia 1991-1992. Zagreb, 1993, S. 44-73; Prica, Ines: Between Destruction and Deconstruction. The Preconditions of Croatian Ethnography of War. In: Collegium Anthropologicum 19/1, 1995, S. 7-17.
- ³⁸ Z.B.: Povrzanović, Maja: Culture and Fear: Everyday Life in Wartime. In: Prica u.a. (wie Anm.37), S. 119-150; dies.: Identities in War. Embodiments of Violence and Places of Belonging. In: Ethnologia Europaea 27/2, 1997, S. 153-162.
- ³⁹ Ročenović, Lela: Rituals commemorating deceased Croatian soldiers. In: Prica u.a. (wie Anm.37), S. 151-162.
- ⁴⁰ Belaj 1998 (wie Anm.7).
- ⁴¹ Z.B.: Čapo Žmegač (wie Anm.4); dies: Antun Radić i suvremena etnološka istraživanja [Antun Radić und die zeitgenössischen kroatischen volkskundlichen Forschungen]. In: Narodna umjetnost 34/2, 1997, S. 265-283; Prica, Ines: The Full Circle of the Century: Ethnographic Realism in Croatian Ethnology of the Late Nineteenth and the Late Twentieth Centuries. In: Narodna umjetnost 33/2, 1996, S. 265-283; Rihtman-Auguštin (wie Anm.6).

Waltraud Müllauer-Seichter, Madrid

Urban Anthropology im spanischen Raum: zum gegenwärtigen Stand

Historischer Rahmen: Spezifische Situation im spanischen Raum

In diesem Beitrag möchte ich mich — wie schon aus dem Titel hervorgeht — auf die Methodendiskussion und deren praktische Umsetzung in der urbanen Forschung in Spanien konzentrieren. Im Gegensatz zum eher kurzen Bestehen der Kulturanthropologie als eigenständige Disziplin (wir können hier etwa vom Jahre 1968 mit Anfängen in Madrid ausgehen), läßt sich ein starkes Interesse an dieser Strömung bereits relativ früh, ab Ende der siebziger bzw. Beginn der achtziger Jahre, bemerken. Seine Erklärung findet dieses (im Verhältnis zu anderen europäischen Ländern) scheinbar „schnelle Reagieren“ unter anderem in der spanischen Ausbildungssituation, auf die ich in der Folge noch zurückkommen werde.

Ich möchte vorerst kurz auf die historischen Gegebenheiten dieser Jahre eingehen: nach den Bürgerkriegswirren 1936 bis 1939, deren Ende die Diktatur Francos einleitete, befinden wir uns — wenn wir uns zunächst auf die erste Phase von 1939 bis etwa 1965 konzentrieren — in einem Klima starker politischer Repression. Der Wissenschaftsbetrieb wird zwar neu geordnet, funktioniert ab nun jedoch im „Dienste des Staates“¹. Was die Anthropologie betrifft, so bleibt sie in jenen Jahren im Bereich der physischen Anthropologie und der Folklore verhaftet; die Themenwahl der Studien wird selektiert und zensuriert. In einem so rauen Klima, das wissenschaftlichen Fortschritt im eigentlichen Sinne verhindert, zieht jener Teil der Intellektuellen des Landes, der nicht schon aus politischen Gründen während der Kriegsjahre das Land verlassen hat, das Exil, großteils in Amerika, aber auch in Frankreich und England, den heimischen Verhältnissen vor. Die meisten Vertreter der Richtung kehren erst

Anfang der sechziger Jahre wieder nach Spanien zurück, um hier — unter bereits etwas gelockerten Bedingungen — die Disziplin neu aufzubauen.

Die sogenannte „erste Promotion“ spanischer Kulturanthropologen, wie sie in der Literatur immer wieder bezeichnet wird, hat ihre karge heimische Ausbildung durch Auslandsaufenthalte in den USA und England komplementiert und ist — wenn man das so sagen will — bereits mit der Urban-Anthropology-Diskussion aus dem angelsächsischen Raum „infiziert“. Obwohl man während der Studienaufenthalte dieser Linie mit großem Interesse folgt, ist der Zeitraum der sechziger und siebziger Jahre in Spanien selbst noch fast ausschließlich von den sogenannten *Community-Studies* geprägt. Diese Epoche wird in der einschlägigen spanischen Literatur auch als die „amerikanische Phase“ innerhalb der spanischen Anthropologie bezeichnet, da die Vertreter stark von den Arbeitsweisen von Joseph Aceves², Stanley Brandes³ (Kastillen/La Mancha), Susan Tax Freeman⁴ (Kastillen), William A. Douglass⁵, Davydd Greenwood⁶ (Baskenland), und Bill Christian⁷ (Kantabrien), sowie David Gilmore⁸ (Andalusien) geprägt sind — allesamt Amerikaner — mit Ausnahme von M. Kenny, die in diesem Zeitraum auf der iberischen Halbinsel teilweise in Zusammenarbeit mit jungen spanischen Kollegen forschten. Mit diesem knappen Überblick über die historischen Hintergründe soll das Niveau der Diskussion im geographischen Raum verständlicher erscheinen.

Zur Anthropologie im urbanen Raum

Um noch einmal auf die eingangs angesprochene Ausbildungssituation zurückzukommen, kann gesagt werden, daß jene Studenten, die ihre Ausbildung vor 1975 begannen, grundsätzlich ihre Forschung noch ausschließlich in ländlichen Gebieten durchführten; eine Tatsache, die für die letzten zehn bis fünfzehn Jahre nicht mehr gilt. Die Studenten wurden von den Professoren zunehmend dazu angehalten, ihre Feldforschung — sei es aus finanziellen, aber auch zeitlichen Gründen — in der Stadt, zumeist in der sie wohnten, durchzuführen.⁹ Die Folge davon ist ein extrem hoher Anteil an Untersuchungen, deren Thematik eng mit dem städtischen Raum in Verbindung steht. Die Geschwindigkeit des anthropologischen Interessenwandels läßt sich auch auf anderer Ebene, anhand der Themenschwerpunkte auf den einzelnen Kongressen, dokumentieren. War z.B. noch 1977 auf dem ersten Kongreß¹⁰ in Barcelona kaum Platz für urbane Studien, so

widmete man bereits 1987 auf dem IV. Kongreß in Alicante¹¹ der *Antropología Urbana* ein eigenes Symposium, das — nebenbei erwähnt — den größten Zustrom an Interessenten hatte.

Den bisherigen Höhepunkt erreichte die Diskussion schließlich im Jahre 1991, als man unter dem Titel *Malestar cultural y conflicto en la sociedad Madrileña* (Unbehagen und Konflikt in der madrileñischen Gesellschaft) eine Tagung abhielt, die ausschließlich Untersuchungen zu Problemstellungen in Verbindung mit der Hauptstadt zum Inhalt hatte. In den letzten Jahren — der letzte nationale Kongreß fand im Jahre 1996 in Zaragoza¹² statt — hat das Interesse an dieser Richtung wieder etwas nachgelassen; die meisten einschlägigen Beiträge wurden hier im Symposium *Migrationsprozesse und interethnische Beziehungen* präsentiert. Es liegt auf der Hand, daß vor allem die Universitäten der großen Städte — allen voran Madrid und Barcelona (mit Tarragona) — auf dem Gebiet der Urban-Anthropology-Forschung führend sind.

*Entwicklung der Richtung im Spiegel der Studien spanischer Kollegen:
urbane Anthropologie versus Urban Anthropology*

Wie schon eingangs angedeutet, erhöhen sich ab der Mitte der siebziger Jahre die Anzahl urbaner Studien; in der Geschichte der spanischen Anthropologie wird diese Phase als jene der „*pueblos maltitos*“¹³ bezeichnet, eine Folge von Studien, die von Vertretern der Universität Complutense (Madrid) durchgeführt wurden. Der Verdienst einer Verlagerung der Studien in den städtischen Raum, die sich anfänglich in ihrer Mehrheit auf ländliche marginalisierte Ethnien beschränkte, ist großteils der Arbeit von Teresa San Román¹⁴ zuzuschreiben, die erst in Madrid und in der Folge in Barcelona zum Thema Zigeuner forschte. Als weitere treibende Kraft in Katalonien ist Juan José Pujadas zu erwähnen, aus dessen Feder die meisten methodischen Beiträge zur Fachrichtung stammen.¹⁵ In Madrid ist es Maria Cátedra¹⁶, die nach längeren Studien- und Lehraufträgen in Pennsylvania¹⁷ in ihren Vorlesungen seit Jahren eine junge Generation zu Studien in dieser Richtung anregt; unter ihrer Leitung stand zuletzt das sogenannte „Avila-Projekt“, eine 3jährige Studie, in der man sich aus dem Betrachtungswinkel verschiedener sozialer Gruppierungen einer „kollektiven Stadtvision“ nähern wollte. Ich werde auf dieses Projekt noch zu Ende

des Beitrags im Zusammenhang mit den gegenwärtigen Aktivitäten im Bereich urbane Anthropologie zu sprechen kommen.

Thematisch war eines der ersten Probleme das Phänomen *Tourismus*, mit dem man sich innerhalb der urbanen Studien beschäftigte. Durch seine exzessive Entwicklung, ich beziehe mich hierbei auf den Massentourismus, bringt dieser äußerst negative Auswirkungen im ökologischen und urbanen Raum für große Bereiche an der Costa Brava mit sich. Autoren wie Davydd Greenwood, Oriol Pi-Sunyer oder José Antonio Nieto¹⁸ verbinden diesen Prozeß in ihren Untersuchungen mit der entwicklungsunglücklichen Staatspolitik Spaniens in der Dekade der sechziger Jahre. Das Hauptaugenmerk dieser Studien lag darin, die Wechselwirkung zwischen Ökologie und Urbanismus unter den genannten Konditionen herauszuarbeiten. Migrationsprozesse sind eine weitere zentrale Achse, sowohl ruraler als auch urbaner Forschung.

Ab etwa 1984 erschien hierzu eine Serie von Arbeiten¹⁹, die — selten aber doch in der Geschichte der spanischen Kulturanthropologie — im Sinne der Interdisziplinarität in Zusammenarbeit mit Soziologen, Pädagogen, Psychologen, Architekten und Sozialarbeitern durchgeführt wurden. Angeregt wurden diese Studien in vielen Fällen von den Stadtverwaltungen in Madrid und Barcelona. Eine zweite Linie, *Immigration und Suburbanisation in Großstädten*, behandelt das Phänomen Immigration aus allen sich bietenden Aspekten.²⁰ Aus der Perspektive der Urban Anthropology interessiert hier die Konfrontation zwischen Immigranten und autochthoner Bevölkerung, wie das Entstehen neuer Stadtviertel (oft Ghettos, Schlafstätten, etc.). In den letzten Jahren ist zu den bereits erwähnten Aspekten noch jener der Arbeitslosigkeit, besonders Langzeit- bzw. Jugendarbeitslosigkeit, ein wesentlicher Forschungsinhalt geworden.²¹ Die dritte große Rubrik innerhalb der Urban-Anthropology-Studien in Spanien basiert auf Untersuchungen der *Veränderungsprozesse in Institutionen bzw. sozialen Gruppierungen*.²² Eine der aktuellen Problematiken, die das Interesse der Anthropologen geweckt hat, ist die Wechselwirkung, die die neuen Formen der Geburtenkontrolle, sowie die zur Verfügung stehenden aktuellen reproduktiven Technologien innerhalb des traditionellen Familiensystems auslösen.²³

Ein Gebiet, das in Spanien seitens der Anthropologen scheinbar überhaupt keine Beachtung gefunden hat, ist der Bereich der sogenannten „Arbeiterkultur“. Während z.B. in Großbritannien eine lange Tradition in

Form von Untersuchungen zur Arbeiterbewegung bzw. zur Arbeiterklasse vorliegt, hat man sich in Spanien kaum für eine Annäherung aus der *emic* Perspektive bemüht.²⁴ Mögliche Erklärungen kann man in der sozialen Zugehörigkeit des Kollektivs der Anthropologen selbst suchen oder aber auch darin, daß es sich hierbei um eine sozial nicht so auffällige Gruppe handelt, wie dies etwa beim Kollektiv von Drogenabhängigen etc. der Fall ist.²⁵

Status quo der Urban Anthropology Diskussion

Ich möchte jetzt auf die Methodendiskussion eingehen, wobei ich mich auf die beiden zentralen Fragen konzentriere, um die es den spanischen Kollegen in der Auseinandersetzung geht: Worin liegt die Bereicherung des Faches Anthropologie durch Urban Anthropology-Studien und was kann der Beitrag anthropologischer Forschungen zur traditionellen Anthropologie sein?

Bei der Darstellung stütze ich mich zu einem großen Teil auf die bereits erwähnte Tagung in Madrid²⁶, auf Gespräche²⁷ zur aktuellen Situation mit Kollegen der Universität Complutense bzw. Universität Autónoma (Madrid und Barcelona), sowie auf einschlägige Publikationen zu dieser Thematik. Um noch eine geographische Eingrenzung der Diskussion vorzunehmen, so kann gesagt werden, daß diese im großen und ganzen zwischen Vertretern der Universitäten Madrids, Barcelonas, sowie Tarragonas²⁸ abläuft.

Ich werde nun in der Folge versuchen, die allgemeine Unzufriedenheit der Kollegen an der gegenwärtigen Situation, wie sie sich zur Zeit innerhalb der Fachrichtung im spanischen Raum präsentiert, darzustellen. Ich möchte dieses Bild anhand der diesbezüglich zur Verfügung stehenden Texte einzelner, repräsentativer Vertreter des Faches skizzieren. Dies geschieht auch mit der Absicht, eine Vision des Status quo der Grundsatzdiskussion um eine koordinierte Vorgangsweise innerhalb der Sozialanthropologie in Spanien²⁹ durchblicken zu lassen:

Cruces & Diaz de Rada skizzieren den Unterschied zwischen jenem, der in traditioneller Linie forscht, und dem urbanen Anthropologen etwa so: In der traditionellen Forschungssituation hat der Forscher der beforschten Gruppe gegenüber eine klare Außenseiterposition; er kann als „Fremder“ neugierig sein, Fragen zu stellen. Es kommt hier zu keinem Konkurrenzverhältnis, da es in ruralen Gemeinschaften die „Rolle“ des Fremden

gibt, sozusagen ein sichtbares System von Verhaltensregeln und eben diese „Rolle“ gibt dem Anthropologen die Chance für einen Beginn seiner ethnographischen Arbeit. Für die Arbeit im urbanen Bereich gilt dies, den beiden Autoren folgend, scheinbar nicht mehr:

„Man kann zwar neugierig sein, aber nur dann, wenn man „Experte“ ist, nicht als Ignorant; ... in urbanen Institutionen ist kein Platz für „Fremde“ ... Die Position, die der Anthropologe auf dem Land einnehmen kann, die Feldforschungssituation im traditionellen Sinne, ist hier (in der Stadt) nicht vorgesehen, einfach deshalb, weil man in Großstädten keine Information über die Natur des Sozialkodex vermittelt, der jeweils zu beachten sei. „Fremder“ ist demzufolge ein „ruraler“ Begriff.“³⁰

In diesem Zusammenhang sprechen die beiden Autoren von einer grundsätzlich unterschiedlichen Situation, die sich bereits bei der Anbahnung der Forschung in der Stadt stellt. Sie sehen das Problem hier, daß die „Nativen“ sich selbst nicht als „Träger von Traditionen“, wie etwa jene ihrer Nationalität oder ihres Names, einschätzen, sondern sich selbst eher als Besitzer erworbenen Wissens beurteilen, oder — in anderen Worten — sie definieren sich vorwiegend über ihre berufliche Spezialisierung. Bezüglich der Arbeiten über Institutionen weisen Cruces & Diaz de Rada auf die Barriere, die informale Systeme für den Stadtforscher darstellen können, hin. Es handelt sich hierbei um jene Bereiche, in denen die persönlichen Ziele der Interviewpartner nicht mit den Schemata „Norm“-“Sanktion“ der Institution in Einklang gebracht werden können. Gelingt es dem Anthropologen nicht, zum Informanten ein fundiertes Vertrauensverhältnis aufzubauen, so werden diese „verborgenen Prozesse“, oder anders ausgedrückt, die tatsächliche Handlungsweise des Informanten innerhalb der Institution, aus Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren etc., unsichtbar bleiben. Soweit zu Cruces & Diaz de Rada.

Sich auf die Entwicklung der Richtung in Spanien beziehend, wird von mehreren Vortragenden im Rahmen des Symposiums in Madrid wiederholt bemerkt, daß bezüglich der vorliegenden Arbeiten dringend eine Trennung in *urbane Studien* und *Urban Anthropology-Studien* vorgenommen werden muß.³¹ Maria Cátedra konzentriert hier ihr Referat speziell auf diesen Diskussionspunkt.³² Sich auf die traditionelle Methode beziehend, meint Maria Cátedra, es ginge nicht darum, diese zu ändern, wenn man darunter Prämisse, Prinzip, Theorie und Forschungsobjekt, die ja hinter den spezifischen Techniken vorhanden sein müssen, versteht. Dafür vermißt sie in

den meisten urbanen Studien eine kontextuelle Auseinandersetzung im größeren Rahmen. So werden, laut Cátedra, oft Kontext und geschichtlicher Rahmen völlig ignoriert.

„... In einigen Arbeiten wird allzu sehr versucht, zu generalisieren, ohne dafür ausreichend Faktenmaterial vorweisen zu können. ... wenn nun immer wieder kritisiert wird, daß die bisher betriebene Art von Urban Anthropology wenig Niveau hat, so ist der Fehler dafür nicht unbedingt in der Technik (hier bezieht sie sich auf die teilnehmende Beobachtung) zu suchen, sondern vielleicht eher in ihrer ineffizienten Applikation ...“³³

In der Folge spricht sie ein weiteres, fundamentales Problem, die Selektion der Studieneinheit, an. *Wie* genau kann man diese überhaupt definieren, und *wie* sicher ist es, daß diese Gültigkeit (in diesem Fall als Vergleichswert) auch hält?³⁴ Im Zusammenhang mit der Studieneinheit weist Cátedra darauf hin, daß weder im in- noch im ausländischen Bereich kaum Interesse am Erarbeiten von vergleichbaren Einheiten zu bemerken ist. Dies zeige einmal mehr das „individuelle Vor-sich-hin-arbeiten“, das für Studien innerhalb der Anthropologie bezeichnend ist. Dies sei vor allem deshalb bedauerlich, da dadurch die lokale Begrenzung der Untersuchungen nicht überwunden werden kann. Laut Cátedra liege der Wert der anthropologischen Beiträge für die Urban Anthropology jedoch in der Überwindung dieser restriktiven Kategorie zugunsten größerer Einheiten, wie etwa der Vergleich auf nationaler bzw. internationaler Ebene.

Ebenfalls stark diskutiert wurde die einseitige Objektwahl, die Auswahl, welche hauptsächlich marginalisierte Gruppen, Immigranten etc. umfaßt, allesamt Kollektive, die einen relativ kurzen historischen Anteil am Stadtgefüge ausmachen.³⁵ Dies erweckt den Eindruck, der städtische Raum sei lediglich Tummelplatz von konfligierenden Gruppen. Untersuchungen zu einzelnen, traditionellen Berufsgruppen — und zwar im Kontext mit der Stadt — seien kaum vorhanden, würden aber wesentlich dazu beitragen, ein Bild zu erarbeiten, das der Realität des Alltags der Bürger in der Stadt tatsächlich nahekommt. Weitere Themen, die immer wieder in der spanischen Urban-Anthropology-Diskussion angeschnitten werden, sind die Dauer von Feldforschungen,³⁶ oder die ins Wanken geratene Dichotomie Land/Homogenität versus Stadt/Heterogenität.³⁷

Ich möchte nun auf den Stellenwert, den die Interdisziplinarität in der spanischen Auseinandersetzung innehat, eingehen. Nach Analyse der vorhandenen Literatur, wie auch in Gesprächen zum Thema mit spanischen

Kollegen, bot sich der Eindruck, daß der Ruf nach Zusammenarbeit mit den Nachbardisziplinen eher als halbherzig ausgesprochene Forderung zu sehen ist. Eine Tendenz zur engeren Zusammenarbeit kann man einzig mit den Soziologen³⁸ feststellen; Kommunikation mit Geographen, Architekten³⁹ bzw. die wechselseitige Teilnahme an den einschlägigen Tagungen und Kongressen ist kaum festzustellen. Es verwundert in diesem Zusammenhang auch, daß Beiträge aus der Oral History bei den Anthropologen⁴⁰ keine Beachtung finden, obwohl gerade hier eine Reihe von Studien in sehr guter Qualität vorliegt.⁴¹ Beim Experimentieren mit dem Einsatz, vor allem der *historias de vida* findet sich auch eine handvoll Sozialanthropologen, die sich fast alle thematisch im urbanen Bereich bewegten. Drei der Autoren (Marsal, Botey, Jiménez) behandeln direkt oder indirekt die Problematik Emigration.⁴² Die restlichen fünf Autoren haben Aspekte der sozialen Margination, wie etwa Drogen (Romani, Funes & Romani, Gamella⁴³) oder das Thema Prostitution (Negre⁴⁴) bearbeitet. Dolores Comas d'Argemir⁴⁵ verwendete in ihrem Team die *relatos de vida* zur Untersuchung der Situation der Frau in Bereichen wie Haushalt, Arbeit soziale Beziehungen.⁴⁶

Die beeindruckendste Arbeit der voran erwähnten Studien ist jene von Romani, der von einer reinen Autobiographie ausgeht. Er läßt *Botas*, einen *grifota*⁴⁷ aus der Unterschicht Barcelonas, seinen Lebensweg rekonstruieren. Besonders beeindruckend ist die Umsetzung der sprachlichen Ebene; der Autor versteht es erstaunlich gut, den Leser ins Milieu des *Botas* eintauchen zu lassen. Mit dem Belassen der reduzierten Sprache, in der deutlich die Gewalt der Lebensumwelt sichtbar ist, in der aber auch erstaunliche Mengen an Selbstironie, Zweifel und Selbstkritik mitklingen, läßt Romani ein sehr menschliches Bild des Unterwelthelden — oder Opfers, wie man es sehen will, an den Tag treten. Hier wird nichts hervorgehen, nichts vertuscht, nicht gewertet, nicht geurteilt; der Autor reduziert sich auf seine Funktion als Transportmittel. Die Stadt, in diesem Fall Barcelona, bildet jedoch wieder nur den austauschbaren, kontextuellen Rahmen, wir erfahren nichts über dieses Barcelona gegen Ende der sechziger Jahre.

Wenn wir abschließend einen Blick auf die gegenwärtige nach Urban Anthropology orientierte Forschung richten, so finden sich neben Madrid und Barcelona auch Ansätze an den Instituten in La Coruña (Galicien), wie etwa die Untersuchung zu *Raum und Leben in der Galicischen Stadt* von

José A. Fernandez de Rota y Monter, die bereits 1984 erschienen ist.⁴⁸ Rota y Monter hat hier in Teamarbeit versucht, anhand von sieben Kleinstädten in der Größe von 3.000 bis 5.000 Einwohnern vergleichbare Einheiten zu schaffen,⁴⁹ auf deren Grundlage Rückschlüsse über die Charakteristik der „Galicischen Stadt“ erarbeitet wurden.

Chronologisch als einer der letzten Beiträge auf diesem Gebiet ist das von Maria Cátedra geleitete Avila-Projekt zu erwähnen. Sie hat hierbei in den Jahren 1993 bis 1996 mit einem fünfköpfigen Studententeam versucht, sich parallel über drei unterschiedliche Ansatzpunkte, und zwar über jenen der „einflußreichen Leute“, über die Gruppe der Zigeuner, sowie über die Figur des Stadtpatrons, dem Phänomen Stadt — am konkreten Beispiel Avila — zu nähern. Die Ergebnisse dieses Projektes liegen zum Teil bereits in Form von Publikationen vor.⁵⁰

Eine weitere interessante Arbeit liegt in der heuer abgeschlossenen Dissertation über die *Gran Via* in Madrid vor. Ana Martínez (ebenfalls Complutense) hat hierin versucht, unter Hinzuziehung einiger Techniken aus Geographie und Architektur (mental maps, „Stadtspaziergang“, Hinzuziehung von audiovisuellen Techniken wie Photographie und Videoaufnahmen), sich dem Phänomen *Straße, öffentlicher Raum* in Madrid zu nähern.

¹ Sánchez Gómez, Luis Ángel: La antropología al servicio del Estado: El Instituto „Bernardo de Sahagún“ del CSIC 1941-1970. In: Revista de Dialectología y Tradiciones Populares Bd. XLVII. Madrid 1992.

² Aceves, Joseph: Social Change in a Spanish Village. Cambridge 1971; ders.: Cambio social en un pueblo de España. Barcelona 1973.

³ Brandes, Stanley: Migration, Kinship and Community Tradition and Transition in a Spanish Village. New York 1975; ders.: El impacto de la emigración en una aldea de los montes de Castilla. In: Douglass, Aceves: Los aspectos cambiantes de la España rural. Barcelona 1978.

⁴ Tax Freeman, Susan: Neighbours. The Social Contract in a Castilian Hamlet. Chicago 1970.

⁵ Douglass, William (Hg.): Basque Politics. A Case Study in Ethnic Nationalism. Nevada 1985.

⁶ Greenwood, Davydd: Tourism as an Agent of Change: A Spanish Basque Case. In: Ethnology, XI. 1972; ders.: Una perspectiva antropológica acerca del turismo: cambios sociales y culturales en Fuenterrabía. In: Lisón (Hg.): Expresiones actuales del pueblo. Madrid 1976.

- ⁷ Christian, William: *Person and God in a Spanish Valley*. New York 1978; ders.: *Religiosidad popular: estudio antropológico de un valle español*. Madrid 1978; ders.: *De los santos a María: Panorama de las devociones a santuarios españoles desde el principio de la Edad Media hasta nuestros días*. In: Lisón: *Temas de Antropología española*. Madrid 1978; ders.: *Apparitions in Late Medieval and Renaissance Spain*. Princeton 1981.
- ⁸ Gilmore, David: *Class, Culture and Community Size in Spain: The Relevance of Models*. In: *Anthropological Quaterly* vol. 49, 1976.
- ⁹ García García, J. L.: *Desarrollo en un marco teórico y metodológico para el análisis de la cultura urbana contemporánea*. In: *Malestar cultural y conflicto en la sociedad madrileña*. Serie Documentos. Madrid 1991, S.41.
- ¹⁰ I. Congreso Español de Antropología: 28. März bis 2. April 1977, Barcelona; abgehalten an der Universität Barcelona, Departamento de Antropología Cultural. Die Unterlagen zum Kongreß wurden 1980 unter dem Titel: *Actas (del) I Congreso Español de Antropología: 28 de marzo hasta 2 de abril de 1977*, Barcelona publiziert.
- ¹¹ IV. Congreso de Antropología: Alicante 21-24 abril 1987; die Actas des Kongresses erschienen zwei Jahre später, 1989. Das Rahmenprogramm beinhaltete die Schwerpunkte: 1. Antropología Urbana: Repersecuciones de la Antropología Urbana en España, 2. Antropología de Educación, 3. Antropología de la Mujer, 4. Simbolismo und 5. Historia de la Antropología. Den zentralen Punkt in der damaligen Urban Anthropology-Diskussion bildete die Effizienz der anthropologischen Methode innerhalb der urbanen Studien.
- ¹² Siehe hierzu: Müllauer-Seichter, Waltraud: *Kongreßbericht: VII. Congreso Antropología Social*. Zaragoza 16.-20. September 1996. In: *WEB*, Heft 42, 1997.
- ¹³ Untersuchungen über sogenannte marginalisierte Ethnien in Spanien.
- ¹⁴ San Román, Teresa: *Informe sobre los planes de desarrollo para gitanos*. Madrid 1976; dies.: *Vecinos gitanos*. Madrid 1976; dies.: *Informe sobre el problema de la mendicidad gitana en Barcelona*. Barcelona 1981; dies.: *Antropología aplicada al trabajo social: el desarrollo de los gitanos*. Barcelona 1983; dies.: *Gitanos de Madrid y Barcelona. Ensayos sobre aculturación y etnicidad*. Barcelona 1984.
- ¹⁵ Pujadas Muñoz, Juan José: *Los barrios de Tarragona. Una perspectiva antropológica*. Tarragona 1987; ders.: *El método biográfico. El uso de las historias de vida en Ciencias Sociales*. Madrid 1992.
- ¹⁶ Cátedra, María: *Que es ser vaqueiro de alzada*. In: *Expresiones Actuales de la Cultura del Pueblo*, Madrid 1976.; dies., R. San Martín.: *Vaqueiros y pescadores. Dos modos de vida*. Madrid 1979; dies.: *Death as a Cultural Process. The Vaqueiros de Alzada, Spain*. Michigan 1984; dies.: *La muerte y otros mundos*. Madrid 1988; dies.: *Los españoles visto por los antropólogos*. Madrid, Gijón 1991; dies.: *Un Santo para una ciudad*. Barcelona 1997.
- ¹⁷ Frau Dr.Dr. Maria Cátedra hat neben dem Studium in Spanien noch ein zweites Doktorat in den USA (Anthropologie) absolviert.
- ¹⁸ Greenwood, Davydd: siehe dazu Anm. 6; Pi`-Sunyer, O.: *The politics of Tourism in Catalonia*. In: *Mediterranean Studies* 1. 1979; Nicto, J.A.: „*Tourismo: Democracia o imperialismo?*“ In: *Revista de Estudios Sociales*, Madrid 1975; ders.: *Turistas y nativos: el caso de Formentera*. In: *R.E.O.P.* Madrid 1979.

¹⁹Zum Thema Immigration siehe die Gruppe: M. Barruti, D. Comas d'Argemir, A. Diaz, J. Frigolé, D. Juliano, D. Provansal und J.J. Pujadas. Darunter stechen einige Arbeiten zur Thematik „urbane Peripherie“, sowie „Autokonstruktion eines Stadtviertels“ heraus (siehe dazu Pujadas, Juan José: Presente y futuro de la antropología en España. In: Malestar cultural y conflicto en la sociedad madrileña. Serie documentos. Madrid 1991, S. 59; ders.: Antropología Urbana. In: Prat, J., A. Martínez (Hg.): Ensayos de Antropología Cultural. Barcelona 1991, S. 59).

²⁰Analyse der Emigration, Verwandtschaftssystem, konflikitive Prozesse bei der sozialen Integration in das neue städtische Netz; Immigranten im ländlichen Bereich etc.

²¹Ab der Mitte der achtziger Jahre erscheinen in gewisser Regelmäßigkeit Untersuchungen zur Problematik stigmatisierter Kollektive innerhalb der sozialen Dynamik („Unterwelt“, Drogenabhängige, Häftlinge, Homosexuelle, Prostituierte, etc.). Betrieben wurden die Studien vornehmlich in den großen Ballungsräumen Barcelona und Madrid, die ausreichend Nährboden für diese Art von Untersuchungen bieten. In den letzten Jahren kam zu den schon genannten Themen noch die Aidsproblematik. Verstärkt — gerade in den letzten zwei bis drei Jahren — konzentriert man sich auf Altersgruppenforschung, eine Richtung, die als Gradmesser der vorrangig zu lösenden sozialen Fragen des Staates zu betrachten sind. Diese jüngste Linie, die *grupos de alto riesgo* (Risikogruppen) bildet den vorläufigen Abschluß der Forschungen zur sozialen Marginalisierung.

²²Hier stechen Beiträge zu den Bereichen Familie (V. Stolke), Pensionisten (T. San Román), Homosexuelle, freie Lebensgemeinschaften (D. Comas d'Argemir), sowie zur Problematik von Institutionen wie etwa Gefängnisse (M. López Coira), Spitäler (J.M. Comelles, O. Romani, J. Zino) etc. heraus.

²³Pujadas (wie Anm. 19), S. 60.

²⁴Eine Ausnahme bildet hier die Arbeit von Martínez Alier, J.: La estabilidad del latifundismo. Paris 1968.

²⁵Der überwiegende Anteil zählt sich selbst zur gehobenen Mittelschicht. Näheres zum Thema des internen Aufbaus des Universitätssystems in Spanien ist nachzulesen in: Nieto, A.: La Trību Universitaria. Madrid 1984.

²⁶Obwohl diese Tagung bereits im Jahre 1991 stattgefunden hat, ist ihr Aktualitätswert in Bezug auf die Urban-Anthropology-Diskussion unbestritten. Vor allem seitens Maria Cátedra wurde — bis heute ohne Erfolg — eine Wiederaufnahme der Gespräche zur Thematik in Form von *Jornadas* (Tagungen) angestrebt.

²⁷Dazu zählt auch der Bericht des im September 1996 in Zaragoza abgehaltenen „VII. Congreso de Antropología Social, in dem vor allem im Symposium „Epistemología y método“ von Ma. José Devillard, Teresa del Valle, Pilar Jimeno und Teresa San Román auf diese Fragestellung eingegangen wurde; siehe dazu Müllauer-Seichter (wie Anm. 12).

²⁸In Tarragona; Universität Rovira i Virgili wird zum ersten Mal ein Doktoratskurs (Bienio 1998-2000) in Antropología Urbana abgehalten. Mit Ausnahme vereinzelter Gastvortragender ist es die Gruppe um Joan Josep Pujadas und Joan Prat — Dolores Comas d'Argemir, Oriol Romani, Jordi Roca (alle Univ. Rovira i Virgili) — sowie Teresa del Valle (Univ. Pais Vasco) und Verena Stolke (Univ. Barcelona) — die auch gleichzeitig den Kern der Urban

Anthropologists im Norden des Landes darstellen. Einzig Teresa San Román, eine der wichtigsten Vertreterinnen der Richtung, fehlt in dieser Namensliste.

²⁹ Ich möchte hiezu bemerken, daß ich mit einigen dieser Aussagen nicht konform gehe; es scheint mit jedoch in der Bemühung um größtmögliche Authentizität in der Darstellung dieser Auseinandersetzung in Spanien als angebracht, den Reflexionen der Vertreter — in ihren Worten — den nötigen Platz in diesem Referat einzuräumen.

³⁰ Cruces, F., A. Díaz de Rada: El intruso en su ciudad. Lugar social del antropólogo urbano. In: Malestar cultural y conflicto en la sociedad madrileña. Serie Documentos. Madrid 1991, S. 105; Sie sprechen hier auch von den eigenen Feldforschungserfahrungen. Díaz de Rada arbeitete als Schulpsychologe von „innen“ über Grundschulen in Madrid, Cruces spricht von seinen Erfahrungen in einer Hotelkette.

³¹ Cruces & Díaz de Rada, Pujadas und vor allem Cátedra.

³² Cátedra Tomás, M.: Técnicas cualitativas en la antropología urbana. In: Malestar cultural y conflicto en la sociedad madrileña; Serie Documentos. Madrid 1991.

³³ Ebda, S. 85.

³⁴ Ebda, S. 86ff. Sie meint dazu, daß es sich wahrscheinlich oft erst im Laufe der Untersuchung herausstellt, ob der gewählte Ansatz Gültigkeit hat. Die Selektion der Forschungseinheit ist in den meisten Fällen von der Zweckmäßigkeit, die der Forscher in ihr sieht, bestimmt. Der Begrenzung dieser Einheit wird oft nicht die notwendige Aufmerksamkeit eingeräumt. Es kommt dann häufig dazu, daß nicht mehr ganz klar ist, was nun eigentlich die Forschungseinheit und wo der kontextuelle Rahmen ist. Sie spricht in diesem Zusammenhang von drei Formen: 1. die Einheit ist das Studienobjekt (Stadtteil); 2. man wählt ein Problem und die Einheit ist der Ort, an dem man dieses Problem untersucht (Drogen in einem konkreten Stadtviertel) oder 3. man untersucht, wie Einheiten sich verändern und ihre Grenzen aufrecht erhalten (hist. Evolution der Altstadt).

³⁵ Ebda. "... Etwas Ähnliches geschieht in den Studien über die „chabola“ Siedlungen, bei denen es die starke interne Kohäsion ist, die ihre Isolierung vom Stadtgefüge rechtfertigt. Normalerweise verbinden sich diese Gemeinschaften nicht mit dem gesamtstädtischen Gefüge, und obwohl es versucht wird, gelingt eine Integration in die städtische Sozialstruktur nicht immer. ... Aus dieser Perspektive bleibt die Stadt nur als ökologische Nische, als Zone, Bereich oder als „Umwelt“ sichtbar, an die es gilt sich zu adaptieren. Wir lernen (aus diesen Studien), wie schon Fox gezeigt hat, etwas über die Straßen und die Bewohner der Stadt, jedoch nichts über die Gesellschaft und den urbanen Menschen." Zit.n. Cátedra: Técnicas cualitativas en la Antropología Urbana. In: Política y Sociedad 8. Madrid 1991.

³⁶ Cátedra kritisiert in Verbindung damit die „Wochenend“-Feldforschungen. Sie meint, eine ernstzunehmende Beschäftigung erfordere eine Loslösung des Forschers von seinem Alltag (Lehrbetrieb) für einen längeren Zeitraum, der doch zumindest einige Monate umfassen sollte. Oft ist die Urban Anthropology — so Cátedra — auch ein bequemes Fachgebiet, um Probleme wie Ortswechsel, Zeitverlust etc. zu umgehen.

³⁷ García García (wie Anm. 9) Sie meint, man müsse sich von der Vorstellung verabschieden, daß das Studium von „reduzierten Gesellschaften“ in ruralen Gemeinden kein Problem für die traditionelle Arbeitsweise in der Anthropologie darstelle, auch von der falschen Annahme, wo

der der Stadt innewohnenden Heterogenität in einem anscheinend homogenen Bild die nicht-städtischen Gemeinden gegenübergestellt werden. Auch in diesen Gemeinden finden wir Komplexität, Diversität, Intrakulturalität. Allerdings sieht man dies erst, wenn man, wie Cátedra fordert, die Untersuchungseinheit in einen größeren nationalen bzw. internationalen Kontext stellt.

³⁸ In Madrid ist das Institut für Sozialanthropologie innerhalb der soziologischen Fakultät untergebracht. Bis vor kurzem war die Ausbildungssituation so, daß die ersten drei Jahre Soziologie studiert wurde; im vierten und fünften Jahr konnte dann Anthropologie oder Soziologie als Spezialgebiet gewählt werden.

³⁹ Im akademischen Jahr 1993/94 wurde innerhalb des Programms NOW (Nuevas Oportunidades para las Mujeres) der Europäischen Union ein Seminar unter dem Titel *Urbanismo y mujer: Nuevas visiones del espacio público y privado* abgehalten. Es arbeiteten der *Consejo Superior de los Colegios de Arquitectos*, *Colegio de Málaga* und *de Castilla la Mancha*, sowie das *Instituto de la Mujer* und das *Ministerio de Asuntos Sociales* zusammen. Abgehalten wurde es in zwei Teilen in Malaga und in Toledo. Unter den Vortragenden befand sich — um wieder auf die bereits angesprochene Suche nach Interdisziplinarität hinzuweisen — lediglich eine Anthropologin.

⁴⁰ Einzige Ausnahme stellt hier der Kongreßbeitrag von Salvatierra, Pilar Jimeno: *Algunas reflexiones sobre el proceso etnográfico* (Zaragoza 1996) dar. Jimeno bezieht in ihre Betrachtungen jedoch lediglich die Ansätze von Geertz und Sperber ein, ohne die bereits 20jährige heimische Oral History Auseinandersetzung zu erwähnen.

⁴¹ Boderías Mondéjar, Cristina: *Identidad femenina y cambio social en Barcelona entre 1920-1980*. In: *El poder en la sociedad. Historia y fuente oral*: Vilanova, M. Barcelona 1986; dies.: *El estudio de la discriminación de la mujer en el mercado de trabajo*. In: *El trabajo de las mujeres*. Serie Debate, Nr. 1. Instituto de la Mujer. Madrid 1987; dies.: *Entre líneas: trabajo e identidad femenina en la España contemporánea: la Compañía Telefónica, 1924-1980*. Barcelona 1993; Folguera, Pilar: *Vida cotidiana en Madrid: el primer tercio de siglo a través de las fuentes orales*. Madrid 1987; dies.: *La mujer en la historia de España, siglos XVI-XX*. Actas de las II Jornadas de Investigación Interdisciplinaria: Seminario de Estudios de la Mujer, Univ. Autónoma Madrid. Madrid 1984; dies.: *Cómo se hace historia oral*. Madrid 1994; Vilanova Ribas, Mercedes: *La Historia Oral: Una forma de dialogar*. In: Llopart, D., Prat J. Prat: *La cultura popular a debat*. Barcelona 1985; ders.: *El poder en la sociedad. Historia y fuente oral*. Barcelona 1986.

⁴² Marsal, Juan: *Historias de vida y ciencias sociales*, 1969; ders.: *Hacer la América*. 1972; ders.: *Las historias de vida como Sociología y como vida postdata autocrítica*. 1973.

Botey, J.: *Cinquanta-quatre relats d'immigració*. Barcelona 1981.

⁴³ Romani, Oriol: *A tumba abierta*. Barcelona 1983; Funes, Artiaga, Jaime, Romani i Alfonso Oriol: *Dejar la heroína*. Madrid 1985; Gamella, J.F.: *La historia de Julián, memoria de heroína y delincuencia*. Madrid 1990.

⁴⁴ Negre, Pere: *La prostitution popular: relatos de vida*. Barcelona 1988.

⁴⁵ Comas d'Argemir, D; Y. Dodoque, S. Ferreres, J. Roca: *Vides de dona. Treball, família i sociabilitat entre les dones de classes populars a Catalunya (1900-1960)*. Barcelona 1990.

⁴⁶ Zit.n. Pujadas (wie Anm. 15), S. 82.

⁴⁷ Person, die sich mit Kanabis berauscht.

⁴⁸ Fernandez de Rota y Monter, José A. (Hg.): *Espacio y vida en la Ciudad Gallega. Un enfoque antropológico*. Madrid 1984.

⁴⁹ Ich erinnere in diesem Zusammenhang an die schon zuvor erwähnte Forderung von Frau Cátedra nach Vergleichseinheiten als Operationsbasis.

⁵⁰ Cátedra, Maria: *Un Santo para una Ciudad*. Madrid 1997.

Tesis doctoral: Giménez, Ana: *El grupo étnico en el medio urbano: Gitanos en la ciudad*; sowie Cabezas, Eduardo: *Los de siempre*, noch nicht publiziert.

Wolfgang Slapansky, Wien

Walter Benjamin — der Flaneur in der Urbanität der Moderne

Walter Benjamin, der deutsche Kulturphilosoph, Literaturwissenschaftler, Autor, Essayist oder wie auch immer er zu bezeichnen ist, ist wieder modern geworden. Die Aktualität hat die Arbeit Benjamins nie verloren, doch waren seine Zugänge zu Problemen der Kultur der Moderne bis in die späten sechziger Jahre verschüttet geblieben. Dies lag wohl daran, daß seine Werke schwer zugänglich und nur fragmentarisch publiziert waren. Erst nach und nach wurden die gesammelten Schriften herausgegeben, die in den neunziger Jahren vollendet wurden.

Erlauben Sie mir ein paar grobe biographische Notizen: Walter Benjamin wurde am Ende des 19. Jahrhunderts, genauer gesagt 1892, in Berlin geboren. Er stammte aus jüdisch-großbürgerlichem Haus. Sein Vater war Teilhaber eines Auktionshauses, Aufsichtsratsmitglied und Aktionär und hatte Anteile am Berliner Eispalast, der späteren Berliner Scala. Im wohlhabenden Elternhaus, im Umfeld der Salons und der großbürgerlichen Gesellschaften wuchs Benjamin auf und viele der bürgerlichen Kindheits-erinnerungen zogen sich durch sein gesamtes Lebenswerk. Hauslieferanten und französische Kindermädchen, zwei Sommerwohnungen der Familie und Privatunterricht gemeinsam mit ebenfalls aus wohlhabenden Familien stammenden Kindern prägten seine Kindheit. Er studierte Literaturwissenschaft, war danach als Übersetzer und Essayist tätig. Seine prekäre finanzielle Situation machte Aufenthalte im billigeren Ausland notwendig, wobei Paris seine zweite Heimat wurde. Er war jüdischer Abstammung, Marxist und Intellektueller, drei Gründe, die ihn zu einem Feindbild der

Nazis machten. Viele Jahre lebte er in Paris, und 1940 war es auch für ihn unumgänglich, die Flucht vor den Faschisten anzutreten. Er wollte über Spanien nach Amerika emigrieren, wie viele seiner intellektuellen Zeitgenossen. Auf der Flucht über die Pyrenäen beging er angesichts der Ausweglosigkeit dieses Vorhabens Selbstmord.

Walter Benjamin ist ein eminent urbaner Autor. Die Urbanität hat ihn in den meisten Werken geleitet, der Wandel von Lebenszusammenhängen und von Kultur in den Großstädten. Die Stadtmode der letzten Jahre machte ihn auch auf dieser Ebene zu einem bedeutenden Denker in stadtkultureller Hinsicht. In der Biographie von Momme Brodersen ist zu lesen: „Sein Lebenswerk ist, wenn man diesen etwas irreführenden, weil Kontinuität vortäuschenden Begriff einmal auf ihn anwenden darf, im Grunde genommen eine unablässige Reflexion über die eigene großstädtische Herkunft.“¹ Er war einer der ganz wenigen Intellektuellen, die bewußte und reflektierende Städtebewohner waren. Was ihn an der Stadt faszinierte, war nicht ausschließlich die architektonische Komponente, sondern das, was wir heute alltagskultureller Mikrokosmos nennen würden.

Das Berlin, das Benjamin in seiner Kindheit kennenlernte, das war das großbürgerliche Berlin des späten 19. Jahrhunderts; nicht jedoch das Berlin, das als rasant wachsende Großstadt im Hochkapitalismus die sozialen Spannungen zum Kulminieren brachte; und auch nicht das Berlin, das als vitale Weltstadt zum Begriff von Urbanität und Großstadtleben wurde. Es war viel mehr das Berlin des großbürgerlichen Lebensstils und der Spekulation. Was für ihn prägend war, war die Erfahrung der Einsamkeit des einzelnen in der Masse, die idealtypisch in der Großstadt anzutreffen war.

Er war eigentlich ein Essayist, ein ganz bestimmter intellektueller Typ, der zwischen Universität und Feuilleton stand. Er wird häufig in einer Art Kurzformel als Marxist bezeichnet. Es war jedoch nicht der klassische Marxismus mit den Schlagworten Klassenkampf und Revolution, wie etwa bei Brecht, dem er sich trotzdem verbunden fühlte. Er verwendete den Marxismus als Theorieangebot, das mehr Erklärungen zuließ als andere, die zur Verfügung standen. Und noch etwas war wichtig und typisch für die Texte Benjamins: Es war kein Erfassen von Zusammenhängen in einer trockenen, sterilen Analyse, sondern ein Erfassen durch Erspüren und mikroskopisches Beobachten und in Beziehung Setzen, und das Fassen des Erspürten, Beobachteten in prägnante, auf den Punkt gebrachte Texte. So entstanden fein zisierte Bilder, die komplexe Zustände darstellten, die

dann wiederum komprimiert kulturelle Zusammenhänge aufzeigten. Sein Lebenswerk war der Versuch, durch die Analyse einer Vielzahl scheinbar oberflächlicher Vorgänge die kapitalistische Warenwelt aufzuzeigen, den Charakter des Kapitalismus und damit auch des Faschismus durchsichtig zu machen. Und das war anhand der großen Städte wohl am ehesten möglich.

Vorherrschend geprägt wurde Benjamins Blick auf die Großstadt durch seine Beschäftigung mit der Lyrik von Charles Baudelaire. Baudelaire gilt als der erste Großstadtdichter, der in den Straßen von Paris seine Motive fand. Ebenso prägend waren Marcel Proust und Victor Hugo.

Städte, Großstädte lernte Benjamin im Zuge seiner Reisetätigkeit kennen. Daraus entstanden die „Städtebilder“, kaleidoskopartige Montagen aus mikroskopischen Impressionen und Beobachtungen. Ihn faszinierten die Stimmungsbilder, deren Charakteristik von Stadt zu Stadt sehr unterschiedlich war. In jeder Stadt unternahm er ausgedehnte Rundgänge, die er als „Entdeckungsgänge in eine bislang unbekannte Welt“ bezeichnete. Es war die Hinwendung zum autonomen Denken, wie er es bezeichnete, zum Zurechtfinden im „Labyrinth geschichtlicher Gegenwart ohne Hausnummern“. Hier ein kleines Beispiel aus seinem Essay über Neapel aus den frühen zwanziger Jahren. Zwei Begriffe lassen die Zugangsweise Benjamins zur Metropole deutlich werden. „Porösität“ und „Durchdringung“.

„Porös wie dieses Gestein ist die Architektur. Bau und Aktion gehen in Höfen, Arkaden und Treppen ineinander über. In allen wahrte man den Spielraum, der es befähigt, Schauplatz neuer, unvorhergesehener Konstellationen zu werden. Man meidet das Definitive, Geprägte. Keine Situation erscheint so, wie sie ist, für immer gedacht, keine Gestalt behauptet ihr ‚so und nicht anders‘. So kommt die Architektur, dieses bündigste Stück der Gemeinschaftsrhythmik, hier zustande. Zivilisiert, privat und rangiert nur in den großen Hotel- und Speicherbauten der Kais — anarchisch, verschlungen, dörflicherisch im Zentrum, in das man vor vierzig Jahren große Straßenzüge erst hineingehauen hat. Und nur in diesen ist das Haus im nordischen Sinn die Zelle der Stadtarchitektur. Dagegen ist es im Innern der Häuserblock, wie er, als sei es mit eisernen Klammern, an seinen Ecken zusammengehalten ist durch die Wandbilder der Madonna. Niemand orientiert sich an Hausnummern. Läden, Brunnen und Kirchen geben die Anhaltspunkte. (...) Ausgeteilt, porös und durchsetzt ist das Privatleben. (...) Jede private Haltung und Verrichtung wird durchflutet von Strömen

des Gemeinschaftslebens. Existieren, für den Nordeuropäer die privateste Angelegenheit, ist hier (...) Kollektivsache.“²

An dieser Passage sieht man ein ganzes Programm des offenen Philosophierens und der offenen Wirklichkeitswahrnehmung. Die Stadt wird zum Schauplatz bislang unerkannter und zukunftsweisender Konstellationen. Der Beobachter verschränkt sich mit dem Betrachteten, der Veränderung wird großer Platz eingeräumt, das Definitive und Ultimative wird vermieden. Privatheit und Öffentlichkeit gehen ineinander über. Der Begriff der Porösität steht für das stets von neuem zu entdeckenden Gesetz der Aneignung und Veränderung gesellschaftlicher Wirklichkeit.

Diese Zugangsweise läßt sich auch auf einer anderen Ebene als revolutionär bezeichnen, nämlich auf der Ebene des Wissenschaftlichen. Es war der Versuch, die Wissenschaft aus ihrem Ghetto theoretischer und vielfach weltfremder Zusammenhänge herauszuführen. Es sollten die Sinne des Menschen Eingang finden in theoretische Reflexionen, die engen Grenzen der Wissenschaft sollten überschritten werden zugunsten eines gesamtheitlichen Bildes gesellschaftlicher Realität.

Eine Annäherung an die Kultur der Stadt, in der er aufwuchs, wagte er anhand von Kindheitseindrücken seiner Heimatstadt Berlin. „Kindheit in Berlin um 1900“ war eine Sammlung von Impressionen, die Benjamin in den frühen dreißiger Jahren verfaßte und die biographische Kindheitserinnerungen mit dem reflexiven Blick eines analytischen Historikers vereint.

Als Benjamins Hauptwerk, sozusagen sein Lebenswerk, gilt heute eine Arbeit, die eigentlich nie wirklich vollendet wurde: das Passagenwerk. Dabei handelt es sich um ein Konvolut von handschriftlichen Notizen, eine Art überdimensionalen Zettelkasten. Es war der Versuch, das moderne Paris des 19. Jahrhunderts in seiner kulturellen Vielfalt und Komplexität aufzuarbeiten. Ab 1933 lebte Benjamin in Paris. Mehr als in seinen Städtebildern ging es ihm in der Interpretation des modernen Paris um die Lesbarkeit der Stadt. Die Großstadt sollte anhand von Symbolen, Zeichen und Bildern in ihrer auratischen und lesbaren Ausprägung erfaßt werden. Oder wie es Karlheinz Stierle ausdrückte: „Durch Experimente der Isolierung und Bezugsetzung will Benjamin das schlafende oder träumende Bewußtsein der Stadt wecken, um so das Vergangene in bewußteste Gegenwart zu verwandeln. Wie Heidegger in einer äußersten Anstrengung der Reflexion versucht, des frühen Griechenland als eines Ursprungs innezusein, so ver-

senkt sich Benjamin als ein Phänomenologe der Modernität ins 19. Jahrhundert und sein Zentrum Paris. Paris ist der Ort, wo das Moderne in seinen dichtesten Symptomen zutage tritt.“³

Es war das Paris des 19. Jahrhunderts, aus dem Benjamin versuchte, die moderne Warenwelt, den Kapitalismus zu analysieren. Die Glaspaläste und Eisenkonstruktionen wurden zu Leitbildern der Analyse. Bereits der Zugang zum Passagenwerk zeigt die methodische Schärfe und den analytischen Spürsinn Benjamins für Details und Zusammenhänge: Die Einkaufspassagen stehen für Schwellen, Durchgänge, Übergänge, Verschränkungen, Anknüpfungspunkte und Endpunkte. Als Reiseführer durch das moderne Paris übernahm er die von Baudelaire geprägte Figur des Flaneurs und präziserte sie zum Typ des Flaneurs, der permanent Eindrücke der Stadt aufzog und mit historischer Tiefenschärfe versah. Baudelaire war ein „Großstadt-Lyriker“ und steht in der Literaturwissenschaft für den Beginn der Poesie der Moderne. In seinem Werk „Paris, die Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts“, einem Teil des Passagenwerks, schrieb Benjamin über die Bedeutung Baudelaire's Werk, daß er erstmals die Großstadt zum „Gegenstand der lyrischen Dichtung“ gemacht hat. „Diese Dichtung ist keine Heimatkunst, vielmehr ist der Blick des Allegorikers, der die Stadt betrifft, der Blick des Entfremdeten. Es ist der Blick des Flaneurs, dessen Lebensform die kommende trostlose des Großstadtmenschen noch mit einem versöhnenden Schimmer umspielt. Der Flaneur steht noch auf der Schwelle, der Großstadt sowohl wie der Bürgerklasse. Keine von beiden hat ihn noch überwältigt. In keiner von beiden ist er zu Hause. Er sucht sein Asyl in der Menge.“⁴

Anhand von materiellen Erscheinungen und deren Auswirkungen auf die Menschen im großstädtischen Milieu sollte eine materialistische Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts entstehen. Leitthemen waren etwa Mode, Kaufhäuser und Passagen, Schilder, Inschriften, Bahnhöfe, Panoramen, Monumente. Verschränkungen von Innen und Außen, etwa von Straße und Interieur, wie sie in den Passagen idealtypisch sich darstellten, sollten in einer literarischen Kollage ein Bild der Großstadt ergeben. Und als solche bilden sie heute einen Fundus an analytischen Bildern. Als „Dialektik im Stillstand“⁵ bezeichnete Benjamin sein methodisches Vorgehen.

„Schwellenzauber. Vorm Eingang der Eisebahn, des Bierlokals, des Tennisplatzes, des Ausflugsortes: Penaten. Die Henne, die goldene Pralinéeier legt, der Automat, der unsere Namen stanzt, Glücksspielapparate, Wahrsaa-

ge- und vor allem Wiegeautomaten. (...) Sie gedeihen bemerkenswerter Weise nicht in der Stadt — machen einen Bestandteil der Ausflugsorte, der Biergärten in den Vorstädten. Und die Reise geht sonntagnachmittags nicht nur dahin, nicht nur ins Grüne, sondern auch zu den geheimnisvollen Schwellen. Verborgener waltet dieser gleiche Zauber freilich auch im Interieur der Bürgerwohnung. Stühle, die eine Schwelle, Photos, die den Türrahmen flankier(en), sind verkommene Hausgötter und die Gewalt, die sie zu beschwichtigen haben, trifft uns noch heute mit dem Klingeln ins Herz. Versuche man doch, ihr zu widerstehen. Allein, in einer Wohnung, einem beharrlichen Klingeln nicht zu folgen. Man wird finden, es ist so schwer wie ein Exorzismus.“⁶

Zum Abschluß noch ein Zitat zum Thema „Mode“, das beispielhaft und charakteristisch für die Arbeit Benjamins ist:

„Jede Saison bringt in ihren neuesten Kreationen irgendwelche geheimen Flaggensignale der kommenden Dinge. Wer sie zu lesen verstünde, der wüßte im voraus nicht nur um neue Strömungen in der Kunst, sondern um neue Gesetzbücher, Kriege und Revolutionen.“⁷

So war Walter Benjamin einer, der seinen Blick an der Verwobenheit kultureller Erscheinungen der Großstadt schärfte, um die geheimen Flaggensignale der Moderne zu dechiffrieren. Und ich denke, Flaggensignale der Moderne zu erkennen und partiell einer Analyse zuzuführen, das muß wohl auch die Aufgabe der Volkskunde sein. Und dazu bietet sich der Werkzeugkasten Walter Benjamins an.

¹ Brodersen, Momme: Spinne im eigenen Netz. Walter Benjamin. Leben und Werk. Bühl, Moos 1990, S. 12.

² Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften. Bd.IV.1. Frankfurt a. M. 1991, S. 309 f.

³ Stierle, Karlheinz: Der Mythos von Paris. Zeichen und Bewußtsein der Stadt. München 1998, S. 17.

⁴ Benjamin (wie Anm.2), S. 54.

⁵ Ders.: Das Passagen-Werk. 2.Bd. Frankfurt a. M. 1983, S. 1035.

⁶ Ebda, 1.Bd., S. 283.

⁷ Ebda, S. 112

Klara Löffler, Wien

Die Volkskunde der Anderen

(Urbaner) Habitus und (teilnehmende) Beobachtung

Als im Februar des Jahres 1998 der österreichische Wissenschaftsminister Caspar Einem in einem neuerlichen Anlauf zur Hebung der Qualität von Forschung und Lehre verkündete, daß man in Zukunft Lehrveranstaltungen durch „teilnehmende Beobachter“ überprüfen lassen wolle, konnte die Empörung an den Universitäten kaum größer sein. In der Ablehnung schien man sich einig: Da ging es nicht um die Verbesserung der Situation, da sollte ein Spitzelsystem aufgebaut werden, da würde ein strukturelles Problem personalisiert.

Doch sei mir hier die Spekulation erlaubt, ob es nicht womöglich außerdem noch andere Gründe waren, die zu dieser Reaktion geführt hatten. Immerhin war in den diversen Verlautbarungen von „teilnehmenden Beobachtern“ die Rede, die zum Zwecke der Leistungsüberprüfung losgeschickt werden sollten. Besonders in den Kultur- und Sozialwissenschaften, wo die teilnehmende Beobachtung seit den siebziger Jahren auf der Werteskala qualitativer Verfahren immer höher gerückt ist und als Feldforschung zu den Initiationsritualen der wissenschaftlichen Gemeinschaft gehört, mußte eine solche Begriffs- oder sei es nur eine solche Wortwahl irritierend, ja geradezu blasphemisch wirken. Ist es doch eben dieses Beobachtungsverfahren, das die „Teilnahme an den alltäglichen Lebenszusammenhängen der Beforschten“, so die Definition in einer der gängigsten Methodenlehren, zum Programm macht, das der Lebenspraxis verpflichtet ist und eine gewisse Emphase bei den Forschern und Forscherinnen voraussetzt. Es war somit das ureigenste, jedenfalls eines der empfindlichsten

Felder fortschrittlichen Wissenschaftsverständnisses und emanzipatorischen Methodenbewußtseins, das hier berührt war. Mehr noch: Das hier auch getroffen war, denn man war nicht zuletzt durch den ungewohnten Zusammenhang: Kontrolle und teilnehmende Beobachtung zurückverwiesen auf die Paradoxie des Begriffs und damit auch auf das Hauptproblem des Unterfangens: dann nämlich, wenn man teilnehmend‘ beobachten‘ will.

Selbst wenn meine Spekulation unhaltbar sein sollte, immerhin zeigt diese Wahl der begrifflichen Mittel durch die berichtenden Journalisten (wie präzise und mit welchem Bedacht diese auch immer getroffen worden sein mag), daß teilnehmende Beobachtung‘ keineswegs nur eine Sache der einschlägigen Wissenschaften ist. Nichts anderes als eine Selbstverständlichkeit in der Alltagsorientierung wird hier auf den, freilich fachwissenschaftlichen Terminus gebracht. (Teilnehmende) Beobachtung ist eine Übung, die wir in den unterschiedlichsten Lebensbereichen und -phasen einmal mehr teilnehmend‘, einmal mehr beobachtend‘ notwendigerweise beherrschen müssen, was nicht ausschließt, daß wir uns dieser Praxis nicht auch gnußvoll widmen können.

Die Frage nach dem Beobachten als sozusagen ästhetischem Projekt in den ‘Alltagen‘ Wiens, steht im Kontext eines Forschungsprojektes über die Konstruktionen von freier Zeit am sogenannten Ende der Arbeitsgesellschaft; jenes Gehen, das ein Schauen zuläßt, jenes Sitzen, das ein Zurücklehnen und Beobachten ist, all diese Formen und Modelle von Freizeit und Freiräumen sind hier zum Gegenstand ethnographischer wie diskursanalytischer Recherchen gemacht. Meine Überlegungen haben mithin die Funktion eines Vorwortes, eines Vorwortes im Sinne von notwendigen Klärungen auf einem Forschungs- und Diskursfeld, das vor allem über den Begriff des Flaneurs hinreichend definiert und weithin besetzt scheint. Vorrangig interessiert hier zunächst die Konstruktion geläufiger Diskurse und sozialer Charakterbilder: Wie werden die Methoden der (teilnehmenden) Beobachtung und des Flanierens von bestimmten Milieus und Szenen als genuin städtisch‘ reklamiert, wie sind diese in den Distinktionsstrategien und Auseinandersetzungen um das Leit- und Idealbild Urbanität dienlich.

Daß ich mich im folgenden auf die Stadt beziehe, könnte freilich Anlaß zu Mißverständnissen geben. Denn damit soll und kann nun nicht jenen post- und spätmodernen Autoren des Städtelobs das Wort geredet sein, die

behaupten, daß nur die Großstadt es ist, die es dem Einzelnen möglich macht, Fähigkeiten wie Toleranz und Offenheit, Muße und Kreativität zu entfalten. „Urbanität als Lebensform mag zwar vornehmlich in Städten beheimatet und aus ihnen entstanden sein, aber sie meint doch eine nicht an einen bestimmten Ort gebundene, sondern diesen gerade transzendierende Haltung.“³ In der Stadt lassen sich wie in einem Brennglas gebündelt die verschiedenen Formen und Stadien moderner Subjektivität und Reflexivität finden, lassen sich allgemeine Prozesse und kollektive Konjunkturen beobachten - am Beispiel der Bewohner von Metropolen, von Kleinstädten, von Landgemeinden. Zumal in der gesteigerten Dynamik von Flexibilisierung und Pluralisierung sind die Möglichkeiten und Notwendigkeiten spezifischer Habitualisierungen gesteigert. „Nicht jedes Stadtleben ist modern; doch jedes moderne Leben ist ein Stadtleben. Modernität bedeutet in bezug auf das Leben, einem Leben in der Stadt immer ähnlicher zu werden.“⁴

Meine Skizze versteht sich deshalb auch als ein Beitrag zur Kontextualisierung eines empirischen Verfahrens, das eben nicht nur in wissenschaftlichen Disziplinen Karriere gemacht hat. Eine solche Kontextualisierung ist nicht neu und dennoch scheint sie mir notwendig. Denn der zentrale Mythos der Feldforschung funktioniert immer noch: Wir glauben allzu gerne, als Erste und als Einzige zu beobachten, zu befragen, zu beschreiben. Im Grunde, so formulierte dies Rolf Lindner, wird „an die Untersuchungsgruppe ... die sittliche Forderung gestellt, sich von weltlichen Einflüssen, seien diese nun wirtschaftlicher, sozialer oder kultureller Art, möglichst fernzuhalten.“⁵ Wir reagieren - da sei jedem und jeder der Selbstversuch empfohlen - mit Unmut und Abwehr, wenn deutlich wird, genauer gesagt: wenn sich nicht länger verdrängen läßt, daß wir kein Monopol auf bestimmte empirische Verfahren haben, sondern daß wir vielmehr in Konkurrenz nicht nur zu den anderen Wissenschaftskulturen, sondern auch zu anderen Alltagskulturen stehen, in Konkurrenz nicht zuletzt um die knappe Ressource Aufmerksamkeit⁶.

Wie wir im Prozeß der Ausdifferenzierung der Lebenswelten, sprich im Prozeß der Zivilisation lernen mußten und immer wieder neu lernen, uns in den Techniken und Mechanismen von Selbst- und Fremdbeobachtung zu üben, dies ist in der Nachfolge etwa von Norbert Elias und Michel Foucault zentrale Forschungsfrage in so gut wie allen kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Die Rationalisierung und Psychologisierung

des Verhaltens und Handelns bedingte eine deutliche Hierarchisierung der Sinne, sie führte zu einer „Nobilitierung von visueller Wahrnehmung und Beobachtung“.⁷ Programm der Aufklärung, der Organisation eines vernünftigen Zusammenlebens, der Individuen war und ist es, den „richtigen, der Wahrheit gemäßen Blick zu bilden“⁸; Prinzip dieses Blicks hat die Gegen- und Wechselseitigkeit zu sein. Schließlich werden die „Selbst- und Fremdbilder ... konstitutiv für das Ich des bürgerlichen Individuums.“⁹ Nichts ist uns deshalb heute selbstverständlicher als diese doppelte Perspektive: Wenn sich im Werbespot zur Produktlinie „Du darfst“¹⁰ eine schlanke, junge Frau beim flotten Vorübergehen im Schaufenster begutachtet, dann tut sie dies nur auf den ersten Blick gänzlich selbstbezogen (mit Blick auf die eigene Figur), doch hat — auch das gehört zur Botschaft dieser Sequenz — diese Figur auch vor anderen zu bestehen.¹¹

Eine der entspannten und — nach meinem Dafürhalten — weithin geläufigen Varianten der (Selbst-)Beobachtung ist die des Flanierens. Wenn Konrad Köstlin fragt, „ob diese Kunstfigur der empirischen Sozialforschung [die teilnehmende Beobachtung] nicht längst in unsere Zeitgenossenschaft übergelaufen ist und längst in uns allen existiert“, so ist die Antwort, die er hier gibt, nur zu bekräftigen: „Er [der Durchschnittsbürger als Tourist] ist einerseits darauf bedacht, sich nicht zu sehr aufs ‘Feld’ einzulassen, möchte aber insgeheim dazugehören.“¹² Längst sind wir nicht mehr einfach nur Touristen, sondern wissen wir, daß wir auch Reisende sein sollten. Unterstützt durch eine breit gefächerte Ratgeberliteratur (die für die erfolgreiche Pädagogisierung unserer ‘Alltage’, vor allem der Freizeitkulturen bürgt) verstehen wir uns auf das Lesen von Landschaften¹³ und das schließt heute logisch ein: auf die Lektüren der Stadt.¹⁴ Zumal die Reiseführer der letzten Generationen haben uns angeleitet, abseits der ausgetretenen Pfade neue Wege durch die Städte auszuprobieren, Plätze als die besseren Straßen anzusehen, sie als Ausgangs- und Aussichtspunkte des neuen, eines nicht ‘touristischen’, sondern eines ‘teilnehmenden’ Beobachtens zu nutzen: Wer den Platz, seine Geschichte und seinen Alltag, ‘besser’, ‘anders’, ‘richtig’ zu erschließen versteht, dem öffnet sich die ganze Stadt.¹⁵ Der Blick hinter die Kulissen wurde zum Standardprogramm nicht bloß, besonders aber der sogenannten, der selbsternannten Kultur- und Qualitätstouristen. Dabei kann man von Glück reden, daß der durchschnittliche Tourist oftmals diskreter und mit mehr Fingerspitzengefühl vorgeht, als dies der Fall wäre, folgte er dem einschlägigen Ratschlag.

So wie jeder Volkskundler immer auch wie ein Tourist agiert, so ist jeder Tourist heute sein eigener Ethnograph, was sich nicht zuletzt in einer Dokumentations- und Archivierpraxis (von Fotos, über Dias bis hin zu Videos) manifestiert, die auch wissenschaftlichen Maßstäben mehr als gerecht würde.

Was zu touristischer Allgemeinbildung und touristischem Vergnügen gehört, dies findet seine Anwendung auch in den eigenen (städtischen) 'Alltagen'. Das Leute-Anschauen und das Leute-Beobachten genießt man dann als kleine, kurze Freude zwischendurch. Man spielt die Rolle als Tourist auch außerhalb des Urlaubs und gönnt sich im Alltag das Gegenprogramm.

Ganz ähnlich der steigenden Meinungsfreude¹⁶ läßt sich so etwas wie eine gesteigerte Lust auf das Anschauen und Studieren fremder Leute feststellen. Es hat den Anschein, als ob es kaum (mehr?) Angst und nur geringfügig Hemmungen gäbe, andere so intensiv, wie dies oft von Caféhausstühlen aus geschieht, einer näheren Betrachtung zu unterziehen. „ZWEI TISCHE WEITER. Wer ist der Herr,/der rund und satt/da diese schöne/Dame hat?/ Ich kann ihn nur/ von hinten sehn./Dem tut die schöne/Dame schön?/ Sein Haar so grau,/ sein Leib so dick -/ die Dame wendet/ keinen Blick./ Sie schaut ihn/ innig an und lacht./ Ich frage mich, wie/ der das macht./ Der Blick der Dame/ hängt am Herrn,/ der Herr da drüben/ wär ich gern./ So dick wie er/ und so ergraut,/ so oh! belacht,/ so ach! beschaut.“¹⁷ Auch ein solcher Augenschein freilich, man kann sich auch hier auf Robert Gernhardts freundlich sezierenden Blick verlassen, ist durchaus (selbst-)kontrollierend; gerade auch dann, wenn es um den Vergleich geht: zwischen dem anderen und einem selbst, zwischen Männern und Männern, zwischen Frauen und Frauen.¹⁸ Der „neugierige, der normierende und der beherrschende Blick“¹⁹, darauf insistiert Thomas Kleinsehn ausdrücklich in seiner Studie zur Intimisierung und Psychologisierung des Blicks, gehören eng zusammen.

Dieses Sehen, das immer auch ein Gesehenwerden ist und wohl auch vielfach sein soll, praktizieren nicht wenige Zeitgenossen am Samstagvormittag.²⁰ In den Mustern des Bereisens der Fremde beschäftigt man sich mit dem Nächstliegenden: Man macht sich auf 'in die Stadt', das meint zumeist keine großen Entfernungen, nämlich die Fußgängerzonen der Städte und Gemeinden. Man geht einkaufen, bummeln (window shopping, wie das der Einzelhandel heute, wohl mit eher gemischten Gefühlen,

nennt), flanieren. Man 'nimmt sich Zeit' — die Redewendung wird hier habituell. Man pflegt ihn, diesen „ruhige[n] Blick auf die andern, die Abwechslung, die auch noch im Unauffälligen steckt, wenn man es nur etwas intensiver auf sich wirken läßt“.²¹

Da gibt es die große Gruppe derer, die in jenen Stunden in der Stadt lustvoll konsumiert, sich treiben läßt, anschaut, und den Ausflug in einen anderen Alltag, der immer deutlicher als ländliche Idylle hergerichtet wird,²² genießt, die sich aber, wie andere Touristengruppen auch, zu gegebener Zeit wieder an die Peripherie oder in Landgemeinden zurückzieht, weil sie dort vor allem wohnt und lebt. Und da ist die kleinere, in der lokalen Öffentlichkeit aber ungleich prominentere Gruppe derer, die es sich leisten kann, in den rundumsanierten Innenstädten zu wohnen, die zum Beispiel den Samstagvormittag zu einer, zu ihrer Kultur entwickelt hat und diese gegen alle, die von außen kommen (und diese Definition des 'außen' ist nicht sehr weit), eifersüchtig verteidigt.²³

Und damit komme ich auf einen wesentlichen Unterschied, was die Praxen der teilnehmenden Beobachtung und des Flanierens anlangt, auf einen Unterschied, der von letzterer Gruppe mit Bedacht und Eifer gemacht wird und der in der Formierung und Kanonisierung dessen, was 'städtisch', besser noch: 'urban' sein heißt, genauer: heißen soll, eine tragende Rolle spielt. Die allgemeinste und gängigste Alltagsform der teilnehmenden Beobachtung läßt sich, da sei an die oben zitierte Passage von Konrad Köstlin erinnert, als Kompromiß zwischen Teilnehmen und Beobachten charakterisieren. Dieser Kompromiß ist durchaus klug und tragfähig, er ist der „Wirklichkeit der gemischten Gefühle“²⁴ angemessen und empfiehlt sich im „raschen Wechsel zwischen Öffentlichkeit und Privatheit“²⁵, wie er keineswegs mehr nur für die Großstadt typisch ist. Teilnehmende Beobachtung, dieses Leute-Beobachten ist — je nachdem — einmal mehr Spielart, einmal mehr Verhaltensstrategie unter vielen möglichen anderen; wie gesagt: für die einen, für die große Gruppe.

Die anderen aber, sie sind mit Bazon Brocks bissiger Formel als „Kultivatoren“²⁶ am treffendsten beschrieben, inszenieren Beobachten und Flanieren als Gesamtkunstwerk. Sie verstehen sich als die eigentlichen Virtuosen eines urbanen Habitus. Deren Milieus und Szenen vor allem sind es, die die Redaktion und Autorschaft über die urbane Erzählung für sich in Anspruch nehmen, die vor allem auf Trennschärfe, auf Polaritäten bestehen — zwischen Stadt- und Landbewohnern, zwischen Beobachten und

Flanieren einerseits und Schauen und Konsumieren andererseits, zwischen (eigener) Flexibilität und Mobilität und Stagnation und Seßhaftigkeit (der anderen). In deren Rhetorik wird Beobachten und Flanieren zur Lebensform. Je selbstverständlicher das Flanieren für eine große Allgemeinheit ist, je öfter vom Flanieren' in den letzten Jahren die Rede war und ist (die steile Karriere des Wortfeldes in den Medien unterschiedlichster Programmatik und Textur hält an), desto weniger konnten die Abgesänge und Auftritte, die Pädagogiken und Theologien ausbleiben: über das richtige Flanieren und über die bessere, die teilnehmende Beobachtung; zumal in den Diskussionen über das Sehen die Kulturkritik lange Zeit im Vordergrund stand²⁷. Flanieren läßt sich, in dieser Logik, überall — aber sicherlich nicht von jedem. Wer, wie zum Beispiel Paolo Bianchi im Genre und in der Echtheitsrhetorik der Tourismuskritik für die „*Subversion des Eigenen*“²⁸ trommelt, der braucht einen Widerpart. Dann ist die Rede vom ahnungslosen Spaziergänger, der unterzugehen droht in den Bilderfluten urbaner Welten²⁹, der sich zusehends verliert im Infosmog.

In einer für die Praxis der feinen Unterschiede so typischen und wirk-samen „Strategie des Überholens, Überbietens, Verlagerens“³⁰ geht es letztlich darum, Begriff und Ideal der Urbanität zu bestimmen, die Erzählungen und die Räume der Stadt zu besetzen. Mit Energie konzentriert man sich da auf die Lektüren Walter Benjamins, Siegfried Kracauers, Franz Hessels etc. — weniger schon auf die Lektüren der Stadt. Vor allem Walter Benjamin und sein (Selbst-)Entwurf vom Flaneur war und ist es, den man da als (sozusagen systematisch) unzeitgemäßen Zeitgenossen immer wieder exemplarisch macht, der „... in seinem Nachleben deutlicher erkennbar ist als während seiner Blütezeit.“³¹ Attraktiv war und ist dieser Wiedergänger (nie ist es eine Wiedergängerin) insbesondere in seiner Haltung gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft, als Gegenfigur: „der Flaneur gab ein Grundmuster für das Sehen, Wahrnehmen und Entdecken des modernen Intellektuellen, der sich der akademischen Forschung entzogen hatte.“³²

Zu einer „Erstürmung der Bastion der Benjaminiten“³³, wie sie Henning Ritter³⁴ dringend empfiehlt, ist es bislang nicht gekommen; schon eher zu Grabenkämpfen. Denn die Nachlaßverwalter dieser und anderer heiliger Texte sind nicht wenige und die Konkurrenz um die richtige Lesart, die ja die eigene Fertigkeit zum richtigen Flanieren einschließt, ist hart. In diesen Konkurrenzen ist die Identitätspolitik einer gesteigerten Sensibi-

lität von herausragender Bedeutung. Gegenüber jenen, die etwa wie Vilém Flusser und Zygmunt Bauman das Lob der Oberfläche betreiben, scheinen jene Verteidiger des Flanierens im Vorsprung, die mit einigem, in einer „therapeutischen Gesellschaft“³⁵ allzu vertrauten Pathos auf Tiefe und Nähe rekurrieren. Eine „Haltung des interesselosen Interesses“³⁶, wie sie Rolf Lindner empfiehlt, scheidet vielfach an den (spät-)modernen Selbstdefinitionen als Intellektueller. Denn: „Der Intellektuelle ist ein paradoxes Wesen. Als solches kann man ihn nur unter der Bedingung denken, daß die klassische Alternative von reiner Kultur und Engagement aufgegeben wird. Historisch in Erscheinung getreten ist der Intellektuelle gerade in und mittels der Überschreitung dieses Gegensatzes.“³⁷

Immer noch, mehr denn je gehören Emotion und Emphase zur Signatur der Zeit — auch das Ideal der Begegnung als dem anderen, dem besseren Entdeckungszusammenhang: „Langsamer — Näher — Weniger — Schöner.“³⁸ In Anbetracht der Texte und Empfehlungen zumal zur neuen Langsamkeit ist man versucht, von der Spezies des Öko-Flaneurs zu sprechen. Gerade auch dann, wenn in einer „Aufklärungs- und Desintegrationsargumentation“ der postmoderne Mensch unter anderem als Flaneur typisiert wird, ist „unterschwellig das Bild eines ‘Früher’ enthalten, als Identitäten deutlich abgegrenzt und räumlich verankert waren.“³⁹

Die Begegnung (und das Früher) wird zunehmend in den Zwischenräumen gesucht. In den Milieus und Szenen der Kulturkritischen vor allem gehört der Zwischenraum zum ästhetischen und biographischen Programm; es ist jener Raum, in dem man sich selbst, seine Biographie am liebsten verortet.⁴⁰ In diesem Zusammenhang kommen die Vorstädte wieder einmal zu Ehren. Ähnlich wie eine frühe Wiener Stadtvölkskunde an den Rändern der Metropole Volkstümliches vermutete⁴¹, so suchen die Ethnographen des gehobenen Feuilletons — und immer wieder auch Völkskundler — Authentisches in diesem Dazwischen: „Dazwischen aber gibt es eine städtische Zone, in der sich, mindestens in Westeuropa, das tägliche (und nächtliche) Leben verdichtet. Vorstädte sind selten langweilig, oft einladend, manchmal gefährlich.“⁴² Auch Skeptiker gegenüber einer „buchstabenfromme[n] Wiederbelebung Walter Benjamins“ stimmen da schließlich ein: „Der Flaneur könnte, fern jeder Melancholie, aber auch ohne ihren Schutz, einen Kundschafter für die Dinge abgeben, von denen jedes für sich spricht und jedes seine eigene Existenz behauptet. Eine Terra incognita will besichtigt werden, das Leben in seinen direkten Gesten von

hier und heute. ... Das könnte auf eine ethische Vorschule der Anteilnahme hinauslaufen.“⁴³

Diese neuen Orte intellektueller Identität und Andachtsübung erwandert man sich am besten, wie könnte es anders sein, zu Fuß und als Flaneur, als einer, der — nicht unähnlich dem volkskundlichen Blick⁴⁴ und gemäß der Benjamin'schen Formel — einsam und gleichwohl einfühlsam beobachtet: „Unter den Bedingungen des Müßigganges kommt der Einsamkeit ganz besondere Bedeutung zu. Erst die Einsamkeit emanzipiert nämlich das Erlebnis virtuell von jedem, wie auch immer geringen oder dürftigen Ereignis: sie stellt ihm, auf dem Wege der Einfühlung, jeden beliebigen Passanten als sein Substrat bei. Einfühlung ist nur dem Einsamen möglich; darum ist die Einsamkeit eine Bedingung des echten Müßigganges.“⁴⁵ In diesem Beobachten des Rand- und Außenseiters sind emotionales, ästhetisches und wissenschaftliches — nicht aber akademisches — Projekt zusammengespannt. Längst gehört es zum Standard unter anderem soziologischer und volkskundlicher Wissenschaftsstile.⁴⁶

Damit bin ich auch schon wieder bei der Volkskunde und bei den Volkskundlern angelangt. Allzu weit hatte ich es da nicht. Zum einen weil wir nun einmal hineingehören in jenen Kulturbetrieb, den wir ja immer so gerne so distanziert mit Kritik bedenken, während wir die „zunehmende Verflechtung von universitärem Feld und dem Feld der Kulturproduktion“⁴⁷ ausblenden, zumindest aber noch zu wenig systematisch in unsere Argumentationen einbeziehen. Zum anderen, weil die Argumentationslinien in den Konkurrenzen um empirische Verfahren ganz ähnlich verlaufen, weil es analog zu den zuletzt beschriebenen (Selbst-)Erklärungsmustern Selbstverständigungen im Fach gibt. Hier (wie dort) wird 'Nähe' zum Ideal und zur Norm erklärt. In den Distinktionsstrategien eines bestimmten Teils volkskundlicher Wissenschaftskultur gelten teilnehmende Beobachtung, persönliche Nähe und Emphase als Garant für das 'bessere' Wahrnehmen und Beobachten. Wissenschaft wird darüber zur Lebensform, zur lebenslangen Suche nach dem Anderen — und sich selbst. Ina-Maria Greverus hat vor nicht allzu langer Zeit in einer Kritik der gängigen Feldforschungspraxen — charakterisiert von ihr in den Figuren des Wanderers, des Flaneurs (als Voyeur), des Hobos — nochmals diese Idee, ihre Vorstellung von der Wissenschaft als einem umfassenden Lebenskonzept skizziert: „To Be is Being Spoken with“.⁴⁸ Während Greverus auf einem sozusagen heuristischen Dreieck besteht, auf der Analyse des Dialogs zwi-

schen Forscher und Forscherin und den anderen, im Rückbezug und Kontext mit Kultur und Gesellschaft, die jenen Dialog und jene Performanz erst ermöglichen und einschränken, gibt es, durchaus in Berufung auf ihr umfassendes Konzept — eine Tendenz zur Fokussierung auf Selbstthematization und Selbsttherapie.

Das Ideal der Nähe wie auch der teilnehmenden Beobachtung hat die Tendenz sich zu verselbständigen. Dieses Ideal, das (und wie es) mit gesellschaftlichen Befindlichkeiten korrespondiert, zu hinterfragen, ist ein Unternehmen, das erst am Anfang steht.⁴⁹ Unsere systematische Skepsis scheint schnell am Ende, wenn es um unseren eigenen Stand, um dessen Moral geht. Nur die Karten werden immer wieder neu gemischt im ansonsten alten „Wissenschaftsspiel“.⁵⁰ Dennoch, gerade deshalb ist es für Empirien, die zeitgemäß sein wollen und sein müssen, unabdingbar, mehr als bisher unsere Zeitgenossenschaft in den Blick zu nehmen.

¹ Hero der Woche. Caspar Einem. In: Falter Nr. 6, 1998, S. 7.

² Legewie, Heiner: Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. In: Flick, Uwe, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, u.a. (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim 1995, S. 189-208, hier S. 189.

³ Rötzer, Florian: Die Telepolis. Urbanität im digitalen Zeitalter. Berlin 1995, S. 115.

⁴ Bauman, Zygmunt: Ein Wiedersehen mit dem Fremden. In: Ders.: Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen. Hamburg 1997, S. 205-207, hier S. 205.

⁵ Lindner, Rolf: Kulturtransfer. Zum Verhältnis von Alltags-, Medien- und Wissenschaftskultur. In: Berliner Journal für Soziologie 4, 1994, H. 2, S. 193-202, hier S. 198.

⁶ Vgl. zur gegenwärtigen Diskussion um eine neue Aufmerksamkeitsökonomie interdisziplinäre Tagung des IFK in Wien vom 8.-10.10.1998 zum Thema Aufmerksamkeit, konzipiert von Aleida und Jan Assmann, besonders auch: Franck, Georg: Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf. Wien 1998.

⁷ Krovova, Alfred: Gesichtssinn, Urbanität und Alltäglichkeit. In: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland (Hg.): Sehnsucht. Über die Veränderung der visuellen Wahrnehmung. Göttingen 1995 (= Schriftenreihe Forum, Bd. 4), S. 43-52, hier S. 46.

⁸ Brandes, Uta, Bernhard Busch: Die Zukunft der Sinne: Sehnsucht. Einstieg im Dialog. In: Sehnsucht. (wie Anm.7), S. 10-24, hier S. 14.

⁹ Kleinspehn, Thomas: Der flüchtige Blick. Sehen und Identität in der Kultur der Neuzeit. Reinbek b. Hamburg (4.-5. Tsd.)1991, S. 296.

¹⁰ Zuletzt gesendet in Werbestaffeln vom Herbst 1998.

¹¹ Interessante Anregungen und Aufschlüsse verspricht hier der Vergleich mit der Popularisierung des Spiegels im 18. Jahrhundert, dazu Kleinspehn (wie Anm.9), S. 191-194.

¹² Köstlin, Konrad: Die Rede vom modernen Nomaden. In: Deutsch, Walter, Maria Walcher

(Red.): Weg und Raum. Sommerakademie Volkskultur. Dokumentation. Wien 1995, S. 19-29, hier S. 22.

¹³ Vgl. dazu den Klassiker Kammerer, Peter, Ekkehart Krippendorff: Reisebuch Italien. Über das Lesen von Landschaften und Städten. Berlin 1979.

¹⁴ Vgl. zur Stadt als Landschaft Köstlin, Konrad: Volkskunde und Geländewagen: Landrituale in der Stadt. Harmonie als Thema der Bilder. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LII/101, 1998, H.3, S. 303-327, hier S. 306-309 und Ortheil, Hanns-Josef: Der lange Abschied vom Flaneur. In: Merkur 40, 1986, S. 30-42, hier S. 36.

¹⁵ Fendl, Elisabeth, Klara Löffler: Utopiazza. Städtische Erlebnisräume in Reiseführern. In: Zeitschrift für Volkskunde 88, 1992, Bd. I, S. 30-48.

¹⁶ Vgl. dazu Rutschky, Michael: Die Meinungsfreude. Ders.: Die Meinungsfreude. Göttingen 1997, S. 42-51.

¹⁷ Gernhardt, Robert: Zwei Tische weiter. In: Ders.: Körper in Cafés. Zürich 1992, S. 11.

¹⁸ Vgl. dazu Rutschky, Michael: Schauen und Zeigen. In: Ders.: Die Meinungsfreude. Göttingen 1997, S. 140-143.

¹⁹ Kleinspehn (wie Anm.9), S. 302.

²⁰ Vgl. dazu Löffler, Klara: Der lange Samstag. Eine Möglichkeitsform. In: Fendl, Elisabeth, Renate Glaser, Klara Löffler (Hg.): Zeitspezifisches. Konrad Köstlin zum 8. Mai 1995. Regensburg 1995, S. 15-27.

²¹ Bausinger, Hermann: Fußgängerzone [1976]. In: Ders.: Der blinde Hund. Anmerkungen zur Alltagskultur. Hg. von Frahm, Eckart, Wolfgang Alber. Tübingen 1991, S. 130-133, hier S. 133.

²² Köstlin, Konrad: Die Innenstadt als Freizeitpark. Städtetourismus? Ja gerne!. In: Regensburger Verein für Volkskunde (Hg.): Stadttourismus und Stadtalltag. Projektgruppe Tourismus. Regensburg 1994 (= Regensburger Schriften zur Volkskunde, Bd. 10), S. 85-95.

²³ Ebd., bes. S. 88 u. 91f und Löffler, Klara, Gabriele Speckels: Geschlossene Gesellschaft. Tourismus und Etikette. In: Stadttourismus und Stadtalltag (wie Anm.22), S. 107-113.

²⁴ Bude, Heinz: Kultur als Problem. In: Merkur 49, 1995, H. 9/10, S. 775-782, hier S. 782.

²⁵ Ortheil (wie Anm.14), S. 37.

²⁶ Brock, Bazon: Zivilisationsraum und Kulturghetto. Mythologisierung aus der normativen Kraft des Kontrafaktischen. In: Fuchs, Gotthard, Bernhard Moltmann, Walter Prigge (Hg.): Mythos Metropole. Frankfurt a. M. 1995, S. 98-103, hier S. 100; vgl. dazu Begriff und Gruppe der Cultural Brookers bei Welz, Gisela: Inszenierungen der Vielfalt. Frankfurt am Main und New York City. Berlin 1996 (= zeithorizonte, Bd. 5).

²⁷ Vgl. dazu Brandes/Busch (wie Anm. 8), S. 12 u. 14.

²⁸ Bianchi, Paolo: Seh-Sucht-Trips: Versuch über das Reisen und Ruhen. Als Reisende im Prä-Millennium. In: Kunstforum Bd. 136, Februar-Mai 1997, S. 59-73, hier S. 70.

²⁹ Vgl. dazu die Metapher von der Stadt als Strom im 19. Jahrhundert — Kleinspehn (wie Anm. 9), S. 243f.

³⁰ Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M. 1989, S. 441.

- ³¹ Buck-Morss, Susan: *Dialektik des Sehens. Walter Benjamin und das Passagen-Werk*. Frankfurt a. M. 1993, S. 412.
- ³² Ortheil (wie Anm. 14) S. 34, vgl. dazu auch McRobbie, Angela: *Postmodernism and Popular Culture*. London, New York 1995, S. 99.
- ³³ Ritter, Henning: *Statthalter einer unmöglichen Philosophie. Über Walter Benjamins Nachruhm*. In: *Kopfnuß 1. Essays über Kultur und Politik*. Berlin 1993, S. 90-99, hier S. 91.
- ³⁴ Ebda, S. 93.
- ³⁵ Rutschky, Michael: *Werde, der du bist. Vom Bildungsroman zur therapeutischen Gesellschaft*. In: *Merkur* 51, 1997, H. 3, S. 187-203.
- ³⁶ Lindner, Rolf: *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*. Frankfurt a. M. 1990, S. 13.
- ³⁷ Bourdieu, Pierre: *Die Intellektuellen und die Macht*. Hg. von Dölling, Irene. Hamburg 1991, S. 41-42.
- ³⁸ Schneider, Manuel: *Langsamer — Näher — Weniger — Schöner. Wege aus der Wohlstandsfalle*. In: *Universitas* 52, 1997, S. 241-249, hier S. 245.
- ³⁹ Löfgren, Orvar: *Leben im Transit? Identitäten und Territorialitäten in historischer Perspektive*. In: *Historische Anthropologie* 3 (1995), H. 3, S. 349-363, hier S. 350.
- ⁴⁰ Vgl. dazu eine Fallgeschichte von Rutschky, Michael: *Der Zwischenraum. Stücke zu einer Theorie des Soziotop*. In: Ders. (Hg.): *Errungenschaften. Eine Kasuistik*. Frankfurt a. M. 1982, S. 378-406.
- ⁴¹ Dazu Jöhler, Reinhard, Bernhard Tschofen: *Brücke, Bergwerk, Berefarii. Wiener Urbanität im Diskurs — ein Superlativ der Normalität?* In: *Zeitschrift für Volkskunde* 91, 1995, S. 202-222, hier S. 210-213 und Köstlin (wie Anm.14), S. 310-313.
- ⁴² Ein Editorial der Zeitschrift DU zum Themenheft *Suburbia*. *Das Leben der Vorstädte*. November 1996, Heft Nr. 11., S. 22.
- ⁴³ Schoeller, Wilfried F.: *Die Rückkehr des Flaneurs*. In: *Du* Nr. 11, November 1997, S. 86f, hier S. 87.
- ⁴⁴ Vgl. dazu Jeggle, Utz: *Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde*. In: Ders. (Hg.): *Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse*. Tübingen 1984 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 62. Bd.), S. 11-46 und Köstlin, Konrad: *Exotismus des Nahen: das Abenteuer der Nähe*. In: Jeggle, Utz, Freddy Raphaël (Hg.): *Kleiner Grenzverkehr. Deutsch-französische Kulturanalysen. D'une rive à l'autre: rencontres ethnologiques franco-allemandes*. Paris 1997. S. 35-52, hier S. 41.
- ⁴⁵ Benjamin, Walter: *Das Passagen-Werk*. Hg. von Tiedemann, Rolf. Zweiter Band. Frankfurt a. M. 1983, S. 968.
- ⁴⁶ Vgl. dazu das Schlüsselkonzept der Soziologie Robert E. Parks: *the marginal man*, dazu Lindner (wie Anm.36), S. 202-229.
- ⁴⁷ Lindner (wie Anm. 5), S. 195.
- ⁴⁸ Greverus, Ina-Maria: *Performing Culture. To Be is Being Spoken With*. In: *Anthropological Journal on European Cultures. Reflecting Cultural Practice. The Challenge of Field Work* (1), 6, 1997, Nr. 2, S. 25-45.

⁴⁹ Einen solchen Anfang wie auch das grundlegende Design derartiger Dekonstruktion bietet Bendix, Regina: *In Search of Authenticity. The Formation of Folklore Studies*. Madison, Wisconsin 1997.

⁵⁰ Foucault, Michel: *Technologien des Selbst*. In: Ders., Martin Rex, Martin H. Luther, u.a.: *Technologien des Selbst*. Frankfurt a. M. 1993, S. 24-62, hier S. 26.

Norbert Fischer, Hamburg

Zwischen Stadt und Land: Zur Topographie des Suburbanen

I. Lebenswelten am Großstadtrand

Suburbanität — üblicherweise werden mit diesem Begriff Hochhaus-siedlungen und Ansammlungen von Reihenhäusern mit abgezielten Vorgärten, Ausfallstraßen und riesige Einkaufszentren assoziiert.¹ Aber die Lebenswelten am Rand der Großstädte sind in den letzten Jahrzehnten bunter und vielschichtiger geworden. Es sind neue Zonen „zwischen Stadt und Land“ entstanden, die nicht mehr einseitig von der Metropole abhängig sind, sondern ihre eigenständige Bedeutung haben. Diese Zonen werden für immer mehr Menschen zur Basis einer Lebenswelt, in der die Bindung an die Metropole nur noch *eine* Funktion unter mehreren erfüllt. Die alte Dichotomie von Stadt und Land wird zunehmend aufgelöst. Damit erreicht die Geschichte des Verhältnisses von Stadt und Land — die auch die Geschichte unterschiedlicher Auffassungen vom „richtigen“ Lebensstil ist² — ein neues Stadium.

Ich möchte anhand einer Fallstudie aus dem Großraum Hamburg zeigen, auf welche Weise und unter welchen Rahmenbedingungen sich die Lebenswelten am Großstadtrand in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verändert haben. Der hier verfolgte Ansatz beruht darauf, die Formen der Suburbanisierung anhand des Wandels der topographischen Strukturen zu erforschen.³ Die Prämisse lautet, daß sich Suburbanisierung in der Neustrukturierung des Raumes materialisiert und auf diese Weise ihre sichtbaren und überprüfbaren Spuren hinterläßt. So können die neuen Lebenswelten zwischen Stadt und Land in gleichsam objektiver Form betrach-

tet werden.⁴ Darüber hinaus und ergänzend werden die Formen der Suburbanisierung auf der Ebene der subjektiven Wahrnehmung untersucht. Hier wird insbesondere auch zu prüfen sein, inwieweit Begriffe wie „Identität“ oder gar „Heimat“ noch zur Charakterisierung der Lebenswelten zwischen Stadt und Land taugen.⁵

Das empirische Material entstammt einem Forschungsprojekt zu Stormarn, einem schleswig-holsteinischen Landkreis nordöstlich von Hamburg.⁶ Zum einen handelt es sich um Quellen und Literatur zur lokalen und regionalen Entwicklung, nicht zuletzt dem hier besonders bedeutsamen Archivmaterial zur Regionalplanung (siehe dazu Abschnitt III). Zum anderen — auf der subjektiven Ebene — beruht die Analyse auf lebensgeschichtlichen Interviews, die in der Region seit 1996 geführt worden sind.⁷

II. Topographie des Suburbanen: Fallbeispiele

Stormarn war nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst eine ländlich-agrarische Region.⁸ Noch Ende der fünfziger Jahre stellte der damalige Landrat Wennemar Haarmann über Stormarn in den „Kommunalpolitischen Blättern“ fest: „Der Kreis ist überwiegend landwirtschaftlich orientiert.“⁹ Gleichwohl setzte zu jener Zeit bereits ein Strukturwandel ein. Die Kriegs- und Nachkriegsjahre hatten einen ungeheuren Zustrom von Flüchtlingen, Vertriebenen und Evakuierten mit sich gebracht, der die Bevölkerungszahl zeitweise mehr als verdoppelt hatte. Viele von den Neubürgern blieben dauerhaft in Stormarn, so daß die Bevölkerungszahl langfristig relativ hoch blieb. Die Probleme lagen damit auf der Hand: Es fehlte an Wohnraum und Arbeitsplätzen. Die Antwort auf diese Probleme war ein rasanter Wandel der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen. Aus dem ländlichen Stormarn wurde vor allem in den sechziger und siebziger Jahren eine gewerbliche Wachstums- ja, regelrechte Boom-Region.¹⁰

Dieser Strukturwandel markierte auch den Ausgangspunkt für die Suburbanisierung. Weite Teile der Agrarlandschaft wurden innerhalb einer relativ kurzen Periode überformt, Neubausiedlungen ebenso aus dem Boden gestampft wie neue Gewerbegebiete und Verkehrsstrassen.¹¹ In den großstadtnahen Orten entfaltete sich eine neuartige Topographie des Suburbanen. Einige dieser Stormarner Orte seien nun näher betrachtet. Sie liegen alle in jenem Randgürtel von Hamburg, der empirischen Untersu-

chungen zufolge bereits in den sechziger und siebziger Jahren als einheitlich „suburban“ klassifiziert wurde.¹² Auf einer damals erstellten kartographischen Darstellung erhielten sie folgerichtig eine einheitliche Kennzeichnung.¹³ Dennoch — und dies gilt es nun zu erläutern — verkörpern diese Orte teilweise ganz unterschiedliche Lebenswelten, ja gegensätzliche Ausprägungen dessen, was Suburbanität bedeuten kann.

Beim ersten Beispiel handelt es sich um Glinde, das wenige Kilometer östlich der Hamburger Stadtgrenze entfernt liegt. Glinde ist ein altes Gutsdorf, dessen Ortskern lange von einem bedeutenden Gutsbetrieb dominiert wurde. Aber schon in der Zeit um und nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich Glinde zur Industrie- und Arbeiterwohngemeinde. Damit begann auch eine im Vergleich zu anderen Stormarer Kommunen relativ rasche Suburbanisierung. 1960 wurde — zusammen mit zwei Nachbargemeinden — ein neues, ausgedehntes Gewerbegebiet angelegt. Es zog viele Betriebe und deren Belegschaften aus Hamburg an. Die Einwohnerzahl vervierfachte sich bis 1968 — zunächst auch bedingt durch den Zustrom von Flüchtlingen und Evakuierten — gegenüber dem Vorkriegsstand (1939) und erreichte fast 9.000;¹⁴ mittlerweile sind es rund 16.000. Bereits in den siebziger Jahren kam es in Glinde und den benachbarten Orten zu einer kommunalen Neugliederung, weil Bevölkerungswachstum und Gewerbeansiedelungen die Rahmenbedingungen für die kommunale Verwaltung in diesem Raum entscheidend verändert hatten.¹⁵

Die wirtschaftlich-bevölkerungsmäßige Expansion brachte durch Siedlungsbau und Ausweisung von Gewerbeflächen einen grundlegenden Wandel der lokalen Topographie mit sich. Immer neue Siedlungen legten sich patchworkartig um den Ortskern. Einen vorläufigen Höhepunkt erreichten diese topographischen Veränderungen in den sechziger Jahren, als man begann, ein neues, baulich verdichtetes Ortszentrum mit mehrstöckigen Hochhäusern zu planen. Die Hauptdurchgangsstraße wurde eigens zu diesem Zweck verlegt. Nicht ohne Stolz präsentierte man Mitte der sechziger Jahre der Öffentlichkeit ein Modell des neuen Zentrums mit seinen funktional-rechtwinkligen Bauten: dem mehrstöckigen Verwaltungsneubau und den funktionalen Büro- und Geschäftshäusern.¹⁶ Es war eine Art „City“ im kleinen. Die stark gestiegenen Gewerbesteuererinnahmen hatten solche Pläne möglich gemacht.¹⁷ Das ehemalige Gutsdorf Glinde fand in kurzer Zeit zu einer neuartigen, suburbanen Topographie.

Wie werden diese Neuerungen in der lebensgeschichtlichen Erinnerung wahrgenommen? Johannes Spallek, geboren 1948, wuchs in Glinde als Kind einer Flüchtlingsfamilie auf und erlebte die Veränderungen von Beginn an.¹⁸ In seinen Erinnerungen spielt zunächst der große Gutsbetrieb in der Ortsmitte noch eine bestimmende Rolle. Neben alten Bauernkaten und einer alten Schmiede lagen, wie sich Spallek erinnert, ein Gasthof und mehrere, teilweise provisorische Läden. Auch eine große „Schweinewiese“ befand sich inmitten des Ortes. Zugleich aber sind auch der sich stetig ausweitende Siedlungsbau und die neuen Gewerbeflächen im Gedächtnis haften geblieben. Diese Veränderungen wurden aus zwei Gründen als einschneidend empfunden: Erstens, weil sie aus Sicht des Heranwachsenden den eigenen Erlebnisraum einschränkte, den Raum von Wildnis und Abenteuer. Zweitens, weil die neuen Siedlungen jeweils eigene Lebenswelten darstellten, die sozial kaum miteinander verflochten waren. Auf die gegenseitigen Beziehungen zwischen der Wohnsiedlung Wiesenfeld, wo Spallek mit seiner Familie lebte, und dem Glinde Ortszentrum angesprochen, erinnert er sich: „Das waren zwei Welten.“ Gleichwohl wurde die radikale Umgestaltung des Ortszentrums — so die Erinnerung — euphorisch begrüßt, galt sie doch als früher Ausweis von „Modernität“.¹⁹ Dennoch verstand man sich nicht als „städtisch“. Johannes Spallek erinnert sich an eine regelrechte Zwitter-Existenz von Glinde: „Wir waren irgendwie dazwischen. Auf der einen Seite lag Stormarn — das war das Land — auf der anderen Seite Hamburg, die Großstadt.“²⁰

Glinde ist damit ein charakteristisches Beispiel für jene Topographie des Suburbanen, wie sie sich vor allem in den sechziger Jahren häufig ausprägte. Sie bedeutete die radikale Überformung bisher ländlicher Lebenswelten durch eine mehr oder weniger geglückte Orientierung an funktional-verdichtete Urbanität.²¹ Das fast spurlose Verschwinden des Gutsbetriebs aus dem Ortszentrum ist von geradezu symbolischer Bedeutung — für alle sichtbar wurde die ländlich-agrarische Tradition eliminiert. Diese Entwicklung war typisch für die Fortschrittseuphorie der sechziger Jahre: Das Ländliche galt als bloßer Nachzügler des Städtischen. Dieser Peripherisierung wollte man durch möglichste Angleichung an das Vorbild einer als „modern“ verstandenen Urbanität entgegen oder sie wenigstens mildern.²²

Auch andere Beispiele aus Stormarn belegen, daß sich diese Variante suburbaner Topographie mit ihrer verdichteten Bebauung und gleichzeiti-

ger Negierung ländlich-agrarischer Traditionen vor allem in den sechziger Jahren entfaltete. So war mit Hoisbüttel ein weiteres ehemaliges Stormarner Gutsdorf am Stadtrand Hamburgs²³ auf dem Weg zur „modernen Gemeinde“ — wie es in der Regionalpresse damals hieß.²⁴ Hoisbüttels Bevölkerung stieg allein zwischen 1956 und 1968 um mehr als das Zweieinhalbfache an und erreichte Ende 1968 den Stand von 4.017 Einwohnern.²⁵ Dieses rasche Bevölkerungswachstum erforderte den Ausbau der Infrastruktur: neue Wohnsiedlungen, neues Gewerbegebiet, neue Schule, neuer Sportplatz, Sozialwohnungen, auch ein Altenwohnheim war im Bau. Das Zentrum Hoisbüttels hat sich im Zuge dieser Entwicklung innerhalb des Dorfes verlagert und wird inzwischen von mehrgeschossigen modernen Wohnhäusern geprägt.²⁶ Neben baulicher Veränderung und Verdichtung kam hier also auch eine topographische Schwerpunktverlagerung hinzu.

Im übrigen wurde auch in vielen anderen großstadtnahen Stormarner Gemeinden die traditionelle Flachheit ländlicher Bauformen immer wieder überwölbt vom mehrgeschossigen Siedlungsbau. Die Zahl der Stockwerke schien besonders in den sechziger Jahren für die Kommunen zur Prestigefrage zu werden.²⁷ Im Raum Stormarn war 1968 jede dritte der nach Kriegsende erbauten Wohnungen eine Etagenwohnung im Mehrfamilienhaus. Der Anteil von Mietwohnungen betrug über 50%.²⁸ Der Geograph Hans-Peter Patten schrieb: „Durch die Verlagerung eines Teiles der städtischen Bevölkerung in die ehemals landwirtschaftlich bestimmte Umgebung hat sich also nicht nur der Grundriss der Siedlungen grundlegend geändert, sondern ganz besonders auffällig ist die Wandlung des Aufrisses durch Ablösung des ländlichen Flachbaus und Einführung des städtisch geprägten Stockwerkbbaus. ... Der Übergang zur Wohnblockbauweise zeigt in den Randgemeinden den Ansturm grösserer auf die Stadt ausgerichteter Bevölkerungsmassen an.“²⁹ Häufig, so führt Patten weiter aus, war es die Ausweisung neuer Gewerbegebiete, die den Übergang von der Einzelhausbebauung zum Wohnblock- bzw. Hochhausbau nach sich zog.³⁰

Gleichwohl sollte die funktional-verdichtete Bebauung, wie sie für die suburbanisierten Gutsdörfer Glinde und Hoisbüttel charakteristisch ist, nicht das einzige Leitbild der neuen Lebenswelten am Großstadtrand bleiben. Damit kommen wir zu einem Gegenbeispiel. Wir finden es in jener Topographie, deren Bezugspunkte eine als „naturnah“ verstandene Landschaft, eine eher extensive Bebauung sowie ein „Milieuschutz“ für ländli-

che Architekturensembles sind. Dies läßt sich besonders anschaulich am Fallbeispiel Hoisdorf verfolgen (das übrigens dem eben genannten Exempel Hoisbüttel nur dem Namen nach ähnelt). Auch Hoisdorf zählt zu jener Zone östlich von Hamburg, die empirischen Untersuchungen zufolge als „suburban“ klassifiziert worden ist. Dennoch ist Hoisdorfs Topographie beispielsweise der von Glinde, dem oben zuerst untersuchten Fall, geradezu entgegengesetzt.

Hoisdorf hat sich im Verlauf der letzten Jahrzehnte von einem Bauerndorf zu einer großstadtnahen Wohngemeinde im Grünen entwickelt. War die Bevölkerungssituation noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch hier durch Abwanderungstendenzen gekennzeichnet, so sorgte bereits der Bau der Südstormarnschen Kreisbahn (1907), vor allem aber die nahe „Walddörferbahn“, seit den 1920er Jahren für eine regelmäßige Verbindung nach Hamburg und damit für eine wachsende Attraktivität Hoisdorfs: als großstadtnahes Ausflugsziel im Grünen, als Standort von Schrebergärten und auch schon als Wohnort (zunächst übrigens als preiswerte Zufluchtstätte für Arbeitslose aus Hamburg). Der Zweite Weltkrieg und die Nachkriegszeit forcierten — wie auch in den anderen Orten — diese Entwicklung nachdrücklich, weil sowohl ausgebombte und evakuierte Hamburger als auch Flüchtlinge und Vertriebene aus dem Osten Zuflucht suchten. Nicht wenige von ihnen blieben auf Dauer. Unter anderem wurde eine alte Kleingartenkolonie, die sich mit ihren Behelfsunterkünften während und nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem Siedlungsprovisorium entwickelt hatte, nun zur regulären Wohnsiedlung ausgebaut.³¹ Allein bis 1968 verdreifachte sich die Einwohnerzahl im Vergleich zur letzten Vorkriegsstatistik (1939) auf 2.700.³² Der Wandel der Sozialstruktur in dem einstigen Bauerndorf spiegelt sich in der Erwerbsstatistik wider. Um 1960 waren nur mehr 14% der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft beschäftigt, ein Drittel weniger als noch 1950.³³ Umgekehrt pendelten bereits im Jahr 1961 rund 50% der Hoisdorfer Erwerbstätigen nach Hamburg aus.³⁴

Diese Entwicklungen veränderten auch hier die Topographie: Das Dorf zerfiel in mehrere Siedlungsteile. Das heutige Zentrum befindet sich weit entfernt vom historischen Ortskern und liegt näher zu den Neubau-Siedlungen und Verkehrsachsen. Umgekehrt entspricht die Wegführung vom alten bäuerlichen Ortskern aus teilweise noch den historischen Verbindungen von Dorf zu Dorf, wie die verwinkelte Straße in den benachbarten Pfarrort Siek zeigt.

Von besonderer Bedeutung ist jedoch die Tatsache, daß inmitten des Ortes eine als Naturschutzgebiet ausgewiesene Landschaft mit mehreren Gewässerflächen liegt: die „Hoisdorfer Teiche“.³⁵ Auch sonst ist die Gemeindefläche von weiten unbebauten Flächen geprägt, von ausgedehnten Wiesen und Weiden, Ackerflächen und Gehölzen. Sie erlauben die Erfahrung jener Naturnähe, die als kompensatorischer Gegenentwurf zur großstädtischen Urbanität empfunden und gesucht wird. Die Natur wird hier in ihrer gleichsam musealisierten Form — nämlich als Schutzgebiet mit rigiden Nutzungsbeschränkungen — in die neuen Lebenswelten „zwischen Stadt und Land“ integriert. Damit materialisiert sich in Hoisdorfs Topographie ein ganz anderes Leitbild des Suburbanen.

Zugleich wird — in beredter topographischer Symbolik — der bäuerlich geprägte ehemalige Ortskern durch das erwähnte Naturschutzgebiet von den neuen Wohnsiedlungen großräumig abgetrennt. Die wenigen noch vorhandenen Bauernhöfe liegen im topographischen Abseits. Dieses Abseits belegt den Bedeutungsverlust der alteingesessenen Bauernfamilien innerhalb der Gemeinde.

Aber im Unterschied zum eingangs erwähnten Beispiel Glinde behielten in Hoisdorf einige architektonische Zeugnisse der ländlich-bäuerlichen Lebenswelten ihren Platz: Der alte Dorfanger, also der historische Ortskern mit Dorfteich, steht mittlerweile unter Denkmalschutz. Zusammen mit den umliegenden Gehöften symbolisiert dieser Anger ebenso das ländlich-bäuerliche Milieu wie das nahegelegene Stormarnsche Dorfmuseum, in dem Relikte dieser vergangenen Lebenswelt dokumentiert werden.

Dorfanger und Dorfmuseum sind für die gegenwärtige Sozialstruktur der Gemeinde längst nicht mehr repräsentativ. Aber zumindest auf symbolisch-musealer Ebene ist auch das historische Hoisdorf in die neuen Lebenswelten integriert worden. Denkmalgeschützter Anger und Museumsgelände bilden auf ihre Weise einen topographischen Gegenentwurf zur funktional-verdichteten Urbanität — im romantisch-melancholischen Rückblick auf längst vergangene Zeiten.³⁶

Auch für Hoisdorf sei ergänzend wieder auf ein lebensgeschichtliches Interview zurückgegriffen, um die Veränderungen auf der Ebene subjektiver Wahrnehmung zu beleuchten. Der in Hoisdorf geborene Sattlermeister Hinrich Knaack (Jahrgang 1931) erinnert die Entwicklung des Dorfes seit dem Zweiten Weltkrieg als fortlaufende Ausdehnung bestehender sowie

als Anlage neuer Siedlungen: „Hier wurden richtig Umsiedlungen vorgenommen.“³⁷ Knaack war bis zu seinem Ruhestand jahrzehntelang in Hamburg tätig und pendelte täglich in die Großstadt. Seine Wohnsiedlung — eine ehemalige Kleingärtnerkolonie an der sogenannten Baggerkuhle — zeigt sich in der Erinnerung zunächst als eine nachbarschaftlich geprägte Lebenswelt. Aber durch den steten Zuzug von Hamburgern wurden diese sozialen Zusammenhänge vor Ort tendenziell schwächer, die persönlichen Kontakte zunehmend unabhängig vom Wohnort.³⁸ Die Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg wird aus Sicht der lebensgeschichtlichen Erinnerung zugleich zu einer Zeit der fortlaufenden Zersplitterung sozialer Zusammenhänge: „Man könnte Hoisdorf als zwei Dörfer bezeichnen“, berichtet Dietrich Knaack.

Damit gelangen die imaginären Spaziergänge durch Stormarns suburbane Topographie zu einem vorläufigen Abschluß. Fassen wir die bisherigen Ergebnisse zusammen: Wir fanden ganz unterschiedliche topographische Ausprägungen des Suburbanen. Glinde und Hoisbüttel repräsentieren die Angleichung an eine funktional-verdichtete Urbanität, wie sie vor allem in den sechziger Jahren zum Leitbild wurde. Die einstmalig ländlich-bäuerlich geprägte Architektur wurde unter anderem durch mehrstöckige Wohn- und Geschäftsbauten, durch „City“-Bildung und die Ausweisung von Gewerbegebieten überformt. Im Gegensatz dazu steht das am Beispiel Hoisdorf erläuterte „grüne“ Leitbild. Es zeigt sich topographisch in aufgelockerterer Bebauung und weiten, naturnahen Freiflächen, in denkmalgeschützten Ortskernen und Naturschutzgebieten mit restriktiven Nutzungsbeschränkungen. Dieses „grüne“ Leitbild mit seiner ästhetisierend-musealisierenden Komponente kann als kompensatorischer Gegenentwurf zur funktional-verdichteten Urbanität verstanden werden — einer Urbanität, die gleichwohl dank guter Verkehrsverbindungen nach Hamburg immer auch in die eigenen Lebenswelten einbezogen bleibt.

Zwischen diesen Extremen der suburbanen Topographie liegen natürlich eine Reihe von Mischvarianten, auf die an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden kann. Immerhin zeigen die bisher behandelten Aspekte — verdichtet-mehrstöckige Architektur, „City“-Bildung und Gewerbegebiete einerseits, Naturschutzgebiete und denkmalgeschützte Ortskerne andererseits —, daß die Topographie des Suburbanen durchaus vielfältig ist.

III. Regionalplanerische Rahmenbedingungen

Die bisher dargestellten Entwicklungen vollzogen sich nicht im luftleeren Raum, sondern unter bestimmten wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen. Beispielsweise spielte die politische Förderung und — daraus resultierend — die zunehmende Ausbreitung des Automobilverkehrs in den sechziger Jahren eine wichtige Rolle. Dies sprengte die „bisherigen verkehrsbedingten Schranken städtischer Siedlungen“ endgültig und sorgte für ein noch stärkeres Bevölkerungswachstum im Umland von Großstädten.³⁹

Für das Hamburger Umland im besonderen — und damit auch für Stormarn — gilt es darüber hinaus, jene Rahmenbedingungen zu berücksichtigen, die von der Regionalplanung gesetzt wurden. Sie beeinflussten spätestens seit den sechziger Jahren die Flächennutzungs- und Bebauungspläne, die Ausweisung von Verkehrsstrassen, Wohn- und Gewerbegebieten, Landschafts- und Naturschutzzonen. Im Gegensatz zu anderen großstädtischen Regionen verlief dieser Prozeß im Hamburger Umland also gerade nicht planlos und ungesteuert.⁴⁰

Insbesondere war es das sogenannte Achsenkonzept, das bei der Herausbildung der Topographie des Suburbanen strukturierend wirkte. Hauptziel dieses Achsenkonzeptes ist es, die siedlungsmäßige und gewerblich-industrielle Entwicklung auf radiale Achsen zu konzentrieren, die bänderförmig von Hamburg aus ins Umland verlaufen. Es handelt sich um besonders geförderte wirtschaftliche und demographische „Intensitätszonen“.⁴¹ Das oben genannte Beispiel Glinde ist als „besonderer Wirtschaftsraum“ einer dieser Achsen angegliedert.

Das planerische Pendant zu den Achsen bilden die sogenannten Achsenzwischenräume. Auch sie haben für eine spezifische Strukturierung gesorgt. Die Flächen der Achsenzwischenräume nämlich sind — so die Zielvorgaben der Regionalplanung — grundsätzlich freizuhalten von allzu dichter Bebauung. Sie sind als Wohn-, Freizeit-, Erholungs- und Naturschutzzonen anzusehen. Das oben erwähnte Fallbeispiel Hoisdorf mit seinem Naturschutzgebiet liegt in einem solchen Achsenzwischenraum. In einem 1968 erstellten Entwurf zu einem Regionalplan hieß es für Hoisdorf und die umliegenden Großstadtrandgemeinden: „Auf die Erhaltung auch der kleineren Grünzüge ist besonderer Wert zu legen. Die freie Landschaft soll durch entsprechende Einrichtungen für die Naherholung erschlossen

werden."⁴² Die Gemeindefläche Hoisdorfs wurde regionalplanerisch zum verbindenden Glied zwischen zwei Naherholungszonen.⁴³

Aber wenden wir uns noch einmal ausführlicher den bereits erwähnten Achsen zu, denn sie hatten für den Strukturwandel in Stormarn — und damit für die Suburbanisierung — eine besondere Bedeutung. Dies ließ sich bereits Mitte der sechziger Jahre empirisch belegen.⁴⁴ Die Achsen (auch als Aufbau- oder Entwicklungsachsen bezeichnet) waren schon damals im Vergleich zum restlichen Hamburger Umland gewerbliche und bevölkerungsmäßige Verdichtungszone. Der Anteil der Bevölkerung auf den Achsen im Jahr 1964 lag — anteilig zur Gesamtbevölkerung des Hamburger Umlandes (40-km-Radius) — bei 71%, der Wohnungsbestand bei 73%, mit anderen Worten: die Achsenorte versammelten fast drei Viertel der Bevölkerung und der Wohnungen des gesamten Hamburger Umlandes.

Die dynamische Entwicklung der auf den Achsen liegenden Orte wird auch im statistischen Längsschnitt deutlich: „In den Aufbauachsen lag die Bevölkerungszahl 1964, gemessen am Vorkriegsbestand, zweieinhalbmal höher, im Durchschnitt der übrigen Gemeinden dagegen nur um das 1,7fache, wobei die Entwicklung dort zwischen 1950 und 1961 rückläufige Tendenz aufwies. Der Wohnungsbestand auf Basis 1950 = 100 betrug im Bereich der Aufbauachsen [1964] 221, im Restgebiet dagegen nur 158. Die Zunahme der Beschäftigten auf Grund der Arbeitsstättenzählungen 1950 und 1961 ergab für die Aufbauachsen eine Steigerung um 70%, in den Restgemeinden um 27%.“⁴⁵

Ein weiteres, letztes Fallbeispiel soll nun die Bedeutung von Regionalplanung und Achsenkonzept für die Suburbanisierung im Hamburger Umland illustrieren, nämlich das Gebiet der 1970 zur Stadt Norderstedt zusammengefaßten Gemeinden Harksheide, Glashütte, Friedrichsgabe und Garstedt. Dieses Gebiet liegt auf der sogenannten Kaltenkirchener Achse, die ins nördliche Hamburger Umland führt. Zwei der Gemeinden, nämlich Harksheide und Glashütte, gehörten bis 1970 zum Kreis Stormarn (bevor sie mit der neugegründeten Stadt Norderstedt zum benachbarten Kreis Segeberg kamen). Auch diese Gemeinden verzeichneten nach dem Zweiten Weltkrieg aufgrund der bekannten Gründe einen starken Bevölkerungsanstieg. Bis 1950 war beispielsweise in Harksheide die Bevölkerungszahl vom Vorkriegsstand 2.792 auf jetzt 6.043 Einwohner gestiegen — also auf mehr als das Doppelte. Bis 1964 sollte sich diese Zahl im Vergleich zum Vorkriegsstand sogar verfünffachen.⁴⁶

So kam es notgedrungen relativ früh, nämlich ab 1948, zum Bau neuer Siedlungen. Allerdings verlief die nun einsetzende Suburbanisierung zunächst vollkommen ungeordnet - „unorganisch“, wie es aus Sicht der Regionalplaner hieß. Das Hauptproblem bestand darin, daß für die rasch wachsende Bevölkerung längst kein ausreichendes Arbeitsplatzangebot zur Verfügung stand. Zusätzlich spielte eine Rolle, daß der Gesamtraum damals nicht nur auf mehrere Gemeinden, sondern — wenigstens zunächst — auf zwei Landkreise verteilt war. Jede Kommune, jeder Kreis verfolgte eigenen Interessen. Aus den archivalischen Unterlagen der schleswig-holsteinischen Landesplanungsbehörde geht deutlich hervor, mit wieviel Unbehagen man aus planerischer Sicht das rasche Wachstum und die „unorganische“ Suburbanisierung im Raum Norderstedt verfolgte. Im Gemeinsamen Landesplanungsrat Hamburg/Schleswig-Holstein wurden schon 1956 die kommunalen bzw. kreisbezogenen Eigenprojekte kritisiert. Dazu zählte etwa das Wohngroßprojekt Falkenberg in Harksheide — mit 3.000 geplanten Wohnungen das damals größte Siedlungsprojekt im Hamburger Umland. Nicht zuletzt wurde auch der Konkurrenzkampf der kreiseigenen Wirtschaftsförderungsgesellschaften kritisiert, die versuchten, neue Gewerbebetriebe jeweils auf ihrer Seite anzusiedeln. So war es kein Zufall, daß der Raum „Norderstedt“ zum ersten Planungsschwerpunkt des Gemeinsamen Landesplanungsrates Hamburg/ Schleswig-Holstein wurde. Insbesondere wirkte man darauf hin, daß vor einer weiter sich verdichtenden Besiedlung die Schaffung von Arbeitsplätzen stand. Großprojekte im Wohnungsbau wurden gebremst und gelenkt, indem die finanziellen Mittel neu verteilt wurden.

Eine Folge des Suburbanisierungsprozesses war dann jene kommunale Neugliederung, die schließlich 1970 zur Gemeindezusammenlegung und Gründung der Stadt Norderstedt führte. Sie wurde von der Regionalplanung vorbereitet und forciert — teilweise auch gegen die Interessen der beteiligten Gemeinden und Kreise. Die politische Macht der Regionalplanung war letztlich stärker als die kommunalen Partikularinteressen, wie nicht zuletzt die Begründung zum Entwurf des „Norderstedt-Gesetzes“ deutlich zeigte: „Bei den Verflechtungen im Raume von Friedrichsgabe, Garstedt, Glashütte und Harksheide ist die Verknüpfung durch das unorganische Zusammenwachsen so eng geworden, dass eine auf sich gestellte und auf ihr Gebiet ausgerichtete Gemeindeverwaltung nicht mehr die Verwaltungsprobleme bewältigen kann, die aus der Sicht eines grösseren

Raumes zu erfolgen hat." Hervorgehoben wurde weiterhin, daß die neue Stadt eine „konzentrierte und zweckmässige Planung, insbesondere bei der Ausweisung von Wohn- und Gewerbegebieten" ermöglichen würde.⁴⁷

Bei der Gesetzesbegründung stand nicht zuletzt die erwähnte Achsenkonzeption im Vordergrund. Die politische Neuordnung und die Zugehörigkeit zu einem einzigen Landkreis wurde als Voraussetzung betrachtet, daß sich Norderstedt auf der Kaltenkirchener Achse gemäß den Vorgaben des Gemeinsamen Landesplanungsrates künftig „geordnet" entwickeln könne — und zwar hinsichtlich Wohn- und Gewerbeprojekten, hinsichtlich der Verkehrslenkung.⁴⁸ Wörtlich hieß es: „Die Aufbauachse Kaltenkirchen zählt ... zu den am dichtesten besiedelten und industrialisiertesten Räumen im Hamburger Randgebiet. Bei dem weiterhin zu erwartenden bevölkerungsmässigen Wachstum und dem raschen Fortschreiten des Industrialisierungsprozesses mit ihren Auswirkungen auf Bebauung, Verkehr, Versorgung kommt es wesentlich darauf an, dass die grundsätzlichen Entscheidungen der Ortsplanung auf der Achse gemeinschaftlich erfolgen. Nur auf diese Weise lässt sich eine abgestimmte, organische Entwicklung dieses Raumes sicherstellen."⁴⁹

Wie immer man also das Konzept der Achsen und Achsenzwischenräume im einzelnen auch bewerten mag — es sorgte zumindest ansatzweise für eine funktionale Strukturierung des großstadtnahen Raumes. Die Verteilung der Verkehrsachsen, Gewerbe-, Wohn- und Erholungsflächen, Landschafts- und Naturschutzgebiete im Hamburger Umland ist nicht zuletzt eine Folge dieses regionalplanerischen Zugriffs.

IV. Auflösung der Stadt-Land-Dichotomie

Noch eines zeigt die Entwicklung im Hamburger Umland: Die Beziehungen zwischen Metropole und Umland sind in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg in ein neues historisches Stadium getreten. Im Verlauf dieser Periode, die ja die rasche Suburbanisierung vieler Gemeinden einschloß, hat sich aus Stormarn und dem weiteren Hamburger Umland eine mehr oder weniger konstante Wachstumszone entwickelt. Wie die Bevölkerungsstatistik gezeigt hat, ist der einstigen „Landflucht" eine „Stadtflucht" gefolgt. Aufgrund der ökonomischen Marktbedingungen (Bauland-, Wohnungspreise) werden dabei zunehmend von der Kernstadt

entfernter gelegene Gebiete erschlossen, was zugleich die traditionellen Raummuster von Kernstadt und Umland immer weiter auflösen wird.⁵⁰

Die funktionale Strukturierung des Raumes im Hamburger Umland nimmt — forciert durch die Regionalplanung — dieser Zone „zwischen Stadt und Land“ zugleich das regional Spezifische, Unverwechselbare. Die patchworkartige Strukturierung wird dabei immer mehr zur Standard-Topographie großstadtnaher Räume, im Umland von Hamburg wie auch anderer Großstädte. Es sind jene Räume verdichteter Kommunikation, wie sie für die „Region als Erlebnisraum“ festgestellt worden sind.⁵¹ Von einer einseitigen Abhängigkeit der Peripherie von der Metropole kann dabei keine Rede mehr sein.

Generell hat jedoch das in der Öffentlichkeit nach wie vor wirksame Leitbild von der traditionellen Stadt mit einem gewachsenen Stadtkern häufig bewirkt, daß derartige Entwicklungen eher als negativ verstandene „Aufweichung“ städtischen Siedlungsgefüges zur Kenntnis genommen worden sind. Die auf das Mittelalter zurückgehende abendländische Tradition der Stadt als Zentrum und Hort der Zivilisation wirkt offensichtlich nach.⁵² Mittlerweile scheint dieses Leitbild jedoch fast zu einem Anachronismus geworden zu sein, denn die gesellschaftliche Bedeutung des urbanverdichteten Stadtraumes hat sich ebenso abgeschwächt wie die Bedeutung räumlicher Nähe für soziale Kommunikation und Kontakte. Die bisherige räumliche Hierarchie, die das städtische Zentrum an der Spitze sah, wird zunehmend verdrängt von einer „räumlich gleichmäßiger verteilten, arbeitsteiligen, raumfunktionalen Spezialisierung“.⁵⁴ Nicht mehr die urbane Metropole gewinnt an gesellschaftlicher Relevanz, sondern die neuen Zonen zwischen Stadt und Land.

Stormarn jedenfalls ist ein klassisches Beispiel dafür, wie sich die Dichotomie zwischen Stadt und Land allmählich auflöst, wie einstmalig ländlich-agrarische Räume umfunktioniert worden sind. Unter den regulierenden Vorgaben der Regionalplanung entstand jenes Patchwork unterschiedlicher Funktionsflächen, das den topographischen Ausdruck vielfältig segmentierter Lebenswelten bildet: Verkehrsstrassen, Wohnsiedlungen und Gewerbegebiete, Naturschutz- und Landschaftsschutzgebiete, denkmalgeschützte Bauernhäuser. Der Alltag vollzieht sich im flexiblen Rahmen einer immer wieder neuen Kombination funktionaler Einzelräume. Hier werden also jene Gegensätze aufgehoben, die bisher zwischen Arbeitsplatz und Teilhabe an städtischer Kultur einerseits und der Seh-

sucht nach ländlicher Idylle andererseits standen. Die Bindungen an die Großstadt haben dabei an Intensität verloren und zugleich an Wahlfreiheit gewonnen.

V. Schlußfolgerungen

All diese Ergebnisse bedürfen noch der weiteren Überprüfung und Differenzierung. Gleichwohl lassen sich einige allgemeine Schlußfolgerungen ziehen:

Erstens fordern die geschilderten Entwicklungen dazu auf, den Begriff der „Suburbanität“ kritisch zu überprüfen und zu modifizieren.⁵⁵ Dieser Begriff, insbesondere seine klassischen empirischen Indikatoren, eignen sich meines Erachtens nur noch bedingt für die Darstellung jener so unterschiedlichen, manchmal gegensätzlichen Lebenswelten, wie sie sich am Rand der Großstadt Hamburg entfaltet haben. Die Topographie des Suburbanen jedenfalls, jene Lebenswelten „zwischen Stadt und Land“, wie sie sich in Stormarn entfaltet haben, widersprechen einer einheitlichen Kategorisierung.

Zweitens ist in diesem Zusammenhang der Begriff der räumlichen „Identität“ zu überprüfen, der in der Kultur- und Regionalforschung noch immer eine große Rolle spielt.⁵⁶ Die neuen Lebenswelten zwischen Stadt und Land versperren sich jeder Vorstellung von räumlicher Identität — allzusehr schwinden eben jene Grenzen, auf denen sich diese Identität gründen könnte. Das Dorf hat im Verlauf der Suburbanisierung seine bisherige gesellschaftliche Rolle verloren. Es zerfällt in einzelne Teilsiedlungen, die die bisherigen, relativ geschlossenen agrarischen Lebenswelten überformen. Verändert aber hat sich auch die Rolle der Metropole, deren verdichtete Urbanität und deren spezielle Form von „Öffentlichkeit“ über Jahrhunderte hinweg ein Leitbild der bürgerlichen Gesellschaft war. Wenn sich jedoch der Alltag im flexiblen Rahmen immer wieder neuer Kombinationen funktionaler Einzelräume vollzieht, mag man von lokaler Identität kaum sprechen — selbst die Teilnahme am dörflichen Grillfest oder die Mitgliedschaft im lokalen Sportverein bilden hier kaum mehr als einzelne Versatzstücke. Das topographische Patchwork der neuen Zone zwischen Stadt und Land zieht die Auflösung raumbezogener Identität nach sich.

Drittens und letztens sind diese neuen Lebenswelten zweifellos Ausdruck übergreifender gesellschaftlicher Tendenzen — die entsprechenden

Stichwörter sind allgemein geläufig: verringerte Wochen- und Lebensarbeitszeiten, Job-Denken statt lebenslangem Beruf, Verlagerung von Arbeit in die Privatwohnung, sich rasant verbessernde Kommunikationsmöglichkeiten über alle räumlichen Grenzen hinweg, nachlassende Bedeutung familiärer Bindungen, und nicht zuletzt natürlich — wie bereits angedeutet — die vor allem seit den sechziger Jahren enorm gestiegene räumliche Mobilität.⁵⁷ In diesen Erklärungszusammenhang gehören auch — das kann hier nur angedeutet werden — jene Debatten um die neuen Lebensstile am Ende des 20. Jahrhunderts, die mit den Studien von Ulrich Beck, Anthony Giddens, Richard Sennett und anderen verbunden sind.⁵⁸ Sie beschreiben eine durchgreifende „Partikularisierung“, Aufsplitterung der Lebenszusammenhänge im nachindustriellen Zeitalter. Das hier vorgestellte Beispiel Stormarn kann als topographischer Ausdruck dieser Lebenszusammenhänge gelten. Die Lebenswelten zwischen Stadt und Land, so scheint es, werden sich künftig weiter ausdehnen und damit immer größere Bedeutung gewinnen.

¹ Als Pionierarbeiten zur westdeutschen Suburbanisierungs-Forschung können zwei Veröffentlichungen der Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hannover) aus den siebziger Jahren gelten: Beiträge zum Problem der Suburbanisierung (=Veröffentlichungen der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Forschungs- und Sitzungsberichte, Bd.102). Hannover 1975; Beiträge zum Problem der Suburbanisierung (2. Teil) (=Veröffentlichungen der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Forschungs- und Sitzungsberichte, Bd.125). Hannover 1978. Die Bände enthalten auch Analysen zum Hamburger Umland. — Olaf Boustedt bezeichnet die Erweiterung bestehender, bisher ländlicher oder kleinstädtischer Siedlungen als die in der Bundesrepublik häufigste Form der Suburbanisierung. Er unterscheidet dabei zwischen der organischen Erweiterung der Orte, die ihren geschlossenen Charakter nicht verlieren, und der Zersiedlung abseits gelegener, in der Regel aber einem Dorf oder größeren Ort zugehörigen Gebiet. Als die am häufigsten diskutierte Form der Suburbanisierung kennzeichnet Olaf Boustedt die „regellose .. Durchdringung des ländlichen Umlandraumes durch Ansiedlungen ursprünglich städtischer oder zumindest stadtorientierter Bevölkerungskreise“. Gemeint ist jener Siedlungsteppich, der sich ringförmig mehr oder weniger planlos um die Großstädte legt — jener „urban sprawl“, wie ihn die Raumforschung nennt, der ländliche Gebiete überformt und dessen Siedlungen doch von der Kernstadt abhängig bleiben. Boustedt, Olaf: Gedanken und Beobachtungen zum Problem der Suburbanisierung. In: Suburbanisierung (wie oben), 1975, S. 1-23, hier S. 9. Zur neuen Rolle von Suburbanität siehe auch Heinritz, Günter, Elisabeth Lichtenberger (Hg.): The take-off of

suburbia and the crisis of the central city. Proceedings of the international symposium in Munich and Vienna 1984. Wiesbaden 1986. — Vergleichbare Studien wurden beispielsweise im Frankfurter Rhein-Main-Großraum durchgeführt; siehe dazu u.a. Schwanzer, Wolfgang: Suburbanisierung im Main-Kinzig-Kreis. Ein Beitrag zum Problem des Sozialraumwandels. Frankfurt a. M. 1987 sowie aus kulturanthropologischer Perspektive Schilling, Heinz, Beatrix Ploch (Hg.): *Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft* (=Kulturanthropologie-Notizen, Bd.50). Frankfurt a. M. 1995.

² Ipsen, Detlev: *Das Verhältnis von Stadt und Land im historischen Wandel*. In: Ders. (Hg.): *Stadt und Region — StadtRegion*. Frankfurt a. M. 1994, S. 7-23, hier S. 7.

³ Dieser Ansatz verdankt grundlegende Einsichten den landschaftsgeschichtlichen Studien von Küster, Hans-Jörg: *Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart*. München 1995; sowie — symbolgeschichtlich — Schama, Simon: *Der Traum von der Wildnis. Natur als Imagination*. München 1996. Aus Sicht der Volkskunde hat Albrecht Lehmann jüngst wieder auf die Bedeutung der räumlichen Strukturen hingewiesen: „Die Wirkung der räumlichen Veränderungen, die Veränderungen der bebauten und unbebauten Umwelt sind gerade für die Erforschung des Orts- und Regionalbewußtseins von höchster Bedeutung“. Lehmann, Albrecht: *Die autobiographische Methode in der Regionalgeschichte*. In: Fischer, Norbert, Franklin Kopitzsch, Johannes Spallek (Hg.): *Regionalgeschichte am Beispiel Stormarn: Von ländlichen Lebenswelten zur Metropolregion* (=Stormarner Hefte 21). Neumünster 1998, S. 68. An anderer Stelle heißt es bei Albrecht Lehmann: „Natürliche oder künstliche Landschaften, also Stadt- oder Dorfensembles, einzelne Straßen, Plätze, Alleen ... prägen sich dem Gedächtnis ein und bilden einen Orientierungsrahmen für lebensgeschichtliche Reflexionen von Individuen und in Gruppen.“ Lehmann, Albrecht: *Wald als „Lebensstichwort“*. Zur biographischen Bedeutung der Landschaft, des Naturerlebnisses und des Naturbewußtseins. In: *BIOS* 9, Heft 2, 1996, S. 143-154, hier S. 143.

⁴ Siehe auch die Feststellung Rolf Lindners (in Anlehnung an Bourdieu) vom bewohnten Raum „als Objektivierung und Naturalisierung vergangener wie gegenwärtiger sozialer Verhältnisse“. Lindner, Rolf: *Das Ethos der Region*. In: Ders. (Hg.): *Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität*. Frankfurt a. M. 1994, S. 201-231, hier S. 221.

⁵ Dazu die kritische Auseinandersetzung bei Maase, Kaspar: *Nahwelten zwischen „Heimat“ und „Kulisse“*. Anmerkungen zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Regionalitätsforschung. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 94, 1998/1, S. 53-70.

⁶ Mit diesem dreijährigen Forschungsprojekt wurde Verf. im Jahr 1997 beauftragt. Die Ergebnisse werden in einer Buchpublikation voraussichtlich Anfang 2000 zusammengefaßt. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht der Strukturwandel in einer großstadtnahen Region in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts am Beispiel von Stormarn. Das Forschungsprojekt beinhaltet auch einen erfahrungsgeschichtlichen Aspekt: Anhand von lebensgeschichtlichen Interviews wird die Wahrnehmung des Strukturwandels durch die Bevölkerung dokumentiert. Zu ersten Ergebnissen dieses Projektes siehe Fischer, Norbert: *Die modellierte Region — Stormarn seit dem Zweiten Weltkrieg*. In: Ders. u.a. (wie Anm.3), S. 153-174; sowie ders.: *Überleben und Leben. Die Nachkriegszeit und fünfziger Jahre in Stormarn im autobiographischen Gedächtnis*. In: Rheinheimer, Martin (Hg.): *Subjektive Lebenswelten. Wahrnehmung und Identität in der Neuzeit*. Neumünster 1998, S. 355-375.

⁷ Diese lebensgeschichtlichen Interviews wurden im Rahmen der Dokumentation „Stormarner Lebensläufe“ (Kreisarchiv Stormarn, Bad Oldesloe) vor allem von Verf. sowie Kreisarchivarin Barbara Günther durchgeführt. Die Interviews werden nach und nach in schriftlicher Form im Kreisarchiv dokumentiert und sind dort einsehbar. Die für diesen Beitrag zugrundegelegten Interviews mußten jedoch aus terminlichen Gründen auf Basis der Cassetten-Aufnahme ausgewertet werden (daher enthalten die entsprechenden Verweise noch keine Seitenangaben).

⁸ Zwar war schon im frühen 20. Jahrhundert das Stormarner Hamburg-Randgebiet zunehmend zu einer preiswerten Wohnalternative vor allem für Arbeiterfamilien geworden. Allerdings wurden fast alle dieser sich damals verstädtenden Kommunen im Zuge des sogenannten Groß-Hamburg-Gesetzes 1937 nach Hamburg eingemeindet und entfallen daher für den hier zugrundegelegten Zeitraum nach dem Zweiten Weltkrieg. Neben den anderen genannten Faktoren waren es auch diese Gebietsabtretungen, die es erlauben, die Zeit um den Zweiten Weltkrieg für Stormarn in besonderer Weise als regionalhistorische Zäsur zu betrachten, weil der Landkreis dadurch bis auf wenige Ausnahmen wieder auf den Status einer Agrarregion zurückgeworfen wurde. Zur Bedeutung des Groß-Hamburg-Gesetzes für Stormarn siehe Perrey, Hans-Jürgen: Stormarns preußische Jahre. Die Geschichte des Kreises von 1867 bis 1946/47. Neumünster 1993, S. 358-373.

⁹ Haarmann, Wennemar: Der Landkreis Stormarn. In: Kommunalpolitische Blätter, 11. Jg., 1959, S. 724-725.

¹⁰ Zur Geschichte Stormarns in der Nachkriegszeit siehe Fischer, Norbert (unter Mitarbeit von Barbara Günther): Überleben — Leben — Erleben. Die Nachkriegszeit und fünfziger Jahre in Stormarn. Neumünster 1996. — Zu den Katalysatoren des Strukturwandels zählt die Wirtschafts- und Aufbaugesellschaft WAS. 1957 vom Kreis gegründet, erschloß sie für die einzelnen Kommunen Gewerbegebiete und siedelte Unternehmen an. Zur Geschichte der WAS siehe Heyer, Gerhard: Die kommunale Wirtschaftsförderung im Kreise Stormarn. Ein Beitrag zum 20jährigen Bestehen der Wirtschafts- und Aufbaugesellschaft Stormarn mbH (WAS). In: Stormarner Hefte 4, 1977: Der Wirtschaftsraum Stormarn. Beiträge zur wirtschaftlichen Entwicklung des Kreises Stormarn, S. 7-26. — Der damalige Stormarner Landrat Klaus von der Groeben berichtet in seinen Erinnerungen über die Widerstände, die dieser Politik entgegenstanden. „Gehörte Industrie überhaupt auf das Land?“ — so wurde ihm in offensichtlicher Furcht vor den drohenden „Arbeitermassen“ entgegengehalten. Siehe Klaus von der Groeben: Im Dienst für Staat und Gemeinschaft. Erinnerungen. Kiel 1995, S. 170.

¹¹ Zum allgemeinen Strukturwandel im ländlichen Raum zwischen 1950 und 1970 siehe Ipsen, Detlev, Thomas Fuchs: Die Modernisierung des Raumes. In: 1999 — Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, Bd.6, 1991, Heft 1, S. 13-33.

¹² Eckey, Hans-Friedrich: Das Suburbanisierungssphänomen in Hamburg und seinem Umland. In: Beiträge (2. Teil), 1978 (wie Anm.1). Gustav-Robert Knüppel kam bereits in einer Mitte der sechziger Jahre durchgeführten Erhebung zu dem Ergebnis, daß der Hamburger Randgürtel zu den verstädterten Zonen zu rechnen ist; Knüppel, Gustav-Robert: Pendler und Berufsverkehr im Hamburger Umland — Sonderauswertung einer Modellerhebung der GEWOS Gesellschaft für Wohnungs- und Siedlungswesen e.V., Hamburg 1969 (als Manuskript gedruckt). In: Landesarchiv Schleswig-Holstein (LAS), Schleswig, Abt. 605 (Staats-

kanzlei), Nr. 2727. Dabei nimmt er u.a. die Erwerbsstruktur als Indikator: "Bezogen auf die Wohnbevölkerung ergibt sich für den Umlandbereich eine Erwerbsquote von annähernd 41%. Dieser Wert weist darauf hin, daß wesentliche Teile des Hamburger Umlandes bereits heute zur 'verstäderten Zone' gerechnet werden müssen. Aus entsprechenden Untersuchungen ist bekannt, daß die Erwerbsquote in agrarischen Gebieten über 70% erreichen kann, während die Erwerbsquote im städtischen Bereich nur selten 50% überschreitet." Ebda, S. 11.

¹³ Eckey (wie Anm.12), S. 188ff.; Karte für das Hamburger Umland ebda, S. 202

¹⁴ Tabelle: Die Wohnbevölkerung in den Gemeinden der Aufbau- und Entwicklungsgebiete der Gemeinsamen Landesplanung Schleswig-Holstein/Hamburg/Niedersachsen 1939-1968. In: Regionalstatistische Daten für das Hamburger Umland 1961-1968. Hg. vom Statistischen Landesamt der Freien und Hansestadt Hamburg (=Statistik des Hamburgischen Staates, Heft 93), S. 24-25.

¹⁵ Viertes Gesetz zur Neuordnung von Gemeindegrenzen (Viertes Gebietsneuordnungsgesetz) vom 15. November 1973. In: LAS 605 (wie Anm.12), Nr. 5935.

¹⁶ Siehe die zeitgenössischen Presseberichte in: Stormarner Tageblatt Nr. 55, 7.3.1966, S. 4; sowie Stormarner Tageblatt Nr. 182, 8.8.1966, S. 3.

¹⁷ Patten, Hans-Peter: Struktur und Funktionen des östlichen Hamburger Stadtrandgebietes. Diss. Hamburg 1965, S. 188-189. Zur Bedeutung der Gewerbesteuer für Stormarner Kommunen allgemein siehe Rehders, Uwe: Haushaltsplanung und Gewerbesteuer in der Gemeinde. In: Jahrbuch für den Kreis Stormarn 13, 1995, S. 31-41.

¹⁸ Lebensgeschichtliches Interview mit Johannes Spallek (Jahrgang 1948) aus Glinde am 3.9.1998 „Stormarner Lebensläufe“ (wie Anm.7).

¹⁹ Zum Verständnis von Modernität in der Nachkriegszeit siehe Schildt, Axel: Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre. Hamburg 1995, S. 22-28.

²⁰ Spallek (wie Anm.18).

²¹ Eine vergleichbare Entwicklung wurde beispielsweise auch für den Großraum Frankfurt festgestellt. Schilling, Heinz: Urbane Zeiten. Die Bedeutung des Städtischen bei Bürgermeistern und Architekten in der Rhein-Main-Region. In: Ders. (unter Mitarbeit von Horst Blaschko u.a.): Urbane Zeiten: Lebensstilentwürfe und Kulturwandel in einer Stadtregion. Frankfurt a. M. 1990, S. 305-340, hier S. 312-313.

²² Siehe dazu die Überlegungen von Ipsen (wie Anm.2), S. 16-18.

²³ Hoisbüttel ist an seiner äußersten westlichen Grenze über eine Vorortbahn nahverkehrsmäßig mit der Metropole Hamburg verbunden.

²⁴ Stormarner Tageblatt Nr. 79, 1965, S. 3.

²⁵ Regionalstatistische Daten für das Hamburger Umland 1961-1968. Hg. vom Statistischen Landesamt der Freien und Hansestadt Hamburg (=Statistik des Hamburgischen Staates, Heft 93). Hamburg 1970, S. 34.

²⁶ Die Kaufkraft der örtlichen Bevölkerung war im Jahr 1998 um mehr als ein Drittel höher als der deutschlandweite Durchschnitt. Ahrensburger Zeitung, 24.2.1998, S. 1: Tabelle „Kaufkraft im Kreis Stormarn“. Zwar ist Hoisbüttel hier nicht gesondert aufgeführt, sondern inner-

halb der Großgemeinde Ammersbek — allerdings kann vorausgesetzt werden, daß der Ortsteil Hoisbüttel hier keinen wesentlichen Abweichungen nach unten unterliegt.

²⁷ Patten (wie Anm.17), S. 124.

²⁸ GEWOS-Studie: Wohnverhältnisse und Tendenzen des Wohnverhaltens im Hamburger Wirtschaftsraum. Ergebnisse einer Modellerhebung. GEWOS Gesellschaft für Wohnungs- und Siedlungswesen e.V., Hamburg 1968 (als Manuskript gedruckt), S. 7. In: LAS 605 (wie Anm.12), Nr. 2727. Allerdings ist der hier zugrundegelegte „Sektor Nordost“ nicht identisch mit dem Kreis Stormarn, sondern umfaßt zusätzliche, an Stormarn angrenzende Bereiche. Dennoch können die Zahlen als Annäherungswerte auch für Stormarn zugrundegelegt werden.

²⁹ Patten (wie Anm.17), S. 132.

³⁰ Ebda, S. 106.

³¹ Bis hier nach Becke, Margret: Eine siedlungsgeographische Untersuchung von Hoisdorf. Masch. Examensarbeit. Ahrensburg 1968, S. 119-122.

³² Ebda, S. 123. Allerdings muß hier, mehr noch als bei Glinde, berücksichtigt werden, daß der entscheidende Schub in den Kriegs- und Nachkriegsjahren durch Evakuierte, Flüchtlinge und Vertriebene stattfand.

³³ Ebda, S. 98 (erstere Zahl für 1961).

³⁴ Ebda, S. 61.

³⁵ Landesverordnung über das Naturschutzgebiet „Hoisdorfer Teiche“ vom 20. November 1987. In: Gesetz- und Verordnungsblatt für Schleswig-Holstein 1987, Nr. 25, S. 348-351. Siehe auch Hans Brennecke, Ewald: Das Naturschutzgebiet „Hoisdorfer Teiche“. In: Stormarmer Hefte 16: Naturschutz und Landschaftspflege im Kreis Stormarn. Neumünster 1991, S. 151-173.

³⁶ Siehe dazu auch Ipsen (wie Anm.2), S. 20.

³⁷ Lebensgeschichtliches Interview mit Dietrich Knaack am 6. August 1998. „Stormarner Lebensläufe“ (wie Anm.7).

³⁸ Bei den alteingesessenen bäuerlichen Familien ist das Netzwerk verwandtschaftlicher Bindungen am Ort noch sehr stark, ebenso die Bindung an die traditionellen Integrationsfaktoren; siehe lebensgeschichtliches Interview mit dem Hoisdorfer Altenteiler-Ehepaar Oswald und Jutta Griem vom 8.7.1998. „Stormarner Lebensläufe“ (wie Anm.7).

³⁹ Boustedt: Suburbanisierung, 1975 (wie Anm.1), S. 2. — Zur Bevorzugung des Automobils in der Verkehrspolitik der sechziger Jahre siehe Klenke, Dietmar: „Freier Stau für freie Bürger“ — Die Geschichte der bundesdeutschen Verkehrspolitik. Darmstadt 1995, S. 60-76.

⁴⁰ Siehe dazu die ausführlicheren Erläuterungen in Fischer: Modellerte Region (wie Anm.6), S. 160-166. — Als Überblick zur Planungsgeschichte in den fünfziger und sechziger Jahren siehe Krämer, Jens: Die Stadt-Umland-Beziehungen Hamburgs zu seinen Nachbarländern. Ansätze zu Kooperation und gemeinsamer Planung im norddeutschen Raum. Diss. Berlin 1971.

⁴¹ Knüppel (wie Anm.12), S. 8. In dieser Studie wird festgestellt, daß sich diese Aufbauachsen eindeutig zu den industriellen Leitlinien des schleswig-holsteinischen Hamburger Umlandes

herausgebildet haben; ebda, S. 14. — Auch jüngst wurde die regulierende Wirkung der Regionalplanung auf das Hamburger Umland wieder bestätigt: Thaler, Andreas, Florian Kurt: Räumlicher Strukturwandel im Hamburger Umland — Vom Umgang mit Entwicklungsdruck. In: Mensing, Klaus, Andreas Thaler (Hg.): Stadt, Umland, Region. Entwicklungsdynamik und Handlungsstrategien. Hamburg, Bremen, Hannover, Berlin 1997, S. 15-29, hier S. 27.

⁴² Arbeitsgemeinschaft der Hamburg-Randkreise: Regionalplan Planungsraum I des Landes Schleswig-Holstein. Entwurf Dezember 1968, S. 71. Daß dieser Entwurf in der vorliegenden Form von der schleswig-holsteinischen Landesregierung nicht genehmigt, sondern erst in modifizierter Form 1973 gültig wurde, ist hier zunächst ohne Belang.

⁴³ Ebda, S. 71.

⁴⁴ Das folgende nach Matti, Werner: Raumanalyse des Hamburger Umlandes im Umkreis von 40 km. (=Hamburg in Zahlen 1965, Heft I, Sonderheft). Hamburg 1965, S. 22-23.

⁴⁵ Ebda, S. 23.

⁴⁶ Ebda, S. 8 (Übersicht 2).

⁴⁷ Der Innenminister des Landes Schleswig-Holstein: Entwurf — Erstes Gesetz einer Neuordnung von Gemeinde- und Kreisgrenzen; Kiel, 23. Oktober 1968, hier: Begründung, S. 8-11; in: LAS 605 (wie Anm.12), Nr. 4856

⁴⁸ Ebda, S. 12.

⁴⁹ Ebda, S. 16f.

⁵⁰ Dazu auch Thaler/Kurt (wie Anm.41), S. 18.

⁵¹ Maase (wie Anm.4), S. 64-65.

⁵² Sieverts, Thomas: Zwischenstadt — Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land (=Bauwelt Fundamente, Bd.118). Braunschweig 1998 (2. durchges. und ergänzte Auflage), S. 30-31.

⁵³ Ebda, S. 35.

⁵⁴ Ebda, S. 38-39.

⁵⁵ Problematisch scheint darüber hinaus, daß der Begriff immer noch „Urbanität“ als Hauptsilbe trägt, das Präfix „sub-“ Unterordnung und Abhängigkeit bedeutet. Dies aber entspricht nicht mehr den empirischen Befunden und auch nicht dem subjektiven Selbstverständnis der Bewohner.

⁵⁶ Siehe dazu exemplarisch den Beiträge aus verschiedenen Disziplinen versammelnden Band von Lindner (wie Anm.4), dort insbesondere Ipsen, Detlev: Regionale Identität. Überlegungen zum politischen Charakter einer psychosozialen Raumkategorie, ebda, S. 232-254; des weiteren für den Großraum Frankfurt/Rhein-Main siehe Ipsen, Detlev, Manfred Kühn: Grenzenlose Stadt und begrenztes Bewußtsein: Regionale Identität. In: Wentz, Martin (Hg.): Region. Frankfurt a. M., New York 1994, S. 20-25; Schilling, Heinz: Region und Identität. In: Greverus, Ina-Maria u.a. (Hg.): Kulturtexte. 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie (=Kulturanthropologie-Notizen, Bd.46). Frankfurt a. M. 1994, S. 61-85.

⁵⁷ Das Verbundnetz des Hamburger Nahverkehrs reicht inzwischen weit in diese neuen Zonen hinein. Nicht zufällig hat Stormarn relativ viel Autobahnstrecken und -anschlüsse.— Daß dies

alles auch seine Kehrseiten, seine ökologischen Kosten hat, daß diese Entwicklungen auf bestimmte soziale Kreise beschränkt bleiben — dies muß einer späteren Ausarbeitung vorbehalten bleiben.

⁵⁸ Siehe beispielsweise die Analysen in Beck, Ulrich, Anthony Giddens, Scott Lash: *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*. Frankfurt a. M. 1996; sowie — allerdings an der US-amerikanischen Gesellschaft orientiert — Sennett, Richard: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin 1998.

Claudia Peschel-Wacha, Wien

„Lebensbezirk Donaustadt“

Zur Imagebildung eines Wiener Gemeindebezirks

Jeden Morgen wird ganz Österreich über den Äther mit den Anknüpfungsproblemen Transdanubiens an Cisdanubien konfrontiert: „Wien — Südosttangente: Stau in Richtung Süden vom Hirschstettner Tunnel über den Stadlauer Tunnel und auf dem Knoten Kaisermühlen bis über die Praterbrücke“ — so und ähnlich lauten die Meldungen im Verkehrsfunk.

Laut Wiener Bezirksdaten aus dem Jahre 1991 pendelten 76 % aller Berufs- und SchulpendingerInnen aus dem nordöstlichen Bezirk aus.¹ Das Problem, die an der Wiener Peripherie schlafende Bevölkerung verkehrsmäßig durch die „Flaschenhalse“ der vier Donaubrücken nach Cisdanubien zu schaffen, ist ein vorrangiges Diskussionsthema von Politikern. Großflächige urbane Projekte wie der Bau der UNO-City, die Anbindung des Nordostens durch die U1 und weitere U-Bahn Projekte, der Einkaufstempel Donauzentrum und geplante Erlebniseinkaufszentren, die verhinderte Weltausstellung und die nicht durchführbaren Kulturprojekte in der Donau-City werden lautstark in den Medien diskutiert. Doch rückt der Bezirk am linken Donauufer damit näher an die Stadt?

Abends flimmert wieder ein Stück von Transdanubien über den Äther in die Haushalte ganz Österreichs. Der „Kaisermühlen-Blues“ steht in der Beliebtheitsskala der österreichischen Fernsehsendungen an oberster Stelle. Ernst Hinterberger, langjähriger Besucher des Strandbads Gänsehäufel, wählte Kaisermühlen als Dreh- und Handlungsort für seine Wiener Geschichten: ein peripherer Bezirksteil — allen Urbanisierungsbestrebun-

gen zum Trotz — heute als Schauplatz für dörfliches Leben in der Großstadt? Liegt das letzte Refugium für Charaktere, wie wir sie aus dem Wiener Volksschauspiel kennen, am linken Ufer der Donau?

Zur Urbanisierung der Donaustadt

Die Ansiedlungen am Nordufer der Donau traten im Jahre 1904 in den urbanen Raum ein. Nachdem die Projekte um Floridsdorf als Hauptstadt Niederösterreichs und um einen Großhafen an der Alten Donau Utopien geblieben waren, wurden die donaanahen Dörfer unter Bürgermeister Karl Lueger als 21. Bezirk der Stadt Wien einverleibt; eine von der Obrigkeit gelenkte Integration in die urbane Welt. Die Industrialisierung hatte sich in der Spätgründerzeit über die Donau hinweg nach Norden fortgesetzt. Um die Jahrhundertwende wandelte sich das Dorf Stadlau zu einem Arbeiterwohnort mit zweistöckigen Zinshäusern um einen Marktplatz, mit Tröpfelbad, Lichtspieltheater, Fiakerstandplatz, Gasanzünder, Bierdipler, Lavendelweiberl und einem eigenen Strandbad. 1938 wurde der 22. Wiener Gemeindebezirk unter dem Namen Groß-Enzersdorf gegründet. Anno 1954 richtete die Wiener Stadtverwaltung die Stadtgrenze in der heutigen Form ein und der sozialdemokratische Bezirksobmann und Gemeinderatsmitglied Otto Weber setzte den Bezirksnamen „Donaustadt“ durch.² Unter diesem künstlichen Sammelbegriff für sieben Dörfer, nämlich Stadlau, Aspern, Essling, Hirschstetten, Breitenlee, Süßenbrunn, Kagran und die Kolonie Kaisermühlen, werden seitdem 10.231,9 ha Fläche verwaltet. Basis für die Urbanisierung und Grundlage für die Errichtung unzähliger „Satelliten- und Schlafstädte“ (z.B. „Erzherzog-Karl-Stadt“) waren große Flächen an zusammenhängendem Gemeindebezirk. In diesem peripheren Wohnbezirk für über 120.000 Bewohner (mehr als die Landeshauptstädte Klagenfurt und Eisenstadt zusammen) ist die Bautätigkeit ungebrochen.

Als volkskundliches Forschungsgebiet blieb Transdanubien bis heute den bäuerlichen Traditionen des Marchfelds zugeordnet.³ In jenen Jahrzehnten, in denen die Stadtkulturforschung in aller Munde war, vermieden es die Wiener Volkskundler, den transdanubischen Stadtteil in ihre diesbezüglichen Forschungen zu integrieren. Wien war bekanntlich als Weinstadt der westlichen Peripherie enger verbunden als dem Norden bzw. Nordosten — der Prater war der äußerst nördliche Raum für urbane Untersuchungen, die Sozialgeschichte wagte sich noch ein Stückchen weiter bis an

die Ufer der Donau vor.⁴ Die westlichen Peripherien, in welchen sich die Wiener Volkskunde seit jeher wohl gefühlt hat, wurden um die süd- bis südöstlichen erweitert. Im Rennen um den beforschten Stadtraum waren alle Industriebezirke gleichzeitig an den Start gegangen. Leopold Schmidt erwähnte sie in seiner Wiener Volkskunde von 1940 in einem Satz: „Der Süden und Südosten der Stadt ist seit langem das Territorium des Fabrikarbeiters, der einstweilen noch sehr gemischte Norden und Nordosten, besonders der 21. Bezirk, eine ganz junge Siedlung nördlich der Donau, gehört zum Großteil auch ihm.“⁵ Die Arbeiterbezirke Cisdanubiens gewannen das Rennen — die Donau blieb eine unüberbrückbare Barriere für einen volkskundlichen Einstieg in die urbane Forschungstätigkeit am nördlichen Ufer.

Imagologie als volkskundliche Forschungsrichtung

Grund für diese Nichtbeachtung könnte ein bereits existierendes Bild von Transdanubien gewesen sein. Die Volkskunde zählt es ja zu ihren Aufgaben, sich ein „Bild“ von Menschen zu machen. Erst jüngst ist ein volkskundlicher Beitrag zur Imagologie im Bezug auf nationale Fremdbilder neu aufgelegt worden. In den Völkertafeln wurde das Bild festgehalten, das Menschen sich zu gewissen Zeiten von Menschen machten. Gerade diese, „offenbar in tiefere Schichten des Bewußtseins abgesunkenen Bilder vom Anderen, dem fremden Nachbarn“ halten sich hartnäckiger, werden nicht so leicht vergessen wie die historischen Fakten, wie tatsächliche Ereignisse, schreibt Franz K. Stanzel.⁶ Dem Forschungsfeld des Nationalcharakters eines Volkes kann das Bezirksansehen als Forschungstitel zur Stadtkultur entgegengesetzt werden.

Sein Tun und Gehabe führen zum Bild eines Menschen — was führt zum Bild eines Stadtteils, der aus Landschaft, Architektur und Menschen besteht? Wie konstituiert sich der Heimatbezirk im Spannungsfeld zwischen öffentlicher Meinung und privater Lebensqualität?

Daß es in der volkskundlichen Forschung nicht so verbreitet ist, sich ein Bild von einer Stadtlandschaft zu machen, belegt die fehlende Beschäftigung mit „Images“. Petra Bockhorn hat in ihrer Diplomarbeit zum aktuellen Wien-Bild in deutschsprachigen Reiseführern zum ersten Mal den Imagebegriff in die volkskundliche Forschung eingebracht. Sie schreibt:

„Auffallend ist, daß sich die Volkskunde dem Image verschließt: in keinem der wichtigen grundlegenden Werke ist im Registerteil das Stichwort ‚Image‘ zu finden.“⁷ Die Geographie wendet diverse Imagetheorien bei der Erforschung des Reiseverhaltens von Touristen an, ich möchte hier die Imagologie als neues Arbeitsgebiet für die volkscundliche Stadtteilforschung vorstellen. Welche Wissenschaft sonst könnte negativ oder positiv besetzte Bilder, Vorurteile und Klischees besser hinterfragen als die Volkskunde mit ihrer Konzentration auf die Alltagswelt der Menschen? Modelle aus der Wahrnehmungsgeographie wie Imageerhebung und Imagemesung basieren auf der Zusammenarbeit mit Gewährspersonen und könnten für die volkscundliche Imageforschung und das Ergründen von „public images“ adaptiert werden.

Das Image gibt Aufschluß über die Milieuqualität

Da das Zustandekommen von Images je nach Komplexität und Umfang des imagnetragenden Objektes sich über lange Zeit hinweg formiert, informiert sich ein Außenstehender mittels der „allgemeinen Meinung“. Dieses „public image“ ist ein vom Volk ausgehendes und in bestimmten sozialen Gruppierungen anders aufgebautes Bild. Es wird über die Nachrichten der Medien und andere zu erforschende Meinungsträger im Volk transportiert. Der Mensch begegnet nicht der eigentlichen Umwelt, sondern nur dem Image, das er sich von dieser Umwelt gebildet hat.⁸ Jeder Mensch hat in seiner Vorstellungswelt schon lange ein Image „konstruiert“, bevor er einen Ort kennenlernt. Dieses „Vorwissen“ macht emotionale Bewertung von Lebensräumen ohne eigene Erfahrung möglich.⁹ Man ordnet dem Image auch persönlichkeitsbestimmende Eigenschaften zu: gut, schlecht, jung, dynamisch und kulturlos kann das Image beispielsweise sein.¹⁰ Das Image dient als Orientierung und hilft bei der Selektion — ein Umstand, der bei der Wahl des Wohnortes Bedeutung erlangt.

Jeder Zuwanderer wird bei seiner Suche nach dauernder Bleibe mit der unterschiedlichen Wertschätzung von Stadtteilen konfrontiert. Ohne Kenntnis der objektiven Gegebenheiten bekommt er durch das „public image“ globale Bezirksbilder vermittelt. Und jeder Wiener Gemeindebezirk hat sein Image — meßbar für Wohnungssuchende zuallererst an den Kosten für die Unterkunft. In Studien des Instituts für Stadt- und Raum-

planung wurden die Nettopreise für Wohnbaurechte an Wiener Grundstücken simuliert. Unter den Einflußgrößen auf die Preise erscheinen die meßbaren Zahlen zum „Sozialmilieu/Anteil der besser Ausgebildeten an der Wohnbevölkerung“ und darunter auch eine nicht näher definierte Größe namens „Image“ der Stadtbezirke. Die ungleichen Kosten für gleichwertige Wohnqualität werden vom Image eines Bezirkes diktiert — das Bezirksimage subsummiert demnach den unerklärbaren Rest bei den Preisunterschieden.¹¹

Viele Wiener haben die nordöstliche Peripherie noch nie betreten, so manche Wohnungssuchende würden trotz des umfangreichen Angebots auf dem Wohnungsmarkt niemals über die Donau ziehen. „Links der Donau ist für die „echten“ Wiener/innen die Wüste: unbekannter als Lignano, auch unattraktiver“ heißt es in einem Stadtführer aus dem Jahre 1996.¹² Hochfliegende Pläne der Wiener Errichtungsgesellschaft für den Donaauraum, kurz WED genannt, bezüglich der Donau-City mußten von Marketing-Managern Schritt für Schritt zurückgenommen werden — sie scheiterten am Image von Transdanubien. „Studenten wollen nicht über die Donau“ — berichtet die Presse im Zusammenhang mit dem Transfer der Technischen Universität vom Karlsplatz in die Donau-City.¹³ „Wir sind besser als unser Ruf“ verteidigen sich die Bewohner der „Schlafstadt“ Rennbahnweg nach dem Verschwinden eines Mädchens.¹⁴ In der Ausgabe des Stadtführers aus dem Jahre 1983, der vorgibt, durch das „wirkliche Wien“ zu begleiten, wird das Kapitel über den 21. und 22. Gemeindebezirk bereits mit folgenden Worten betitelt: „Am falschen Ufer der Donau?“ Dem, der das touristische Wien meiden will, wird auf seinem Weg unter anderem folgender Tip mitgegeben: „Angenommen, Sie treffen irgendwo Transdanubier und wollen gerne wissen, was die so über ihr Leben hier wirklich denken. ... Echte Wiener, die es über der Donau in großer Zahl gibt, werden ... Ihnen in drastischen Worten erzählen, welch unglücklichem Umstand sie die Ansiedlung am falschen Ende der Donau verdanken.“¹⁵ Es wird also den Bewohnern Unzufriedenheit mit ihrer Wohnung unterstellt.¹⁶ Ein durch Vorurteile auferlegtes schlechtes Image muß jedoch in keinem Zusammenhang mit der Wohnzufriedenheit der Bevölkerung stehen.¹⁷

Thomas Abercron gibt in seiner Studie zum Image von Bonn folgende Anhaltspunkte: „Es liegt auf der Hand, daß man auch zu anderen image-setzenden Motiven kommen kann; aber bei der allgemeinen Leere, die auf

diesem Forschungssektor herrscht, soll hier mit den beiden genannten Kennzeichen ein Anfang gemacht werden. Damit sind die Stichworte Ästhetik (darunter versteht er Kultur und schützenswerte Häuser, Anm.d.Verf.) und Funktion (darunter versteht er soziale und technische Verkehrsfunktionen, Anm.d.Verf.) zu Kausalfaktoren der Imagesetzung erhoben.¹⁸

Welche Geschehnisse formten in der Bevölkerung Cisdanubiens das heutige Bild von der Donaustadt? Ich habe im folgenden versucht, die neutralen Reize aus der transdanubischen Umwelt so zu interpretieren, daß einzelne Faktoren der Imagebildung im Hinblick auf die Urbanisierung eines peripheren Lebensraumes daraus abgeleitet werden können.

Sicherheit des Lebens und des Besitzes

Blicken wir in der Geschichte zurück, so hing die Wohnortqualität primär von der Sicherheit des Lebens und des Besitzes ab. Daraus mußte sich bereits für Transdanubien ein negatives Bild ergeben. Die Stadt Wien bot ihren Bewohnern Schutz und Sicherheit durch Mauern und Befestigungen.¹⁹ Die transdanubischen Dörfer waren seit ihrer Gründung im 12.Jahrhundert in den nachfolgenden Jahrhunderten den Verwüstungen durch feindliche Völker ausgesetzt. Durch die schutzlose Lage vor den Toren der Stadt und zudem den Gewalten des Wassers ausgeliefert, bestand Gefahr für das Leben der Bewohner. Auch die ökonomische Beständigkeit des Besitzes war nicht gegeben. Die Sage vom Donauweibchen, das den Eisstoß voraussagt und die Fischer damit rettet, die Aussage von Abraham a Sancta Clara „Groß und grausam, grausam und groß ist die Donau“ (..) und die historische Tatsache, daß 17 Ortschaften im Bereich des heutigen Transdanubiens (die Donau war damals im Bereich des Wiener Beckens 7 km breit — ein Netz von Donauarmen, Tümpeln und Sümpfen) für immer versunken sind, soll die Gefahr des Lebens und die Zerstörbarkeit des Besitzes bei häufigen Naturkatastrophen verdeutlichen.²⁰ Hilfe für die Opfer kam nicht nur von kaiserlichen und bischöflichen Herren von den Stiften und Klöstern, die dort Grundbesitzer waren. Die Stadtbevölkerung wußte sehr wohl von den Geschehnissen, und Privatpersonen schlossen sich mit Spenden an.²¹

Bis ins Jahr 1870 stand Transdanubien nie mit der Wiener Stadtentwicklung in Verbindung. Der Nordosten war ausgegrenzt von städtischen

Privilegien. Das Gebiet verharrte in ruralen Strukturen bis ins 20. Jahrhundert. Die barocken Schloßanlagen von Essling, Süßenbrunn und Hirschstetten boten dem Besucher ein idyllisches Bild: Maria Theresia pflegte auf ihren Reisen nach Mähren im Schloß von Süßenbrunn zu nächtigen,²² und der ungarische Graf Erdödy ließ bereits anno 1802 im Giebel von Schloß Hirschstetten den Stellenwert der nördlichen Peripherie in eine lateinische Inschrift fassen: „Der Städter flieht den Lärm, um sich an den Freuden der Felder zu erholen.“²³

Im Jahre 1865 formulierte der liberale Gemeinderat Josef Schnürer zum Thema Sicherheit: „Wenn Sie Wien zu einer Weltstadt ersten Ranges machen wollen, so ist der Schlüssel hierzu die Donauregulierung.“²⁴ Im Hinblick auf die Weltausstellung 1873 und die immer wichtiger werdenden Handels- und Verkehrsverbindungen zu den Kronländern Böhmen und Mähren plante man eine neue Achse vom Praterstern über Kagran in den Norden. Mit dem Bau der Donauregulierung wollte man jene Sicherheit schaffen, die auch die Grundlage für die städtische Entwicklung jenseits des Stromes zu bedeuten schien. Doch auch nach der Donauregulierung war die Gefahr durch das Wasser nicht gänzlich gebannt. Erst durch den Bau des Entlastungsgerinnes, begonnen im Jahre 1972, scheint die Gefahr vor Naturgewalten innerhalb der Wiener Stadtgrenze beseitigt zu sein.

Imageverbesserung durch urbane Bautätigkeit

Am rechten Donauufer hatten Bodenspekulanten im Hinblick auf die Bauvorhaben um die Donauregulierung Baugründe erworben. Allein für den Abschnitt zwischen der monumental anmutenden Kronprinz Rudolph Brücke, heute Reichsbrücke genannt, und der Ausstellungstraße waren 200 elegante Villen projektiert, welche ein Pendant zum Döblinger Cottage bilden sollten.²⁵ Der Börsenkrach des Jahres 1873 machte diesem urbanen Traum von einer neuen städteplanerischen Achse ein Ende. Nur der an der neuen Donaubrückerampe gelegene Bereich wurde rasch verbaut. Dort wuchs ein Stadtteil des 2. Gemeindebezirks, den man Donaustadt nannte.

Verwechselbarkeit als Hindernis für eine eindeutige Imagebildung

Die Attraktivität einer Region liegt in ihrer Unverwechselbarkeit. Donaustadt ist eine hier im Donauraum verwechselbare Gebietsbezeich-

nung. In Linz befinden wir uns in einer Donaustadt, und noch mehrere andere Städte neben Wien, Budapest und Regensburg werden als Donaustadt bezeichnet. Entscheidend dafür ist die Lage eben an den Ufern der Donau. Erschwerend für den Wiedererkennungswert in bezug auf das Bild des Wiener Bezirksnamen „Donaustadt“ kommt dazu, daß die Gebietsbezeichnung auf zwei verschiedene Regionen in Wien angewendet wurde.

Bei der Bezirksnamensgebung im Jahre 1954 existierte bereits seit mehr als acht Jahrzehnten der Name Donaustadt als Gebietsbezeichnung in Cisdanubien: „Donaustadt heißt der am neuen Stromufer entstandene Bezirksteil. Nach der Donauregulierung war man bestrebt, auf dem neugeschaffenen erhöhten Ufergelände Lagerhäuser und Fabriken zum Handelskai hin zu verlegen“, heißt es in einem umfassenden Wiener Geschichtsbuch im Kapitel Leopoldstadt.²⁶ Im Standardwerk der sozialgeographischen Stadtforschung von Hans Bobek und Elisabeth Lichtenberger wird noch in der zweiten Auflage von 1978 die Gebietsbezeichnung Donaustadt sowohl auf Cis- als auch auf Transdanubien angewendet. „Die obere Donaustadt (Viertel Engerthstraße) wurde zu einem fabriksdurchsetzten Arbeiterwohnquartier mit besonders tristen Wohnverhältnissen und einem durch die Nähe der großen Bahnhöfe bedingten besonders hohem Prozentsatz von Untermietern. Die untere Donaustadt zwischen Reichsbrücke und Augartenstraße und längs des Praters entwickelte sich zu einem mehr kleinbürgerlichen Wohnviertel, in dem Fabriken zurücktraten“.²⁷ Im Buch wird der zeitgleichen Verwendung von Donaustadt für unterschiedliche Regionen nicht nachgegangen.

Was bot die linke Donauseite ihren Besuchern nach der Donauregulierung für ein Bild?

Ästhetik der Landschaft

Es ist eine bekannte Tatsache, daß im hügeligen Westen einer Stadt die attraktivsten Wohngehenden liegen. In den späten Zeiten der Monarchie suchte der Stadtbewohner das Dorf als Ort der Sommerfrische im alpinen Raum. Man machte sich ein bestimmtes Bild vom „Dorf“ und idyllisierte klassische Bergdörfer. In dieses Bild paßten die Dörfer in der Ebene des Marchfelds nicht. Für den wirtschaftlich an die Hügel des Wienerwaldes gebundenen Wiener Stadtbürger waren die Aulandschaften der Donau mit



Abb. 1
"Satelliten- und Schlafstädte" neben landwirtschaftlich genutztem Raum: Flächenreserven für Hunderttausende Stadtrandbewohner vorhanden. (Foto Peschel-Wacha)



Abb. 2
Primitive Kolonialisierung von Land, gewonnen durch die Donauregulierung von 1875 (Foto Peschel-Wacha)



Abb. 3
Wohnen an der Alten Donau: Bietet Stadtentwicklung im Freizeitraum neue Reize der Urbanität? (Foto Peschel-Wacha)

ihren hohen Sommertemperaturen und den relativ geringen Niederschlägen eine fremde Klimazone. Zudem bot die transdanubische Seite nach der Donauregulierung „ein trostloses Landschaftsbild. Weit und breit kein Baum, kein Strauch, kein Mensch zu sehen. Kein Ausblick aus diesen Tiefen, die ehemals von der Donau durchzogen waren.“²⁸ Von Kagran hieß es, daß schon der Ortsname als Inbegriff eines staubigen, reizlosen Nests galt. Man dachte dabei an Marchfeldgänse und Gemüsekroaten.²⁹ Die Volkskundlerin Sophie Schwindshackl, Bewohnerin der Donaustadt, hält das rezente Image von Essling mit folgenden Worten fest. „Fremde, die nur durchfahren, aber auch Besucher meinen oft, das sei eine öde Gegend, hier könne man doch nicht wohnen.“³⁰

Unästhetik als Kausalfaktor der Imagebildung

Das urbanistische Interesse konzentriert sich bis heute auf die Achse Stephansdom–Praterstern–Reichsbrücke–Kagran. Das, was über die

damals einzige Verbindungsbrücke für den Individualverkehr von der Stadt auf das Land gebracht wurde, war der Müll. Etwa neun Jahrzehnte lang wurde unmittelbar am linken Ufer der Donau der Abfall der Bewohner der Haupt- und Residenzstadt abgeladen. Bis in die fünfziger Jahre bestimmten die „Mistbauern“ mit ihren Fuhrwerken das alltägliche Bild der Reichsbrücke. Gigantische Massen von Müll wurden in mächtigen, bis zu acht Meter hohen Schichten abgelagert.³¹ Im Zuge der Urbanisierungsbestrebungen wurde auf dem Müllplatz im Jahre 1964 mit der Wiener Internationalen Gartenausstellung der heutige Donaupark geschaffen. Die Stadt dehnte sich nach Transdanubien aus und verschob ihre Müllablagerungsstätten an den nördlichen Rand der Donaustadt. Die massive Bautätigkeit in den Stadterweiterungszonen hat heute auch diese peripheren Gebiete erreicht.

Sozialstruktur als Imagedeterminante

Waren es bisher überwiegend Bauern und Landarbeiter, die in Transdanubien lebten, kamen mit dem Bau der Donauregulierung an die tausend Arbeiter verschiedener Nationalitäten, also Fremde, über mehrere Jahre zur Arbeit an die Donau. Als „Glasscherbeninsel“ bezeichneten die Wiener Stadtbewohner die Siedlung von zehntausend Zigeunern an der Alten Donau.³² Bevor das Wohnbauprogramm der Gemeinde Wien anzulaufen begann, setzte eine „Kolonialisierungsbewegung“ auf dem Franz-Josefs-Land entlang der Wagramerstraße auf kleinen Parzellen ein, die das Stift Klosterneuburg zur gärtnerischen Nutzung verpachtete. Auf einer Fläche von mehr als einem Quadratkilometer entstand unweit des Müllablagerungsplatzes das „Bretteldorf“, die „Slums von Kaisermühlen“³³, eine Subkultur der Armut. In den sechziger Jahren begann die Gemeindeverwaltung mit gezielten Maßnahmen zur Aufwertung der am linken Donauufer gelegenen Stadtgebiete. Im Zuge der kommunalen Einbeziehung der Peripherie siedelte die Stadtverwaltung die Bewohner von Bretteldorf ab und wandelte die „Gstettn“ in einen öffentlichen Park um. Beim Besuch der englischen Königin Elisabeth II. in Kaisermühlen am 7. Mai 1969 zeigte man gepflegte Stadtrandidylle. In Begleitung des Wiener Bürgermeisters Bruno Marek besuchte die Queen die Wohnung einer Mittelstandsfamilie im 11. Stock des Gemeindebaus Marshallhof.³⁴

Doch die Zeichen der Extensivierung städtischer Einflüsse wurden immer deutlicher, je weiter man sich von der Donau in Richtung March-

feld entfernte. Auf einer Fläche von 135 ha, durch die Donauregulierung gewonnenes Bauland, entstanden neben den geplanten Siedlungen durch Genossenschaften nach illegalen Okkupationen „wilde Siedlungen“, die heute noch den Baubehörden wegen fehlender Baubewilligungen Probleme machen. Die Siedler kauften um einen Spottpreis Parzellen zum Gemüseanbau in „diesem Niemandland vor den Toren Wiens“³⁵ und bauten im Zuge einer zweiten Kolonialisierung Transdanubiens ihre Häuser mit den eigenen Händen meist aus dem Schutt der zerbombten Stadt. „Wer arbeitslos war und den Zins in der Stadt nicht mehr bezahlen konnte, versuchte sich am Stadtrand in Niederösterreich irgendwie anzusiedeln und sich durch Gelegenheitsarbeiten etwas zu verdienen. So bestanden die bescheidenen Häuser damals nur aus einer Wohnküche und einem Schlafraum ... Es kam jedoch auch vor, daß ein Unterstand aus alten Zuckerkistenbrettern, starken Ästen und ausgeklopften Kanistern angefertigt wurde ohne jede Genehmigung...“³⁶

An der Wiener Peripherie wuchsen im Schatten von bestehenden Dörfern neue Siedlungen ohne urbane Infrastrukturen. Vertreter der vorwiegend aus „Handarbeitern“ bestehenden Unterschicht wurden zu den Trägern einer Siedlungswelle, die an die Slums und Favelas in den Großstädten ferner Länder erinnern läßt und weite Räume des Stadtrands überflutete.³⁷ Im Jahre 1983 heißt es: „In die jungen Stadtrandsiedlungen in Floridsdorf und Donaustadt sind vor allem junge Menschen eingezogen, größtenteils junge Arbeiter und Angestellte. Die Bewohner gehören meist der unteren Einkommenschicht an. Donaustadt ist ein Arbeiterbezirk. Der Anteil der Arbeiter beträgt dort 32% an der Gesamtbevölkerung. Sie zogen gerne in die neuen, sanitär gut ausgestatteten Wohnungen, mußten sie doch bisher größtenteils in viel zu kleinen Substandardwohnungen leben.“³⁸

Von der Unmoral des Nacktbadens zur Subkultur der Lobau-Indianer

Die Differenzierung zwischen Arbeit und Freizeit machte die Gebiete um die Alte Donau in der Zeit der Jahrhundertwende zu beliebten Ausflugszielen. Durch die Anbindung mittels Ostbahn und Straßenbahn wurden die Lokale, Bäder und Wildbadestrände für viele Stadtbewohner trotz des Widerstands der ansässigen Bevölkerung gegen die beginnende Frei-

zeitgesellschaft³⁹ zum Ziel der sonntäglichen Tagesausflüge. Überquellende Straßenbahnen fuhren jahrzehntelang zur Reichsbrücke und Tausende tummelten sich am „Proletenlido“. Auch die legendäre Figur des Herrn Karl verbrachte einen Gutteil der Freizeit im Inundationsgebiet.⁴⁰

Um die Jahrhundertwende entwickelte sich an der Alten Donau eine Nackt- und Naturbadekultur, die „von der breiten Öffentlichkeit als kultureller Rückschritt empfunden wurde.“⁴¹ In Transdanubien geschah etwas, was die sittliche Ordnung in Wien gefährdete, die staatliche Autorität in Frage stellte: das Streben nach Lust am Wasser. Die Donauauen und -gewässer galten als verbotene, sündhafte und verführerische Zonen.⁴² Die ungezähmte Natur an der Peripherie hatte zudem den Ruf, Zufluchtsort für Stadtbewohner zu sein, die in Konfliktsituationen mit der urbanen Kultur geraten waren.⁴³

„Nach der Unterdrückung der alten Volksbadekultur an freien Gewässern im Laufe der letzten Jahrhunderte waren es die Lobau-Indianer, von denen Impuls und Verbreitung der Sitte, wieder ohne Bekleidung zu baden, ausging, was noch beträchtliches öffentliches Ärgernis hervorrief. Zeitgenössische Zeitungen und Polizeiberichte geizten nicht mit ausführlicher Berichterstattung über derart „skandalöse“, aber doch delikate Vorkommnisse an Lobauer Altwässern und an der Donau unterhalb und oberhalb Wiens.“⁴⁴ Nach dem ersten Weltkrieg umfaßte die Bewegung ein paar Dutzend Menschen, ab 1928 bis in die dreißiger Jahre wurde daraus eine „Massenbewegung“ mit Tausenden Beteiligten. „Die Mitglieder rekrutierten sich vorwiegend aus Teilen der nach persönlicher und kollektiver Freiheit und Selbstbestimmung ringenden, jüngeren Arbeiterschaft Wiens.“⁴⁵ Die Basisgruppen der Lobau-Indianer kreierten eigene naturvölkische Verhaltensformen. Ernst Gerhard Eder schreibt darüber in seiner Diplomarbeit: „Manche waren nur nackt, manche trugen eine Art Stammestracht aus geschürzten Schilfblättern, bewaffneten sich mit Pfeilen, Bögen und Schilfspeeren und „gingen auf die Jagd“. „Initiationsriten“ für neu aufgenommene Mitglieder, besondere Umgangsformen und Sitten, Spiele, Zeremonien, Geistertänze, Verkleidungen, Maskierung, Körperbemalungen, Lagerleben am gemeinsamen großen Lagerfeuer, Gemeinschaftsmahle, -hütten und -zelte usw. gehörten zur interaktionistisch und gruppendynamisch entwickelten Subkultur.“⁴⁶

Das Bild, das man sich in Cisdanubien globalisierend vom Leben am linken Ufer der Donau machte, war das von Sub-Kulturen „am Rande der

Zivilisation“: naturnah, wild, eben unbürgerlich. Der Vergleich von Transdanubien mit Amerika ist heute noch aktuell. In einer Presse-Reportage im Jahre 1996 werden die Bewohner als „die transdanubischen Amerikaner von Wien“ bezeichnet. „Ihre Erkennungszeichen sind hauptsächlich textil: Baseball-Kappen statt Hüten, Turn- statt Straßenschuhen, Landrover statt BMWs. Hier ist die Grenze zwischen Öffentlichkeit und Privatheit neu gezogen: ... Die neue Stadt in Transdanubien ist privat, genauer: öffentlich privat. Und wem das nicht paßt, der kann ja wieder „heim-“ oder „rein-fahren“. In die Enge, in das unveränderliche Alte.“⁴⁷

Multikulturalität als Maßnahme zur Imageveränderung

Das Image ist stark von sozialen Einflüssen und Zusammenhängen geprägt. Es zeichnet sich durch eine große innere Stabilität aus, die sich kaum verändern läßt.⁴⁸ Wenn schon die Wiener Bevölkerung starr am Image von Transdanubien festhielt, so galt das nicht für Angehörige fremder Kulturen. Die Strategien der Urbanisierung der Donaustadt setzte man in den letzten Jahrzehnten in internationales Licht. Im Jahre 1979 übergab die Stadtverwaltung auf exterritorialem Donaustädter Gebiet die UNO-City ihrer Bestimmung. Es folgte 1987 ein eigener Gebäudekomplex mit 185 Wohnungen und einer eigenen Schule, den das Außenministerium der UdSSR für Diplomaten erbaute. Im Jahre 1984 wurde die Vienna International School eröffnet, in deren Nähe auch die japanische Schule lokalisiert ist. Anno 1998 fand eine amerikanische Privatuniversität, die Webster University, in Kaisermühlen ihren neuen Wiener Standort. Trotz aller Aktivitäten zur Förderung der Multikulturalität verzeichnet die Donaustadt den heute niedrigsten Anteil an ausländischer Wohnbevölkerung aller Wiener Gemeindebezirke.⁴⁹

Imagepflege: Kultur, Architektur, schützenswerte Häuser

Die Imagepflege ist ein Instrument der Stadtentwicklungspolitik. Die Verwaltung gestaltet durch die Investitionspolitik, die durch die Veränderung der realen Situation zumindest allmählich auch das Vorstellungsbild davon verändert, das Image eines Raumes, wenn auch meist unbewußt.⁵⁰ Renate Machat übt in ihrer Analyse über die „Ungleichheit in Wien“ Kritik an der Art der Urbanisierung Transdanubiens: „Teilweise zerstört sind

die Ortskerne der Kolonistendörfer Süßenbrunn, Aspern und Hirschstetten. Hier hat eine Stadtentwicklungspolitik Früchte getragen, die sich durch traditionelle Kurzsichtigkeit und einen demütigenden Hochmut den Bereichen links der Donau gegenüber auszeichnet.“⁵¹

„Viele halten Transdanubien für die kulturlose Provinz von Wien“.⁵²

Es ist in erster Linie der Gewalt des Wassers und der Zerstörung in Kriegszeiten zuzuschreiben, daß viele bescheidene Kulturdenkmäler nicht mehr existieren. Die Donaustadt aus cisdanubischer Sicht heute: ein Eldorado für Architekten von Stadtrandsiedlungen, ein Mekka für Statistiker und ein günstiger Markt für die Bauwirtschaft — aber mit dem hartnäckigen Image, kulturlos zu sein. Ich möchte behaupten, daß die Nichtbeachtung der Donaustadt durch die Geisteswissenschaften zur Orientierungslosigkeit und dem geringen Selbstwertgefühl in kulturellen Angelegenheiten beigetragen hat. Ein interessanter Bezirk wird von vielen Seiten erforscht — einem unerforschten Gebiet haftet das Image an, unattraktiv zu sein, nichts Forschenswertes zu bieten. Tatsachen treten dem Vorurteil der kulturlosen Geschichte entgegen: Im neuen Dehio der Wiener Außenbezirke, erschienen 1996, sind den Kunstdenkmälern in der Donaustadt gar 30 Seiten gewidmet — sogar der gebildete Donaustädter Leser gibt sich erstaunt über die darin enthaltenen Kulturdaten!⁵³

Zum Image der Peripherie

Und so ergibt sich auch in Transdanubien heute die Situation eines Stadtteils, den die Worte von Wolfgang Slapansky so gut beschreiben: „Die Peripherie, das ist keine Gegend, die präsentationswürdig ist, zumindest nicht im Sinne der herkömmlichen Ästhetik bildungsbürgerlicher Art. Die Peripherie, sie will nicht so recht in das offizielle Bild der goldenen Wienerstadt passen, nicht so recht zum Klischee der goldenen Wienerherzen. ... die ‚wilden Siedlungen‘, Baracken und Schrebergärten, die Eintönigkeit der Schlafsilos der Stadtrandsiedlungen — für die gegen das Zentrum ausgerichtete Blickweise zeigt sich hier eine Seite der Stadt, die nur allzu gern ausgeblendet wird aus den Zusammenhängen des urbanen Lebens.“⁵⁴ Spürbar erleichtert nimmt Hans-Christian Heintschel in seiner Reportage für Die Presse Abschied von einem Ausflug in die transdanubi-

sche Peripherie: „Der Stationsplan der U1 spricht da eine deutliche Sprache. Man steigt ein. Nimmt Platz. Und fühlt sich ab der Station ‚Vorgartenstraße‘ wieder zu Hause, in Wien.“⁵⁵

¹ Wiener Bezirksdaten, Hg. vom Magistrat der Stadt Wien, MA 66 — Statistisches Amt. Wien 1995, S.39.

² Schemer, Stefan: Donaustadt — Zukunftsland. Geschichte der Donaustädter Sozialdemokratie. Wien 1993, S.21.

³ Siehe z. B. Pöttler, Viktor Herbert: Siedeln und Bauen. In: Mais, Adolf (Hg.): Österreichische Volkskunde für Jedermann. Museum für Volkskunde Wien. Wien 1952, S.70-110; Fielhauer, Helmut Paul: Das Ende der Minderheit. Zuwanderung und Eingliederung slowakischer Landarbeiter in einer niederösterreichischen Landgemeinde. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, 22.Jg., 26.Hlbd. Bonn 1978; weiters Kurtz, Ingrid: „Was mir mitg' macht haben, mir warn ja bessere Sklaven ...“: zur Gutshofarbeit im Marchfeld unter spezieller Berücksichtigung der Gemeinde Leopoldsdorf im Marchfeld. Dipl.Arbeit. Wien 1990; Schwindschackl, Sophie: Esslingen im Viertel unter dem Manhartsberg. Ein niederösterreichisches Bauerndorf: Darstellung seiner Entwicklung im 20.Jahrhundert; von der Agrargemeinde bis zur Eingliederung in den 22.Wiener Gemeindebezirk. Geisteswissenschaftl. Dipl. Arbeit. Wien 1996.

⁴ Ehalt, Hubert Ch., Manfred Chobot, Gero Fischer (Hg.): Das Wiener Donaubuch. Ein Führer durch Alltag und Geschichte. Wien 1987.

⁵ Schmidt, Leopold: Wiener Volkskunde. Ein Aufriß (=Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Erg.Bd.XVI). Wien, Leipzig 1940, S.30.

⁶ Stanzel, Franz K.: Europäer. Ein imagologischer Essay. Heidelberg 1997².

⁷ Bockhorn, Petra: „Wien ist keine Stadt wie jede andere“. Zum aktuellen Wien-Bild in deutschsprachigen Reiseführern. Dipl.Arbeit. Wien 1994, S.30.

⁸ Baumgartner, Ursula: Methoden der Imageanalyse. Dipl.arbeit. Linz 1970, S.9.

⁹ Pocock, Douglas, Ray Hudson: Images of the Urban Environment. London, Basingstoke 1978.

¹⁰ Baumgartner (wie Anm.8), S.11.

¹¹ Bökemann, Dieter, Wolfgang Feilmayr: Erklärung der Preise für Wohnbaurechte in Wien mit den hedonischen Preisen von Grundstückseigenschaften (auf Grund einer „kleinräumigen Analyse der Wiener Grundstückspreise“). Wien 1994, o.S.

¹² Pantucek, Peter: Leben links der Donau. Floridsdorf und Donaustadt ist Transdanubien. In: Wien wirklich. Der Stadtführer. Hg. im Verlag für Gesellschaftskritik. Wien 1996⁴, S.346-351, hier S.346.

¹³ Untertitel: „Die neue Maschinenbau fakultät der Technischen Universität Wien soll unmittelbar neben dem Austria-Center in der Donaacity entstehen. Die Studierenden wollen aber nicht in den 22.Bezirk“. In: Bezirksjournal Donaustadt, Februar 1998, S.8.

¹⁴ Nach dem Verschwinden der Natascha Kampusch aus der unmittelbaren Umgebung ihrer Wohnung in der Siedlung Rennbahnweg brachten die Medien folgende Überschrift: „Wir

sind besser als unser Ruf. Eine Stadtrandsiedlung in Aufruhr“ (In: Die Presse vom 5.März 1998 S.10); siehe auch der Film über diese Satellitenstadt: Lummerstorfer, Leopold: Der Traum der bleibt. Österreich 1996.

¹⁵ Wien wirklich. Ein Stadtführer durch den Alltag und seine Geschichte. Wien 1983², S.295 f.

¹⁶ Bislang ist es „noch nicht genügend erklärt, welche Faktoren eine Region hinsichtlich ihres Wohnortwertes besonders attraktiv machen; ...“ Geeignet zur Beschreibung der Wohnortqualität bieten sich folgende statistische Kennziffern, Indikatoren der relativen Wohnortgunst an: Qualität der Wohnungsversorgung, Klima, Naherholung, Ausbildungswesen, quantitative Wohnungsversorgung, Kultur, soziale Infrastruktur und Hochschulversorgung. Siehe Heuer, Hans: Sozioökonomische Bestimmungsfaktoren der Stadtentwicklung. In: Schriften des deutschen Instituts für Urbanistik, Bd.50. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1977, S.13.

¹⁷ „Lebensqualität wird häufig mit der Vielfalt der, einem Menschen gebotenen Chancen gleichgesetzt; also der Möglichkeit des einzelnen, unter verschiedenen Waren-, Arbeitsplatz-, Wohnungs- und Erholungsangeboten wählen zu können.“ (Bökemann [wie Anm.11], S.15).

¹⁸ Abercron, Thomas : Das Image von Bonn. In: Akzente Urbanen Lebens, Nr. 1. Wien 1982.

¹⁹ Bökemann, Dieter: Sicherheit und Mobilität in der Siedlungsentwicklung. In: Perspektiven. Heft 3. Wien 1994, S.10-11.

²⁰ Klusacek, Christine, Kurt Stimmer: Die Stadt und der Strom. Wien und die Donau. Wien 1995, S.47.

²¹ Hansen-Schmidt, Liselotte: Donaustadt. Stadt am anderen Ufer. Korneuburg 1992, S.95.

²² Ebda, S.147.

²³ Ebda, S.69.

²⁴ Klusacek/Stimmer (wie Anm.20), S.55.

²⁵ Buchmann, Bertrand Michael: Historische Entwicklung des Donauraumes. In: Ehalt u.a. (wie Anm.4), S.30.

²⁶ Sekora, Paul: Die Leopoldstadt. In: Lettmayer, Ferdinand: Wien um die Mitte des 20.Jhs. Wien 1958, S.108-113, hier S.112.

²⁷ Bobek, Hans, Elisabeth Lichtenberger: Wien. Bauliche Gestalt und Entwicklung seit der Mitte des 19.Jahrhunderts. Graz, Köln 1966¹. Wien, Köln 1978², S.117.

²⁸ Schneider, Friedrich: Die Reichsbrücke. Die schicksalhafte Geschichte eines 110-jährigen Donauüberganges. 1876-1986. Wien 1987, S.26.

²⁹ Hansen-Schmidt (wie Anm.21), S.97.

³⁰ Schwindhackl (wie Anm.3), Einleitung. Im Kontrast dazu steht der Slogan „Lebensbezirk Donaustadt“, kriert von der SPÖ Donaustadt. Unter diesem Titel werden Folder herausgegeben, die „grätzelweise“, sprich hier Dorf für Dorf, auflisten, was zur Verbesserung der Lebensqualität erreicht wurde und welche Punkte noch offen sind.

³¹ Hinkel, Raimund: Wien an der Donau. Wien 1995, S.86.

³² Geschichten aus dem Inundationsgebiet. In: Ehalt u.a. (wie Anm.4), S.235-239, hier S.238.

³³ Hansen-Schmidt, Liselotte: Der Tod im Goethehof und andere Kaisermühlner Geschichten. Wien 1994, S.94f.

³⁴ Ebda, S.192.

³⁵ Hansen-Schmidt (wie Anm.21), S.50: Ein Quadratmeter Grund kostete noch in den dreißi-

- ger Jahren 50 Groschen (Zum Vergleich: ein Straßenbahnfahrschein kostete 30 Groschen!).
- ³⁶ Schwindshackl (wie Anm.3), S.37.
- ³⁷ Bobek/Lichtenberger (wie Anm.27), S.140f.
- ³⁸ Wien wirklich (wie Anm.12), S.301 f., und vgl. Wiener Bezirksdaten 1995, S.33: Ausbildungsgrad der Berufstätigen.
- ³⁹ Hans-Georg Heintschel: In der Stille des Baustellenlärms. In: Die Presse. Spectrum vom 15./16.Juni 1996.
- ⁴⁰ Wien wirklich (wie Anm.12), S.298.
- ⁴¹ Neues Wiener Journal, Nr.13862 vom 24.6.1936, S.6.
- ⁴² Eder, Ernst Gerhard, Elisabeth Spanlang: Lust am Wasser. In: Ehalt u.a. (wie Anm.4), S.49-106, hier S.70.
- ⁴³ Siehe Darstellung im Lobaumuseum: „Der Wilde aus der Lobau“.
- ⁴⁴ Eder/Spanlang (wie Anm.42), S.79.
- ⁴⁵ Eder, Ernst Gerhard: Lobau-Indianer. Subkulturelle Lebensäußerungen mit Affinität zur Alternativbewegung. Dipl.Arbeit. Wien 1983, S.30.
- ⁴⁶ Ebda, S.75.
- ⁴⁷ Heintschel (wie Anm.39).
- ⁴⁸ Bockhorn (wie Anm.7), S.33.
- ⁴⁹ 7,7% Donaustadt, 18,17% Wiener Gesamtbevölkerung; siehe Die Presse vom 5.8.1997.
- ⁵⁰ Ganser, Karl: Image als entwicklungsbestimmendes Steuerungselement. In: Bauwelt 25/26. Jg.61. (=Stadtbauwelt 26). Berlin 1970, S.104-108, hier S.108.
- ⁵¹ Machat, Renate: Ungleichheit in Wien. Materialien zu Wirtschaft und Gesellschaft, Nr.22. Wien 1981, S.211f.
- ⁵² Kulturnetz Transdanubien: [Http://www.vienna.cicero.net/lido/k-netz.html](http://www.vienna.cicero.net/lido/k-netz.html). Vgl. Hansen-Schmidt (wie Anm.21), S.211: „Der Kulturverein Donaustadt bemühte sich jahrelang, dem Vorurteil entgegenzutreten, daß man Kultur nur am anderen Ende der Stadt konsumieren könne.“
- ⁵³ Freitag, Wolfgang: „Da gibt’s nix“. In: Die Presse, Spectrum vom 3.Jänner 1998.
- ⁵⁴ Slapansky, Wolfgang: Das kleine Vergnügen an der Peripherie. Der Böhmisches Prater in Wien. In: Markierungen, Reisen in den Alltag. Wien 1992, S.29.
- ⁵⁵ Heintschel (wie Anm.39).

Ursula Hemetek, Wien

Minderheitenkulturen — Dörfer in der Stadt?

1. Der Forschungsansatz: musikalische Minderheitenforschung

Ich vertrete seit mehreren Jahren einen Forschungsansatz, der sich nunmehr immer mehr als Forschungsrichtung herauszukristallisieren und zu etablieren beginnt. Ich möchte ihn einmal „musikalische Minderheitenforschung“ nennen; er hat mehrere Wurzeln: Die Volksmusikforschung, die Ethnomusikologie und den komplexen multidisziplinären Bereich Minderheitenforschung. Ethnomusikologie insofern, als es sich um Fremdes handelt, Volksmusikforschung insofern als es sich in Österreich, sozusagen vor der Haustüre abspielt, Minderheitenforschung insofern, als eine möglichst komplexe Wahrnehmung angestrebt wird. Grundsätzlich werden in den Fächern Volksmusikforschung und Ethnomusikologie musikalische Phänomene unter Berücksichtigung der historischen, ethnologischen und soziologischen Voraussetzungen untersucht. In der Minderheitenforschung spielen die historische, die politische und die rechtliche Komponente eine wesentliche Rolle.

Letzteres ist für die „musikalische Minderheitenforschung“ deshalb notwendig, weil es sich bei Minderheiten in der von mir gebrauchten Definition, die eine soziologisch-politische ist, um Gruppen handelt, die auf Grund ihrer ethnischen, sozialen oder religiösen Zugehörigkeit Diskriminierung erfahren. Hierzu gehören die gesetzlich anerkannten Volksgruppen ebenso wie MigrantInnen und Flüchtlinge, homosexuelle Männer und Frauen, Behinderte usw. Diskriminierung ist politisch als Ausschluß von bestimmten Rechten zu sehen, sozial als die Erfahrung von Vorurteilen und Ausgrenzungen¹.

Ich beschränke mich im folgenden auf einen Ausschnitt der Minderheiten, nämlich auf die ethnischen, also sowohl Migranten als auch Volksgruppen.

2. *Urbaner Raum und Multikulturalität*

Die extreme kulturelle und musikalische Pluralität des urbanen Raumes generell hat verschiedene Faktoren: verschiedene regionale Identitäten — die Stadtviertel, verschiedene Ethnien, verschiedene Musikstile innerhalb einer Kultur, verschiedene Generationen, verschiedene soziale Schichten.

Ich greife nur einen Bereich heraus, nämlich die verschiedenen Ethnien, die ethnischen Minderheiten.

Urbane Zentren sind immer aus Zuwanderung entstanden und demzufolge immer multikulturell. Fremde waren immer das Ferment einer Stadtkultur. In der EU bilden die ethnischen Minderheiten etwa 1/3 der Bewohner in den urbanen Zentren. In Amsterdam etwa sind 35% der Bewohner Angehörige ethnischer Minderheiten, in Wien sind es derzeit 18%.

„Seit Jahrhunderten ist Wien ein Zentrum von Zuwanderung. Ein Lobspruch Wiens von Wolfgang Schmeltzl, der von 1540 bis 1551 in dieser Stadt lebte, bemerkt die Vielzahl von Fremden, rühmt das gute Essen, den Wein, die Musik und die vielen Sprachen; man höre in den Straßen Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Türkisch, Tschechisch, Holländisch, Rätzisch (Serbisch), Polnisch. Migration war schon damals mit der Ausbildung von Multikulturalität verbunden. Im 19. und 20. Jahrhundert erhielt diese Entwicklung im Zuge von Industrialisierung und Urbanisierung, mit der Verbesserung der öffentlichen Transportmittel und der Liberalisierung der Niederlassungsbestimmungen ein enorme Dynamik“.²

Einerseits war eine Voraussetzung für die Zuwanderung in die Städte zum Beispiel die Aufhebung der Leibeigenschaft 1781, welche die Freisetzung der Landbevölkerung bewirkte, die wiederum die Voraussetzung für die Bildung einer Arbeiterklasse war. Die Auflösung der Agrargesellschaften und ein Hineinwachsen in industrialisierte Gesellschaftsformen bewirkte um die Jahrhundertwende eine Arbeitsmigration in der Dimension einer Völkerwanderung und die Entstehung von Ballungszentren.

Außerdem waren Kriege und politische Krisen Gründe, in die Städte zu ziehen. Die Städte brauchten in der Zeit des Überganges von der Manufaktur und Heimarbeit zur industriellen Produktion Arbeitskräfte. Innerhalb der Österreichisch-Ungarischen Monarchie handelte es sich um Binnenwanderung.

Tabelle 1: Bevölkerung Wiens berechnet nach dem gegenwärtigen Gebietsstand 1830–1981

1830	401.200*	1910	2,083.630
1840	469.400*	1923	1,918.720
1850	551.300*	1934	1,935.881
1857	683.000	1939	1,770.938
1869	900.998	1951	1,616.125
1880	1,162.591	1961	1,627.560
1890	1,430.213	1971	1,619.885
1900	1,769.137	1981	1,531.346

* Schätzung

Statistisches Handbuch für die Republik Österreich 1983, Wien 1983, S. 13.

Zuwanderung

Wir entnehmen der Tabelle³, daß der Höchststand der Bevölkerung in Wien 1910 erreicht war, ein Umstand, der besonders der tschechischen Arbeitsimmigration jener Zeit zu verdanken war.

Ab 1965 herrschte in Österreich ein Mangel an Arbeitskräften, der durch Anwerbung von Arbeitskräften im Ausland ausgeglichen wurde. Anwerbeländer waren vor allem das ehemalige Jugoslawien und die Türkei. Deshalb stammt ein Großteil der heutigen Ausländer aus jenen Ländern. Außerdem seien noch einige Flüchtlingswellen der neueren Zeit genannt, die sich in der Zusammensetzung der Bevölkerung niederschlagen:

1956 aus Ungarn

1968 aus der Tschechoslowakei

1981 aus Polen

1991 aus Bosnien

Tabelle: Ausländer/innen in Wien nach Staatsangehörigkeit, ausgewählte Staaten, 1995, 1996 und 1997

Staatsbürgerschaft	1995	1996 alle	1996 HWS	1997 HWS
Gesamt	300675	296575	284309	282.494
Jugoslawien (tw. chem.)	91620	89783	85828	84.279
Bosnien-Herzegowina	15759	16784	16093	16.088
Kroatien	15404	16183	15489	16.016
Slowenien	911	955	808	802
Mazedonien	4561	4889	4568	4.794
Ehemalig. Jugoslawien	128255	128594	122786	121.177
Türkei	52095	48684	47545	46.664
Polen	19421	19513	18360	17.909
ehemalig. CSFR	6132	6474	5713	5.752
Ungarn	5981	6130	5484	5.444
Rumänien	4947	4955	4805	4.733
Bulgarien	2371	2551	2356	2.428
ehemalig. SU	3880	3979	3677	3.701
Reformländer	42732	43602	40395	39.967
Deutschland	12042	10866	10709	11.274
EU-Länder ^a	24357	22090	21829	23.212
Iran	7274	7101	6971	6.530
Ägypten	5972	5264	5145	4.930
Indien	4324	4337	4253	4.119
USA	4291	4449	4207	4.148

HWS = Hauptwohnsitz

Quelle: MA 66

Derzeitige Zusammensetzung der Wiener Bevölkerung

Es wird also offensichtlich, daß auf Grund verschiedener historischer, rechtlicher und politischer Voraussetzungen in einer Stadt wie Wien eine große ethnische Vielfalt herrscht.

Eine absolut urbane musikalische Gattung, das Wienerlied, selbst aus einer Vielzahl von kulturellen Einflüssen entstanden, setzt sich aktuell mit dieser Thematik auseinander. Zwei junge Wiener Musikanten, das Duo Hojsa/Emersberger, in dem Lied: „Mia Weana san a Mischkulanz“.

Text der 1. Strophe:

*Mia Weana san a Mischkulanz
Meine Herrschaften,
mein Uropa, der war aus Brünn,
meine Uroma aus Varaždin.
Die Frau, die mein Opa verehrte,*

*war aus Graz und somit eine G'scherte.
Mei Papa der is a Krowot,
was im Burgenland s' Vaterhaus hot.
Wer si auskennt bei uns, der kneißt gschwind
ja i bin halt a echts Weana Kind.*

Ref:

*Mia Weana san a Mischkulanz,
dazua stehn ma und zwar voll und ganz,
und tuat ana gegen die Ausländer schrein
ja dann kann er, ja dann kann er,
ka echta Weana sein.*

3. Dörfer oder Ghettos?

Kommen wir nun zum eigentlichen Thema: Bilden diese Zuwanderergruppen in Wien Gemeinschaften, welche Züge einer dörflichen Struktur aufweisen und weiter, handelt es sich um Dörfer oder nicht vielmehr um Ghettos?

Es gibt die gängige Aussage: Städte sind ein Konglomerat aus kulturell verschiedenen Dörfern. Dorf hat diesen positiven, anheimelnden Beigeschmack, Ghetto hingegen jenen der Ausgrenzung. Ich glaube, daß wir in der Minderheitenszene beides ansatzweise finden.

Es gibt unterschiedliche Meinungen zur ethnischen Segregation im urbanen Raum.

Freiwillige räumliche Segregation kann für Minderheiten eine wichtige Funktion erfüllen, daraus entstehen soziale Netze, woraus eine ethnische Ökonomie entstehen kann. Sie kann eine Zwischenstation für die Integration folgender Generationen sein.

Andererseits existiert auch eine unfreiwillige Segregation, und durch die sozialen und politischen Bedingungen entstehen Ghettos. Das Ghetto wird erst durch eine soziale Problematik zum Ghetto; bei einem Villenviertel würde man nicht von Ghetto sprechen. Was ich mit Ghetto meine, sei ein wenig genauer ausgeführt: Es ist hier in einem übertragenen Sinn

zu verstehen. Ghetto war ursprünglich eine Insel in Venedig (1516), die als einziges Wohnviertel der jüdischen Gemeinde bestimmt wurde. Übertragen wurde der Begriff generell auf Bezirke von Städten, in denen ethnische oder religiöse Minderheiten lebten oder leben. Die Segregation entspricht dabei immer einer Ausgrenzung von seiten der Mehrheit, sei sie räumlicher oder gesamtgesellschaftlicher Natur.

Generell liegt das Problem der Zuwanderung, wenn wir es nun bereits einmal als Problem definieren, nicht primär in den kulturellen Gegensätzen, sondern eindeutig in den Gegensätzen zwischen Arm und Reich. Die Zuwanderer der europäischen Städte gehören in den meisten Fällen zur ersten Gruppe.

Eine aktuelle Studie, die sich mit der Situation von Ausländern in Wien auseinandersetzt, hat folgende Problembewertung durch die Betroffenen ergeben:⁴

Die Benachteiligung am Wohnungsmarkt, kein Zugang zum sozialen Wohnbau, ausländerfeindliche Vermieter werden als das größte Problem gesehen. Ausländer wohnen oft in kaum sanierten Altbauwohnungen, haben ungünstigere Mietverträge und sind oft dem Wucher der Vermieter ausgesetzt. Die Benachteiligung am Arbeitsmarkt ist ein weiteres Problem.

Es gibt Konzentrationen von Ausländerbeschäftigung im sekundären Arbeitsmarktsegment, das heißt sie arbeiten unter den schlechteren Arbeitsbedingungen, üben eher unqualifizierte Tätigkeiten aus und werden schlechter bezahlt. Die Armutsgefährdung ausländischer Haushalte ist höher als jene der Inländer. Diese Armutsgefährdung ist nicht auf einen erklärenden Faktor zurückzuführen, sondern auf mehrere. Die ausländische Staatsbürgerschaft ist einer davon, hohe Kinderanzahl und niedriges Bildungsniveau sind zusätzliche. Die rechtliche Benachteiligung, die einen unsicheren Aufenthaltsstatus bewirkt, und Schikanen bei Behörden werden als weitere große Probleme gesehen.

Deshalb und auf Grund der ablehnenden Haltung der umgebenden Mehrheit werden wenig Sozialkontakte außerhalb der eigenen Gruppe geschlossen. Das bedingt nun wieder einen Rückzug in die eigene Gruppe, man bleibt unter sich.

„Gemäß den vorliegenden Daten dürfte primär erlebte Diskriminierung sowie daraus resultierendes Ausbleiben einer emotionalen Bindung an oder einer Identifikation mit Österreich dazu geführt haben, daß sich viele

MigrantInnen bewußt abschotten und sich weiterhin — zumindest emotional — die Rückkehroption offenhielten“.⁵ Diese Fakten entsprechen mehr der Ausgrenzung, der Ghettosituation, als der dörflichen Idylle.

Das Leben in der eigenen Gruppe mit den Sozialkontakten und der Pflege bestimmter Kultur- und Religionstraditionen ist eine Reaktion: Bausinger spricht von einer reaktiven Dynamik von Kultur, die immer eine Art der Lebensbewältigung ist; er spricht von modifizierter Übertragung heimatlicher Strukturen und Funktionen, vom Neuaufbau informeller Netzwerke.⁶

Musik spielt dabei eine wichtige Rolle: Instrumentalmusik, aber mehr Lieder — weil sie an die eigene Sprache gebunden sind — haben bei Minderheiten generell sehr oft die Funktion, Heimat zu schaffen, das heißt eigentlich, das Gefühl von „Heimat“ zu bewirken. Unterschiedlich sind die Anlässe und Gelegenheiten und Zusammenhänge, in denen die Lieder verwendet werden. Repertoiremäßig gibt es dabei innerhalb der Gruppe genaue Vorstellungen davon, was das „Eigene“ ist. Diese wechseln allerdings, was zum Beispiel jetzt mit den Umbrüchen im ehemaligen Jugoslawien deutlich zu bemerken ist. Stilistisch handelt es sich beileibe nicht nur um Volksmusik; Schlager, Pop-Musik, Volkstümliches mischen sich.

Ich möchte nun anhand von zwei sehr unterschiedlichen Gruppen in Wien Beispiele dafür bringen, wie die Musik einen wesentlichen Faktor im Aufbau dieser „Zwischenwelten“ darstellt.⁷

4. Roma

Es leben etwa 30.000 Roma in Wien, zum Großteil Migranten der letzten 30 — 40 Jahre. Die Herkunft und die Gruppenzugehörigkeit ist sehr unterschiedlich; Man kann also kaum Aussagen machen, die *die* Roma betreffen. Was allerdings alle betrifft, ist die Art, wie Lebensräume und soziale Netzwerke in der neuen Umgebung geschaffen werden.

Eine Ethnie, die fürs Wandern bekannt ist, ist in der Schaffung eigener kleiner Lebensräume sehr erfolgreich. Die Wanderungsgeschichte der Roma bedingt, daß man sich in neuen Lebensräumen schnell zurechtfinden mußte. Die Familienbindung ist eine besonders starke, wobei mit Familie etwa 80 Personen gemeint sind. Diese Lebensräume werden von der umgebenden Mehrheit kaum wahrgenommen. Man hat bestimmte Gasthäuser,

in denen man Hochzeiten oder Slava feiern kann, man hat Wirtshäuser, in denen die Totenwache gehalten wird, wenn jemand stirbt. Man besucht sich mehrmals wöchentlich, je nach Nähe der familiären Bindung, man ißt gemeinsam, man feiert, man singt, man tanzt, man trauert, man lebt gemeinsam. Wenn man bei einer Romafamilie zu Besuch ist, kommt ständig jemand bei der Tür herein.

Eigentlich ist die Familie bei den Roma so etwas wie eine Dorfgemeinschaft unter Einbeziehung nützlicher Einrichtungen der Umgebung und anderer Angehöriger der eigenen Gruppe.

Man gewährt einander jegliche Unterstützung, man hilft einander bei der Arbeits- oder Wohnungssuche, finanziell, man bildet eine Zweckgemeinschaft, so wie früher in Verbänden von mehreren Wohnwagen, in den sog. kumpanias gereist wurde.

Bis zu einem gewissen Grad ist es das Schaffen einer eigenen Welt, aufbauend auf einem eigenen Weltbild und Wertekodex, oft sehr im Gegensatz zur Umgebung.

Die Musik ist ein wesentlicher Teil dieser Welt, mit wichtigen Funktionen. Es gibt kein Fest der Roma ohne Musik. Die Stile der einzelnen Gruppen sind unterschiedlich, aber Musik hat einen sehr hohen Stellenwert bei allen. Bei der Gruppe der Lovara⁸, sind es besonders die sogenannten „langsamen Lieder“, oder „Tischlieder“, die zur Festgestaltung eingesetzt werden und die Identität ausdrücken, sowohl Gruppen- als auch Romaidentität.

Sie werden solistisch gesungen, aber die Anwesenden nehmen regen Anteil, indem sie entweder die Zeilenschlußtöne mitsingen, oder auch Kommentare dazwischen sprechen, auf die die Sängerin dann auch reagiert. Gesungen wird im Dialekt der Lovara, in Romanes. Obwohl nur eine Person singt, ist das Lied eine Angelegenheit der ganzen Gemeinschaft, und zwar nicht nur durch Zuhören, sondern durch aktives Mitgestalten. Wie sich das Lied tatsächlich entwickelt, ergibt sich aus eben dieser Interaktion.

Die Sängerin des folgenden Beispiels ist Ruža Nikolić-Lakatos, eine ungarische Lovarkinja, die seit 1956 in Wien lebt, anlässlich eines Familienfestes.

In der Transkription sind die Stellen markiert, wo die Männer die Schlußtöne verstärken, ebenso die, wo dazwischen gesprochen wird.

NB 1: *Opre šute aba mange*, gesungen von Ruža Nikolić-Lakatos im Rahmen eines Familienfestes in Wien 1993

1. *Opre šute aba mange*
jaj de le Bečeske čore šave
jaj de man varikaj xučilena
jaj de mamō mingar mudaren ma.

The image shows a handwritten musical score for the song 'Opre šute aba mange'. It consists of two staves of music. The top staff is marked 'rubato' and contains the lyrics: 'so ke-ro ma Ra-ja DevLa ka šo DevLam ma-ro še-ro'. The bottom staff contains the lyrics: 'jaj de le ba-restar la-ša-ves-tar jaj de mamō la ba-ra bri-ge-tar'. The score includes various musical notations such as notes, rests, and dynamic markings like '+' and '++'.

2. *Misto soste aba mamō*
misto kodi čori kurva
jaj de xalas mange muro šero
šinel la de o merimo.

Apal phendas:

3. *So kero ma Raja Devla*
ka šo Devlam muro šero
jaj de barestar lažavestar
jaj de mamō la bara brigatar.

4. *Žutisar ma Raja Devla*
na muk Devlam te xasajvav
jaj de te šaj kerav vi me voja
mamō maškar muro nipo.

Apal phendas:

5. *A kurvake kale jakha
avri trubun mamō marde
jaj de la kurvake kale jakha
avri trubun mamō marde.*

6. *Mardon o Del kodo časo
kana kheral šutem paso
jaj de kana kheral indulindem
mamō ando čoro njamco.*

Übersetzung:

*Die miesen Wiener Burschen haben beschlossen, mich sofort umzu-
bringen, wenn sie mich erwischen.*

*Warum denn, Mutter? Wegen dieser verkommenen Hure.
Sie hat mich zugrunde gerichtet, der Tod soll sie holen.*

Und wieder sagte er:

Was soll ich tun, mein Herrgott?

Wo soll ich meinen Kopf hinlegen?

Wegen der großen Schande, Mutter, wegen der großen Sorge.

*Hilf mir, Herrgott, laß mich, mein Gott, nicht zugrunde gehen, daß
auch ich in Freude leben kann, inmitten meines Volkes.*

Und wieder sagte er:

*Die schwarzen Augen der Hure, Mutter,
die gehören herausgeschlagen (2mal).*

*Hätte Gott doch jene Stunde verflucht, als ich von zu Hause aufbrach
in dieses elende Österreich.⁹*

Einerseits schafft das Lied durch die Art der Aufführung, die Sänger und Zuhörer verbindet und interagieren läßt, ein Gemeinschaftsgefühl. Dem Text kommt jedoch eine große Bedeutung zu. Er reflektiert einerseits ein Thema, das in den Liedern der Lovara sehr oft vorkommt: die nicht

geglückte Beziehung zwischen Mann und Frau. Schuld ist daran oft die Frau, die durch ihr Verhalten den Mann zugrunde richtet. In diesem Lied kommt noch dazu, daß er wegen ihr seine Heimat verlassen hat, ihr nach Wien gefolgt ist, und sich mit einer feindlichen Umgebung auseinandersetzen muß.

5. Burgenlandkroaten

Es leben etwa 5.000 burgenländische Kroaten in Wien. Ihre Heimat ist das Burgenland, wohin sie vor etwa 450 Jahren aus Kroatien zugewandert sind. Rechtlich gesehen sind sie eine der 6 anerkannten österreichischen Volksgruppen. Viele von ihnen sind eigentlich Pendler, das heißt sie fahren meist oder oft am Wochenende nach Hause in ihre Dörfer.

Es besteht meist ein starker Bezug zur Heimatgemeinde, man ist Stinazer, Neudorfer, Großwarasdorfer. Deshalb entsteht auch öfter das Bedürfnis, das Dorf nach Wien zu holen.

Andererseits ist man aber auch burgenländischer Kroat. Es gibt übergeordnete Netzwerke der Burgenlandkroaten, die eine gemeinsame Identität schaffen. Einige Vereine sind in Wien angesiedelt, zum Beispiel der Kroatische Akademikerklub oder der Burgenländisch-kroatische Kulturverein in Wien. Es existiert auch ein räumliches Zentrum, nämlich das Burgenländisch-kroatische Zentrum in der Schwindgasse 14 im 4. Bezirk. Dort wird einerseits öffentlich agiert, das heißt es gibt Kulturveranstaltungen, Musik, Malerei, Literatur, aber auch informell: es gibt die Seniorenrunden, die Runden der Kartenspieler usw. jeweils an bestimmten Tagen. Das „Centar“ hat eine Bar, an der man sich trifft.

Da die wesentlichste musikalische Ausdrucksform der burgenländischen Kroaten die vokale ist, wird im „Centar“ auch sehr viel gesungen.

Musikalisch sind nun zwei Phänomene im „Centar“ zu beobachten: die Heimatgemeinde wird nach Wien geholt, oder die Schaffung eines „Dorfes“, das sich „burgenländische Kroaten“ nennt. Das eine oder das andere ergibt sich aus der Zusammensetzung des Publikums, aus dem jeweiligen Abendprogramm und ist vor allem erkennbar durch das Liedrepertoire.

An einem Abend, an dem zum Beispiel das Hatski Trio auftrat, ein Ensemble, das aus Neudorf stammt, wurden im Anschluß lauter Lieder aus Neudorf gesungen, weil auch viele Neudorfer anwesend waren. Ebenso konnte ich das an einem Stinazer Abend im „Centar“ beobachten.

Neudorf/Novo Selo liegt im nördlichen Bugenland, Stinatz/Stinjaki im südlichen. Die Unterschiede zwischen den Liedern liegen im Dialekt aber auch in der Melodik, weil sich durch die regionale Umgebung im Laufe einer jahrhundertelangen kulturellen Interaktion Einflüsse bemerkbar machen: Neudorfer kroatische Lieder weisen einen stärkeren slowakischen Einfluß auf, Stinatzter Lieder mehr ungarischen und steirischen.

Dieses das-Dorf-nach-Wien-Holen geschieht aber auch manchmal außerhalb des „Centar“, wie beim folgenden Beispiel:

Die Tochter eines angesehen Stinatzers, Martin Živkovits, hat in Wien Sponson an der Wiener Universität. Ein ganzer Bus Stinatzter reist an. Sekt wird in Kühlboxen in die Uni mitgebracht und in den Heiligen Hallen der Wissenschaft wird angestoßen. Und es wird ein Lied angestimmt: Ein Stinatzter Hochzeitslied, ein Lied, das bei allen Kroaten als *das* Stinatzter Lied bekannt ist, weil man annimmt, daß das die Geehrte am meisten freuen wird; außerdem dient es der Selbstdarstellung. Wie Sie sich denken können, errege diese Art der Festgestaltung in der Universität ziemliches Erstaunen.

NB 2: *Derite se čizme moje*

Text:

1. *Derite se čizme moje*
doma imun troje nove.
2. *Doma imun troje nove*
nek ča nisu n'edne moje.
3. *Nek ča nisu n'edne moje*
se troje šu (bratovjeve) materine.
4. *čizme imun potkov nimun*
za kovača hižu nezun.
5. *Dala b' si je potkovati*
da bi mogla cvetkovat.

Übersetzung:

1. *Meine Stiefel können ruhig kaputt gehen*
zu Haus habe ich noch drei Paar neue.

De-ri-te se žižne mo-je doma i-muu troje no-ve

de-ri-te se žižarhoje doma i-muu troje no-ve.

2. Zu Hause habe ich noch drei Paar neue,
aber kein Paar gehört mir.
3. Kein Paar gehört mir,
all drei gehören der Mutter (dem Bruder).
4. Die Stiefel sind noch nicht beschlagen,
ich weiß nicht, wo das Haus des Schmieds ist.
5. Ich hätte gerne, daß sie beschlagen wären,
dann könnte ich feiern.¹⁰

Das Lied steht in keinem inhaltlichen Bezug zum Ereignis, es soll nur Stinatzter Identität vermitteln.

Eine andere Geschichte soll demonstrieren, daß nicht nur die einzelnen kroatischen Dörfer des Burgenlandes nach Wien geholt werden, sondern daß es so etwas wie *das burgenländisch-kroatische Dorf* in Wien an sich gibt, was sich zum Beispiel im Entstehungsprozeß eines Liedes ausdrücken kann:

In der ersten Septemberwoche saß ich abends im „Makedonia“. Das ist eines der drei Lokale, das von den burgenländischen Kroaten, aber nicht nur von diesen, frequentiert wird. Außer dem „Centar“ sind das noch das „Anzengruber“ in der Schleifmühlgasse und eben das „Makedonia“, alle in nächster Nähe des Centars. Man geht ins „Makedonia“ aus Gründen der Kommunikation, man trinkt dort gemeinsam, man singt auch, man erfährt die Neuigkeiten. Ich saß dort mit einigen burgenländischen Kroaten, und da ich gerade aus dem Urlaub zurückgekommen war, wurde alles besprochen, was sich ereignet hat in unserer burgenländisch-kroatischen Dorfgemeinschaft, wer geheiratet hat, welche Veranstaltungen geplant sind, wer welche Probleme hat, wer mit wem gestritten hat, eben, was es so Neues gibt. Man schaut automatisch immer zur Eingangstüre, denn meist kommt jemand herein, den man kennt, der dann lautstark begrüßt wird. So auch

letzte Woche. Herein kam der Bassist der burgenländisch-kroatischen Pop-Gruppe „Bruji“, eines sehr erfolgreichen Ensembles der Kroaten, Werner Karall. Er hatte einen Zettel in der Hand. Auf diesem Zettel stand der Text eines Songs, den er gerade eben mit einem Freund zusammen geschrieben hatte. Er war sich aber nicht ganz sicher, ob der Text grammatikalisch stimmte. Er spricht zwar burgenländisch-kroatisch, ist aber in der Schriftsprache nicht ganz firm. Deshalb war er ins „Makedonia“ gekommen. Er war ganz sicher, daß er dort Hilfe finden würde. Dem war auch so — es wurde gemeinschaftlich der Text überarbeitet unter der Regie des Chefredakteurs der Hrvatske Novine, Petar Tyran. Dabei wurde viel gestritten, über Vokative und Verbalaspekte, über die Charakteristika der Sprache, über die Wirkung, die so ein Lied für das Sprachbewußtsein und die Identität der burgenländischen Kroaten haben kann. Es wurde auch viel gelacht und es wurde gesungen. Es ist ein schönes Lied geworden; es heißt übrigens „Cinganica“ — Zigeunerin und wird möglicherweise auch einer breiteren Öffentlichkeit bekannt werden. Wir, die wir am Entstehungsprozeß beteiligt waren, werden es immer als „unser“ Lied betrachten, entstanden unter Mithilfe der Dorfgemeinschaft „burgenländische Kroaten“, angesiedelt im „Makedonia“, Laimgrubengasse 5 im 6. Wiener Gemeindebezirk.

¹ Initiative Minderheiten: Steckbrief. Wien 1995.

² John, Michael: Mosaik, Schmelztiegel, Weltstadt Wien? Migration und multikulturelle Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. In: *Wir. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien*. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 1996, S.137-145, hier S.137.

³ John, Michael, Albert Lichtblau: Schmelztiegel Wien. Einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten. Wien 1990¹ und 1993².

⁴ IHS/SORA: Institut für Höhere Studien und Institut for Social Research and Analysis: Einwanderung und Niederlassung II. Projektleitung: Rainer Bauböck. Projektbericht, Wien 1998.

⁵ IHS/SORA: Institut für Höhere Studien und Institut for Social Research and Analysis: Leben in Wien — Einwanderung und Niederlassung. Projektleitung: Rainer Bauböck. Projektbericht, Wien 1997.

⁶ Bausinger, Hermann: Kulturelle Identität -Schlagwort und Wirklichkeit. In: Ders.(Hg.): *Ausländer-Inländer. Arbeitsmigration und kulturelle Identität (= Untersuchungen des Ludwig Uhland Instituts der Universität Tübingen, Bd.67)* S.141-159, hier S.147.

⁷ Vgl. Fuchs, Bernhard: *Freundlich lächelnde Litfaßsäulen. Zeitungskolporteurs — Typisierung und Realität.* (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Bd. 12), Wien 1998, S.16f.

⁸ Die Lovara sind eine der verschiedenen Romagruppen, die sich in Österreich aber auch in vielen anderen Ländern der Welt finden. Der traditionelle Beruf dieser Gruppe war der Pferdehandel. Die Lovara unterschieden sich von anderen Romagruppen durch den spezifischen Dialekt des Romanes, wie auch eigene Brauchtraditionen. Besonders bemerkenswert ist die Liedtradition, die sich interessanterweise weltweit in ähnlicher Form findet. Man kann deshalb von einem Gruppenstil sprechen, zum Unterschied von den Regionalstilen der Romamusik (vgl. Hemetek, Ursula: Roma, Sinti, Manush, Calé. In: Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Sachteil 8, 1998, S.443-457).

⁹ Hemetek, Ursula u.a.: Romane gila. Lieder und Tänze der Roma in Österreich. IDI-Ton Nr.23, Wien 1992, S.33f.

¹⁰ Dies.: Hochzeitslieder aus Stinatz. Zum Liedgut einer kroatischen Gemeinde des Burgenlandes. Phil Diss. Wien 1987.

Bernhard Fuchs, Wien

Die Stadtzeitungen der Obdachlosen

Vom Licht der Aufklärung zu den Sklaven der Zeitungen ...

... so läßt sich die Entwicklung der Kolportage in Österreich idealtypisch beschreiben. In der Revolution 1848 wurde das Recht auf freie Kolportage als ein Element der Pressefreiheit reklamiert. Heute darf niemandem die öffentliche Verbreitung und der Verkauf periodischer Druckschriften untersagt werden (es sei denn, er verstößt dabei gegen die Straßenverkehrsordnung oder andere gesetzliche Bestimmungen). Gewerbeberechtigung braucht man als Kolporteur keine.¹

Eine Karikatur aus dem Revolutionsjahr 1848 von Cajetan (d.i. Anton Elfinger) trägt den Titel: „Auferstehung der Presse und Begräbnis der Censur“ (Abb. 1).² Rechts im Bild ist ein Kolporteur beim Überschreiten der „Gedanken Zoll Schranke“ zu sehen, von seinem Traggestell strahlt eine



Abb. 1:
„Auferstehung
der Presse und
Begräbnis der
Censur“ 1848
von Cajetan (d.i.
Anton Elfinger)

Laterne. Doch die Bezeichnung „Licht der Aufklärung“ ist ein Euphemismus. Wie der pejorative Ausdruck „Kolportage-Literatur“ zeigt, kümmerte sich die Mehrheit der Kolporteurs wenig um die Inhalte der verbreiteten Schriften.

Erst um die Jahrhundertwende wurde die Kolportage zu einem urbanen Phänomen.³ Als eine Tätigkeit, die nur geringes Kapital und Know-how voraussetzt, war sie von jeher eine Überlebensstrategie der Armen, eine Alternative zum Betteln, die nur wenig mehr Prestige besaß. Als ambulante Händler gehörten Kolporteurs zu den verachteten Randgruppen, deren Armut gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zunehmend romantisch verklärt wurde. Die sogenannten „Kaufrufe“ waren als „Volkstypen“ bei der Konstruktion einer großstädtischen Identität dienlich. Die auffälligsten Erscheinungen des Alltags boten Orientierung in einer verwirrenden, unübersichtlichen, in Auflösung befindlichen Welt. Fliegende Händler aus allen Teilen der Monarchie wurden zu „Wiener Originalen“ stilisiert.⁴

Ungefähr seit 1970 bietet die Kolportage in Wien ein gänzlich anderes Bild: statt Wiener Originalen verkaufen exotische, dunkelhäutige Fremde in grellen Uniformen die Zeitungen.⁵

Eine Karikatur von Jean Veenenbos prangert die kolonialistische Ausbeutung der ausländischen Kolporteurs in Österreich an (Abb. 2).⁶ Im Jahr 1980 wandten sich Zeitungskolporteurs mit Flugblättern an ihre Kundschaft, um auf ihre triste Lage aufmerksam zu machen. Die Aktion stand unter dem Motto „Ein Herz für Sklaven“.⁷

Wie entwickelte sich die Kolportage zu einem typischen Ausländerjob? Der Wunsch der Vertriebsgesellschaften nach billigen Arbeitskräften wurde befriedigt, indem man im Innenministerium das Z-Visum ersann, welches den Zeitungsverkäufern jede andere Tätigkeit untersagte. Als freie Unternehmer besitzen sie keinerlei sozialrechtlichen Schutz. Pro verkaufter Zeitung erhalten sie ungefähr einen Schilling. Unter diesen Voraussetzungen war kein Inländer mehr bereit, als wandelnde Werbefläche auf die Straße zu gehen.

Ein Wiener Original als Kolporteur?

Seit 1995 gibt es in Wien die Obdachlosenzeitung „Augustin“.⁸ Die bekannteste und beliebteste Wiener Volkstypen stand Pate für dieses Blatt. Ein heruntergekommenes Subjekt, dessen Humor im Angesicht von



Abb. 2: Kolonialistische Ausbeutung der ausländischen Kolporteurs in Österreich – karikiert von Jean Veenbos

Krankheit und Tod die Wiener zu schätzen wissen. Die „erste österreichische Boulevardzeitung“ nennt sich dieses Organ voll Ironie: Menschen, die auf der Straße leben, erarbeiten in einer Schreibwerkstatt⁹ Texte für den „Augustin“, den Obdachlose auf der Straße feilbieten. Für Texte erhalten sie ein anständiges Honorar, pro verkaufter Zeitung 10 Schilling. Als Starthilfe erhält jeder neue Kolporteur die ersten zwanzig Zeitungen gratis. Anfangs fanden sich nur drei Obdachlose bereit zum Zeitungsverkauf. Andere rümpften die Nase über diesen „Kamötreiber-Job“. Die Kolportage war belastet vom Stigma des Ausländers. Unter den devianten Gruppen unserer Gesellschaft existiert mitunter eine heftige Abneigung gegenüber Fremden, denen sie die Schuld an ihrer Not zuweisen.

Das Ziel der Obdachlosenzeitung ist es, sich selbstbewußt zu einem Stigma zu bekennen, um der breiten Öffentlichkeit das Problem der Armut in Österreich bewußt zu machen und den Betroffenen zu verdeutlichen, daß es sich um kein individuelles Scheitern handelt. Der „Augustin“ versteht sich als eine Stadtzeitung, die über urbane Themen, soziale Probleme und Kultur aus der Perspektive marginalisierter Gruppen berichtet. Der Schwerpunkt der Berichterstattung liegt auf der Peripherie der Großstadt.

Die Idee zum „Augustin“ stammt von Robert Sommer, einem freien Journalisten, dem die Entstehung einer „Straßenzeitungsbewegung“ in europäischen Städten aufgefallen war. Im „Augustin“-Projekt arbeiten neben Obdachlosen professionelle Journalisten, Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen; regelmäßige Beiträge stammen auch von einer „Häfn-Schreibwerkstatt“ im Gefangenenhaus Favoriten. Die Verkäuferportraits würdigen die unterschiedlichen Persönlichkeiten. Die eindrucksvollen Lebensläufe stimmen nachdenklich, oft haben sie einen humoristischen Beiklang: „Oh, du lieber Augustin, alles ist hin...“

Das Original „Gustl“, eine Figur der Wiener Obdachlosenzeitung, betont stolz seinen „geregelten Tagesablauf“ (Abb. 3): Morgens bettelt er, in seiner „kurzen Mittagspause“ stellt er sich um eine Klostersuppe an, nachmittags verkauft er Zeitungen, abends „pflegt“ er „soziale Kontakte“ bei einem Krügel Bier.

Das Projekt „Augustin“ verhalf auch Originalen aus Fleisch und Blut zu Popularität. Verachtete „Asoziale“ werden so zur Prominenz, die sogar zu Fernsehinterviews eingeladen wird. Davon profitieren auch die namenlosen Außenseiter ein wenig. Mittlerweile verkaufen rund 200 Obdachlose, darunter nur 10 Frauen, den „Augustin“, der monatlich mit einer Auflage von 40. 000 Stück erscheint.¹⁰

„Black Power“ in Graz

Auch in Graz startete 1995 eine Obdachlosenzeitung, „das Megaphon“, ein Projekt der Caritas. Die Grazer Obdachlosenszene ist nicht weniger



Abb. 3: Der „geregelte Tagesablauf“ des Originals „Gustl“, einer Figur der Wiener Obdachlosenzeitung



Abb. 4:
Karikatur aus dem
„Megaphon“

fremdenfeindlich. Überdies ist der Schutz der Anonymität geringer als im größeren Wien. So wurde „das Megaphon“ zu einem Hilfsprojekt für schwarzafrikanische Flüchtlinge, was lokale Obdachlose noch viel mehr davon abhielt, von diesem Angebot Gebrauch zu machen. Die offensichtliche Unvereinbarkeit differenter Zielgruppen scheint mir bedenklich. Nichtsdestoweniger ist „das Megaphon“ ein bedeutendes Projekt. Allzu oft wird übersehen, daß Flüchtlingen der Zugang zum Arbeitsmarkt verwehrt wird, sodaß sie ein Leben am Existenzminimum (oder darunter) fristen müssen.

Im Rahmen des „steirischen herbstes“ wurde in Graz eine Ausstellung über „Straßenzeitungen weltweit“ organisiert.¹¹ Dabei wurde eine Postkarte aufgelegt, die einen afrikanischen „Megaphon“-Kolporteur zeigt. Afrikaner sind das Symbol der Grazer Straßenzeitung. Zum Besuch der Ausstellung und zur Teilnahme an einem Treffen der österreichischen Straßenzeitungen war ich im Mai 1998 nach Graz gekommen. Ich erlebte die Aktion „Rollentausch“, welche Kindern die Möglichkeit bot, die Situation von Flüchtlingen durch Teilnahme und Beobachtung selbst zu erfahren. Das Büro der Zeitung wurde damals von einer empörten Grazerin mit dem Vorwurf der Kinderarbeit konfrontiert. Diesem Vorfall wurde im „Megaphon“ eine Karikatur gewidmet (Abb. 4).¹²

Ein anderes irritierendes Erlebnis während meines kurzen Aufenthalts im „Megaphon“-Büro war die Diskussion eines österreichischen Mitarbeiters und einer deutschen Praktikantin über „afrikanische Mentalität“: Sie kritisierten das Benehmen der Kolporteurs, die häufig völlig unvorbereitete Grazerinnen mit Heiratsanträgen überraschten. Ein Nigerianer schaltete sich in dieses Gespräch ein. „Wenn du nicht bereit bist, einen Schwarzen

zu heiraten, bist du hier beim Megaphon völlig fehl am Platz“, warf er der Deutschen vor. Obwohl sie ihm erklärte, daß sie überhaupt nicht ans Heiraten dächte, blieb sie in seinen Augen eine Rassistin.

Die unterschiedliche Situation in Graz schlägt sich auch inhaltlich im „Megaphon“ nieder: Ein Schwerpunkt liegt auf Entwicklungszusammenarbeit, Schwarzafrika wird breiter Raum gegeben. Diese Thematik wird zum Teil von Flüchtlingen aus Nigeria behandelt, die schon in ihrer Heimat Journalisten waren. Dennoch ist „das Megaphon“ eine Grazer Stadtzeitung mit einem ausführlichen Kulturprogramm, Beiträgen über soziale Probleme in Österreich und häufigen Artikeln über die internationale Straßenzeitungsbewegung. Maria Laura Bono, die Initiatorin des Projekts, nahm, bereits ehe sie dieses Experiment wagte, Kontakt zum internationalen Netzwerk der Straßenzeitungen (INSP)¹³ auf. „Das Megaphon“ ist Mitglied dieser Vereinigung.

Heute gibt es fünf österreichische Straßenzeitungen: 1996 wurde in Linz „Kupfermuckn“ gegründet, die vierteljährlich erscheint. („Augustin“ und „das Megaphon“ erscheinen monatlich.) Im Juni 1996 wurde die erste Ausgabe der Zeitschrift „Alpenrausch“ in Innsbruck verkauft. Dieses Heft wird von Drogenkonsumenten herausgegeben. Die zweite Nummer ist noch in Vorbereitung.¹⁴ Die Salzburger Obdachlosenzeitung „Asfalter“ orientiert sich am „Augustin“. Seit Mai 1998 erscheint der „Asfalter“ mit einer Auflage von monatlich 10.000 Stück.

Jeder Stadt ihre Obdachlosenzeitung!

So lautet der Slogan der NASNA (North American Street Newspaper Association)¹⁵. Um dieses Ziel bis zum Jahr 2000 zu erreichen, schrieb Timothy Harris das Handbuch „How to Organize a Homeless Newspaper in Your Own City“ und stellte es ins Internet.¹⁶ Timothy Harris selbst gründete bereits zwei Straßenzeitungen, eine in Boston und eine in Seattle.

Die erste Straßenzeitung wurde 1989 in New York vom Rockmusiker Hutchinson Persons gegründet. Die weltweite Straßenzeitungsbewegung übernahm die Idee dieses Mannes, unterzog sie jedoch einer gründlichen Modifikation, denn das Modell dieser Zeitung „Street News“ war ein Kapitalismus ohne ethische Bindung. Den Inhalt dominierten Gedanken aus dem rechten politischen Lager. Persons propagierte eine libertäre Philosophie, klagte darüber, daß Liberale und Sozialisten die Nation schwäch-

ten und träumte von einem heroischen visionären Kapitalismus ohne Rücksichtnahme auf sozial Schwache. Ihm wird der Vorwurf gemacht, sich mit seinem Unternehmen auf Kosten der Obdachlosen bereichert zu haben.¹⁷

Auch innerhalb der Bewegung der Straßenzeitungen wird der Gegensatz zwischen einer aufklärerischen und einer ausbeuterischen Kolportage spürbar. Die Mehrheit der Straßenzeitungen distanziert sich jedoch vom Mißbrauch dieser Idee und bekennt sich zu einem Wohlfahrtskapitalismus, in dem jeder Profit den Armen zugute kommt. Die beiden Vereinigungen INSP und NASNA unterzeichneten entsprechende Erklärungen. Die Konkurrenz zwischen den Straßenzeitungen, die sich zu dieser Charta bekennen, wird verhindert, vielmehr werden schwächere oder neu gegründete Blätter finanziell, logistisch und auch politisch unterstützt. Daß die Kolporteurs die Hälfte des Erlöses der Zeitung erhalten, ist eine einheitliche Regelung. Auch die Verkäufer müssen sich an bestimmte Grundsätze halten: Während des Zeitungsverkaufs dürfen sie nicht alkoholisiert sein oder unter dem Einfluß von Drogen stehen. Sie müssen deutlich sichtbar einen Identitätsausweis tragen. Bei der Ausübung ihres Berufes ist ihnen das Betteln untersagt. Bei manchen Straßenzeitungen werden die Verkaufsplätze eingeteilt. Zumindest setzt die Organisation ihre Autorität ein, um Platzstreitigkeiten zu beseitigen.

Beim „Augustin“ (der kein Mitglied der INSP ist, aber an den Treffen der deutschsprachigen Straßenzeitungen teilnimmt¹⁸) gibt man sich liberal: Die Platzwahl ist frei. Zeitliche Vorgaben oder Reinlichkeits- und Höflichkeitsgebote gibt es hier nicht. „Wir muten der Gesellschaft die Sandler so zu, wie sie sind“, meint Max Wachter. Im Gegensatz dazu fielen mir im Büro der Grazer Straßenzeitung Zettel an der Wand auf, die auf bemerkenswerte Verbote hinwiesen: „Don't say: 'Hallo Chef!' Don't say: 'Hallo, schöne Frau!'“ Beim „Augustin“ nimmt man von einer weiteren Expansion Abstand, um das etwas anarchistische Modell beibehalten zu können. Das konträre Prinzip verfolgt die größte Straßenzeitung „The Big Issue“¹⁹, deren Ziel es ist, „big Business“ für die Obdachlosen zu machen. Hilfe zur Selbsthilfe lautet das Motto aller Straßenzeitungen. Doch die Geister scheiden sich, wie dieses Ziel zu erreichen sei. Eher kommerzielle Blätter gleichen sich dem „Mainstream-Journalismus“ an. Andere stellen aufklärerische Inhalte in den Vordergrund und pflegen einen alternativen Journalismus aus der Perspektive der deprivierten Menschen. Doch auch die auf-

klärerischen Zeitungen können nicht völlig auf Marktorientierung verzichten. Keinesfalls wollen sie, daß den Kolporteuren ihr Produkt nur aus Mitleid abgenommen wird. Dies würde mit Sicherheit das rasche Ende eines solchen Projekts bedeuten.²⁰

Timothy Harris warnt die Straßenzeitungsbewegung davor, sich auf Grund interner Differenzen spalten zu lassen. Er macht auf die Gefahr aufmerksam, die vom „Narzißmus der kleinen Differenz“²¹ ausgeht. Kooperation ist angesagt, gleichzeitig gelte es, jeden Mißbrauch auszuschalten.

Doch auch sozial-engagierte Initiativen müssen wachsam sein, um den individuellen Mißbrauch durch Obdachlose hintanzuhalten. Beim „Augustin“ wird die Entstehung eines „Submarktes“ beklagt: Sandler, die selbst nicht als Zeitungsverkäufer arbeiten, beschaffen sich die 20 Gratisexemplare, um sie an erfolgreiche Kolporteure weiterzuverkaufen.

Der erste Erfahrungsaustausch österreichischer Straßenzeitungen fand im Mai 1997 in Wien statt.²² Das Ergebnis des zweiten Treffens in Graz war die „Grazer Erklärung“:

Die Grazer Erklärung der österreichischen Straßenzeitungen

- 1. Wir sind gemeinnützige Initiativen, die durch die Herausgabe einer Zeitung niederschwellige Angebote zur Selbsthilfe bereitstellen.*
- 2. Unser Arbeitsstil ist von einem partnerschaftlichen Verhältnis zwischen allen Beteiligten geprägt, indem jede/r ihre/seine Fähigkeiten einbringt.*
- 3. Der Vertrieb der Straßenzeitung erfolgt fast ausschließlich durch den Straßenverkauf, dabei bleiben mindestens 50% des Verkaufspreises den VerkäuferInnen.*
- 4. Wir verstehen uns als Forum für Menschen, die wenig Einfluß auf die veröffentlichte Meinung haben, mit der Absicht öffentlichen Raum (Stadt-, Medien- und Kommunikationsraum) zu gewinnen.*
- 5. Wir unterstützen im Aufbau begriffene Straßenzeitungen, die diese Erklärung mittragen und sehen es als Selbstverständlichkeit, daß keine Straßenzeitung in das Verkaufsgebiet der anderen eindringt.*
- 6. Die österreichischen Straßenzeitungen werden die Zusammenarbeit intensivieren, u.a. in Form von Artikel- und Verkäufersaustausch. Weitere Treffen sind vorgesehen.*

Graz, 6. Mai 1998

Obdachlosigkeit als Element des Stadtbildes

Die internationale Kooperation der Obdachlosenzeitungen bringt ein erhöhtes Bewußtsein für die Verbreitung dieses Problems mit sich — sowohl bei den Betroffenen, als auch bei der breiteren Öffentlichkeit. Auf Grund der inhaltlichen Zusammenarbeit werden Informationen über die Situation Obdachloser in anderen Städten verbreitet. Während noch bis vor kurzem die Mehrheit der Betroffenen isoliert unter ihrem Scheitern litt, gewinnen Obdachlose durch die Straßenzeitungsbewegung, die freilich auch mit anderen Obdachloseninitiativen zusammenarbeitet, ein neues Selbstbewußtsein. Sie betonen stolz, daß Zeitungsverkauf Arbeit ist und kein Betteln.²³ Sie erkennen die globale Verbreitung und die strukturellen Ursachen ihres Problems. Heute gibt es weltweit mehr als 120 Straßenzeitungen. Obdachlosigkeit, ein Mißstand, der von vielen Stadtverwaltungen rein optisch kuriert wird, indem öffentliche Anlagen randgruppenfeindlich gestaltet werden und Obdachlose in verborgenen Anstalten betreut werden; dieser Mißstand wird sichtbar gemacht, schonungslos und aufdringlich. Berichte über die Situation Obdachloser in den Metropolen dieser Erde erzeugen ein globales Bewußtsein der Obdachlosen einerseits und andererseits ein allgemeines Verständnis dafür, daß Obdachlosigkeit als ein Element gegenwärtiger urbaner Kultur zu begreifen sei.²⁴ Das öffentliche Interesse wird auf urbane Randgruppen gelenkt. Der Trend ist, daß, wer sich für Stadtkultur interessiert, auch etwas über die Situation urbaner Randgruppen erfahren möchte.²⁵ In Amsterdam und Berlin bieten Clochards sogar Stadtführungen durch ihr Milieu an.

„Die Gründung eines Volkes“ dieser Titel eines Aufsatzes im „Augustin“ weckt das besondere Interesse jedes Ethnographen. Doch was sich dahinter verbirgt, ist keine seriöse wissenschaftliche Erörterung der Ethnogenese: „Smoky“, ein „Augustin“-Autor und Verkäufer der ersten Stunde, beschreibt seine sexuelle Erregung angesichts der Information, daß „in den USA die Obdachlosen zu 70% afroamerikanische Frauen unter 30 Jahren sind“. Dabei kam ihm der Gedanke, man könnte die Wiener Nichtseßhaften in die USA exportieren, um ein neues Volk zu begründen. Er hofft, aus solcher Paarung könnte eine neue Elite hervorgehen.²⁶ Auch diese Satire ist ein Hinweis auf die Ausbildung einer kollektiven Identität der Obdachlosen. In der Praxis entsteht eine Gemeinschaft der Unterprivilegierten durch die interurbane Kooperation der Straßenzeitungen, insbesondere durch die neuartige Idee des Verkäufertauschs²⁷ oder auf lokaler

Ebene durch Feste²⁸, Betriebsausflüge und andere Initiativen einzelner Zeitungsprojekte.

„Gibt es einen Unterschied zwischen den Straßenmenschen aus der reichen industrialisierten Überschuwelt wie Europa, Japan oder Amerika und den Obdachlosen aus den armen, unterernährten Entwicklungsländern von Afrika, Asien und Lateinamerika? Anders ausgedrückt: Gibt es eine Ungleichheit zwischen einem Menschen, der in den Straßen von London, Berlin, Paris, Moskau, Tokio, New York und Washington oder in den Slums von Johannesburg, Kapstadt, Harare, Bukarest, Bombay, Mexico City und Sao Paolo schlafen muss? Nein, da gibt es keinen Unterschied. Obdachlosigkeit bleibt Obdachlosigkeit. Innerhalb dieses Systems gibt es absolute Gleichheit“, schreibt Vicky Magwiro, ein Wirtschaftsstudent aus Zimbabwe, der ein halbes Jahr — nicht als Forschungsmethode sondern ganz und gar unfreiwillig — mit den Straßenmenschen von Wien lebte.²⁹ Magwiro vergleicht den internationalen Kampf gegen Obdachlosigkeit und Mietenwucher mit der Sklavenbefreiung. „Noch vor dem Ende des 20. Jahrhunderts wird es drei Millionen Obdachlose in den Ländern der EU geben. Genug Leute, um die Vision eines eigenen Obdachlosenstaates in Europa möglich zu machen.“³⁰

Exkurs über „Political Correctness“

Die Geschichte von der „internationalen Sandler-Kuppelei“ ist auch beispielhaft für den unbefangenen Stil der „Augustin“-Schreibwerkstatt. Ein diesjähriger Schwerpunkt des „Augustin“ lag auf dem vorherrschenden Schönheitsideal. In diesem Zusammenhang beflügelte auch die „Augustin“-Autoren der Geist der „Political Correctness“. Nichtsdestotrotz unterlief dem Karikaturisten eine peinliche Panne, indem er das Original „Gustl“ über die körperliche Schönheit älterer Damen lästern ließ.³¹ Eine anderes Vergehen, das eine Welle der Empörung unter den Leserinnen auslöste, war die Schilderung einer Phantasievergewaltigung einer jungen Personalchefin durch einen Arbeitslosen nach einem erfolglosen Bewerbungsgespräch.³² Die Ausländer- und Frauenfeindlichkeit sowie die Gewaltverherrlichung vieler obdachloser Autoren bereitet den „Augustin“-Herausgebern großen Kummer, wobei die beiden letzteren Komplexe eindeutig tiefer sitzen und in der Lebenswelt der Wiener Sandler eine große Rolle spielen. Die Fremdenfeindlichkeit der Verlierer unse-

rer Wohlstandsgesellschaft wird von Politikern des rechten Lagers gestützt (wiederholt brachten Kolporteur die Visitenkarte eines F-Politikers ins Büro), doch bei dieser Thematik konnten die Redakteure erfolgreichere Überzeugungsarbeit leisten als ihre ideologischen Gegner. Während man sich in der „Augustin“-Redaktion nicht allzu lange mit Debatten über „Political-Correctness“ aufhält³³, wohl aber später empörte Leserbriefe veröffentlicht, muß man hingegen in den USA wesentlich vorsichtiger sein. Dort löste der Aufsatz einer Obdachlosen, die so sehr unter der strengen Winterkälte litt, daß sie davon träumte, einen kleinen Baum zu fällen, um sich an einem Lagerfeuer zu wärmen, heftige Reaktionen aus: Ein Leser stornierte sein Abonnement mit der Begründung: Armen Menschen zu helfen ist eine Sache, Umweltschutz eine andere...³⁴

Kolportage als Form der Informalität

Nach diesem Exkurs wende ich mich dem zentralen Aspekt urbaner Obdachlosenzeitungen zu: Straßenzeitungen sind als niedrigschwellige Beschäftigungsmodelle dem informellen Sektor zuzuordnen, der in der Ökonomie moderner Städte der westlichen Welt durch Formalisierung in den Hintergrund gedrängt worden ist, im Gegensatz zu den Metropolen der „Dritten Welt“.³⁵ So wäre auch das Fehlen derartiger Projekte in Asien und Lateinamerika zu erklären — die einzige Straßenzeitung, die unter „Dritt-welt“-Bedingungen arbeitet, ist „Big Issue Kapstadt“ (aber die Situation osteuropäischer Obdachlosenzeitungen ist wahrscheinlich noch härter). Die Straßenzeitungen stellen einen Ersatz für einen unterentwickelten informellen Sektor dar.

Die Entstehung von Informalität in postindustriellen Gesellschaften wurde bisher meist im Zusammenhang mit Immigration diskutiert, als handle es sich um ein Phänomen des Imports einer fremden ökonomischen Kultur. Tatsächlich folgt sie aber aus strukturellen Bedingungen des fortgeschrittenen Kapitalismus, insbesondere wachsender gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Ungleichheit.³⁶

Die Kolportage entwickelte sich als informeller Bereich zu einer Nische für Einwanderer, und nicht umgekehrt. Als treibende Kraft standen hinter der Schaffung eines Ausnahmestatus der Kolporteur die Zeitungs-herausgeber.³⁷ In den Ländern der „Dritten Welt“ wird von fortschrittlichen Denkern das revolutionäre und demokratische Potential informeller Öko-

nomie gewürdigt.³⁸ In westlichen Sozialstaaten werden ähnliche Entwicklungen hingegen vorrangig als „ethnische Nischenökonomie“, von der eine Bedrohung sozialer Standards ausgeht, wahrgenommen und in ihrer Bedeutung verkannt. Arbeits- und Obdachlosigkeit sind Konsequenzen freier Marktwirtschaft und ein Versagen moderner Sozialpolitik. Hier ist die emanzipatorische Kraft der Informalität gefragt. In Kombination mit der Kolportage, deren Ursprünge in den revolutionären Bewegungen zu erblicken sind, kommt sie verstärkt zum Tragen. Der informelle Sektor hat einen Ausweg aus der verhängnisvollen Einbahnstraße anzubieten, die über Arbeitslosigkeit zu Obdachlosigkeit und Verelendung führt. Wer keinen Meldezettel besitzt, führt ein Schattendasein. Abgesehen von öffentlicher und privater Wohlfahrt kann sich sein Dasein nur mehr auf Schattenwirtschaft stützen. „Eine wesentliche Rolle beim Versuch, das Abgleiten in die Nichtseßhaftigkeit abzuwehren, spielt Arbeit außerhalb eines tarifvertraglich geregelten Beschäftigungsverhältnisses. Häufig genug ist dies ein illusionäres Unterfangen, denn der Übergang vom regulären zum Gelegenheitsarbeitsmarkt ist... eine der wesentlichen Karriereschleusen, die schließlich in die Nichtseßhaftigkeit führen. Der Wunsch vieler Betroffener nach einer sozial anonymen Existenz, z.B. auf Grund von Überschuldung, korrespondiert mit den Interessen illegal beschäftigender Arbeitgeber.“³⁹ Die Sozialprojekte der Obdachlosenzeitungen bieten die Vorteile der Informalität. Die Obdachlosen finden dabei Respekt und Anerkennung und werden nicht mehr so leicht Opfer ausbeuterischer Unternehmer (wie zum Beispiel als Leiharbeiter). Im Gegensatz zu den Immigranten unter den Kolporteuren besitzen die heimischen Randgruppen die Macht des Wortes.⁴⁰ Straßenzeitungen nützen das Menschenrecht der Pressefreiheit, um anderen Grundrechten, wie dem Recht auf menschenwürdiges Wohnen, zum Durchbruch zu verhelfen.⁴¹

Unpersonen an Nicht-Orten

Diese beiden Begriffe verweisen auf Erving Goffman und Marc Augé, deren Konzepte ich zur Interpretation der Situation obdachloser Zeitungsverkäufer verknüpfe. Unpersonen sind Menschen, deren Anwesenheit hierarchisch Höherstehende mehr oder weniger bewußt ignorieren.⁴² Im Fall von Außenseitern wie Bettlern und Obdachlosen ist die Tatsache des Nicht-Wahrnehmens mitunter eher peinlich, bei dienendem Personal verschafft sie Annehmlichkeit und gilt sie als vornehm. Daher werden auch

stärkere Anstrengungen zur Beseitigung irritierender Unpersonen unternommen. Beispielhaft für die Verunsicherung intakter Identität durch die bloße Existenz solch unerwünschter Unpersonen ist die Heftigkeit, mit der Marc Augé ihren Abstand zur gesellschaftlichen Normalität hervorhebt: „Diese Bettler sind das, was wir nicht sind, ein Beweis dafür, daß wir zumindest diese Negativität mit anderen teilen. Sie spielen nicht oder nicht mehr mit bei dem Spiel, dessen (juristische, künstlerische, moralische, ökonomische) Regeln wir akzeptieren. Ohne jeden Anker, mit der Welt nur noch durch den wenig zuverlässigen (zuweilen direkt auf den Boden geschriebenen) Text zu ihren Füßen verbunden, symbolisieren sie durch die Negation in geradezu schwindelerregender Weise das gesellschaftliche Ganze, erschreckend konkret, erschreckend ganz — schwarze Löcher in der Galaxis des Alltäglichen.“⁴³

Die moderne, technisierte, und hochmobile Lebensweise steigert auch die Zahl nicht-wahrgenommener Orte. Auch für diese Nicht-Orte ließe sich anhand des Prestiges, das sich daraus gewinnen läßt, daß man an ihnen verkehrt, eine Skala aufstellen.⁴⁴ Ein Großteil der Obdach- und Arbeitslosen fristet seine Zeit an den wenig prestigeträchtigen Nicht-Orten unserer Metropolen, Räumen, die bloß zum Transit bestimmt sind: U-Bahnstationen, Passagen und öffentlichen Parks, deren alltägliche Benützung im Gegensatz zu internationalen Flughäfen überhaupt keinen Imagegewinn bringen kann. In mittelalterlichen Städten war der Platz vor der Kathedrale der öffentliche Ort der Barmherzigkeit. Wo liegen die öffentlichen Orte der Barmherzigkeit in der Moderne?⁴⁵ Die Stadtplanung versucht jede zweckfremde Nutzung öffentlicher Anlagen durch menschenfeindliche Architektur zu verhindern. Randgruppenfeindliche Maßnahmen treffen nicht nur ihre erklärten strategischen Ziele sondern die Allgemeinheit.

Die österreichischen Straßenzetungen sind bestrebt, „öffentlichen Raum (Stadt-, Medien- und Kommunikationsraum)“ für Randgruppen zu gewinnen.⁴⁶ „Augustin“ wehrt sich gegen die Verdrängung von Randgruppen aus der Öffentlichkeit. Unter dem Motto „Bankraub“ gelang es medienwirksam, auf das Verschwinden von Sitzgelegenheiten aus dem öffentlichen Raum aufmerksam zu machen. Obdachlose transferierten eine geliehene Parkbank vor laufender TV-Kamera in eine U-Bahnstation.⁴⁷

Im Vergleich zu gewöhnlichen Sndlern sind selbst obdachlose Kolporteurs Privilegierte. Aber wenn sie einen Schlafplatz in einem Abbruchhaus oder einem Bahnhof suchen, wird ihnen keine bevorzugte Behand-

lung zuteil. Die Erfahrung vieler obdachloser Zeitungsverkäufer ist, daß ihnen bei der Ausübung ihres Berufs Lokalitäten offenstehen, zu denen ihnen sonst der Eintritt verwehrt bleibt. Ein Kolporteur berichtet aber, er hätte ein Lokal, das ihm bei seinem ersten „privaten“ Besuch wegen der freundlichen Bedienung gefallen hätte, auch beruflich aufgesucht. Nun hieß es jedoch: „Du stinkst!“⁴⁸ Immer wieder demonstrieren legitimierte oder selbsternannte Ordnungshüter den Obdachlosen, daß sie auch an ihren Standplätzen bestenfalls geduldet werden.⁴⁹ In einer Fußgängerzone wurden einem Kolporteur die ihm zu Füßen liegenden Zeitungen von einer städtischen Kehrmaschine „geschluckt“.⁵⁰

Einer der prominentesten Verkäufer ist Günther, ein Vagabund aus dem Burgenland, der als Seemann um die Welt kam. Er identifizierte sich bereits mit vielen Orten. Einer seiner Spitznamen ist „Günther Makedonin“. Nun eignete er sich einen urbanen Nicht-Ort an: „Dem lieben Günther vom Südtirolerplatz“ wurde an seinem Standplatz sogar die Urlaubspost seiner Fans zugestellt; Adresse: „Günther vom Südtirolerplatz, Wien“ mit falscher Postleitzahl. Im selben „Augustin“-Heft wird berichtet, wie ein Bediensteter der Wiener Verkehrsbetriebe den „Südtirolerplatz Günther“ von seinem Platz verweisen wollte.⁵¹

„Für einen festen Ort als Bühnenbild zum eigenen Auftritt sind Herrscher oft zu heilig und Hausierer zu profan“.⁵² Doch wenn ihnen ihre Zeitung zu Prominenz verholfen hat, verwandeln sie Nicht-Orte in Orte sozialer Identifikation, in anthropologische Orte.⁵³ Sie werden mit ihrem Verkaufsort identifiziert, selbst wenn ihre Bühne umstritten bleibt.

¹ Zur rechtlichen Situation der Zeitungskolporteurs siehe: Löschnigg, Günther, Heinz Wittmann: Gutachten - Rechtsfragen der Kolportage in Österreich. In: Hummel, Roman: „Krone!“ „Kurier!“ Soziale Lage und rechtliche Stellung der Zeitungskolporteurs (= Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft 9). Wien 1996, S. 89-150.

² Aus: Wiener Stadt- und Landesbibliothek (Hg.): Tagebuch der Straße. Geschichte in Plakaten. Ausstellungskatalog. Wien 1981, S. 33.

³ Vgl. Schenda, Rudolf: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770 bis 1910. Frankfurt a. M. 1970; sowie ders.: Die Lesestoffe der kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. München 1976.

⁴ Witzmann, Reingard: Wiener Typen. Historische Alltagsfotos aus dem 19. Jahrhundert. Dortmund 1982.

⁵ Wenn jemand eine historische Abhandlung erwartet hat, wird er von diesem zeitlichen Sprung überrascht sein. Meine Absicht ist jedoch nicht die detaillierte Darstellung einer Entwicklung, vielmehr möchte ich die markantesten Phasen vergleichend kontrastieren. Zur Geschichte der Kolportage in Österreich und insbesondere dem Phänomen des Zeitungsverkaufs durch Immigranten siehe: Fuchs, Bernhard: *Freundlich lächelnde Litfaßsäulen. Zeitungskolporteurs — Typisierung und Realität* (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien 12). Wien 1998.

⁶ Aus: *Standard*, 27.8.1996, S. 17. Diese Illustration erschien anlässlich der Publikation der Studie von Roman Hummel (wie Anm.1).

⁷ Siehe Fuchs (wie Anm.5), S.177f.

⁸ Siehe die Selbstdarstellung des „Augustin“: <http://www.augustin.bus.at/> sowie Augustin Extraausgabe, Hft. 32, August 1998; weiters: Gruber, Christoph: *Die gesellschaftliche Struktur alternativer Öffentlichkeit am Fallbeispiel der Wiener Obdachlosenzeitung AUGUSTIN. Armut offenbart sich ihr mit Gesicht und Stimme. Eine LeserInnenumfrage*. Dipl. Arb. Univ. Wien 1997; Maier, Thomas: *Sozialarbeit und Öffentlichkeitsarbeit mit Obdachlosen. Dargestellt am Beispiel der Obdachlosenzeitung „Augustin“*. Sozak. Dipl. Arb. Wien 1998; Kogler, Bettina: *Ein Porträt der ersten österreichischen Obdachlosenzeitung. Der „Augustin“ ist mehr als eine Zeitung...* Dipl. Arb. Univ. Wien 1998. Seit ein paar Monaten gibt es auch „Radio-Augustin“, doch im Zentrum des Projekts steht nach wie vor das Print-Medium. Am 29.1.1998 gab mir Max Wachter, „gelernter Ofensetzer und Fliesenleger“, freier Journalist, und Mitbegründer des „Augustin“ ein ausführliches Interview. Als Wiener kenne ich keine Straßenzzeitung mit ihrem gesamten Team so gut wie den „Augustin“. Aus diesem Grund steht er im Zentrum meiner Überlegungen.

⁹ Zur Literatur von Nichtseßhaften siehe Atze, Marcel: *Literatur von Nichtseßhaften als volkscundliche Quelle*. In: Kuntz, Andreas (Hg.): *Lokale und biographische Erfahrungen: Studien zur Volkskunde*. Münster, New York 1995, S. 227-239. In Deutschland gab es bis zur Machtergreifung der Nazis eine starke literarische Szene von Nichtseßhaften. Nach dem ersten Weltkrieg kam es sogar zur Gründung einer eigenen Zeitschrift, hier S.230.

¹⁰ Rekordmonat war November 1998 mit 45.000 verkauften „Augustin“-Exemplaren.

¹¹ Siehe die Begleitbroschüre: *Megaphon: Straßenzzeitungen weltweit*. Eine Ausstellung in Kooperation mit dem steirischen Herbst. Kuratorin: Maria Laura Bono. 8.-31. Mai 1998. Palais Attems. Graz 1998; weiters Bono, Maria Laura: *Straßenzzeitungen in Österreich*. In: *Das Megaphon*, Nr. 33, 4. Jg., Juni 1998, S. 10; und ohne Autor: *Straßenzzeitungen: Lauter Partner*. In: *Augustin* Hft. 30, Juni 1998, S. 4. Zum Megaphon siehe auch: Bono, Maria Laura: *Das Megaphon — die erste Straßenzzeitung der Steiermark* (=Kummer-Institut-Schriften 3). Graz 1995, S. 12-19.

¹² Aus: *Das Megaphon*, Nr. 34, 4. Jg., Juli 1998, S. 9.

¹³ INSP, das International Network of Streetpapers mit Sitz in London wurde 1994 gegründet. <http://www.bigissue.com/insp/index.htm>.

¹⁴ Seit Dezember 1998 gibt es die Tiroler Straßenzzeitung „Zwanzger“. Sie erscheint in einer Auflage von 7.000 Stück.

¹⁵ Die NASNA wurde 1996 gegründet.

¹⁶ Harris, Timothy: How to Organize a Homeless Newspaper in Your Own City; siehe: <http://www.realchangenews.org/activism/act-Organize.html>

¹⁷ Ders.: Strength in Unity. Speech at the founding conference of the North American Street Newspaper Association, held in Seattle on Sept. 11-14, 1997. http://www.speakeasy.org/real-change/fea_nasnaspch.html; vgl: Jeeroburkhan, Jameela: Word and Visions from the Street. In: The McGill Daily Culture, March 6-12, 1997; siehe: <http://www.speakeasy.org./nasna/McGillcoverage.html>.

¹⁸ Vgl. Der Standard, 4.1.1997, S. 7.

¹⁹ 1991 als die erste europäische Straßenzeitung in London von John Bird gegründet. Heute erscheinen 7 Ausgaben auf 4 Kontinenten: The Big Issue — London, The big Issue Cymru, The Big Issue of the North, The Big Issue Scotland, The Big Issue Cape Town, The Big Issue Australia, The Big Issue — Los Angelos. Dabei handelt es sich um unterschiedliche Unternehmungen.

²⁰ Ein E-mail-Schreiber beschwerte sich beim „Augustin“ über den Tonfall der Selbstbeschreibung des Heftes. Darin würde man sich zu sehr der Leistungsgesellschaft anbieten (Augustin, Hft. 35, November 1998, S. 4).

²¹ Siehe Harris (wie Anm.16). Mit diesem Terminus beschreibt Sigmund Freud das Phänomen, „daß gerade benachbarte und einander auch sonst nahestehende Gemeinschaften sich gegenseitig beföhden und verspotten“: Das Unbehagen in der Kultur. In: Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur und andere kulturtheoretische Schriften. Frankfurt a. M. 1996, S. 29-108, hier S. 78f.

²² Ohne Autor: Über Alpenrösche und Höhenflüge. In: Augustin, Hft. 19, Juni 1997, S. 6.

²³ Beim „Augustin“ hat man bereits Bedenken, weil obdachlose Kolportiere sich allzu schnell zu abfälligen Bemerkungen über Bettler hinreißen lassen. Daß Zeitungverkäufer auf andere Obdachlose herabschauen, war wirklich nicht beabsichtigt. Doch ist dies auch ein deutlicher Hinweis auf die Hegemonie der strengen Arbeitsethik unserer Gesellschaft, der sich selbst deviante Gruppen nicht entziehen können. Zum Thema „Arbeit und Sandler“ vgl. Girtler, Roland: Vagabunden in der Großstadt. Teilnehmende Beobachtung in der Lebenswelt der „Sandler“ Wiens (= Soziologische Gegenwartsfragen 44). Stuttgart 1980, S. 56-63. Girtler allerdings betont das Anliegen vieler Sandler, ihre Distanz zur Arbeit positiv zu deuten und demonstrativ hervorzukehren. De facto übernehmen aber dieselben Personen immer wieder Gelegenheitsarbeiten. Girtler führt die unbefriedigende Qualität dieser Jobs als einen Grund für die „Arbeitsscheu“ der Sandler an. Zu diesem Thema gibt es auch zwei aktuelle Magisterarbeiten: Hetscher, Elke: Straßenzeitung „motz“. Reintegrationschance oder die „schnelle Mark“? Humboldt-Univ. Berlin 1998; sowie Beckhusen, Sylvia: Arbeit statt betteln: Vom mittelalterlichen Almosen zur Obdachlosenzeitung. Eine international vergleichbare Studie. Univ. Bremen 1998.

²⁴ Vgl. Schnepfen, Anne: Die unsichtbaren Schachtelmenschen. In: FAZ, Nr. 198, 27. August 1998, S. 11; ein Artikel über die Obdachlosen von Tokio.

²⁵ Zahlreiche Obdachlosenzeitungen stellen auch eigene Home-Pages ins Netz.

²⁶ Smoky: Die Gründung eines Volkes. In: Augustin, Hft. 25, Jänner 1998, S. 21.

²⁷ Punkt 6 der „Grazer Erklärung“.

- ²⁸ Der „Opferball“ des „Augustin“, ein Alternativprogramm zum Wiener Opernball, zog 1998 die internationale Aufmerksamkeit der Medien auf sich.
- ²⁹ Sein empfehlenswertes Buch über seine Erfahrungen als Obdachloser in Wien wurde im Rahmen des „Augustin“-Projekts in der „Uhudler-Edition“ herausgegeben: Magwiro, Vicky Wilson R: *Good Night Vienna*. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Weidinger. Wien 1998, zit.n. S. 24f.
- ³⁰ Ebda, S.90 schreibt Vicky Magwiro in einer der utopischen Passagen seines Buchs. Mir erscheint diese Vision einzig als Ausdruck eines Wir-Bewußtseins interessant.
- ³¹ Die Kritik an dem als „Partyrassismus“ bezeichneten Schönheitsideal enthielt auch eine sehr heftige persönliche Attacke gegen einen Journalisten von der Stadtzeitungs-Konkurrenz „City“. In dieser seit längerem geführten Auseinandersetzung herrscht in beiden Blättern ein rüder Ton; siehe Augustin, Hft. 33, August 1998f.
- ³² Eha: Mein zerknüllter Schatten. In: Augustin, Hft.32, August 1998, S. 22; Leserbrief im September-Heft, S. 10. Der Kommentar der Redaktion endet: „Wir bedanken uns für die Reaktion und sind einer weiteren Diskussion nicht abgeneigt.“
- ³³ Allerdings kritisierte eine Linguistin bereits die häufige Verwendung des politisch-korrekten Suffix „Innen“ im „Augustin“ als störend, ermüdend und sprachlich falsch (Leserbrief im Augustin, Hft. 19, Juni 1997, S. 12).
- ³⁴ Dum, Larry: Papers for Homeless Offer Needy a Leg Up. In: *New York Times*, March 31, 1997, siehe <http://www.speakeasy.org./nasna/NYcoverage.html>
- ³⁵ Komlosy, Andrea u.a. (Hg.): Ungeregelt und unterbezahlt. Der informelle Sektor in der Weltwirtschaft (= Historische Sozialkunde 11). Wien 1997.
- ³⁶ Vgl. Sassen, Saskia: Informalisierung in den Global Cities der hochentwickelten Marktwirtschaften: hausgemacht oder importiert? In: Komlosy (wie Anm.35), S. 235-248, hier S.247: „Informalisierung ergibt sich als ein Komplex von flexibilitätsmaximierenden Strategien, zu denen Individuen und Firmen, Konsumenten und Produzenten in einem Kontext sich verschärfender Ungleichheit von Einkommen und Rentabilität Zuflucht nehmen. Die Expansion der informellen Ökonomie legt es nahe, unser Augenmerk auf die wachsende Diskrepanz im Verhältnis zwischen neuen ökonomischen Tendenzen und einem Regulierungsrahmen zu richten, der aus einer vergangenen Zeit stammt“.
- ³⁷ Hiez Fuchs (wie Anm.5), S. 46-49. Im Fall der Einwanderer-Kolporteurs ist es auf Grund der starken offiziellen und inoffiziellen Regulierung strittig, ob man hier noch von Informalität sprechen sollte. Die Obdachlosen-Kolportage im Fall des „Augustin“ hingegen entspricht in jeder Hinsicht dem informellen Sektor. Beim „Augustin“ werden ganz bewußt keine individuellen Daten erhoben; es werden keine Aufzeichnungen über die Umsätze einzelner VerkäuferInnen gemacht. Man bekennt sich ganz bewußt zur Informalität. Wegen der ungleichen Verteilung des Vertriebs würden bei völliger Transparenz wahrscheinlich für manche Verkäufer Sozialhilfe und Arbeitslose eingestellt werden. Auch die steuerrechtliche Verantwortung liegt bei den Verkäufern selbst. Zuerst wurde die Zuordnung der Kolportage in den informellen Sektor durch Helga Leitner erörtert: *Informal work in the streets of Vienna: the foreign newspaper vendors*. In: *Space, Populations, Societies*. 1990/2, S. 221-229.
- ³⁸ Z.B. De Soto, Hernando: *Marktwirtschaft von unten. Die unsichtbare Revolution in Ent-*

wicklungsländern. Übersetzung aus dem Spanischen durch Albert Jörimann. Zürich, Köln 1992.

³⁹ Giesbrecht, Arno: *Wohnungslos, arbeitslos, mittellos. Lebensläufe und aktuelle Situation Nichtseßhafter*. Opladen 1987, S. 23.

⁴⁰ Manche „Augustin“-Kolporteurs beweisen großes Verkaufsgeschick, reimen lustige Sprüche, singen „Kaufrufe“ und halten Kunden und Passanten mit Scherzen bei Laune, andere treten eher introvertiert auf und verhalten sich passiv. Die Kolportage gibt manchen Gescheiterten ihr Selbstbewußtsein zurück. Die Verkaufsstrategien der Kolporteurs betonen meist nicht die Ware, sondern die menschliche Kundenbeziehung und die Originalität des Verkäufers. Das bedeutet, daß dieser bestrebt ist, „sich selbst gut zu verkaufen“.

⁴¹ 1984 erklärte die UNO das „Wohnrecht“ als unveräußerliches Menschenrecht. 1987 war das UN-Jahr der Obdachlosen.; siehe Magwiro (wie Anm.29), S. 89f.

⁴² Goffman, Erving: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. Aus dem Amerikanischen von Peter Weber-Schäfer. Vorwort von Ralf Dahrendorf. München 1983.

⁴³ Augé, Marc: *Ein Ethnologe in der Metro*. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Frankfurt a. M. — New York 1988, S. 71. Augé irritiert besonders die Tatsache, daß die Verpflichtung zur Gegengabe in eine „schiere Verpflichtung des Gebens“ verwandelt wird. Daher lösen die „stummen Bettler“ größere Ängste aus als jene provokanten, die jeden Passanten zum Symbol des Wohlstands erklären, von dem sie frech ihren Tribut fordern (Augé wie oben, S. 70f.). Die schweigenden Unpersonen zählt Augé bereits zu den Toten (!), eine Gabe an sie betrachtet er als ein Opfer an die Toten (ebda.). Solche Ethnologie aus der Warte des Durchschnittsbürgers erscheint mir ziemlich unsensibel. Ist nicht das Verstehen fremder Lebensweisen die Kompetenz des Ethnologen?

⁴⁴ Augé, Marc: *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. Aus dem Französischen von Michael Bischoff. Frankfurt a. M. 1994, S. 123: Augé spricht von „den weniger prestigeträchtigen Nicht-Orten wie den Supermärkten, an denen in der Mehrzahl Frauen verkehren“.

⁴⁵ Hiezu Sennett, Richard: *Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds*. Aus dem Amerikanischen von Reinhard Kaiser. Frankfurt a. M. 1991; weiters: Schindler, Norbert: *Die Entstehung der Unbarmherzigkeit. Zur Kultur und Lebensweise der Salzburger Bettler am Ende des 17. Jahrhunderts*. In: Ders.: *Widerspenstige Leute. Studien zur Volkskultur der frühen Neuzeit*. S. 258-314. Öffentliche Barmherzigkeit wird heute vor allem in den Medien inszeniert. Barmherzigkeit existiert fast ausschließlich in institutionalisierter Form. Almosen sind zentrales Element traditionaler Wirtschaftsethik; in der Moderne sind sie jedoch verpönt. Bisweilen werden „edle“ Spender von Personen angefeindet, die Bettler lieber zur Zwangsarbeit verpflichten würden.

⁴⁶ Punkt 4 der „Grazer Erklärung“.

⁴⁷ Augustin, Hft. 35, November 1998, S. 8.

⁴⁸ Horstl: *Neulich hinterm Stephansplatz*. In: Augustin, Hft. 28, April 1998, S. 20.

⁴⁹ Um interne Konkurrenz einzuschränken, können Kolporteurs im „Augustin“-Büro ihre Stammplätze für bestimmte Zeiten „reservieren“ lassen. Es gibt auch mobile Verkäufer, die Lokale aufsuchen (in der Sprache der „anderen“, kapitalistischen Kolportage: „Läufer“).

⁵⁰ Augustin, Hft. 22, Oktober 1997, S. 3.

⁵¹ Siehe Augustin, Hft. 24, Dezember 1997, S. 6f. und Augustin, Hft. 33, September 1998. Der „Südtirolerplatz-Günther“ half einem Mädchen von den Drogen loszukommen, indem er sie zum „Augustin“ holte. Siehe Augustin, Hft. 28, April 1998, S. 3.

⁵² Goffman (wie Anm.42), S. 24.

⁵³ Zum „anthropologischen Ort“ siehe Augé (wie Anm.44), S. 53-89. Die betonte „Originalität“ der Verkäufer, die Benennung der Zeitung nach einer bekannten „Volkstypen“, und die Häufigkeit von Dialekttexten suggerieren Authentizität und Tradition. Auch in diesem Sinn scheint mir der Begriff „anthropologischer Ort“ für ihren Standplatz gerechtfertigt.

Gunter Dimt, Linz

Städtische Strukturen am Beginn der Neuzeit

Das Thema „Stadtvolkskunde“ war bis vor nicht allzu langer Zeit unter Volkskundlern nahezu tabu und wurde meines Wissens in Österreich nur von Hans Commenda in größerem Umfang aufgegriffen, der 1958 die zweibändige Volkskunde der Stadt Linz veröffentlichte.¹

Daß die „Urbanen Welten“ bisher das Thema primär von Historikern, Archäologen, Kunsthistorikern und Siedlungsforschern waren, wird nicht überraschen — ist doch der städtische Ballungsraum mit dem Sitz der Herrschaft, der Verwaltung, der hohen Geistlichkeit und des Bildungsbürgertums zugleich die Quelle unserer geschichtlichen, kunst- und kulturgeschichtlichen Informationen. Da bleibt für Volkskundler nur in Randbereichen Platz — so meinte man. Erst neuentdeckte Wissenschaftszweige wie beispielsweise die Realienkunde des Mittelalters, die Mittelalter- und Neuzeitarchäologie oder die Arbeitervolkskunde haben gezeigt, daß nicht nur für Gegenwartsvolkskundler, sondern auch für jene ein immenses Feld an bisher weitestgehend unbeachteten Fakten und Problemen gegeben ist, die sich mit den historischen Wurzeln des Volkslebens in der Stadt beschäftigen.²

Im Rahmen dieses kurzen, einführenden Beitrages können nur einige wenige Beispiele aufgezeigt werden, die gleichsam stellvertretend für das breite Spektrum volkskundlich relevanter Aspekte stehen sollen.

Die hochmittelalterliche Entstehungsgeschichte des Städtewesens in Österreich wird als grundsätzlich bekannt vorausgesetzt³, weshalb der Einstieg gleich im ausgehenden 15. Jahrhundert erfolgen soll, jener Epoche,

die allgemein dem Spätmittelalter zugerechnet wird. Dieses und der Übergang zu neuzeitlichen Strukturen bieten bereits eine Quellenlage, die den Volkskundler auf den Plan rufen sollte. Die Regierungszeiten Friedrich III., Maximilian I. und Ferdinand I. kennzeichnen ungefähr diesen Übergang vom ausgehenden Mittelalter bis zur frühen Neuzeit, der infolge seiner wirtschaftlichen Prosperität, der relativen Stabilität und des Aufkommens wichtiger Erfindungen zu einem Wandel im Städtewesen führt, der in den historischen Stadtkernen auch heute noch nachvollziehbar ist.

Ein wichtiges Element für das Entstehen der Stadtkerne, von deren Randbereichen und der Vorstädte war von jeher die soziale Schichtung, die Sozialtopographie.⁴ Dieses Phänomen ist bis weit in das 19. Jahrhundert zu beobachten und wird erst in diesen Jahrzehnten ins Gegenteil verkehrt, wo die einst den Patriziern und Handelsbürgern vorbehaltenen Kernbereiche vielfach zu abgewohnten Gastarbeiterquartieren werden und die von der Forschung so gut wie nicht wahrgenommenen Vorstädte, nahezu unbemerkt, neuen, zum Teil völlig anders gearteten Strukturen Platz machen mußten.⁵

Die ausgeprägte Sozialtopographie innerhalb der städtischen Ballungszentren war ein das Stadtbild und die Bautätigkeit mitbestimmender Raster, der in allen Stadt- und Marktgrundrissen seine Entsprechung hat: Dem Patriziat, den Handelsbürgern und den ratsfähigen Gewerbebürgern ist der Markt- oder Stadtplatz vorbehalten, die gewerbetreibenden Mitbürger müssen auf kleineren Parzellen in den Seiten- und Randgassen hausen und behauste Hilfskräfte bewohnen in der Regel kleine Häuschen in den Vorstädten oder Vormärkten. Allerdings muß man berücksichtigen, daß standortbedingte Gewerbe aus diesem Schema herausfallen: Lederer und Gerber sind durchaus angesehene Gewerbebürger, doch liegen ihre Wohn- und Betriebsstätten nicht zuletzt wegen der Geruchsbelästigung außerhalb der Stadtkerne am Wasser. Ebenso sind Gewerbe, die mit Feuer arbeiten, also Schmiede und Hafner, außerhalb der Mauern zu finden. So geht beispielsweise der erste urkundliche Nachweis von Hafnern in Steyr auf die Erwähnung eines Brandes zurück, der 1302 bei einem Hafner ausbrach und den ganzen Ortsteil Ennsdorf in Schutt und Asche legte.

Zwei Beispiele für Zentrum, Randbereich und Satellitenbebauung auf Grund sozialtopographischer und berufsbedingter Ursachen sollen das oben Erwähnte illustrieren:

1.) der bis 1779 bayrische und seither zu Oberösterreich gehörige Markt Obernberg am Inn (Bez. Schärding, OÖ.)

Während im Markt die Handelsbürger, Schiffmeister und Eigentümer der Braugasthäuser den repräsentativen Platz beherrschten, wurde der Vor-



Obernberg am Inn, Skizze des Marktes mit historischer Sozialstruktur, Bearbeitung und Zeichnung G.Dimt

markt am Innufer von den Schiffleuten dominiert. Am Gurtenbach hingen und an einem abgeleiteten Fluder saßen die wasserabhängigen Gewerbetreibenden, daneben auch noch Bauhandwerker. Im südlichen Vormarkt bildeten die behausten Tagelöhner ein eigenes Viertel.

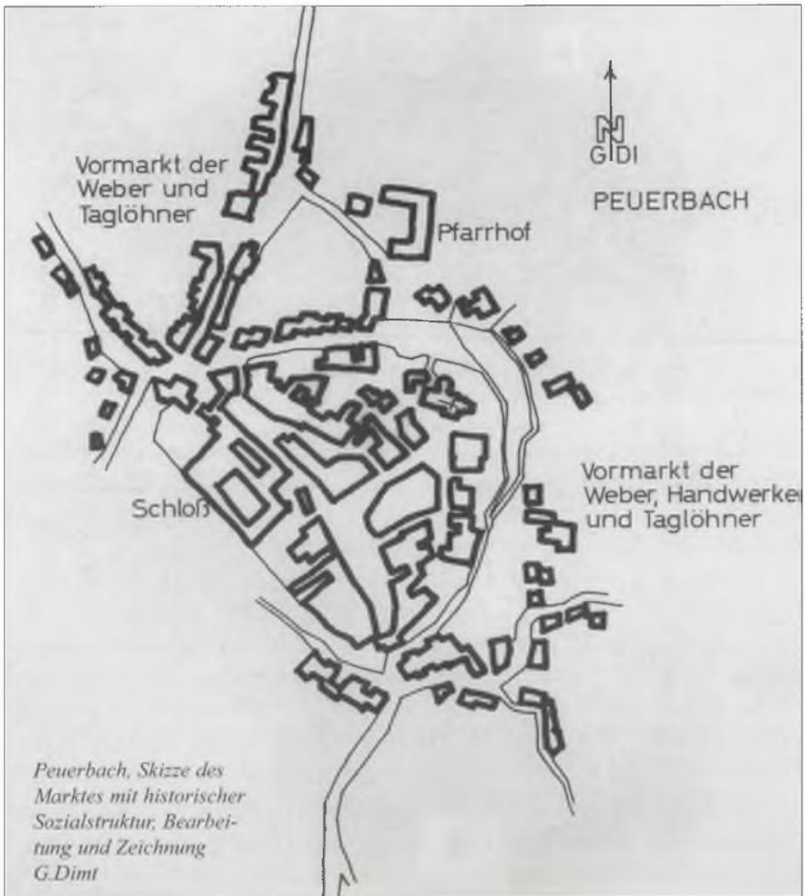
Korrespondierend zu dieser Einteilung des Ortsraumes nach sozialtopographischen Gesichtspunkten erfolgte auch eine Strukturierung des Bauvolumens: im Marktzentrum fanden sich überwiegend massiv gebaute zwei- oder dreigeschoßige Häuser mit dem Zeitgeschmack entsprechend reich gegliederten Fassaden, im Vormarkt der Schiffleute und im Vormarkt der Handwerker überwiegend massiv gebaute ein- bis zweigeschoßige Häuser, im Viertel der Tagelöhner überwiegend eingeschößige Holzhäuser.⁶

Diese Einteilung in verschiedene Haustypen beschränkt sich selbstverständlich nicht auf das hier genannte Beispiel Obernberg, sondern ist ein grundsätzliches Phänomen, das eine, wenn auch auf ganz anderer Ebene

liegende Entsprechung bei den Bauernhäusern hat, deren Typisierung nach Betriebsgrößen von der volkskundlichen Hausforschung bisher meist übersehen wurde.⁷

2.) der Markt (seit 1995 Stadt) Peuerbach (Bez. Grieskirchen, OÖ.)

Das klar erkennbare Ortszentrum war bis zum Bauernkrieg 1626 ummauert⁸, zwei Tore führten in den Markt. Die Vormärkte legten sich fast ringförmig um das Zentrum, nur das zum Schloß gehörige Areal im Südwesten blieb ausgespart. Dem bereits bekannten Schema folgend, war das



Zentrum von den Handels- und Gewerbebürgern besetzt, in den Vormärkten saßen die „Feuergewerbe“ (Schmied, Hafner), die Handwerker und Tagelöhner. Auffallend ist die Gruppierung von Webern bereits im ausgehenden 16. Jahrhundert⁹, deren Zahl nach den Wirren des Bauernkrieges von 1626 und dem vehementen Einsetzen der Gegenreformation noch sprunghaft anstieg. Da zahlreiche Bürger, die sich zum evangelischen Glauben bekannten, den Ort verlassen mußten¹⁰, kam es vorübergehend sogar zu einer Umstrukturierung der Sozialtopographie in der Mitte des 17. Jahrhunderts, als Handwerker und Weber auch das Zentrum besetzten. Allerdings konnten sie sich hier wegen des wirtschaftlichen Niedergangs infolge der oben angesprochenen Ereignisse nicht lange halten, sodaß am Beginn des 18. Jahrhunderts die angestammte soziale Ordnung in der Topographie des Ortes wiederhergestellt war. Ein Vergleich von Photoaufnahmen des ausgehenden 19. Jahrhunderts aus dem Bereich des Zentrums und der Vormärkte illustriert den bis ins 20. Jahrhundert andauernden Unterschied zwischen Markt und Vormarkt sehr anschaulich:

Mit der wirtschaftlichen Potenz als Grundlage für die Bausubstanz ist der jeweilige Standard in der Entwicklung der Bautechnik und der Wohnkultur gekoppelt. Es kann nicht überraschen, daß die Patrizierhäuser früher



Peuerbach, Marktzentrum, anonyme Photographie um 1900, Bautenarchiv G.Dimt



Peuerbach, Straße im Vormarkt, anonyme Photographie um 1900, Bautenarchiv G.Dimt



Peuerbach, Häuser im Markt, anonyme Photographie um 1900, Bautenarchiv G.Dimt



Peuerbach, Haus im Vormarkt, anonyme Photographie um 1900, Bautenarchiv G.Dimt

einen dem jeweiligen Zeitgeschmack und den Wohnbedürfnissen entsprechenden Standard erreicht haben als die Handwerker- oder Tagelöhnerhäuser.

Generell ist ab dem 15. Jahrhundert das „Versteinern“ der Bausubstanz in den Städten eingetreten. War in der Gründungsphase der Städte das „feste Haus“ noch ein herrschaftliches Privileg, wurde die Errichtung mas-



Tafelbild „Heimsuchung“, anonymer Meister, um 1480, Stiftsammlungen St. Florian (Foto Max Eiersebner†)

siver Bauten zu Ende des Mittelalters verpflichtend. Man erinnere sich an die realienkundlich so wichtigen Tafelbilder des ausgehenden 15. Jahrhunderts, auf denen – vorbehaltlich aller Spekulationen hinsichtlich der Detailreue — erkennbare Holz- oder Fachwerkbauten nur mehr sporadisch, offenbar als — wie wir heute sagen würden — nostalgische Attribute in Erscheinung treten. Dennoch sind sie Hinweise auf die hochmittelalterliche bauliche Vergangenheit.

Das Tafelbild des Schottenmeisters mit der Heimsuchung Mariä, mit dem Blick in die Wiener Kärntnerstraße und dem Fachwerkhau, ist ein bekanntes Beispiel dieser Art. Mindestens ebenso aufschlußreich ist das Tafelbild eines unbekanntenen Meisters in der Galerie des Stiftes St. Florian, die Heimsuchung Mariens darstellend. Der Einblick in zwei Straßenzüge

mit allen architektonischen Accessoires der Zeit um 1500 wie Fachwerkaufbauten, Erker und Blendmaßwerk erinnert an die berühmte Beschreibung Wiens durch Aeneas Silvius Piccolomini.¹¹

Unzweifelhaft dokumentarischen Charakter haben zwei Aquarellblätter Albrecht Dürers, die anlässlich seiner ersten Italienreise 1494/95 entstanden sind und die eine Stadtsilhouette von Innsbruck mit einem schmalen Fachwerkhaus, bzw. den Innenhof der Innsbrucker Burg mit Gebäudetrakten in Fachwerkbauweise zeigen. Es würde im Rahmen dieser kurzgefaßten Übersicht zu weit führen, alle Hinweise auf spätmittelalterliche Dokumentationen von Restbeständen altartiger Ständerbauweisen anzuführen. In Österreich gibt es — mit Ausnahme Vorarlbergs — nur mehr Spuren von Realobjekten, die Holzbautechniken, die bis in das Mittelalter zurückverfolgt werden können, repräsentieren.

Allerdings sind diese umso interessanter, weil sie zugleich Einblicke in Wohnsituationen vermitteln, die ab dem 16. Jahrhundert abgekommen sind. So konnten beispielsweise Elemente frühneuzeitlicher Stubenvertäfelungen in Waidhofen a.d.Ybbs und Eferding gefunden werden, die nicht nur die Stubenkultur des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts skizzieren, sondern auch, wie im Falle des Eferdinger Beispiels, Hinweise auf die eben erst abgekommene Holzständerbauweise liefern.¹²

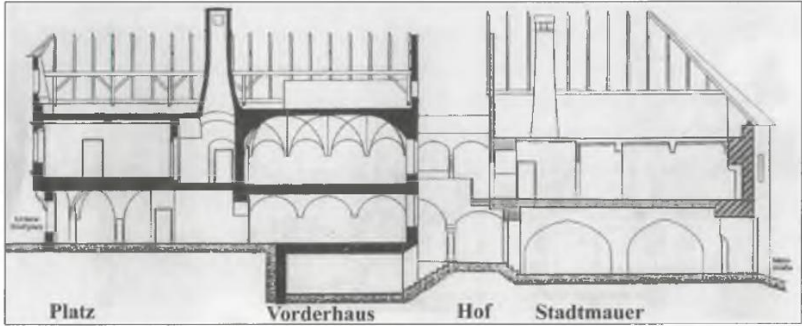
Zugleich mit dem Übergang vom Holz- zum Steinbau erfolgte die Verbauung der noch unverbaut gebliebenen Restflächen in der Stadt. Vor



*Rekonstruktion
der Stube in einem
Eferdinger Bür-
gerhaus.*

*Bauaufnahme und
Zeichnung G.Dimt*

allein die zwischen den Hintergassen und der Stadtmauer aus wehrtechnischen Gründen freigehaltenen Flächen wurden nun mit Hinterhäusern verbaut und die Stadtmauern in die Hausaußenwände integriert.¹³



Waidhofen a.d. Ybbs, Haus Unterer Stadtplatz 33,
Längsschnitt, Bauaufnahme und Zeichnung G. Dimt

Die sprunghafte Weiterentwicklung der Angriffswaffen machte das aus dem Mittelalter stammende Mauersystem überflüssig und führte zur Entwicklung des frühneuzeitlichen bastionären Fortifikationssystems, das in Oberösterreich nur in den beiden bis 1779 bayrischen Grenzstädten Braunau und Schärding — ausgerichtet gegen Österreich — voll ausgebaut war.¹⁴

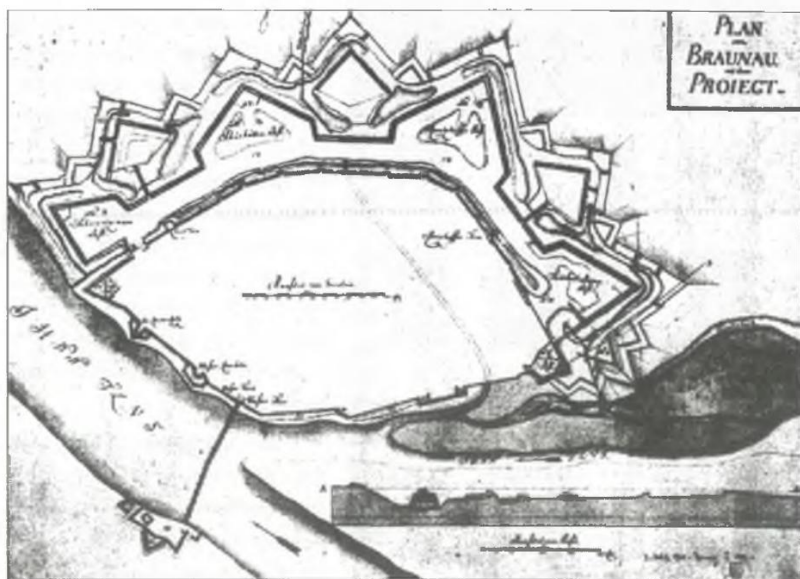
Für die Entwicklung der Städte waren derartig großflächig angelegte Befestigungssysteme von einschneidender Bedeutung. Zunächst mußten bei der Schaffung der Glacis, Erdwerke und Bastionen die vorhandenen Vorstädte geschleift werden, was sich auf die oben erwähnte sozialtopographische Ausrichtung des Stadtgefüges erheblich auswirken mußte. Mindestens ebenso gravierend war aber die fehlende Ausweitungsmöglichkeit im Innenstadtbereich. Schon die mittelalterlichen Mauern waren für allfällige Erweiterungen hinderlich, doch bestand immerhin die Möglichkeit, von innen und von außen nahe an die Mauer heranzubauen.¹⁵ Erst nach der Schleifung der Erdwerke in napoleonischer Zeit kam es zu einer Renaissance der Vorstädte, zu einem sozialtopographischen und baulichen Neubeginn.

Dem oben aufgezeigten, aus Herkunft, Stand und Beruf resultierenden Raster entsprechend, gliedert sich auch die Bausubstanz in durchaus unter-

schiedliche Haustypen. Da auf dieses Phänomen bereits mehrmals hingewiesen wurde und die wichtigsten innerstädtischen Typen auch in Aufmaßzeichnungen publiziert wurden¹⁶, ist hier eine abermalige Aufzählung nicht nötig.

Nicht unerwähnt bleiben sollen Modetendenzen, die unabhängig von den Erfordernissen der Wirtschafts- und Baustrukturen die Stadtbilder geprägt haben und denen auch heute noch nachgespürt werden kann.

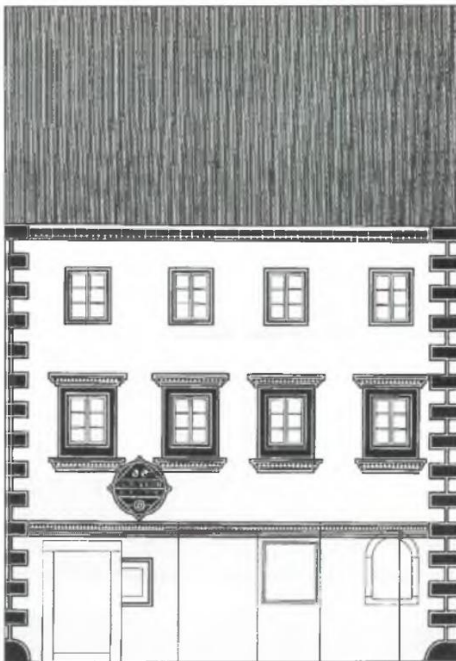
So waren beispielsweise die hohen Vorschußmauern, hinter denen sich die spätmittelalterlichen Steilgiebel oder die Grabendächer des 16. Jahrhunderts verbargen, ursprünglich das Produkt von Feuerordnungen zum Schutz der Nachbarhäuser. Die hohen Mauerwerksflächen, die vor allem im Bereich der Dachgeschoßzone kaum durch Fensteröffnungen unterbrochen wurden, luden zur Anbringung von Zierelementen ein. Die spätgotischen Blindmaßwerke und Flacherker waren unmodern geworden, hingegen erfreuten sich sgraffitierte Fassaden, die mancherorts im Sinne des „horror vacui“ die gesamte Fassade überwucherten¹⁷, allgemeiner Beliebtheit. Ausgehend von den überreich gestalteten Mauerwerksflächen des 15.



Plan der Festung Braunau, Original im OÖ. Landesarchiv

Jahrhunderts kam es zu einer Vereinfachung und Reduzierung auf einige wenige Standardelemente im ausgehenden 17. Jahrhundert und am Ende dieser Fassadenmode finden sich nur mehr einfache Quaderungen in Pseudosgraffitotechnik.¹⁸ Längst war im herrschaftlichen Bereich die neue Mode der dreidimensional reich gegliederten Barockfassaden aufgekommen, die dann im 18. Jahrhundert auch auf die Bürgerhäuser übergriff und zu manchmal überschwenglich reich dekorierten Schauseiten führte.¹⁹ Ein letzter Ausklang findet sich an den klassizistischen Fassaden im Biedermeier, dann macht der einsetzende Historismus dem Zeitgeschmack des Vormärz ein Ende.

Die ab dem 17. Jahrhundert auftretenden, breiten Fassaden, die in krassem Gegensatz zu den spätmittelalterlichen, auf der „Urparzelle“ stehenden, schmalen Häusern über sechs und mehr Fensterachsen verfügen können, resultieren aus Besitzzusammenlegungen.



Waidhofen a.d. Ybbs, Haus Hoher Markt 21, Fassade (Rekonstruktion), Bauaufnahme und Zeichnung G.Dimt

Wie im Beispiel des Marktes Peuerbach schon angeklungen, führten die Auseinandersetzungen im Gefolge von Reformation und Gegenreformation zur Auswanderung zahlreicher evangelischer Bürger, deren Eigentum oft von den im Ort Verbliebenen erworben wurde. Eine gemeinsame Fassade, hinter der sich im Grundriß deutlich zwei, oft auch drei Häuser abzeichnen, sprengt daher mitunter ein einheitlich wirkendes Stadtbild.

Die städtischen Strukturen, die sich vom Ende des 15. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts evolutionär entwickelt hatten, gerieten erst in der zweiten Hälfte des 19.



Drei Häuser hinter gemeinsamer Fassade.

Weyer a.d. Enns, Haus im Oberen Markt, Foto Max Eiersebner, Bautenarchiv G.Dimt

Jahrhunderts in den Sog einer neuen Entwicklung: die Industrialisierung und mit ihr das Entstehen der Arbeiterviertel, die Eisenbahn als neues Verkehrsmittel mit gänzlich anderen Anforderungen an das bestehende Grundrissgefüge der Stadt und die Umstrukturierung der durch Jahrhunderte gültigen Sozialtopographie führten auch zu neuen Bauaufgaben. Die Kernbereiche wurden aber bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts nach wie vor von den in der frühen Neuzeit entwickelten Rastern geprägt.

- ¹ Commenda, Hans: *Volkskunde der Stadt Linz an der Donau*. Linz 1958 und 1959, 2 Bde.
- ² Auf das grundsätzliche Fehlen einer volkscundlich ausgerichteten Siedlungsforschung, speziell einer an Sammelsiedlungen orientierten Erforschung sozialtopographischer, hauskundlicher und auf das Wohnen bezogener Strukturen wurde vom Verfasser bereits bei der Österr. Volkscundetagung 1980 in Feldkirch aufmerksam gemacht. Hierzu: Dimt, Gunter: *Gegenwärtige Probleme der Hausforschung am Beispiel der österreichischen Donauländer*. In: Beitzl, Klaus, Karl Ilg (Hg.): *Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich*. Referate der Österreichischen Volkscundetagung 1980 in Feldkirch (Vorarlberg), Wien 1982.
- ³ Hierzu auch die Publikationen des Österr. Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung und des (ehem.) Ludwig Boltzmann Instituts für Stadtgeschichtsforschung in Linz.
- ⁴ Bisher wurden sozialtopographische Untersuchungen primär für die Großstädte durchgeführt. Hierzu z.B. Lichtenberger, Elisabeth: *Die Wiener Altstadt. Von der mittelalterlichen Bürgerstadt zur City*. Textband, Tafelband. Wien 1977.
- ⁵ Grundsätzliches zum Thema „Erforschung der Vorstadt“ bei Dimt, Gunter: *Vom Wert und Unwert vorstädtischer Bausubstanz — das Haus Ottensheimerstraße 11 in Urfahr*. In: *Historisches Jahrbuch der Stadt Linz* 1985, S. 21-33.
- ⁶ Hierzu maßstäblich richtige und ins Detail gehende Kartendarstellungen bei Dimt, Gunter: *Siedeln und Bauen im Wandel der Zeit*. In: *Oberösterreich*, Hft 3, Linz 1989, S. 11-18.
- ⁷ Hierzu beispielhaft Dimt, Gunter: *Neues vom oberösterreichischen Vierkanthof*. In: Eberhart, Helmut, Volker Hänsel, Burkhard Pöttler (Hg.): *Bewährtes bewahren — Neues gestalten*. Festschrift für Viktor Herbert Pöttler. Liezen 1994, S. 193-219.
- ⁸ Die Errichtung einer den Ort umgebenden Mauer war nicht an ein Stadtrecht gebunden. Es gab in Oberösterreich mehrere ummauerte Märkte.
- ⁹ Das hängt vermutlich mit der bedeutenden Flachsproduktion des Hausruckviertels zusammen, das zu den wichtigsten Anbaugebieten in den österreichischen Ländern zählte.
- ¹⁰ Nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 hatte der österreichische Landesfürst das Recht, die Konfession seiner Untertanen zu bestimmen („*cuius regio eius religio*“). Durch die sogenannte „Religionskonzession“ von 1568 erhielten die Stände der Länder unter und ober der Enns die Möglichkeit der Wahl des Bekenntnisses. Das änderte sich schlagartig nach dem Bauernkrieg von 1626, als die protestantischen Stände und mit ihnen ihre Untertanen, katholisch werden mußten. Als Alternative blieb nur die Auswanderung.
- Hierzu auch *Der oberösterreichische Bauernkrieg 1626*. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Landes Oberösterreich, Linz 1976.
- ¹¹ Piccolomini, Aenea Silvio: *Briefe*, übersetzt v. Max Mell. In: *Das Zeitalter der Renaissance*. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur, Serie I, Bd.3.
- ¹² Dimt, Gunter: *Eine Stube aus spät-schaumbergischer Zeit in Eferding*. In: *Mitteilungen des OÖ.Landesarchivs*, Bd. 18, (Festschrift „100 Jahre OÖ.Landesarchiv“). Linz 1996, S. 319-338.
- ¹³ Hierzu ausführlich Dimt, Gunter: *Haus und Wohnung zwischen Mittelalter und Neuzeit am Beispiel Oberösterreichs*. In: *Städteforschung* (=Veröffentlichung des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster, Bd. A/18); Haverkamp, Alfred (Hg.): *Haus und Familie in der spätmittelalterlichen Stadt*. Köln, Wien 1984, S. 66-98.

¹⁴ Hiezu auch Dimt, Gunter: Die Städte und Märkte des Innviertels im 18. Jahrhundert. In: Historische Dokumentation zur Eingliederung des Innviertels im Jahre 1779. Katalog zur Sonderausstellung in Ried i. I. 1979. Linz 1979, S. 153-172.

¹⁵ Eine Verlegung der Stadtmauer nach außen ist für Salzburg im Spätmittelalter belegt, wo 1480 in Richtung zur Salzach eine zweite Mauer aufgeführt wurde, um einerseits zusätzliches Bauland zu gewinnen und andererseits gegen Hochwasser besser geschützt zu sein. Hiezu Ferstl, Bernhard: Untersuchungen an Salzburger Altstadt Häusern. Techn. Diss., Wien 1972.

¹⁶ Dimt (wie Anm.13), Abb. 6-11.

¹⁷ Besonders beeindruckend sind verschiedene Beispiele aus Niederösterreich. In Krems z.B. das „große Sgraffitohaus“ mit Darstellungen biblischer und altrömischer Szenen und Fabeln aus 1560 oder in Weitra die beiden benachbarten Häuser mit Beispielen der Bürgertugend aus der römischen Heldensage aus 1540 und großflächigen ornamentalen Dekoren.

¹⁸ Hiezu auch Dimt, Gunter: Waidhofens Bürgerhäuser in schwarz-weiß. In: Waidhofner Heimatblätter 4, 1978, S. 39-46.

¹⁹ So war beispielsweise in dem bereits erwähnten Markt Oberberg am Inn der aus der Oberpfalz eingewanderte Johann Baptist Modler als Stukkateur tätig. Er schuf Fassaden und Innendekorationen im Stil des Rokoko.

Bernd Wedemeyer, Göttingen

Antiurbane Welten

Historische Aspekte zur Stadtflucht und ländlichen Siedlungstätigkeit in der Moderne

Einleitung

Bewegungen provozieren Gegenbewegungen, Thesen rufen Antithesen hervor, und auf kulturelle Äußerungen folgen Gegenäußerungen. Die Phänomene bedingen sich gegenseitig. Mit der Industrialisierung und der Moderne in der westlichen Welt des 19. Jahrhunderts entstand dementsprechend auch eine antiindustrielle und antimoderne Gegenbewegung.¹ Und mit dem Aufkommen moderner Großstädte entwickelten sich zwangsläufig auch antiurbane Welten. Die Stadtflucht und der Wunsch nach ländlicher Siedlungstätigkeit kulminierte dabei im späten 19. Jahrhundert in einer einflußreichen Siedlungsbewegung, die im kulturellen Spannungsfeld von Jugendbewegung², Lebensreformbewegung³ und völkischer Bewegung⁴ anzusiedeln ist. Viele Aspekte ihrer Zivilisationskritik und ihrer sozialen, gesellschaftlichen und weltanschaulichen Thesen sind von der westlichen Welt mittlerweile verinnerlicht worden. Mit ihren Siedlungsprojekten beeinflußt sie darüber hinaus die westliche Gesellschaft bis heute. Selbst einige ihrer frühen Gründungen aus der Zeit um 1900 existieren noch.

Dabei ist die Siedlungsbewegung nicht etwa nur als Reflex der Großstadt oder als rein reaktive Gegenmaßnahme anzusehen, sondern sie bildet ein Konglomerat zwischen rückwärtsgewandter Vormoderne, alternativer Moderne und visionärem Fortschrittsglauben. Die folgende Skizze will

anhand ausgewählter Beispiele einige Standpunkte, Funktionen, Zielsetzungen und konkrete Projekte der historischen Siedlungsbewegung nachzeichnen.

Großstadtkritik

Im Jahre 1906 veröffentlichte der völkische Architekt Paul Schultze-Naumburg (1869-1949)⁵ in der konservativen Zeitschrift „Der Kunstwart“ unter dem Titel „Die Großstadtkrankheit“ einen kritischen Beitrag zum Phänomen der modernen Großstadt.⁶ Mit düsteren, ja teilweise hysterischen Untertönen beschrieb Schultze-Naumburg die „unerträglichen Zustände“, die seiner Meinung nach die sogenannte „Entartung der Großstadt“ ausmachen, das „tägliche Hetzen“, die „künstlich gezüchteten Bedürfnisse“, die „Verkehrselastigungen“, die mangelnden „hygienischen Anforderungen“ und die „rasende Geschwindigkeit“, die die „Verkehrswege immer komplizierter und unnatürlicher“ und das „Leben immer künstlicher und aufreibender“ gestalteten. Er beschrieb die „Unglücklichen, die gezwungen sind, in diesen Steinhäufen ihr Leben zu verbringen“, und die, um Erholung in frischer Luft zu finden, „Straßenzüge kilometerweise auf- und ablaufen, zwischen lärmendem, hastendem Volk, von Wagen bedrängt, von elektrischen Bahnen gehetzt“, nur um zu erkennen, „daß es solche Erholung hier nicht gibt“. „Das Kind der Großstadt“, resümierte Schultze-Naumburg, „kennt keine Erde mehr, nur noch Pflaster und Asphalt, für es verliert die Farbe des Himmels und die Gestalt der Wolken ihre Bedeutung, da sie mit seinem Leben und seiner Umgebung in keinem Zusammenhang stehen (...). Es weiß von den Jahreszeiten nur so viel, daß ihm der Sommer durch seine Hitze lästig wird und daß der Winter durch die Notwendigkeit des Einheizens Kosten bereitet“.

Der Versuch der städtischen Gesellschaft, ihre Lebensbedingungen zu verbessern und Problemlösungen zu entwickeln, empfand Schultze-Naumburg als noch größere Bedrohung: „So wird der moderne Mensch durch die Segnungen der Zeit in ungünstige und immer ungünstigere Lebensbedingungen versetzt, und jede neue technische Errungenschaft muß dazu herhalten, als schlechtes Surrogat für den Verlust von dem zu dienen, was wir früher natürlich besaßen“. Für Schultze-Naumburg symbolisierte die Großstadt und ihre technisierte Welt somit die Endlosspirale der Risikogesellschaft, wie sie 80 Jahre später der Soziologe Ulrich Beck beschreiben sollte: Die technisierte und industrialisierte Moderne produziert hausge-

machte Probleme, deren hausgemachte Lösungen wiederum die Ursache für noch größere Probleme werden.⁷

Mit seiner düsteren Zivilisationskritik, in der deutlich ein Gefühl von existentieller Verlorenheit und von Entfremdung zu spüren ist, unterschied sich Paul Schultze-Naumburg weder wesentlich von seinen Vorgängern, noch entscheidend von seinen Nachfolgern. Abgesehen von verschiedenen politischen Richtungen, divergierender weltanschaulicher Nuancen und der unterschiedlichen Rigorosität der Großstadtfeinde und Zivilisationskritiker⁸ der Moderne bleiben ihre Argumente und Analysen, ihre Kritiken und Lösungsvorschläge, ja sogar ihr drängender Unterton und ihre durchschimmernde Hysterie relativ ähnlich.⁹ Der Feind, das Grundübel der modernen Welt, so war man sich einig, ist die Großstadt. In ihr sah man alle bedrohlichen Tendenzen der Moderne versammelt: Industrie, Umweltbelastung und soziales Elend, Kapitalismus und Unterhaltungskultur, Massengesellschaft und Materialismus, Kriminalität und Unmoral, Prostitution und Geschlechtskrankheit, Entfremdung und persönliche Krise. Die Stadt ist, so faßte es der Historiker Ulrich Linse 1993 zusammen, die „Verkörperung einer verkehrten Welt“; einer Welt, die noch bis vor der Industrialisierung den Bürgerlichen als Symbol der Aufklärung, des Fortschritts, der Freiheit und der individuellen Möglichkeiten galt.¹⁰ Gegen das Horrorszenario der Industrialisierung hingegen, wie viele Bürgerliche die Stadt nun empfanden, schien nur eines zu helfen: „die Flucht aus grauer Städte Mauern“.¹¹ Die Lösung hieß: Antiurbanismus, das Projekt hieß: die ländliche Siedlung.

Von der Großstadtkritik zur Siedlungsbewegung

Aus dieser Großstadtfeindschaft heraus entwickelte sich ab dem späten 19. Jahrhundert eine wirkungsmächtige Siedlungsbewegung, die das Denken der modernen Gesellschaft stark beeinflußt hat und deren Großstadtkritik wir zum Teil heute verinnerlicht haben. Ihre Höhepunkte besaß sie im deutschsprachigen Raum vor allem während der wirtschaftlichen und ideologischen Krisen der Moderne, also um 1890, zwischen 1919 und 1924, zwischen 1930 und 1933 sowie seit den siebziger Jahren¹² des 20. Jahrhunderts.¹³

Einen zahlenmäßigen Überblick über die Siedlungsbewegung der Zeit zwischen 1890 und 1933 zu geben, ist kaum möglich. Neben vielen offizi-

ellen Siedlungsgründungen, die in der Weimarer Zeit von Regierungen oder Sponsoren unterstützt wurden, spielten sich zu viele Siedlungsexperimente im gesellschaftlichen Untergrund oder auf den kulturellen Nebenschauplätzen der Jugendbewegung, der Lebensreform oder der völkischen Bewegung ab. Eine Auflistung der verschiedenen historischen Spielarten der Siedlungsbewegung, die Ulrich Linse 1983 in sozialreformerische, religiöse und psychosoziale Richtungen unterteilt hat, zeigt jedoch die Fülle der Möglichkeiten und weist damit auch auf Größe und Bedeutung der Bewegung hin.¹⁴ Zu den sozialreformerischen Gründungen, die die Zeit zwischen 1890 und 1933 bestimmten, gehörten Vegetarier- und Obstbausiedlungen¹⁵, Gartenstadtsiedlungen¹⁶, Landschulsiedlungen, Freikörperkultursiedlungen¹⁷, Frauen- und Gymnastiksiedlungen¹⁸, Handwerker-siedlungen, Kunstgewerbe- und Künstlersiedlungen¹⁹, kommunistische Siedlungen, Anarchosiedlungen²⁰, völkische Siedlungen²¹, weltanschauliche und säkularreligiöse Siedlungen²², Erwerbslosensiedlungen oder Selbsthilfesiedlungen.²³ Zum gedanklichen Umfeld der Siedlungsbewegung gehörten städtische oder stadtnahe Ableger wie die Schrebergarten- und Kleingartenbewegung, der genossenschaftliche Wohnungsbau, die Landschulheime²⁴, die ländliche Volkshochschule²⁵, die Vorortsiedlungen oder die stadtungebundenen Gartenstädte.²⁶

Unter den Vegetarier- und Obstbausiedlungen dürfte die 1893 von dem Kaufmann Bruno Wilhelmy in der Nähe von Oranienburg bei Berlin gegründete „Vegetarische Obstbaukolonie Eden“ die bekannteste sein. In seinem Werbeblatt schrieb Wilhelmy 1893 über sein Paradies auf Erden: „In einen Garten wollen wir unseren Acker verwandeln, in einen Garten, der alle Sinne entzückt. (Wir) werden uns alle Grundbedingungen schaffen: Gesundheit, erworben und erhalten durch reine Nahrung, Betätigung im Freien, Pflege des Körpers mit Hilfe von Licht, Luft und Wasser, Sorgenlosigkeit als Folge unserer leicht befriedigten, geringen körperlichen Bedürfnisse“.²⁷ Den stadtmüden Bürgerlichen gefiel diese verklärte Agrarromantik. 1938 besaß Eden bereits 440 Hektar Land und zählte 1.300 Bewohner. Sie war genossenschaftlich organisiert und konzentrierte sich bald auf Produktion und Absatz von naturnahen Lebensmitteln, darunter die bekannte Eden-Pflanzenmargarine. Nachdem sie mit der Teilung Deutschlands den Zugang zum Westmarkt verlor, bestand sie als gärtnerische Produktionsgenossenschaft bis 1989 weiter. Ablegerfirmen entstanden 1950 im Taunus als Tochtergesellschaften. Eden existiert heute noch.²⁸

Als bekannteste Garten- und Künstlerstadt der Zeit mit ausgesprochenem Pioniercharakter galt Hellerau bei Dresden, das 1906 ins Leben gerufen wurde. Sie umfaßte Werkstätten für Kunstgewerbe und Handwerker, eine Künstlerkolonie, ein Theater, eine Gymnastikschule und einen Verlag. Das international bekannte Hellerau symbolisierte vor allem für Künstler und Schriftsteller eine neue, bessere Zeit in einer neuen reinen und sauberen Welt außerhalb der Großstädte: Der Schriftsteller Paul Adler schrieb in seiner Hellerauer Zeit: „Gott schuf frische Luft und reines Wasser, aber der Mensch erzeugte Gestank und Brunnenvergiftung“.²⁹ 1913 lebten knapp 2.000 Bewohner in Hellerau; ein Jahr später wurde die kosmopolitische Gartenstadt infolge der Kriegswirren geschlossen. Heute ist Hellerau, das schon um 1910 mit der Straßenbahn erreichbar war³⁰, ein Stadtteil Dresdens.

Die berüchtigste lebensreformerische Künstler- und Anarchosiedlung der Zeit war die Kolonie auf dem Monte Verità bei Ascona, die im Jahre 1900 von Henri Oedenkoven, dem zivilisationsmüden Sohn eines wohlhabenden belgischen Industriellen, und weiteren vier Personen gegründet wurde und die bis heute bewohnt ist. Mit radikalen Mitteln versuchten sie, der Zivilisation und der städtischen Errungenschaften gänzlich abzuschwören. Das Experiment lockte die bürgerliche stadtmüde Boheme, die dort in Scharen Vegetarismus, FKK, Naturheilkunde, Gymnastik und Okkultismus betrieb.³¹ Allen gefiel es jedoch nicht. Der Schriftsteller Erich Mühsam, der 1905 eine kleine Beschreibung des Monte Verità verfaßt hatte, nannte das Klientel der Siedlung ironisch „die ethischen Wegelagerer mit ihren spiritistischen, theosophischen, okkultistischen oder potenziert vegetarischen Sparren“, und auch der Dadaist Hugo Ball fand dort nur „eine Menge schafblöder Naturmenschen, die in Sandalen und römischer Tunica wandelt. Es gibt keine Unterhaltung, keine Bücher, keine Zeitungen. Es gibt nur schönes Wetter“.³² Später wurde der Monte Verità ein bekanntes Sanatorium. Über ein halbes Jahrhundert blieb er ein beliebter Treffpunkt von Intellektuellen, Künstlern, Aussteigern und der mondänen Welt.

Diese drei großen, berühmten und umstrittenen Projekte waren spektakuläre medienwirksame Ausnahmen und blieben weitgehend dem aufgeklärten Bürgertum und den Intellektuellen bzw. ihrer revolutionären Kehrseite vorbehalten, aber sie machten die Siedlungsbewegung bekannt und konfrontierten die westliche Welt mit neuen, alternativen Wohn- und

Gesellschaftsideen außerhalb der stadtbürgerlichen Kleinfamilie mit ihren eingegrenzten, oft schematisch angelegten Lebens- und Wohnweisen. Viele der kleineren Projekte dagegen blieben weitgehend unbekannt und erlangten außerhalb ihrer Szene höchstens einen regionalen Bekanntheitsgrad. Zu ihnen zählen zum Beispiel die Gymnastiksiedlungen Loheland und Schwarzerden, zwei hessische Gründungen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bzw. der zwanziger Jahre, die von Frauen ins Leben gerufen und durch autarke bäuerliche Selbstversorgung auch am Leben gehalten wurden. Beide Gründungen wollten ursprünglich neue Formen des hierarchiefreien Miteinanders, eine Art gelebte Utopie, entwickeln, die man nur in kleinen Gemeinschaften fern der Großstadt verwirklicht zu sehen glaubte. Marie Buchold, eine der Gründerinnen von Schwarzerden, schrieb 1922: „Siedler sein heißt (...): eine neue, edlere, gerechte Form der Wirtschaft als Grundlage des Lebens wollen (...). Es gehört eben Mut dazu, aus sich selber den Kapitalismus auszutreiben; denn aus uns selber muß er erst vertrieben sein, wenn wir weiter wirken wollen. Hier liegen eben die Berührungspunkte zwischen Wirtschaft und Moral“. Im Laufe der Zeit wandelten sich die Siedlungen zu offiziell anerkannten Ausbildungsstätten für Gymnastik und Tanz. Loheland integrierte später eine Waldorfschule. Beide Siedlungen existieren noch und sind heute ländlich gelegene Ausbildungsanstalten mit Handwebereien, Gärtnereien, Tierzuchtanlagen und biologisch-dynamisch ausgerichteter Lebensmittelproduktion.³³

Oft existierten derartige Siedlungen nur, solange auch die Gründergeneration noch am Leben war. 1915 gründete der 1894 geborene jugendbewegte Weltkriegsinvalid Gustav Adolf Küppers die Siedlung Sonnenberg in der Lüneburger Heide, die als reiner Familienbetrieb organisiert war. Auch Küppers ekelte sich vor dem „Eiter der Pestbeule Großstadt“, dessen „steinernes Häusermeer eine allen biologischen Lebensbedingungen widersprechende Einrichtung“ sei, in der man „abgeschnitten von gesunder Luft, abgeschnitten von der stählenden Berührung der Natur, in den Schatten verbannt, in vier Wände gefpercht“ werde. „Was suchte ich auf der Scholle?“ schrieb er 1925, „Ich war es müde, immer nur in der Treitmühle zu gehen. Ich wollte das Leben unter einem anderen Gesichtswinkel kennen lernen. So suchte ich mich, um die Welt zu finden“. Was als Selbstfindung angelegt war, erwies sich als dauerhafte Einrichtung. Bis zu seinem Tode 1978 blieb Küppers auf Sonnenberg; sein historischer Anteil an der Siedlungsbewegung bildete außer seiner 1933 erschienenen Disser-

tation „Deutsche Siedlung — Idee und Wirklichkeit“, in der er die vielfältige Bewegung prägnant zusammenfaßte, vor allem seine organisatorische und medienwirksame Arbeit für die Bewegung sowie seine nach 1945 betriebene Zucht von Topinambur, eine Art winterharte Kartoffelknolle, die in der Nachkriegszeit weithin als Nahrung diente.³⁴

Doch die meisten Siedlungen überlebten — auch auf Grund ihrer speziellen Funktion — nur ein paar Jahre. In den zwanziger Jahren etwa wurden unter Zuhilfenahme staatlicher Geldmittel kurzzeitig Erwerbslosen- bzw. Soldatensiedlungen gegründet, die als reine Selbstversorger bäuerliche Höfe bauen und bewirtschaften sollten. Dadurch hoffte man, die vagierenden paramilitärischen Freikorps zu kontrollieren, den arbeitslosen Soldaten eine Existenz zu verschaffen und so soziale und wirtschaftliche Brennpunkte zu entschärfen. Die Projekte erwiesen sich als wenig langlebig und schiefen ein, als der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung wieder bessere existentielle Alternativen bot.³⁵

Andere kurzlebige Siedlungen der Zeit waren Zusammenschlüsse auf säkularreligiöser, glaubensgestalterischer oder politischer Grundlage wie etwa die völkischen Siedlungen. Sie bestanden zwar zumeist nur aus ein paar Dutzend, manchmal aus noch weniger Siedlern, sie besaßen aber im völkischen Umfeld Vorbildcharakter, da hier der völkische Gedanke konsequent umgesetzt wurde. Die vorherrschende Triebkraft bildete die Idee, daß nur in agrarischen Siedlungen und in organischer Gemeinschaft die Erneuerung von Volk und Rasse vonstatten gehe und allein in dieser Verwurzelung das eigentliche Volkstum gelebt werden könne. Die Stadt hingegen galt als Symbol des jüdischen Materialismus und der internationalen Unterhaltungsindustrie. Als selbstgezimmertes historisches Vorbild fungierte das idealisierte Germanenbild der Edda oder der Germania von Tacitus. Die Gründungen nannten sich Donnershag, Vogelhof, Habertshof, Miltgart oder Breihablik. In diesen völkisch-rassistischen Siedlungen wurde Vegetarismus, Abstinenz von allen Zivilisationsgiften, Nacktkultur und eine Art heidnisch-deutscher Glaube praktiziert.³⁶ Gelegentlich dachten die Völkischen sogar daran, in ihren Siedlungen eine Art polygame Zuchtkolonie für die vermeintlich bedrohte arische Rasse ins Leben zu rufen; eine Idee, die aber vor allem auf moralische Bedenken stieß.³⁷ Es ist klar, daß gerade derartige sektierische Siedlungen, in denen allein schon die starre Ideologie von den Mitwirkenden schwere Opfer forderte, nicht lange bestehen konnten. Der völkische Siedler Carl Reinhold Petter, der

1919 bei Danzig die zuletzt nur noch aus drei Personen bestehende Siedlung Breithablik gegründet hatte, beschrieb 1924 die Gründe seines Scheiterns wie folgt: „Die an sich leicht erfüllbaren, ihrer Eigenart wegen jedoch überall auf Unverstand und Widerstand stoßenden Aufnahmebedingungen: - der Pflanzenkost, der Enthaltbarkeit von Alkohol, Tabak und anderen Reizmitteln, der bargeldlosen Entlohnung und Nacktkultur - hatten die meisten Eltern davor abgeschreckt, uns ihre Kinder anzuvertrauen, bezugsweise die Jünglinge selbst ferngehalten“.³⁸ Vielleicht sahen es auch viele als sinnlos an, das offizielle restriktive System bürgerlicher Selbstdisziplinierung gegen ein anderes, ebenso restriktives und nur scheinbar antibürgerliches System auszutauschen. Auf eben diese Austauschbarkeit wies 1926 der völkische Satiriker Wilhelm Stapel hin, wenn er meinte: „Ich halte es nicht für einen Fortschritt, wenn der Bierspießer in einen Limonadenspießer verwandelt wird“.³⁹

Wertesysteme und Weltanschauungen

Die Siedlungsbewegung, das zeigen selbst diese wenigen Beispiele, sah sich als Antithese zur Industriegesellschaft. Bis in die jüngste Gegenwart hinein entwirft sie das Wertesystem einer Gemeinschaftssiedlung, das ihrer Ansicht nach den Normen der modernen Großstadt zuwiderläuft, und das die Bewegung selbst gerne anhand von Gegensatzpaaren illustriert: hier die wärmependende Gemeinschaft der Siedlung, dort die kaltherzige Gesellschaft der Großstadt; hier soziale Gleichheit, dort soziale Hierarchie; hier Gesundheit, Licht und Luft, dort Umweltgifte, Krankheit und Enge; hier einfache Lebensführung, Enthaltbarkeit, Moral und Liebe, dort Verschwendung, Unmoral und Sexualität; hier Abstinenz und Vegetarismus, dort Völlerei und Ausschweifung; hier völkische Sitte, Tracht und tiefempfundenes Volksleben, dort fremdländische amerikanische Unsitte und jüdischer Materialismus; hier Naturreligion und urgermanisches Heidentum, dort fremdes, weil ursprünglich semitisches und römisches Christentum; hier identitätsstiftende Natur und Kultur, dort fremde Zivilisation, hier die Einheit von Körper und Geist, dort die rationale Zergliederung des Menschen.

Der österreichische Siedler Karl Wilhelm, der in den zwanziger Jahren mit Freunden südöstlich von Linz bei Waidhofen an der Ybbs eine ökologische Siedlung gegründet hatte, umriß noch im Jahre 1988 das in weiten

Teilen der zivilisationskritischen Siedlungsbewegung vorherrschende typische Weltbild: „Der (...) überfütterte, reizüberflutete Mensch (...) glaubt, sein Glück im Sich-Vergnügen zu finden und im Konsumieren von Konsumgiften, Gaumengelüsten, Waren, Zeitschriften, Büchern, Filmen, fraglichen Kulturgütern, prickelnden Sensationen, tollen Reisen und sexuellen Erlebnissen. (...) Er findet nicht mehr zu sich selbst, zur Stille und Selbsterkenntnis. (...) Die immer größer werdenden Schulen sind zu Lernfabriken abgesunken. (...) Muß nicht auch die Mutter zur Arbeit gehen, um das Auto zu sichern oder den Wunschtraum einer weiten Reise (?.). Auch die Religionen verfallen dem Materialismus der Zeit (...). (Sie) hängen an Äußerlichkeiten, an Ritualen (...), an totgeschlagenen Worten und festgenagelten Dogmen“. Nur die Gemeinschaftssiedlung, so Karl Wilhelm, führe heraus aus diesem Horrorszenario der modernen Gesellschaft.⁴⁰

„Damals war es etwas Neues“, erinnerte sich die Mutter der Schriftstellerin Gudrun Pausewang an ihre Siedlungsversuche auf der Rosinkawiese in Ostböhmen in den zwanziger Jahren, „Das ganze Bürgertum fühlte sich geschockt. Einfach leben, naturverbunden leben, ehrlich leben, das bedeutete schon einen gewaltigen Einbruch in die Plüschwelt der Wilhelminischen Gesellschaft. (...) (Wir) betonten die eigene Verantwortung, wehrten (uns) gegen Titel- und Ordenssucht, gegen Standesdünkel und verlogene Höflichkeitsfloskeln, gegen falsche Fassaden in jeder Hinsicht“.⁴¹

Deutlich tritt das zum Teil widersprüchliche Amalgam aus liberaler Sozialutopie und rassistisch-völkischer Denkweise, ökologischem Bewußtsein und engstimmiger Gesundheitspedanterie, normkritischem Freiheitsdrang und alternativer Selbstdisziplinierung, selbstverantwortlichem Erziehungskonzept und fanatischer Moralvorstellung hervor. Die Siedlungsbewegung, so vielfältig sie auch war und ist, pendelte und pendelt mit ihrer Weltanschauung häufig zwischen rückwärtsgewandtem Antimodernismus und alternativer Moderne hin und her.

Existenzprobleme

Viele der agrarunerfahrenen Siedlungsgemeinschaften, die mit ungewohnten sozialen Vorstellungen, unkonventionellen wirtschaftlichen Methoden und teilweise sektiererischen Weltanschauungen in sozial und wirtschaftlich konservative Landgemeinden einbrachen, mußten über kurz

oder lang aufgeben. Oft scheiterten die Siedlungen an finanziellen Problemen, an der mangelnden agrarischen Qualifikation der stadtmüden Siedler, an einer zurückhaltend bis feindselig eingestellten bäuerlichen Nachbarschaft, an den eigenen oft überspannten Vorstellungen des künftigen Agrarutopia oder schlicht und einfach an unerfüllten und überhöhten Selbstfindungsmotiven, die viele der bürgerlichen stadtmüden Siedler aufs Land trieben.

Aus den Anfängen von Eden um 1893 ist ein Photo überliefert, das die ersten städtischen Siedler in völlig ungeeigneter Kleidung im schlammigen Morast und zur ungeeigneten Jahreszeit auf ihrem neuen Land zeigt.⁴² Der völkische Habertshof scheiterte, so die 1931 erstellte Analyse der Staatswissenschaftlerin Elisabeth Fleiner, an „Uneinigkeit und Geldmangel“, an der „unsachgemäßen Arbeit“, am Fehlen „fachlich tüchtiger Arbeitskräfte“, an der ungünstigen Lage der Siedlung hinsichtlich des Klimas, der Bodenbeschaffenheit und der Verkehrssituation und an dem nur schwer zu vollziehendem Verzicht auf Barvergütung und privatem Kapital.⁴³ Die Frauensiedlung Schwarzerden setzte sich mit ihrer Nacktkultur über die ländlichen Sitten hinweg und brachte die Bauern und den Pfarrer auf: „Was wollt ihr denn hier? Ihr seid doch aus der Stadt“, bekamen die Schwarzerdener zu hören, die sich letztlich doch durchsetzten.⁴⁴ Der völkische Hof Breithablik mußte, wie schon gesagt, auf Grund seiner nur schwer einzulösenden restriktiven Abstinenzdisziplin aufgeben. Die ersten fünf Siedler des Monte Verità scheiterten dagegen auf Grund ihres romantischen Ansatzes, der hierarchiefreien Arbeit, der gemeinsamen Wirtschaft in einen Topf und der eigenen Selbstverwirklichung. Der Lebensreformforscher Janos Frecot schrieb 1978 über diese Grundsatzprobleme, mit denen schon Generationen von städtischen Wohngemeinschaften konfrontiert wurden: „Ob eine Gesellung von Individuen zu einem Miteinander, einem Nebeneinander oder Gegeneinander führt, hängt davon ab, wie sie mit der uralten Frage fertig werden: Wie erziele ich ein Höchstmaß an Selbstverwirklichung, ohne meine Mitmenschen dadurch in ihrem Anspruch auf Selbstverwirklichung einzuengen? (...) ‚Schon gemeinsame Brechreize schaffen eine Art ausreichende Sympathie‘, schreibt Arno Schmidt. ‚Auf dem Monte Verità aber waren schon die Brechreize nicht dieselben (...). Während die einen arbeiten wollten, um sich und anderen das Leben zu ermöglichen‘, wollten die anderen ohne Arbeit gleich leben und nur leben“.⁴⁵

Die angesprochenen Gründe für das Scheitern vieler Siedlungen benennen den grundsätzlichen Zwiespalt alternativer Projekte, sich gemäß ihrer Ideologie bürgerlichen Zwängen entledigen zu wollen, diese Zwänge aber in ihre neue Umgebung mitschleppen. Dort werden sie reaktiv in ihr Gegenbild überführt, wobei aber vielfach die alte restriktive Struktur erhalten bleibt. Das „Bier“, um bei dem Beispiel von Wilhelm Stapel zu bleiben, wird eben nur gegen „Limonade“ ausgetauscht. Ja mehr noch, die Siedler verkannten, daß der Aufstieg der urbanen Welt ihre Agrarutopien überhaupt erst möglich machten, und daß ihr Durchhalten auf der Scholle ihren bürgerlichen Tugenden zu verdanken war. Stapel sprach deshalb auch vom „Reflex der Großstadt“, von einer „Parallelerscheinung“ zum Großstadtleben. Auch der Publizist Egon Friedell beschrieb 1927 diesen Reflex als zwangsläufige kulturelle Erscheinung moderner Welten: „Lyrische Naturbegeisterung kann immer nur von städtischen Kulturen ausgehen. Der erste „Vorgarten“ entstand gleichzeitig mit den Städten der anbrechenden Neuzeit, der „englische Park“ mit dem Aufstieg Londons zur Großstadt und der Alpensport mit der Geburt der modernen Weltstädte“. „Der Großstädter“, so Wilhelm Stapel, „kann nicht hinter die Großstadt zurück. Das Paradies bleibt unzugänglich“.⁴⁶

Schluß

So war eine Annäherung der Siedlungsbewegung an die offizielle Gesellschaft und damit eine zumindest partielle Aufgabe der ursprünglichen Ideen vielfach unvermeidlich. Die politische Autarkie weichte auf, indem staatliche Finanzhilfen in Anspruch genommen wurden. Die wirtschaftliche Autarkie wurde aufgegeben zugunsten einer halbindustriellen Produktion von Konsum- und Kunstgewerbegütern, die auf Märkten vor allem in Großstädten verkauft wurden und werden. Gleichzeitig zerfiel die soziale Gleichheit zugunsten einer hierarchischen Struktur im Bereich der Produktion. Die weltanschauliche Strenge wurde gemildert, indem man Privateigentum zuließ, Kleinfamilien aufnahm oder die starren lebensreformerischen Abstinenzlerregeln verließ. Der geschmähete Kommerz, der Materialismus, der Kompromiß hielt Einzug. Die soziale Anbindung zurück an die Großstadt ließ sich so auf Dauer nicht verhindern. Dadurch aber konnten die sozialen, agrarischen, gesellschaftlichen und gesundheitlichen Errungenschaften und Ideen der Siedler wiederum das Stadtleben

beeinflussen und zu einem Umdenken anregen. Ökologisches Bewußtsein drang in die Städte vor. Gesunde Ernährung und umweltfreundliches Wohnen, menschenfreundliche Architektur, Verkehrsberuhigung, Begrünung der Städte und die Möglichkeiten alternativer Existenzformen sind Errungenschaften, die die Siedlungsbewegung in ihren antiurbanen Welten mitentwickelte und mitvorbereitete. Auf der anderen Seite half die Siedlungsbewegung, das Land auch für Städter attraktiv zu machen; viele der Siedlungen bieten und boten Urlaub auf dem Bauernhof an oder sind zu ländlichen Erholungsheimen, Sanatorien oder Aus- und Fortbildungszentren umgewandelt worden.⁴⁷ Letztlich diene und dient die Siedlungsbewegung, so unterschiedlich ihre politischen, sozialen und weltanschaulichen Ausprägungen auch sein mögen, mit dazu, urbane Welten mit antiurbanen Elementen auszustatten und somit auf Dauer lebens- und umweltgerechter zu gestalten.

¹ Hermand, Jost: Grüne Utopien in Deutschland. Zur Geschichte des ökologischen Bewußtseins. Frankfurt a. M. 1991; Conti, Christoph: Abschied vom Bürgertum. Alternative Bewegungen in Deutschland von 1890 bis heute. Reinbek 1984.

² Als Überblick immer noch geeignet ist Laqueur, Walter Z.: Die deutsche Jugendbewegung. Eine historische Studie. Köln 1962.

³ Grundlegend ist nach wie vor Krabbe, Wolfgang R.: Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform. Strukturmerkmale einer sozialreformerischen Bewegung im Deutschland der Industrialisierungsperiode. Göttingen 1974; neuere Literatur in Linse, Ulrich: Das „natürliche“ Leben. Die Lebensreform. In: Dülmen, Richard van (Hg.): Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500-2000. Wien 1998, S.435-458.

⁴ Puschner, Uwe, Walter Schmitz, Justus H. Ulbricht (Hg.): Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871-1918. München 1996.

⁵ Zum Werdegang Schultze-Naumburgs vom konservativen Architekten um 1900 zum völkischen Rassetheoretiker im „Dritten Reich“ vgl. Borrmann, Norbert: Paul Schultze-Naumburg 1869-1949. Maler-Publizist-Architekt. Vom Kulturreformer der Jahrhundertwende zum Kulturpolitiker im Dritten Reich. Essen 1989.

⁶ Zum folgenden Schultze-Naumburg, Paul: Die Großstadtkrankheit. In: Der Kunstwart 11/19, 1906, S.569-577.

⁷ Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M. 1986.

⁸ Bergmann, Klaus: Agrarromantik und Großstadtfeindschaft. Meisenheim 1970.

⁹ Siefert, Rolf Peter: Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der

Romantik bis zur Gegenwart. München 1984.

¹⁰ Linse, Ulrich: Antiurbane Bestrebungen in der Weimarer Republik. In: Alter, Peter (Hg.): Im Banne der Metropolen. Berlin und London in den zwanziger Jahren. (= Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London 29). Göttingen 1993, S.314-346, hier S.315.

¹¹ Dieses typische und pragmatische Motto ist der Titel eines vielgesungenen Liedes in der Jugendbewegung; vgl. dazu auch Becker, Georg: Die Siedlungen der deutschen Jugendbewegung. Eine soziologische Untersuchung. Köln 1930; Linse, Ulrich: Siedlungen und Kommunen der deutschen Jugendbewegung — ein Überblick. In: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung 14, 1982/83, S.13-28.

¹² Die neuen kommuneartigen und zum Teil umstrittenen Zusammenschlüsse werden hier nicht weiter verfolgt; vgl. als Überblick über die esoterisch-ökologischen Siedlungsgruppen etwa Goetz, Rolf: Spirituelle Gemeinschaften. Ein Wegweiser für das Neue Zeitalter. Klingelbach 1984; vgl. zu Österreich und besonders zur AA0-Gruppe um den Aktionskünstler Otto Mühl, der wegen Unzucht mit Minderjährigen zu einer mehrjährigen Freiheitsstrafe verurteilt wurde: Gasper, Hans, Joachim Müller, Friederike Valentin (Hg.): Lexikon der Sekten, Sondergruppen und Weltanschauungen. Freiburg 1997, S.2-3.

¹³ Zusammenfassend dazu Linse, Ulrich (Hg.): Zurück o Mensch, zur Mutter Erde. Landkommunen in Deutschland. München 1983.

¹⁴ Ebda, bes. S.7-23.

¹⁵ Baumgartner, Judith: Ernährungsreform - Antwort auf Industrialisierung und Ernährungswandel. Ernährungsreform als Teil der Lebensreformbewegung am Beispiel der Siedlung und des Unternehmens Eden. Frankfurt a. M. 1992.

¹⁶ Scharenberg, Wolfgang: Zurück zur Scholle. Vom Schrebergarten zur Gartenstadt. Berlin 1931.

¹⁷ Damm, Karlwilli: Geschichte der Landerziehungsheime auf Freikörperkulturgrundlage. Lichtschulheime in aller Welt (= Der Erzieher von Morgen 7). Kassel 1959.

¹⁸ Wörner-Heil, Ortrud: Von der Utopie zur Sozialreform. Jugendsiedlung Frankenfeld im Hessischen Ried und Frauensiedlung Schwarze Erde in der Rhön 1915 bis 1933. Darmstadt 1996.

¹⁹ Erlay, David: Künstler, Kinder, Kommunarden. Heinrich Vogeler und sein Barkenhoff. Fischerhude 1979.

²⁰ Linse (wie Anm.13), S.102-156.

²¹ Ders.: Völkisch-rassische Siedlungen der Lebensreformer. In: Puschner, Uwe, Walter Schmitz, Justus H. Ulbricht (Hg.): Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871-1918. München 1996, S.397-410.

²² Schempp, Hermann: Gemeinschaftssiedlungen auf religiöser und weltanschaulicher Grundlage. Tübingen 1969.

²³ Schmude, Detlef: Durch Arbeit zur Siedlung. Berlin 1922. Schmude gehörte der völkischen Bewegung an und war Mitglied des ariosophischen Ordens von Lanz-Liebenfels; vgl. dazu Hieronimus, Ekkehard: Lanz von Liebenfels. Eine Bibliographie. Toppenstedt 1991.

²⁴ Scheibe, Wolfgang: Die reformpädagogische Bewegung 1900-1932. Weinheim 1994¹⁰, S.111-138.

- ²⁵ Lemke, Friedrich: Ländliche Volkshochschulsiedlungen. Langensalza 1920. Eine Dissertation über die ländliche Volkshochschule von Bettina Reimers ist in Vorbereitung; vgl. ihren Artikel in: Kerbs, Diethart, Jürgen Reulecke (Hg.): Handbuch der Reformbewegungen. Wuppertal 1998 (im Druck).
- ²⁶ Hartmann, Kristina: Deutsche Gartenstadtbewegung — Kulturpolitik und Gesellschaftsform. München 1976.
- ²⁷ Zit.n. Linse (wie Anm.13), S.41.
- ²⁸ Ebda, S.37-61; Baumgartner (wie Anm.15).
- ²⁹ Zit.n. Sarfert, Hans-Jürgen: Hellerau. Die Gartenstadt und Künstlerkolonie. Dresden 1995, S.69; vgl. auch Lorenz, Karl: Wege nach Hellerau. Dresden 1994; Schmitz, Walter, Uwe Schneider, Justus H. Ulbricht (Hg.): Hellerau — Laboratorium der Moderne. Dresden 1998 (im Druck).
- ³⁰ 1914 verpaßte aber Franz Kafka den richtigen Zug und nahm „die falsche Elektrische nach Hellerau“: Kafka, Franz: Tagebücher 1910-1923. Frankfurt a. M. 1983, S. 245.
- ³¹ Szeemann, Harald (Hg.): Monte Verità - Berg der Wahrheit. München 1979; Landmann, Robert: Ascona Monte Verità. Frankfurt a. M. 1988; Möller, Helmut, Ellic Howe: Merlin Peregrinus. Vom Untergrund des Abendlandes. Würzburg 1986.
- ³² Mühsam, Erich: Ascona. Eine Broschüre. Locarno 1905, S.34; Ball, Hugo: Briefe. 1911-1927. Einsiedeln 1957, S.63.
- ³³ Zit.n. Linse (wie Anm.13), S.166; vgl. auch Wörner-Heil (wie Anm.18); dies.: Frauen in Bewegung. Vom Wandern zur gymnastischen Körperschulung. Die Schulen Loheland und Schwarzerden. In: Ariadne. Almanach des Archivs der deutschen Frauenbewegung 26, 1994, S.44-53 sowie Brehme, Dietlinde (Hg.): Chronik der Schule Schwarzerden. Geschichte einer Frauensiedlung in der Rhön 1927-1987. Schwarzerden 1989.
- ³⁴ Zit.n. Küppers, Gustav Adolf: Siedlung und Körperkultur. In: Die Tat 17, 1925/26, S.380-383, hier S.381; vgl. auch ders.: Deutsche Siedlung. Idee und Wirklichkeit. Gesamtdarstellung der deutschen Siedlungspraxis in allen Formen und Spielarten. Oldenburg, Berlin 1933.
- ³⁵ Schmude (wie Anm.23) und Schmitz, Peter: Die Artamanen. Landarbeit und Siedlung bündischer Jugend in Deutschland 1914-1935. Bad Neustadt 1985. Diese Diplomarbeit beschönigt aber die völkischen und nationalsozialistischen Tendenzen der Artamanen.
- ³⁶ Linse (wie Anm.13), S.188-220 sowie ders. (wie Anm.21); vgl. auch Schnurbein, Stefanie von: Religion als Kulturkritik: Neugermanisches Heidentum im 20.Jahrhundert. Heidelberg 1992.
- ³⁷ Hentschel, Willibald: Vom aufsteigendem Leben. Ziele der Rassenhygiene. Leipzig 1913, S.93ff.; ders.: Mittgart. Ein Weg zur Erneuerung der germanischen Rasse. Leipzig 1913, S.35ff.; O.V.: Rassische Siedlungen. In: Kraft und Schönheit 9, 1918, S.212-214 und 10, 1918, S.225-228; dieser Aufruf ist von den völkischen Vordenkern Theodor Fritsch, Ernst Hunkel, Otto Gibichenfels, Karl Strücnmann und Erich Matthes unterschrieben.
- ³⁸ Petter, Carl Heinrich. Die siegende Sonne. Danzig 1924, S.6-7.
- ³⁹ Stapel, Wilhelm: Stapeleien. Hamburg 1939, S.264.
- ⁴⁰ Wilhelm, Karl: Wandlung durch Einsicht. Erfahrungen und Konsequenzen aus einem Ökodorf-Versuch in den 20er Jahren. Eurasburg 1988, die Zitate auf den S.154-163; zur Lebens-

reform in Österreich vgl. besonders Farkas, Reinhard (Hg.): Grüne Wurzeln. Ökologische und spirituelle Reform in der Steiermark. Fohnsdorf 1992.

⁴¹ Pausewang, Gurdrun: Rosinkawiese. Alternatives Leben in den zwanziger Jahren. München 1983, S.12.

⁴² Abgedruckt in: Der Neue Mensch. Obsessionen des 20.Jahrhunderts. Konzeptpapier des Deutschen Hygiene-Museums Dresden für April-September 1999. Dresden 1998, S.11.

⁴³ Fleiner, Elisabeth: Genossenschaftliche Siedlungsversuche der Nachkriegszeit (= Heidelberger Studien aus dem Institut für Sozial- und Staatswissenschaften 3). Heidelberg 1931, S.96-129.

⁴⁴ Brehme (wie Anm.33), S.18.

⁴⁵ Frecot, Janos: Landkrone über Europa. Der Monte Verità als zentrales Versuchsfeld für alternative Lebensformen zwischen Jahrhundertwende und Erstem Weltkrieg. In: Szeemann (wie Anm.31), S.55-64, hier S.57.

⁴⁶ Stapel (wie Anm.39), S.284f.; Friedell, Eugen: Kulturgeschichte der Neuzeit. München 1969, S.1412.

⁴⁷ Vgl. dazu allgemein Hermand (wie Anm.1), Conti (wie Anm.1); als Beispiel Tomkowiak, Ingrid: Urlaub auf dem Bauernhof -- Zur Dramaturgie eines Freizeit-Angebotes für den industrialisierten Menschen der Gegenwart. In: Dauskardt, Michael, Helge Gerndt (Hg.): Der industrialisierte Mensch. 28. deutscher Volkskunde-Kongreß Hagen. Hagen 1993, S.223-232.

Gerlinde Haid, Wien

Vom Land in die Stadt.

Volkslieder als sozialhistorische Quellen

Vor einigen Jahren, als ich noch im Österreichischen Volksliedwerk tätig war, errichteten wir dort mit Kollegen von der Volkskunde — ich erinnere mich an Norbert Ortmayr, Wolfgang Slapansky und Reinhard Johler — einen Arbeitskreis „Volkslied und gesellschaftliche Erfahrung“. Die genannten Kollegen waren Schüler von Michael Mitterauer, der noch eine Assistentengeneration vorher auf der Volkskunde nicht so beliebt gewesen war, weil er mit seinen oral history-Forschungen der Volkskunde ziemlich „ins Gäu, und ein wenig auf den Wecker ging. Aber damals waren die Grabenkämpfe bereits vorbei, und wir trafen einander regelmäßig in einem Kurs der Volkshochschule Wien-Ottakring. Professor Mitterauer gab jeweils ein Statement zu einem sozialhistorischen Thema ab, Kursteilnehmer, also das Volk, ergänzten das aus ihren lebensgeschichtlichen Erinnerungen, die Studenten schrieben mit, stellten Fragen, versuchten sich in Analyse, und Maria Walcher und ich sangen dann immer ein paar Lieder zum Thema, die wir vorher im Volksliedarchiv ausgegraben hatten. Ich muß sagen, es war eine anregende Zeit. Im Volksliedarchiv trafen wir uns dann noch ein Semester lang, um die Lieder näher auf ihren gesellschaftshistorischen Bodensatz zu untersuchen. Und als es gerade um die Nahrungsvolkskunde ging, entdeckten wir einmal ein Lied aus Südmähren mit folgendem Text: *Erdäpfl in da Friaiah, z'Mittag Erdäpfl in da Briaiah, aufd Nacht Erdäpfl in die Häut, Erdäpfl in Ewigkeit. Amen!* Maria Walcher hat dieses Lied in ihrem Aufsatz über „Die Nahrung im Spiegel des Volksliedes publiziert“.¹ Wir knüpften damals an diesen Text weitschweifige Folgerungen über Kartoffel als Volksnahrungsmittel im allgemeinen und die

Situation der Südmährischen Bauern im besonderen, über Anbau- und Vermarktungsstrategien, Agrarkrisen quer durch die Jahrhunderte u.s.w. und waren sehr zufrieden mit uns. Bis wir zur abschließenden Sitzung dieses Arbeitskreises unsere hauseigenen Autoritäten, Meister Walter Deutsch und Meister Franz Eibner, einluden. Sie sahen an diesem Lied auf den ersten Blick seine Melodie, und die geht nämlich so:

Erdäpfel in der Früh, zu Mittag Erdäpfel in der Brüh, am Abend
Erdäpfel in die Haut, Erdäpfel in Ewigkeit. Amen.

Das Erdäpfellied aus Südmähren. Vorgesungen von Gretl Spies 1928, aufgezeichnet von Karl Liebleitner, VLANÖW 419/494. Aus: Haid, Hans und Gerlinde (Hg.): Weil ma arm san. Volkslieder aus Österreich. Wien 1981, S. 19.

Und sie machten uns aufmerksam, daß es sich hier natürlich um die Parodie auf ein Militärsignal handelte. Womit mit einem Schlag klar war, daß dieses Lied aus Kreisen von Soldaten kam, die sich damit ihren Ärger über den Fraß in der Kaserne von der Seele sangen, und daß wir uns unsere Südmährischen Bauern samt ihren Agrarkrisen auf den Hut stecken dürften.

Ich habe dieses Beispiel einleitend erzählt, weil es ein signifikantes von vielen ist, in denen sich der Volksmusikforscher schmerzlich — und erregt — der Komplexität seiner Quellen bewußt wird. Volksliedtexte fußen zwar zweifellos auf dem Erleben ihrer Schöpfer, Sänger und Zuhörer, und insofern sind es lebensgeschichtliche Quellen. Darüberhinaus aber sind sie auch Literatur mit allen einer Kunstgattung eigenen Möglichkeiten von Verfremdung, Verklärung und Verdichtung. Und noch dazu werden die Texte transparent in Melodien, die ihnen einen in einer speziellen Weise gestimmten Rahmen verleihen. Und das alles ist dann noch — im Augenblick des Singens — eingebettet in ein spezielles Umfeld und eine ganz spezifische Aufführungspraxis, und es ist absolut nicht gleichgültig für die Deutung eines Textes, von wem, wo, wie, wann und für wen er gesungen

wird. Wann immer auch Volkslieder als sozialhistorische Quellen ausgewertet werden, sind wir mit diesem Problem konfrontiert, und es kann meist nur in Teilaspekten gelöst werden. Ich verweise hier etwa auf die Studie über die Bauernklage „Kein Bauer mag ich nimmer bleiben“ von Oskar Moser, der die musikologische Problematik ausdrücklich ausklammert, gleichzeitig aber betont, daß deren Abklärung „gerade bei der Entwicklung eines so populären und unverkennbar sozialkritischen, das heißt zugleich zeitbezogenen Liedes von besonderem Interesse für ein abschließendes Urteil wäre.“²

In seiner Arbeit über die Italiener-Lieder in Vorarlberg hat Reinhard Johler das Problem von Volksliedern als kulturhistorische Quellen ausführlich dargestellt und den Umgang damit — zum Beispiel im angelsächsischen Raum — referiert. Sein Grundlagenmaterial sind Lieder, die nachweislich nicht von jenen geschaffen wurden, die die Hauptfiguren der Texte bilden, sondern es sind Spottlieder der einheimischen Bildungsschicht auf die zugewanderten Italiener und ihre fremde, liederliche Lebensweise. „In vielem scheinen diese Lieder mehr über deren Urheber, die Vorarlberger, denn über die Trentiner auszusagen.“³ Dennoch meint Johler, die Texte als ‚Versatzstücke‘ der damaligen Realität werten zu können, die sowohl Erfahrungen und Wissen, wie auch Vorurteile dokumentierten. Die Quellen seien ‚gegen den Strich‘ zu lesen, es sei deren Intentionalität herauszufiltern und erst dann seien vorsichtig Rückschlüsse auf die Lebensweise der italienischen Arbeiter und Arbeiterinnen in Vorarlberg anzustellen.⁴ So gelingt es ihm, die in den Liedtexten verwendeten Topoi mit Fakten der Sozialgeschichte und zeitgenössischen Meinungen zu diesem Thema in Beziehung zu setzen. Die musikalische Komponente jedoch bleibt ausgeklammert. Ähnliches gilt auch für die Arbeiten von Christa Ruehs über Wildererlieder, der immerhin das Verdienst zukommt, die mythisierte Darstellung des unbesiegbaren Wilderers, die viele dieser Lieder durchwirkt, als sozialhistorische Quelle nicht für die Realität damaliger Zeit, sondern für die Wünsche und Visionen der Betroffenen zu erkennen.⁵

Was bei solchen Interpretationen oftmals offen bleibt, ist die Frage der Musik und noch mehr der Aufführungspraxis. Der Grund ist, daß uns gerade bei historischem Material die Quellen meist vollkommen im Stich lassen, wenn es darum geht, in welchem sozialen Umfeld ein Lied seinen Traditionsraum hat. Für die Bewertung des Inhaltes, des Realitätsbezuges

eines Textes macht es aber einen riesigen Unterschied, ob ein Lied von einer Gemeinschaft in feierlichem Augenblick ertönt, gemeinschaftsbildend und identitätsstiftend, affirmierend, als Programm sozusagen. Oder ob es in stiller Stunde mehr die individuelle poetische Phantasie beflügelt, ob es Kinder unterhalten oder zum Einschlafen bringen soll, ob es im Fasching kabarettistisch vorgetragen wird, ob es im Wirtshaus die Stimmung anheizt, ob der Pfarrer dabei ist, oder nicht, ob es eine Harfenistin um Geld singt, oder ob es jemand singt, der eine Harfenistin parodiert, die um Geld singt, usw. Die aufgezeichneten Melodien erlauben eine stilistische Analyse und damit die Zuordnung zu einem bestimmten Umfeld. Sie sind daher ein Wegweiser zur Intention, in der ein Lied entsteht und gesungen wird und sollten bei Auswertung der Quellen nicht außer acht gelassen werden. Das alles wollte ich vorausschicken, wenn ich jetzt einige wenige Liedbeispiele vorstelle, die den Weg vom Land in die Stadt zum Inhalt haben.

Schon vor dem massenweisen Zuzug der Landbevölkerung in die Städte seit Mitte des 19. Jahrhunderts wird die Stadt in Volksliedern thematisiert. Ins Bewußtsein der Landleute tritt sie einerseits durch den Militärdienst, andererseits bei Handwerksburschen, Wanderhändlern, Fuhrleuten und Schiffsleuten. All diese Menschen haben ihre ländliche Heimat im allgemeinen jedoch nur auf Zeit verlassen und sind wieder in diese zurückgekehrt. Der Liederreichtum gerade der fahrenden Berufe war enorm; wichtigster Umschlagplatz für das Liedrepertoire waren die Einkehrgasthöfe. Grundlegend anders waren zweifellos die Lebensverhältnisse von Arbeitsmigranten mit dem Problem von Identität und Anpassung in einem neuen sozialen Umfeld.

Hier ist auf die anthropologischen Forschungen von Ina-Maria Greverus zu verweisen, die „Auf der Suche nach Heimat“ sieben Kategorien einer territoriumsbezogenen Dichtung aufgestellt hat, die das ganze Spektrum auffächern von einer Dichtung, die in ungebrochener Territorialität lebt — und den Heimatbegriff natürlich nicht kennt — über Abschiedsklagen, Auswandererlieder und nostalgische Reaktion bis zur literarischen Reflexion der Aneignung einer neuen Heimat.⁶ „Literatur“, so formuliert sie, „ist .. Widerspiegelung der eine ‚Haltung‘ bestimmenden und durch sie bestimmten Perspektive des Menschen auf seine Umwelt und zugleich Repräsentation eines kulturellen Stils, der die Bedürfnisse formulieren und auch überlagernd verdrängen kann.“⁷

Das erste Beispiel, das ich vorstellen möchte, beschwört den *genius loci*: *Z'Linz auf da Bruggn, da geht da Gspäß an*. Inhalt ist die Selbstdarstellung eines Tiroler Wanderhändlers. Es gehört — nach Greverus — eventuell zur Gruppe 2, wo aus dem Einbruch einer gefährlich scheinenden Fremde, aber noch ohne eigenen Territoriumsverlust, der Heimatpreis und die Auseinandersetzung mit der Fremde entstehen. Das geschieht in diesem Lied nur in kleinen, aber signifikanten Andeutungen. Der „Mautzettel“, der auf der Grenze verlangt wird, symbolisiert wohl die Fremde, deren Angriffen sich der Held unseres Liedes durch Hinweis auf seine in jeder Weise intakte Territorialität entzieht: „i geh zu mein Diandl, kemts her, wanns enk trauts“. Der folgende Ständespott auf die Sauschneider gehört atmosphärisch genauso zu dieser Territorialität, wie die Selbstwertsteigerung durch Selbstdarstellung. Der „Lemonimann aus Tirol“ kann alles, insbesondere kennt er sich wahnsinnig gut mit Frauen aus. Die Melodie zeigt jene volkstümliche Faktur, wie sie in frühklassischer Zeit etwa in Salzburg im Kreis um Michael Haydn gepflegt wurde, und wie man sie einerseits in Weihnachtsliedern findet (*Stacherl, sollst friah aufstehn...*), andererseits in Ständesliedern im Umkreis von National- und Alpensängern (vgl. *Der Steyrische Bauer*⁸). Auch auf Grund dieses melodischen Befundes liegt die Vermutung nahe, daß das Lied wenigstens von der 2. Strophe weg: „I bin da Lemonimann, kumm aus Tirol“, wie viele dieser ‚Ich bin-Lieder‘ als Auftrittlied in einer Volkskomödie entstanden ist. Damit wäre es allerdings mehr ein Zeugnis für die Fremdwahrnehmung dieser Wanderhändler, als für deren Selbstdarstellung. Aber das eine schließt ja das andere nicht aus. Wenn es ursprünglich vom Volkstheater herkommt, hat es zwar die Schicht gewechselt, denn es wird heute in Wien von sogenannten ‚Natursängern‘ überliefert, aber nicht unbedingt die Intention. Den Wiener Natursängern steht die Identifikation mit den sogenannten ‚Volkstypen‘, die in der Stadt das im Grunde anti-urbane Element der Originalität und Urwüchsigkeit repräsentieren, mentalitätsmäßig sehr nahe, was bei ihnen mit dem ‚verlorene-Heimat-Syndrom‘ seit Eingemeindung der Vorstadt zu tun hat. („Als ‚Natursänger‘ bezeichnen sich seit der Wirkungszeit der Brüder Schrammel die mit Volksmusikensembles auftretenden nicht berufsmäßigen Sänger, früher meist Fiaker, die in Konkurrenz zu den gewerbsmäßig in ‚Gesellschaften‘ organisierten ‚Volkssängern‘ standen. Die Natursänger verfügen normalerweise über keine Gesangsausbildung [‚Naturstimmen‘] und eignen sich ihr Repertoire durch mündliche

Überlieferung an.)⁹ Besonders Trude Maly verkörpert eine Tradition, die sich dadurch auszeichnet, daß sie Alpenländisches in hohem Maße ins Wienerische integriert hat und daraus auch ihre Identität schöpft.¹⁰ Poetisch-musikalisch ist der alpenländische Stil in diesem Lied bereits gebrochen. Schnaderhüpfelversmaß und Jodler lassen wohl noch die entsprechenden heimatlichen Assoziationen zu, werden aber — und das ist das Kunstmäßige, Neue daran — nicht einer Ländlerweise, sondern einer dreiteiligen Liedform (in der der Mittelteil als Jodel-Refrain noch einmal aufgenommen wird!) unterlegt. Auch weisen die konzertante Aufführungspraxis, die Virtuosität des Vortrags und die Instrumentalbegleitung ins Milieu städtischer Vortragskünstler. Das Lied ist vom Auftrittlied zu einer Unterhaltungsnummer geworden. Fragen wir aber nach seinem Wirklichkeitsgehalt, so können wir davon ausgehen, daß es nach wie vor der Darstellung einer ‚Volkstypen‘ dient, mit jenen Verallgemeinerungen, die sie verständlich machen, jenen Übertreibungen, die sie interessant und lustig machen, und jenem Körnchen Wahrheit, das sie glaubwürdig macht.

Awa z'Line auf da Bruggn, da geht da Gspafs an, da
 frägt mi da Nautner, ob i an Naut zelle - hän.
 hää hää kan Nautzelle, und i zähl a ka Naut, und i
 geh zu mein Baudel, kimmb, her wäuns sich trauts!
 tri sein zu mein Baudel, kimmb her wäuns ein, trauts!
 Huf-elä da ria duli-jä hüllä da
 rullä da rä, hüllä da ria duli-jä, häts oder häts ned.
 Eahna wiavu miassn sein, wäuns an Saubärs wöllu schneidn?

Handwritten musical score for the song "Vom Land in die Stadt." The score is written on ten staves, with the first five staves for the vocal line and the last five for the piano accompaniment. The music is in G major (one sharp) and 3/4 time. The lyrics are written in German below the notes.

Eahna ädt müassn sein bei dera Sauschneida- rei! Zwa
 vom u. zwa hüttn u zwa häctn u zwa brühn. Eahna ädt müassn
 sein, bei dera Sauschneida- rei. Tia sannur unser drei,
 mia kennan d'Sauschneida- rei! Dar aue häets und der d'udre
 bludts u. d. dritte schawts geschind v. hüt, dar aue häets u. d. ändre
 bludts u. d. dritte schawts geschind v. hüt. Eahna ädt müassn
 sein, wenn an Sautättn wören schneidn.

Åwa z'Linz auf da Bruggn do geht da Gspäß ån

Trude Mally (Gesang) und Karl Nagl (Gesang, Akkordeon), aufgenommen am 22. 11. 1977 im „Jazzland“ Wien I, LP „A Stückerl Alt-Wien“, Trude Mally und Karl Nagl, Earl Archives, EL 76010/11, C/5, 3'16, arr. Hörigl, Transkription: Gerlinde Haid.

1.

Åwa z'Linz auf da Bruggn, då geht da Gspäß å(n),
 då frägt mi da Mautner, ob i an Mautzettl hä(n).
 I håb håld kan Mautzettl, und i zåhl a ka Maut,
 und i geh zu mein Deandl, kimmts her wånns eich trauts !
 Hullå da ria dulijå, hullå da rallå da rå,
 hullå da ria dulijå, hålts oder hålts ned.

Zwischengesang:

*Eahna wiavü(l) miassn sei(n),
wänns an Saubärn wolln schneidn ?
Eahna ächt miassn sei(n)
bei dera Sauschneidarei !
Zwa vorn und zwa hintn
und zwa hältn und zwa bindn.
Eahna älli ächti miaßn sei(n),
bei dera Sauschneidarei.*

*Mia san nur unser drei,
mia kennan d'Sauschneidarei !
Dar ane hält's und der ändre bindt's,
und der dritte schneidts gschwind vo(n) hint.
Eahna älle ächte miaßn sei(n),
wänns an Saubärn wolln schneidn.*

2.

*I bin da Lemonimä(nn), kumm aus Tirol,
håb allerhånd Kräuter då und a guads Ö(l).
's Ö(l) is fia die Menscher guad,
wänn sie 's wo beißn tuad,
beißt sie 's håld wo da wöll,
guad is mei(n) Ö(l).*

3.

*I säch zum Lemonima(nn),
ån dein Öl is nix drå(n),
i vaschmier scho(n) drei Flaschln,
ma kennt ma nix å(n).
Drauf sâgt da Lemonimä(nn),
Deandl, dir kenn is å(n),
du brauchast an Bam,
wo däs Ö(l) wâchsen tat !*

Das folgende Beispiel — ein Fiakerlied — wäre der Gruppe 5 nach Greverus zuzuordnen: Verharren in der traditionellen Dichtung bei Territoriumsverlust und Versagungen zur Gewinnung eines neuen Satisfaktions-

raumes. Interessant ist es durch seinen Inhalt, der uns nun tatsächlich mit einer Subkultur konfrontiert. Das Lied ist eine Selbstdarstellung im Wiener Gaunermilieu, in dem zweifellos viele Zuwanderer landeten. In Wien gibt es viele Gaunerlieder. Diebe, Einbrecher, Schwindler, Taugenichtse, Raufbolde, Huren und Zuhälter — alle haben ihre Lieder, und man fragt sich, warum man sie lustig finden kann. Zweifellos ist es die sie durchwirkende Selbstironie, die uns schmunzeln läßt, wenn diese Originale — denn nur solche werden dargestellt — ihren eigenen Wertkanon vor uns ausbreiten und uns glauben machen, es gäbe neben der öffentlichen Lebensweise noch eine zweite, die in sich stimmt, aber sich keinen Deut um die Öffentlichkeit schert. Etwas an sich Negatives, nämlich die „kollektive Besetzung antigesellschaftlicher oder negativer Identitäten in irrationalen Subkulturen“¹¹, die laut Greverus gerade dann entsteht, wenn Identität verloren gegangen ist, wird durch die Verdichtung im Lied zur charmanten Alternative.

Das Lied dürfte unter Fiakern entstanden sein — ein Stand, der ziemlich von der Zuwanderung gespeist wurde. Um 1790 gab es in Wien etwa 700 Fiaker, zwischen 1860-1908 über 1.000.¹² Im Fuhrgewerbe konnte ein Zuzügler Fuß fassen und in der Hierarchie aufsteigen, wobei Originalität das wichtigste Kapital war und das Mittun in der liederfrohen Geselligkeit des Heurigen zum Maßstab der Integration wurde. Die Kutscher waren oft stadtbekannte Originale, die teilweise auch als Natursänger oder Kunstpfeifer öffentlich auftraten. Der Weg zur ‚Volkstypen‘ war auch bei ihnen vorgezeichnet.

„Die Fiaker waren keine gewöhnlichen Lohnfuhrwerker...An einer geistigen und zeitlichen Bruchlinie hatte sich hier ein eigener Stand mit all seinen Merkmalen entwickelt: mit eigenem Standesbewußtsein, eigener Berufsehre, eigener Kleidung, eigenen Festen und einer eigenen Lebensart, für die der ‚Hamur‘ das oberste Gesetz war...In den Achtzigerjahren war die Stadt überhaupt einem ausgesprochenen Fiakerkult verfallen. Hatte die Wiener Gesellschaft ein Jahrzehnt vorher sich einer sentimentalen Begeisterung für Tirol hingegeben, durch zitherspielende Komtessen und jodelnde Bankdirektoren in jeden Salon Almhüttenstimmung zu bringen versucht, so ahmte man nun in allem und jedem die urwüchsige Art der Fiaker, ihre Sitten und Gebräuche nach.“ Soweit die Darstellung von Hermann Mailler¹³, der vor allem auch darauf hinweist, wie entscheidend die Wiener Fiaker, deren Standesbewußtsein sich an der Schnittstelle zwischen

21. Jå wir san hå(l)t drei Briada (Standeslied)

Siedinger Gesangstrio, Sieding (Gem. Ternitz)

The musical score is written in G major and 4/4 time. It consists of two systems of vocal parts (Soprano and Alto) with lyrics in German. The lyrics are: "Jå wir san hålt drei Bri-da, da jin-ga-ri bin i, hål-lå-da-rå, je da håt a Dian-dle, die Schejnari håb i, hål-lå-da-rå, es kejnts uns oan gei-gna, es kejnts uns oan schlägn, hål-lå-da-rå, denn mia san Fi-a-ker, dås Zeig steht am Gråbn. Und es kejnts uns oan gei-gna, es kejnts uns oan schlägn, hål-lå-da-rå, denn mia san Fi-a-ker, dås Zeig steht am Gråbn." The score includes a key signature of one sharp (F#) and a common time signature (C).

Jå wir san hålt drei Bri-da, da jin-ga-ri bin i, hål-lå-da-rå, je
 da håt a Dian-dle, die Schejnari håb i, hål-lå-da-rå, es
 kejnts uns oan gei-gna, es kejnts uns oan schlägn, hål-lå-da-rå, denn
 mia san Fi-a-ker, dås Zeig steht am Gråbn. Und es
 kejnts uns oan gei-gna, es kejnts uns oan schlägn, hål-lå-da-rå, denn
 mia san Fi-a-ker, dås Zeig steht am Gråbn.

dem einfachen Volk und den gnädigen Herrschaften entwickelte, mitgeholfen hatten, den Ruhm der Musikgruppe der Brüder Schrammel zu begründen.

Jâ wir san hålt drei Briada

Vorgesungen vom Siedinger Gesangstrio, NÖ, 1975. Aus: CD Tondokumente zur Volksmusik in Österreich, Vol. 2, Niederösterreich, hrsg. v. Sepp Gmasz, Gerlinde Haid und Rudolf Pietsch, Wien 1993, cut 21.

1.

*Jâ wir san hålt drei Briada,
da jingari bin i, hållådarå,
jeda håt a Diandle,
die Schejnari håb i, hållådarå,
es kejnts uns oan geigna,
es kejnts uns oan schlägn, hållådarå,
denn mia san Fiaker; dâs Zeig steht am Gråbn.*

2.

*Und da Stâttrât von Östarreich,
dea schickt uns an Gruaß, hållådarå,
wås nutzt uns da Gruaß, wåun i einrucka muaß, hållådarå,
es kejnts uns...*

3.

*Und drei Jâhr san ma gsejssen
im Kreisricht in Stein, hållådarå,
es kåun si koana mejssen
es kåun uns koana schlägn, hållådarå,
denn mia san Fiaker;
Fiaker san mia, hållådarå,
denn mia san Fiaker;
dâs Zeig steht am Gråbn.
Und es kejnts uns...*

In dieser Aufnahme singt es das Siedinger Gesangstrio aus dem Schneeberggebiet, wo man durch die Fuhrleute immer in regem Austausch mit Wien gestanden ist. Die Melodie gehört zum Tyrolienne-Typus und

findet sich ähnlich bei anderen ‚Selbstdarstellungsliedern‘, wie zum Beispiel *Der Trinker und sein Fläschchen*, ein um 1810 entstandenes Lied, das auch die Steirischen Alpensänger im Repertoire hatten¹⁴, oder auch bei dem ebenfalls aus dem Schneeberggebiet überlieferten *Kohlbauernbuam san ma*.¹⁵ Die Tyrolienne ist ein Ländlertypus, der mit Aufkommen der Nationalsänger so benannt wurde, und zwar vom Ausland her, und sich zu einem geläufigen Rhythmuschema reduzierte. Diese musikalische Situation unterstützt den Habitus der Selbstdarstellung für andere. Präsentiert wird das eigene melodische Material, und zwar genau so weit simplifiziert, daß ein größeres, mit den wirklichen musikalischen Feinheiten einer Region nicht vertrautes Publikum es annehmen und darin das ländliche Flair erkennen kann.

Wir haben es hier also nicht mit einem Theaterlied zu tun, wie im vorigen Beispiel, sondern mit einem Gstanzlied, wie es in der Geselligkeit von Wirtshäusern gesungen und umgesungen wird, um vielleicht eines Tages beim Heurigen zu einer mit Wohlgefallen bestaunten Duettistennummer zu werden. Inhalt ist Lebensgeschichtliches aus der Unterschicht, und was der Sozialhistoriker daraus ablesen kann, ist sicher der darin wirkende Wertekanon.

Man hat ein schönes Mädchen, man hat Geld, um sich von den Musikanten aufspielen zu lassen (geigna und schlagen), man hat sein Auskommen, wobei man als Fiaker mit einem Standplatz am Graben auf der Werteskala im Aufwärtstrend liegt, man erlaubt sich, den Wehrdienst zu verweigern, und man ist überhaupt mit allen Wassern gewaschen, denn man hat sogar schon im Gefängnis seine Erfahrungen gemacht, aber nicht in irgendeinem, sondern im strengsten, in Stein.

Und da ist es jetzt doch ein bißchen erstaunlich, daß der hier dargestellte Wertekanon genau mit jenem übereinstimmt, den Anthropologen bei den Arbeitsmigranten aus Süditalien festgestellt haben.

Mehrere Forscher haben sich dort mit dem Phänomen der ‚miseria‘ befaßt, die nicht nur eine ökonomische Unterprivilegierung, sondern eine ‚Haltung‘ ist. „Die Unmöglichkeit für die Individuen, aus Mangel an Aktionsfreiheit sozialpolitisch realistisch zu denken, rufe eine Substituierung des Besitz- und Prestigeverlangens auf besitzhinweisende Persönlichkeitswerte hervor, die sich vor allem in dem Verhältnis zur Frau als Besitztum, zur Jungfräulichkeit, zur Ehre der Familie, zur Omertà (Schweigen über

Verbrechen) und in der Emphase für Kleidung zeige“.¹⁶ All das wird auch in unserem Lied als Wert angesprochen. In diesem Zustand sei es für die Migranten unmöglich, über das Interesse der Familie hinauszudenken, es seien ‚amoralische Familienegoisten‘. Daß das Lied, von dem hier die Rede ist, beginnt mit: „Ja wir san halt drei Briada...“ erscheint vor diesem Hintergrund als äußerst signifikant.

Das weibliche Pendant zu den Fiakern waren die Dienstmädchen, ebenfalls vorwiegend ländlicher Herkunft und mit den gleichen Integrationsproblemen. Sie bildeten um die Jahrhundertwende die größte weibliche Berufsgruppe.¹⁷ 1890 war in Wien jede achte Frau ein Dienstmädchen.¹⁸ Karin Walser hat diesen Frauen in ihrem Buch über *Dienstmädchen. Frauennarbeit und Weiblichkeitsbilder um 1900* eine ausführliche Darstellung gewidmet, wobei sie wieder einmal feststellen mußte, mit wieviel Vorsicht die Aussagen von zeitgenössischen Forschern, Sozialpolitikern, Romanicis zu genießen sind.¹⁹ „Nicht einmal in den wenigen Autobiographien oder in Interviews mit ehemaligen Dienstmädchen ließen sich, obgleich in explizit subjektiver Perspektive verfaßt, Motive und Bedeutung ihres Handelns unverstellt auffinden. Vielmehr wurde auch hier ausgespart, verdunkelt oder es sollte etwas, zum Beispiel Wohlanständigkeit, demonstriert werden. So war auch diesen Quellen gegenüber Distanz angebracht“.²⁰ Dasselbe gilt für die Lieder.

Das folgende befaßt sich mit dem Denken, Fühlen und Handeln eines Mädchens, das seine Mutter verläßt, um sich in der Stadt als Köchin zu verdingen. Mit wenigen Worten wird das Milieu treffend angedeutet. Das Mädchen verläßt bezeichnenderweise nicht ihr Elternhaus, sondern ihre Mutter. Wir assoziieren ein lediges Kind aus dem ländlichen Proletariat. Die Mutter „kann sie nicht mehr leiden“ — was auch immer das heißt, ob es nur zu wenig zu essen gibt, oder ob die Mutter sie aus anderen Gründen los haben möchte. So packt sie ihr „Gwandl“ zsmmm — meist der einzige persönliche Besitz eines jungen Mädchens. Sie wird Köchin und weiß schon einen Herrn. So etwas scheint durchaus an der Realität orientiert. Denn oft haben in den großen Städten schon früher zugewanderte Verwandte, Tauf- und Firmpaten, Bekannte und Nachbarn aus dem Heimatort als Anlaufstelle fungiert²¹, sodaß man nicht ganz ins Ungewisse ziehen mußte. Ihr Herr hat sie gern, weil sie treu, fleißig, brav und geschwind ist. Dieser Kodex entspricht genau jener Dienstmädchen-Ordnung, wie sie von Weber-Kellermann publiziert wurde: „...Der Dienstmädchen hat treu, fleißig,

aufmerksam, gesittet und anständig, reinlich, ehrerbietig, gottesfürchtig und sittlich und verträglich zu sein; er soll keinen Aufwand treiben und die Treuepflicht erfüllen, d.h. nicht klatschen, naschen, stehlen.“²² Im übrigen erwartet das Mädchen ein Kind. Was ihr Herr damit zu tun hat, bleibt etwas unklar. Vielleicht erwartet sie das Kind schon, als sie von zu Hause fortgeht, ja es ist vielleicht einerseits der Grund ihres Fortganges, andererseits der Grund ihres besonderen Wohlverhaltens beim neuen Herrn. Denn schwangere Dienstmädchen verloren oftmals ihre ursprüngliche Stellung und konnten, wenn überhaupt, nur sehr schwer und gegen eine Entlohnung, die so gut wie keine war, noch Beschäftigung und Unterkunft finden.²³ Jedenfalls aber sucht auch der neue Herr sexuelle Beziehung zu seiner Köchin, denn er bietet ihr heimlich Geld an, was sie aber entrüstet ablehnt. Und dann kommt der poetische Höhepunkt des Liedes. Zur Untermauerung der Feststellung, daß mit einem alten Mann ja sowieso nichts passieren könne, zieht sie, die Köchin, die fachgerechte Herstellung eines Strudelteiges als Vergleich heran. Hier finden wir uns bei Greverus Typ 6: Preis der verlorenen Heimat bei Abwertung der neuen Umgebung: „Es Weana kochts nid a so, weils es nid kinnts, so kochens bei uns dahoam, dromat in Linz“.

Das ganze Lied ist in direkter Überlieferung nicht mehr bekannt; allerdings werden Varianten der Strophen mit dem Trinkgeld und dem Strudelteig von manchen Wienerliedsängern in dem Potpurrie *Musikantendiena* verwendet. Ernst Weber gibt an, daß dieses Lied ländlichen Ursprungs und in Wien auch unter dem Titel *Der Strudeltach* verbreitet gewesen sei.²⁴ Die letzte Strophe lautet dort:

*So, so kochns bei uns daham,
drobn, drobn, drobnat in Linz,
ös, ös Weana, ös lachts dazua,
weils, weils, weils an Schmarrn kinnts.*²⁵

Den ganzen Text jedoch kennen wir aus einer Aufzeichnung von Karl Liebleitner ohne nähere Quellenangabe, überschrieben mit ‚Harfenistenlied‘. Harfenisten sind in Wien seit dem 18. Jahrhundert aktenkundig. Sie zogen als Straßenmusikanten von Lokal zu Lokal und waren eine so bekannte Erscheinung, daß man unter dem Sammelbegriff ‚Harfenisten‘ alle auf diese Weise aufspielenden Musikanten zusammenfaßte, auch wenn es Geiger oder Zitherspieler waren.²⁶ Im Laufe des 19. Jahrhunderts san-

ken die Harfenisten immer mehr zu Bettelmusikanten ab, deren Repertoire ausschließlich von der Zote beherrscht war.²⁷ Da sie seit 29. Dezember 1851 nur öffentlich musizieren durften, wenn sie eine Lizenz hatten²⁸, wissen wir auch, daß unter ihnen viele Frauen und Mädchen waren, darunter auch blinde, die etwa gemeinsam mit ihrem Vater durch die Straßen Wiens zogen.

Die Melodie dieses Liedes ist eine Walzermelodie mit ganztaktiger Deklamation im Inzipit, wie sich diese im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelt haben. Eine Besonderheit stellen jedoch die durch Liebleitners Aufzeichnung festgehaltenen Interjektionen in jedem Takt dar. Diese Interjektionen ahmen ganz offensichtlich die Begleitfiguren der Harfe nach. Damit ist aber klar, daß wir es wieder einmal nicht mit einem Harfenistenlied zu tun haben, sondern mit der Parodie oder theatermäßigen Darstellung eines Harfenistenliedes. Und so sind auch die Aussagen des Textes zu bewerten. Nicht die Realität wird dargestellt, sondern eine Volkstypen.

344) Harfenistenlied 419/31

Aber wann, ha ha, wann, ha ha, wann mi mei Muatta zHaus...
 ha ha, gar, ha ha, gar nit kann leidn, schnür, ha ha, schnür, ha ha, schnür i mei Gwandl
 zamm und, ha ha, und, ha ha, tua von ihr scheidn.

Volks-Sammlung
 Karl Liebleitner
 Mödling

Aber wann, ha ha, wann, ha ha, wann mi mei Muatta zHaus...

(Harfenistenlied)

ÖVLNÖ 419/31, Sammlung Liebleitner

1.

Aber wann, haha, wann, haha, wann mi mei Muater zhaus
 gar, haha, gar, haha, gar nit kann leidn,
 schnür, haha, schnür, haha, schnür i mei Gwandl zamm
 und, haha, und, haha, tua von ihr scheidn.

2.

*Morgn, morgn, steh i als Kechin ein,
ja, ja, waß schon an Herrn;
wal, wal, wal i so fleißi bin,
drum, drum hat er mi gern.*

3.

*Treu, treu, fleißi, das muaß man sein,
brav, brav, fleißi und gschwind,
wal, wal, wal i sechzg Guldn krieg
und, und, und a klans Kind.*

4.

*Ja, ja, wia i in Gartn geh,
da, da, geht da Herr mit;
iazt, iazt reekt er mir's Trinkgeld vür
und, und, und i nimms nit.*

5.

*Da, da, hab ihm zur Antwort gebn,
ja, ja, frali, was denn !
Das, das, hat ma mei Muater gschafft,
daß, daß, daß is nit kenn.*

6.

*Heint, heint, heint, meine liabn Leit,
heint, heint, siag is schon ein,
daß, daß, daß mit an altn Mann
gar, gar, gar nix kann sein.*

7.

*Wann, wann, wann ma an Strudltach
an, an, anmachn tuat,
ghörn, ghörn, ghörn a poar Oa dazua,
sunst, sunst, ist er nit guat.*

8.

*Ös, ös, Weana kochts net a so,
wal, wal, wal äs nit kinnts;
so, so, kochns bei uns daham,
drobm, drobm, dromat in Linz.*

Zusammenfassend läßt sich sagen:

Volklieder als sozialhistorische Quellen zu erschließen, ist ein Desideratum der Volksmusikforschung wie der Kulturwissenschaft. Es sollte nicht unter Ausschluß der musikalischen Komponente geschehen, denn diese ist Wegweiser zu Entstehung, Überlieferung und Aufführungspraxis und damit zur Intention eines Liedes.

Der Weg vom Land in die Stadt ist für die Betroffenen ein Problem von Identität und Integration. In diesen Liedern überwiegt die Selbstdarstellung, egal, ob diese Lieder vom Theater kommen oder von den Betroffenen selbst. Will man sie als Lebensgeschichte lesen, ist Vorsicht angebracht. Wertvorstellungen herauszulesen, ist wahrscheinlich der beste Ertrag, den man erwarten kann.

¹ Walcher, Maria: Die Nahrung im Spiegel des Volksliedes. Mit besonderer Berücksichtigung Niederösterreichs. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 31. Wien 1982, S. 85-103, hier S. 89.

² Moser, Oskar: Zur Kärntner Überlieferung des Liedes „Kein Bauer mag ich nimmer bleiben“. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 26. Wien 1977, S. 11-30, hier S. 11.

³ Jöhler, Reinhard: Volkslieder als kulturhistorische Quellen — Die „Italiener — Lieder“ in Vorarlberg. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 35. Wien 1986, S. 36-61, hier S. 41.

⁴ Ebda.

⁵ Ruehs, Christa: So weit der Himmi blau is, so weit geht a mei Reich. Phantastische Wildererlieder und ihre historische Interpretation. In: Beiträge zur historischen Sozialkunde 14, Hft. 2. Wien 1984, S. 64-70; dies.: Auch ‚böse‘ Menschen haben ihre Lieder. Zur Rezeption von Wilderern in österreichischen Volksliedern des 18.–20. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für Volksliedforschung, 29.Jg. Freiburg i. Br. 1984, S. 32-57; vgl. auch dies.: Wilderermythos und Volkslieder in Österreich. Versuch einer sozialhistorischen Analyse. Hausarbeit an der Universität Wien, 1982.

⁶ Greverus, Ina-Maria: Auf der Suche nach Heimat. München 1979, S. 37-39.

- ⁷ Ebda, S. 35.
- ⁸ Klier, Karl Magnus: Die Steirischen Alpensänger um 1830. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 5. Wien 1956, S. 1-15, hier S. 13.
- ⁹ Kern, Walter, Ernst Weber: 20 Wiener Volkslieder. Schülerheft, Lehrerheft, Wien 1990, S. 17-18
- ¹⁰ Vgl. Walcher (wie Anm.1).
- ¹¹ Greverus (wie Anm.6), S. 169).
- ¹² Österreich-Lexikon. Wien 1997, Bd.1, S. 315.
- ¹³ Mailler, Hermann: Schrammel Quartett. Ein Buch von vier Wiener Musikanten. Wien 1943, S. 78-81.
- ¹⁴ Klier (wie Anm.8), S. 11.
- ¹⁵ Kotek, Georg: Das Bäuerliche Volksliedsingen der Ravag in Payerbach, N.Ö., im Jahre 1935. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 6, Wien 1957, S. 88-101, hier S. 97.
- ¹⁶ Zit.n.Greverus (wie Anm.6), S. 154.
- ¹⁷ Walser Karin, Dienstmädchen-Legende. In: Heer, Hannes, Volker Ullrich: Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung. Reinbek bei Hamburg 1985, S. 131-134, hier S. 131.
- ¹⁸ Glaser, Hermann: Industriekultur und Alltagsleben. Vom Biedermeier zur Postmoderne. Frankfurt a. M. 1994, S. 135.
- ¹⁹ Walser, Karin: Dienstmädchen. Frauenarbeit und Weiblichkeitsbilder um 1900. Frankfurt 1985.
- ²⁰ Ebda, S. 132.
- ²¹ Sandgruber, Roman: Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart (=Wolfram, Herwig (Hg.): Österreichische Geschichte). Wien 1995, S. 265.
- ²² Weber-Kellermann, Ingeborg: Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt a. M. 1974, S. 122.
- ²³ Ebda, S. 124.
- ²⁴ Kern/Weber (wie Anm.9), Lehrerheft, S. 31.
- ²⁵ Ebda, Schülerheft, S. 31.
- ²⁶ Mailler (wie Anm.13), S. 11-12.
- ²⁷ Ebda, S. 12.
- ²⁸ Koller, Josef: Das Wiener Volkssängertum in alter und neuer Zeit. Wien 1931, S. 21.

Nikola Langreiter, Wien

Die Stadt in alpiner Reiseliteratur

1. Zum Thema

Nur einige der inneralpinen Städte ziehen die Aufmerksamkeit von Reiseschriftsteller an, sehenswert ist in den Alpen anderes¹. Städtische Siedlungen werden meist knapp und formelhaft abgehandelt: Eine alpine Stadt hat idealerweise nichts Urbanes, das beschrieben werden müßte — sie fügt sich bruchlos und unauffällig ins gebirgige Umland ein, bildet allenfalls eine verträgliche, milde Melange von erwartet Ländlich-Dörflichem und dem, was an einem Städtchen akzeptabel ist. Wie etwa Rattenberg, wo sich der „Styl, den die alten Tiroler für ihre Stadthäuser befolgten“, gründlich studieren läßt: „Das tirolische Bürger- und Stadthaus scheint eigentlich eine Vermählung von Alpenhütte und Thurm, Burg oder Festung zu sein.“²

Im Rahmen einer früheren Arbeit³ analysierte ich die Darstellung einer ländlichen Region (des Zillertales) in Reiseführern. Ich ging davon aus, daß Reiseliteratur zur Bildung und Verbreitung von Stereotypen beiträgt, Systembedingungen für das Handeln von TouristInnen und Bevölkerung vorgibt und soziale Realität erzeugt. Im Zentrum standen die Beschreibungen von „Land und Leuten“ und jene Bedingungen und Interessen, die diese Beschreibungen prägen. In diesem Zusammenhang stellte sich die Frage nach den Stadtbildern, die den Hintergrund von Wahrnehmung und Kommunikation alpiner, ländlicher Regionen abgeben. Ich freue mich, daß diese Tagung mir Anlaß gab, wieder einmal zu schmökern und Gelegenheit, „indirekten“ Stadtbildern, wie sie in alpiner Reiseliteratur konstruiert und vermittelt werden, nachzugehen.

2. Reiseführer

Die Auswahl der Quellen passierte nach dem Zufallsprinzip; unzählige andere Textpassagen aus Alpenreiseführern — unabhängig vom konkreten Zielgebiet — eigneten sich ebenso gut als Aufhänger und Grundlage der Überlegungen. Sämtliche der hier gelesenen Reisebücher wurden im 19. Jahrhundert publiziert — das älteste Werk 1800. Ergänzend dazu bringe ich zwei Beispiele aktueller Reiseliteratur. Letzteres, weil sie zeigen, daß neben dem beobachtbaren Wandel der Darstellungen in manchen Aspekten andere Komponenten über die Zeit hinweg nahezu unverändert tradiert werden. Diese ständige Reproduktion gewisser Topoi — manchmal variiert, dann wieder ohne die geringste Abwandlung — erfolgt ungeachtet massiver historischer, gesellschaftlicher, ökonomischer, ökologischer, ungeachtet aller Veränderungen.

Die Geschichte der Reiseliteratur liefert nützliches Wissen zu Analyse und Interpretation; ich gehe dennoch nicht näher auf sie ein, sondern verweise auf die vorhandene Literatur. ExpertInnen führen dort eine rege Gattungsdiskussion, und vielfältig sind die propagierten Methoden der Reiseführer-Forschung.⁴ Mir gefällt vor allem Michael Harbsmeiers Vorschlag des „umgekehrten Gebrauchs“ von Reisebüchern. Sie sollen nicht als Quelle zu den beschriebenen Orten betrachtet werden, sondern selbst Erkenntnisobjekte sein. Die Reisebeschreibungen werden als Darstellungen der Herkunftskultur der Autoren aufgefaßt. Dieser Ansatz eignet sich für den kritischen Gebrauch des Genres als kulturwissenschaftliche Quelle: Weniger weil die Unfreiwilligkeit der kulturellen Selbstdarstellung, wie Harbsmeier meint, den so verstandenen Texten ein ganz anderes Maß von Glaubwürdigkeit verleiht⁵, sondern weil sich die (irreleitende) Frage nach der dokumentarischen Aussagekraft über die bereisten Gebiete nicht stellt.

Leider birgt auch ein umgekehrter Gebrauch von Reiseliteratur Tücken: „Deutung ist immer Deutung [...] der Deuter.“⁶ Alle Deutung kann nur aus der jeweiligen Kultur heraus geschehen und muß in diesem Sinn einseitig ausfallen. Sie wird immer zu einem Teil egozentrisch, gruppenwie gesellschaftsspezifisch und zeitbezogen sein. Die Texte der Reiseführer sind aus ihrem Zusammenhang gelöst, liegen — obwohl sie vergänglich sind — als gegebene Satzungen vor, weil jeder schriftliche Ausdruck Fixierung bedeutet. Auf den Entstehungszusammenhang, auf Widersprüche, Doppeldeutigkeiten und Hintergründe zu achten, hilft, die Stabi-

lität, die Texte vorgeben, aufzubrechen, mildert die Selbstreferenz des Materials.⁷

3. Stadtbild

3.1. Strategien der Wahrnehmung und Beschreibung

Nach diesen knappen Bemerkungen zu Quelle und Methode zu Strategien der Wahrnehmung und Beschreibung. Im Anschluß daran folgen exemplarisch einige Beispiele zu indirekten Stadtbildern in alpiner Reiseliteratur, festgemacht an den Elementen Raum, Zeit und Lebensstil — also jenen Komponenten, die für Urbanität als charakteristisch gelten.

Niemals können Reisende ohne sich selbst unterwegs sein. Sie bewegen sich eingehüllt in ein dichtes Netz von hausgemachten Kodes und Normen ihrer Herkunftskultur. Normen und Werte werden ständig ausgehandelt, aber man tritt in den Diskurs des Aushandelns schon kulturell geprägt ein.⁸ Reisen existieren nicht als isolierte Phänomene, sondern sind Facette des Lebensstils und Bestandteil komplexer Konfigurationen. Jeder Reise stehen eine spezifische Konzeption von Raum, eine bestimmte Vorstellung von Grenze, subtile Machtverhältnisse, eine spezifische semiotische Ordnung, eine Ordnung der Dinge sowie eine einmalige Subjektivität gegenüber und wirken in ihrem Zusammenspiel auf die Reise ein.⁹

Der soziale Status der reisenden Schreiber etwa bestimmt wesentlich die Reise und das Produkt Reisebuch. Durch deren Einbindung in gesellschaftliche Gruppen, zum anderen durch den Rahmen persönlicher Dispositionen — dem Bildungsstand, speziellen Vorkenntnissen, Interessen, Vorlieben, der Wahrnehmungsfähigkeit. Die Autoren der hier herangezogenen Reiseführer gehören überwiegend dem Bildungsbürgertum an und haben einflußreiche berufliche Positionen inne (als höhere Beamte und Militärs, Bergwerks- und Forstfachleute, Ärzte, Theologen usw.). Zu Hause galten sie wohl als *opinion leaders*. Sie produzieren Sachliteratur und beanspruchen Objektivität, doch versuchen sie — unter anderem kommerziellen Interessen gehorchend —, den Ansprüchen der Leserschaft gerecht zu werden.

Wie das konkrete Reisen verändern sich die begleitenden Publikationen. Die Reisebücher des 18. Jahrhunderts suchten, „Kenntnisse geradezu volkskundlich zu erweitern“¹⁰, während die Reiseführer des 19. und 20. Jahrhunderts vor allem darauf abzielten, Reisen bequem zu machen und sich zusehends auf das Besondere, Sehenswürdige konzentrieren. Unab-

hängig von diesen Veränderungen, wenngleich ebenfalls einem historischen Wandel unterworfen, kommen Beschreibungsmuster zum Einsatz. Offenbar bewährte Bilder, Vergleiche, Wendungen und Stehsätze werden aus Publikationen anderer AutorInnen in das eigene Werk übernommen, unabhängig davon, auf welche geografische Region sich die Vorlage bezieht.

Gegensätze

Eine besonders auffallende Strategie der Vermittlung — und der vorgelagerten Wahrnehmung — ist das Beschreiben in Gegensätzen. Zentral ist die Betonung der Unterschiede, dabei kommt es zu einem Verschwindenlassen oder Nichtregistrieren von Parallelen und Gemeinsamkeiten.¹¹; nicht zuletzt, um Interesse des Publikums zu wecken, denn wen interessiert das ewig Gleiche, das Normale? In Reiseliteratur zu Alpenländern, gewöhnlich von Städtern verfaßt, wird der Antagonismus zwischen Stadt und Land¹² unweigerlich enorm strapaziert. Das Begriffspaar Stadt-Land ist Ausgangspunkt bipolarer Beschreibungen und einer unendlich scheinenden Kette von Dichotomien: Natur und Kultur, Tradition und Rationalität, Klarheit und Verwirrung, Geschwindigkeit und Ruhe, alt und neu usw. Begriffssoppositionen sind quasi das Destillat der Reisebücher.

*„Wenn einer etwa durch das grelle Münchner Licht geblendet worden, darf er sich nicht nach jener magischen Dämmerung sehnen, die jetzt noch über dem wundervollen Alpenlande schwebt? Wer sich etwa in unserer reinen und scharfen Vernunft erkältet hätte, er könnte vielleicht bei jenen brutwarmen Glaubenseifern wieder in gesunden Schweiß gerathen und seine geistigen Rheumatismen loswerden.“*¹³

Licht — Dämmerung, grell — magisch, Vernunft — Glaubenseifer, rein und scharf — brutwarm, Erkältung — gesunder Schweiß ... Das Spiel mit Begriffspaaren läßt sich an -zig Textbeispielen fortführen.

An einem Ort fremd zu sein, verschafft Hermeneutikvorteile¹⁴ — in Sachen der Fremde und mehr noch hinsichtlich des Selbst. Nicht eng in ein bestehendes System eingebunden zu sein, als Ortsfremder etwa, ermöglicht Wahrnehmungen und Einblicke, die einem Ortsansässigen mitunter verwehrt bleiben. Darüber hinaus — Hermeneutikvorteile hinsichtlich des Selbst — gewinnt das Eigene mittels Abgrenzung vom Anderen Kontur. Fremdheit entsteht nicht unbedingt auf Grund äußerer Bedingungen, es

handelt sich eher um eine innere Haltung. Hasso Spode nennt die Geschichte des Reisens die Geschichte einer „gewollten und kontrollierten Entfremdung“. Maßgebliche Bestandteile der Umwelt verändern sich auf Reisen und werden dadurch spürbar — Landschaft, Klima, das Bett, in dem man schläft. Der Effekt der Entfremdung macht die äußere Welt nicht nur wahrnehmbar, sondern steigert ihre Intensität.¹⁵

Reiseführer kommen nicht ohne Beobachtungs- und Beschreibungsschematismen aus, sie leben von Gegenbildern: Natürlichkeit versus bürgerliche Kultur; bäuerlicher Freiheit und Eigenständigkeit stehen Konformität und Massenproduktion entgegen, die tiefe Religiosität der ÄlpplerInnen der Konsumvergötterung der kapitalistischen StädterInnen. Erscheinungen, für deren Verarbeitung in der eigenen Kultur keine adäquaten Kategorien zur Verfügung stehen, werden ignoriert, vielleicht gar nicht wahrgenommen. Die Bilder, mit denen im Zusammenhang der Reise vom Anderen gesprochen wird, scheinen im Alltagsleben nicht ständig auf, sind aber dennoch präsent. Das Andere ist nur auszusprechen, wenn irgendein Bezug zu Bekanntem besteht.¹⁶

Der Beamte und Reisende Josef Kyselak beschreibt die Tiroler Tuxer als trotz ihres kargen Daseins bewundernswert fröhlich und heiter, von ihnen könne man nur lernen:

„Alle Achtung zollte ich dem Duxer-Thale, und ich wünschte, daß so mancher Jüngling, welchen sein reicher Vater nach Paris und London schickte — Sitten und Lebensart zu lernen, statt dessen sich hierher verirrt hätte; alle eiteln Mütter aber, die ihre koquetten Töchter nicht genug von Marchandemoden verbieten lassen können, in Laner[s]bach Toilette machen liessen, und die spätern Jahr würden mir für diesen Rath Dank bringen.“¹⁷

Die Konstruktion des Anderen geht demnach bisweilen mit radikaler Kritik des Eigenen einher. Landleute werden als Ideal- und Vorbilder für die dekadenten Städterinnen und Städter empfohlen. Parallel dazu¹⁸ ist das Eigene *Kultur* und zweifellos richtig, vergessen ist dann das großstädtische Desaster und unübersehbar der Überlegenheitsanspruch der urbanen Zivilisation.

Konstatieren von Fremdheit ist also geeigneter Mechanismus, um Identität zu installieren. Die Reiseführer verwenden den bereisten Raum und die bereisten Menschen als Projektionsflächen — unter anderem für erlaubte und verbotene Wünsche und Begehren. Mit der Konsequenz, das

eigentlich als *anders* Definierte in das Eigene einzugliedern. Die momentan registrierte Form des Anderen wird dabei oft zum (unveränderlichen — weil durch die Eingliederung in das eigene System fixierten) negativen Gegenüber des Eigenen. Die Wahrnehmung des Fremden ist nach dem Prinzip größter Auffälligkeit strukturiert und ergibt Beschreibungen einer faszinierenden, exotischen und zugleich abstoßenden Andersartigkeit¹⁹. Das Schreckbild des kulturlosen Alpenvolkes, das die Reiseführer manchmal zeichnen, drückt ihr ambivalentes Verhältnis von Begehren und Abscheu aus. Das Fremdbild als konstruiertes Gegenteil vom Selbstbild stabilisiert die eigene Ordnung; für seine spezifische Zusammensetzung sind soziale und politische Interessen ausschlaggebend. Wie gut passen Passagen über häßliches, ja debiles Aussehen der ÄplerInnen, über deren mangelnde Hygiene, deren barbarische Sitten, die geradezu die Negation der Zivilisation darstellen, in den sozialpädagogischen und aufklärerischen Diskurs Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Der sogenannten Sittlichkeit der alpinen Bevölkerung etwa bringen die Reiseschriftsteller viel Aufmerksamkeit entgegen. Aus den Beurteilungen des sittlich-moralischen Verhaltens spricht oftmals die bürgerliche Einstellung zu Affekten und Sexualität. Die besuchten Alpenregionen werden als Orte außerhalb der geregelten Alltagswelt und der gewohnten Lebensformen zu Gegenwelten, in denen die gewohnten sozialen Kontrollen scheinbar nicht greifen.²⁰ Die Auseinandersetzung mit dem Bereich der fremden Sexualität ermöglicht dem Beschreiber selbst, kurzfristig aus der herrschenden Ordnung auszusteigen und sich der Fantasie jenseits der Enge ansonsten gültiger Normen hinzugeben. Gleichzeitig läßt sich die vertraute Ordnung durch moralisierende Zuschreibung stabilisieren. Josef August Schultes, der zwischen 1794 und 1808 mehrmals das Salzkammergut bereiste, berichtet in seinem Reisebegleiter ausführlich über den sittlichen Zustand; im Zuge einer „Excursion auf den Glätscher am Dachsteine“ beobachtete er während einer Übernachtung in der Hütte einer Sennerin folgende Szene:

„Kaum waren wir eingeschlafen, als ungefähr in der zweyten Stunde nach Mitternacht ein rüstiger Bursche, ein Holzknecht, mit Steigeisen an den Beinen [...] hereintrat, und durch die Gewalt seiner Tritte uns weckte. Wir stutzten anfangs über diesen Besuch, als wir aber gar bald sahen, daß er nicht uns, sondern unserer Hausjungfer galt, waren wir beruhigt, und wir wären wieder eingeschlafen, wenn nicht Scenen, die kein Dichter [...] üppiger und derber mah-

len kann, und die wir unglücklicherweise durch die offen stehenden Fugen unseres Verschlages sehen mußten, uns hätten ein Auge schließen lassen. Wenn ein Dichter mir solche Szenen erzählt, so eckeln sie mich an; wenn ein Wüstling mir davon spricht, so empört er mich: und hier konnte ich sie sehen, und der Kraft mich wundern, die noch in des Mannes Lenden ist. [...] Bedenken Sie noch, daß dieser Heraklide 5 Stunden weit des Nachts von einer anderen Alpe herstieg, nachdem er den ganzen Tag vorher Bäume gefällt hat! Und die Nixe war auch nicht müßig geblieben den Tag über: sie hatte 16 Kühe zu melken und zu warten. Wenn die Menschenraçe einst ganz ausgeartet seyn wird, und ausgemergelt in den Städten, so mögen wir uns damit trösten, daß sie sich auf den Alpen verjüngt. Ich habe ähnliche Orgyen oft gesehen auf den Alpen vom Schneeberge bey Wien bis zum Unterberge: sie scheinen allgemeine Sitte zu seyn unter diesen Nomadinnen".²¹

Imagination zählt zu jenen Kräften, die das Bedürfnis nach vorübergehender Aufhebung sozialer Regeln nähren; die Symbolproduktion operiert mit Fantasievorstellungen, die im gewöhnlichen Leben nicht aufgehen.²² In gewisser Weise — im Geheimen — schätzt man an anderen, was der eigene Moralkodex nicht gestattet. Vielfach fehlt es den Reiseführern nicht an „Verständnis“ für das wohl ausschweifende, aber hier im Gegensatz zur Stadt eben sehr natürliche Verhalten der AlpenbewohnerInnen. Ihre ungestüme Sexualität ist erklärbar — sie ist zum einen Ausdruck von Gesundheit und Lebenskraft, zum anderen Ausdruck der Gelegenheit, die sich aus der puren Natur ergibt: „Ihre Lebensart und frohe Gemüthsstimmung, ihr Körperbau und die einladende reizende Natur selbst entschuldigen sie weit nachdrücklicher und lauter, als den wollüstigen Hagestolz, der unter dem Schleier der Heucheley oft die schändlichsten aller Ausschweifungen sich erlaubt.“²³

Die Stereotypen- und Mythenbildung stützt sich auf die gesellschaftstheoretischen Ideen der Zeit; Produzenten und zeitgenössische RezipientInnen schöpften aus dem gleichen Fundus bürgerlicher Gedankenwelt. Die Alpenregionen befinden sich auf einer Vorstufe der Zivilisation, besonders deutliche Indikatoren dafür sind die (fremden) Frauen: sie gelten quasi als Inbegriff der Kulturlosigkeit. Die Natürlichkeit der Frauen, zur Illustration gewöhnlich festgemacht an ihrer „äußerer Erscheinung“, kann rasch überhand nehmen, und ist nicht mehr mit Vorstellungen des betrachtenden Städters vereinbar.²⁴ Im direkten Vergleich mit städtischen Frauen schneidet die Gebirglerin meist denkbar schlecht ab, und manchmal ist an ihr, ob ihrer übermäßigen Natürlichkeit, kaum mehr Menschli-

ches zu entdecken. Reiseführer Sartori läßt sich von drei Hallstätterinnen über den See rudern:

*„Mitteldinge zwischen einem Orang-Outang und einem Menschen, mit triefenden Augen und struppigen Haaren, drey bis vier Kröpfe am Halse, sprachlos und kreischend ruderten mich drey weibliche Wesen über den See [...]. Sie grinzten mich von Zeit zu Zeit an, und wenn mich meine Phantasie im Genusse der Schönheit dieser Gegend der wirklichen Welt entrückte, und mir die schönsten Ideale vorschweben ließ, so verbitterte mir nur ein einziger Blick auf die Affengesellschaft, die mich escortirte, die süßen Träume, die um mich gaukelten.“*²⁵

Beobachtet und thematisiert werden über das Eigene und Andere hinaus auch Prozesse, die zwischen diesen Polen ablaufen. In den Blickpunkt geraten jedoch nicht die vielfältigen Wechselwirkungen und Beziehungen zwischen Stadt und Land; markant scheint nur die Ausstrahlung der Städte auf die Provinz. Im Widerspruch zur beklagten „Kulturlosigkeit“ wird die Übernahme von Innovationen, der Abbau alpiner Rückständigkeit selten geschätzt. Diesen Interaktionen werden überwiegend negative Auswirkungen auf Land und Leute zugeschrieben. Die befürchtete grenzenlose Ausbreitung städtischer Sitte und Kultur gibt Anlaß zu vehementer Kritik.²⁶ Reiseführer haben nicht ihre Stadt verlassen, um anderswo nur gleiches zu entdecken.

3.2. Raum

Raum betrifft unmittelbar das Genre Reiseliteratur selbst, Reisebeschreibungen legen das Durchqueren von Raum dar; oder vielmehr das Verlassen eines Ortes und das Erreichen eines anderen. Die Reise selbst, das Unterwegssein, kommt höchstens als Methode vor, den Raum rasch, sicher und bequem zu überwinden.

Die Beziehung zwischen dem Eigenen und dem Anderen wird häufig aus der räumlichen Trennung begründet. Historisch gesehen ist Raum die dauerhafteste Trope für essentiellen Unterschied. Beharrlich wird die Logik der (kulturellen) Differenz aus der geografischen Lage erklärt und damit zur natürlichen Gegebenheit gemacht.²⁷ Die Identität der BergbewohnerInnen wird folglich als etwas Einheitliches, Ahistorisches, auf natürlichen Grundlagen wie Klima, Höhenlage und geologischer Beschaffenheit des Lebensraums Zurückzuführendes aufgefaßt. „Rauh und hart ist die Natur — derb und sehnig aber auch der Zillerthaler.“²⁸ Die Identität des

Ortes läßt sich auf die dort lebenden Menschen übertragen, das Image des Ortes färbt gleichsam ab.

Lebensräume

Wenn die alpinen Dörfer zur romantischen Idylle stilisiert werden, auserkorenes Ziel urbaner Sehnsüchte, wie steht es dann um den Lebensraum Stadt? Wird im Rahmen der bewährten Schwarz-Weiß-Malerei ländliche Natur in den Reiseführern als das Ursprüngliche und Herrliche dargestellt, steht Stadt dem als Künstliches, Böses entgegen. Moralische Kategorien lassen sich nicht auf die Natur anwenden; sie widersetzt sich diesen Bewertungen. Ihre Kompliziertheit und Gegensätzlichkeit deplaziert die Schilderungen und Benennungen fortwährend, sorgt für Verwirrung und Widersprüchlichkeit. Reiseführer geraten ob der unbezwingbaren Bergwelt ins Schwärmen, im nächsten Moment stößt dieselbe unbezwingbare Bergwelt sie ab, macht Angst, terrorisiert regelrecht durch ihren Anblick.

Die Großstadt scheint nicht einfacher handzuhaben, mit ihrer Charakterisierung tun sich die meisten Reiseschriftsteller aber leichter. Weiten-teils vertreten sie Ideen der Großstadtkritik, argumentieren, wie es die das 19. Jahrhundert dominierende, materialistisch-naturwissenschaftliche Gesellschaftstheorie vorsieht — Stadtluft macht krank, physisch und psychisch²⁹; wie gesund und unverdorben sind dagegen die BewohnerInnen der gesunden und unverdorbenen Natur des Gasteinertales: die Wangen geröthet, Arme und Knie des „kernhaften Mannes“ von der Sonne gebräunt, die Zähne weiß wie „Helfenbein“, die „Lefzen hochroth“. „Ihrem ganzen Wesen sah man es an, daß kein französischer Koch ihre Säfte vergiftet, kein weichliches Sopha ihre ehernen Nerven geschwächt hatte.“³⁰

Künste und Wissenschaften propagieren mit Erfolg das Klischee der Stadt als unnatürliches, unwirtliches, den Menschen ruinierendes Etwas.³¹ Diese Überzeugung fand massiven Niederschlag in der Reiseliteratur. Stellvertretend für die Mängel und Probleme der spätkapitalistischen Industriegesellschaft wurde auch dort die Großstadt angeklagt.

Die große Stadt gleicht in diesem Szenario einem Dschungel — dicht, unübersichtlich und verwirrend. Wer die Stadt nicht lesen kann, wird von ihr ausgeschlossen. Plausibel ist das Bild des Verlorenenseins, obwohl die

Stadt strukturiert ist, bezeichnet und ausgemaldert — im Unterschied zur Natur, die anfangs noch nicht erschlossen und touristisch gezähmt ist.

Diese Natur — weglos oder zumindest ungenügend beschildert — verlangt ebenfalls hohe, aber anders ausgerichtete Kompetenz die Lesefähigkeit betreffend. Reiseführer Gustav Rasch verlor offenbar mehrmals die Orientierung und warnt:

„Kapellen, Heiligenbilder, Martersäulen und Kruzifixe giebt es in Tirol auf allen Landstraßen, und auf allen Kreuzwegen mehr als genug. Wegweiser äußerst wenig oder gar nicht. [...] Das Heiligenbild des in Oel gesottenen Märtyrers, der gekreuzigte Christus giebt auf keine Frage eine Antwort. Rathlos steht der Reisende vor einer Martersäule, Bild und Schrift belehren ihn nur, daß vor zwanzig Jahren an dieser Stelle ein betrunkenener Bauer den Hals gebrochen hat, aber nicht, ob er rechts oder links gehen soll, um diesen oder jenen Ort noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen?“³²

Texte, die Alpenfahrten als geeignete Therapie gegen alle Übel urbaner Zivilisation bewerben, überwiegen eindeutig jene, aus denen Skepsis spricht. In den Alpen nämlich entdeckte der Tourist die ursprüngliche Naturverbundenheit wieder, erinnere sich der hohen Werte, Tugenden und Ideale, finde jeder Städter zu sich selbst. „Im Herbst 1809 wollte ich auf einige Zeit den städtischen Kerkermauern entfliehen — ich suchte Erhöhung, und suchte sie da, wo der gefühlvolle Mensch sie sicher findet, im Schoose schöner Gebirgsnatur.“³³

Wo die Natur BetrachterInnen als Bild begegnet, heißt sie Landschaft. Dieses optische Verhältnis zur Natur ist nur vom städtischen Standpunkt aus möglich, wo zwischen Arbeit und Natur keine direkten Verbindungen hergestellt werden, wo „Arbeit [...] in ökonomischen Gesetzen, in städtischen Marktverhältnissen“³⁴ organisiert ist.

„Eine Stunde saß ich vor diesem Falle, und ließ mich einnässen von dem alles benetzenden Thau, der die ganze Gegend umher befeuchtet. Und als ich aufstand, um dieses herrliche Thal zu verlassen, warf ich einen dankbaren Blick auf diesen schönen Wasserfall, und rief den Felsengehängen, den Blumen und Kräutern und Moosen das letzte Lebewohl zu. Noch einmahl, lebet wohl, schöne Gewässer; rief ich; ihr seydet es, euer Schaum, euer Murmel, eure Kühle, die Verwirrung, und der Friede, mit denen ihr zugleich meine Sinne durchdringt, was ich bey euch sehe, höre und empfinde, das ist es, wonach ich mich auch entfernt von euch mitten in dem Taumel der grossen Kaiserstadt manchmahl sehen werde.“³⁵

Die Reiseschriftsteller richten ihren Blick auf menschenleere Natur, versenken sich kontemplativ in dieses Bild und projizieren darauf ihre eigenen Gefühle und Sehnsüchte.³⁶ Indem subjektive Empfindungen in den Bereich der Natur übertragen werden, kommen glorifizierende Beschreibungen der alpinen Ländlichkeit zustande. Analog dazu wird Stadt/Großstadt dämonisiert. „Das Bürgertum der Großstadt betrachtet sein Gefühl für die Natur als das natürliche Gefühl.“³⁷ Es fällt schwer, anderen Wirklichkeiten Raum zu gestatten — jener der „einheimischen“ ZillertalerInnen zum Beispiel, die Reiseführer Plattner nicht begreifen konnten: „sie konnten nicht begreifen, daß denn alle die fremden Leute rein und nur zu dem Zwecke so weite Reisen machen, um die Berge zu bewundern, an denen sie selbst — die Einheimischen — doch gar nicht das mindeste Schöne und Gute zu finden vermochten.“³⁸

So heilsam und erhebend die Bergwelt sein mag, zwischendurch wird deutlich, daß es der Stadt bedarf, um alle menschenmöglichen Genüsse zu realisieren. Die durchschnittlichen Reiseführer fliehen denn auch wieder das paradiesische Gebirge — und begeben sich zurück in den Lebensraum Stadt, verzichten nicht auf deren ökonomischen, politischen und kulturellen Mehrwert.

Auch die Geschichte ist in der Stadt zu Hause, den Alpen wird keine Historizität zugestanden; sie stehen unverrückbar, seit unendlicher Zeit — es werden keine Veränderungen festgestellt. Die Alpen reichen herüber aus der Vergangenheit und versinnbildlichen diese. Und so erscheinen die alpinen Regionen erneut als Gegenüber der sich ständig und hektisch wandelnden Stadt.

3.3. Zeit

Geschwindigkeit

Auf Reisen ändert sich für viele Menschen das Zeitgefühl. Ein Eindruck der Zeitbeschleunigung stellt sich ein: denn gestaltet sich Zeit spannend und kurzweilig, vergeht sie schneller und wird leicht übersehen und vergessen.³⁹ Wird üblicherweise rasendes Tempo der Stadt zugeordnet — kehrt sich das Verhältnis um, und die Alpen geraten plötzlich mit hoher Geschwindigkeit in Verbindung. Franz Sartori berichtet vom Zeitgefühl, das er auf dem „Kranabitsattel“ in der Nähe des Traunsees erlebt hatte: „Ich weilte immer hier bis gegen Abend, um in jeder Beleuchtung das Zaubergemälde zu sehen. Stunden verschwinden hier wie Augenblicke und

Tage werden hier zu Stunden".⁴⁰ Der Bezug auf das Zuhause, läßt sich auch in Zusammenhang mit Zeit nicht abschütteln. Das Metrum des Alltags und die Akzente der Ereignisse des Unterwegsseins erzeugen den Rhythmus der Reise.⁴¹

Reiseliteratur zeigt, wie wenig sich der Rhythmus von Reisenden mit dem Rhythmus Ortsansässiger deckt. Letztere stecken mitten in ihrem Alltag, für diesen waren — jedenfalls in vor- und frühindustrieller Zeit — andere Metren viel bedeutender als der Takt der Uhr. Sie hatten sich nicht nach genauen Stunden- oder Fahrplänen zu richten, wichtig waren Kriterien wie Jahreszeit, Lichtverhältnisse, Witterung usw. „Bauern waren von jeher die schlechtesten Stundenanzeiger. Eine, oder wohl gar ein Paar Stunden — darauf kömmt es ihnen nicht an.“⁴² Die Reiseführer beklagen zwar hie und da die auf Grund dieses anderen Verhältnisses zu Zeit, des anderen Umgangs mit Zeit entstehenden Unannehmlichkeiten (Unpünktlichkeit, lange Wartezeiten, plötzlich notwendiges Umdisponieren), im Grunde aber ist ihnen diese — in ihren Augen Form der — „Zeitlosigkeit“ Zeichen des Lebens in der paradiesischen Natur und damit wieder irgendwie erstrebenswert.

Ungleichzeitigkeit

Groß ist der Reiz der Darstellung der im Alpen auszumachenden „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“. In Reaktion auf Fortschritt und Industrialisierung stieg beim „zivilisierten“ Bürgertum die Sehnsucht nach der Freiheit prämoderner Zustände. Die TouristInnen wollten sich — nach der „unberührten“ Natur und den „unverdorbenen“ Menschen suchend — auf einer Zeitachse zurückbewegen. „Zurück“ durch die Reise in als rand- und rückständig erlebte Gebiete, in ursprünglichere und vielfach als freier empfundene soziale Strukturen. Die Urlauberinnen und Urlauber, wegen des aufreibenden Großstadtlebens seelisch erholungsbedürftig, befinden sich auf der Suche nach Wohlgeordnetem und Altbewährtem. Das bäuerliche Dorf war zum Ort „kulturalistischer Verklärung“⁴³ geworden.

Im allgemeinen, diese Tendenz läßt sich quer durch die Zeit verfolgen, lehnen die Reiseschriftsteller jegliche Zeichen der Modernisierung oder gar der Urbanität ab. 1981 huldigt Hanspaul Menara in diesem Sinn dem Leben auf den Zillertaler Einödhöfen:

„Man muß es nicht durch die rosarote Brille sehen, um festzustellen, daß es dem Stadtleben auch vieles voraus hat. Konkurrenzkampf, Lärmbelästigung,

vergiftete Luft, Wohnungsnot, Konsumzwang, Streß, bedrückende Enge, unsicherere Arbeitsplätze, Heizungsprobleme, seelische Vereinsamung — das alles gibt es auf dem Berghof nicht."⁴⁴

Ist die Ungleichzeitigkeit im Begriff sich aufzuheben oder erfährt, was Inszenierung ist, Veränderung, wird wehmütig kommentiert. Unerhört ist, wenn die Zeit das Dorf, das Tal eingeholt zu haben scheint. Othmar Pruckner, Verfasser eines Eisenbahn-Reiseführers durch Österreich, stößt sich daran, daß im Zillertaler Mayrhofen „alles Tourist“ ist. Als in einem alpinen Erholungsort besonders unangebracht kritisiert er das Vorhandensein einer englischen Telefonzelle, eines Pubs und Orientteppichgeschäfts, überdies stört ihn das chinesische Restaurant und das mehrstöckige Appartementhaus.⁴⁵

3.4. Lebensstil

Lebensstil gilt als eine bestimmende Kategorie urbanen Lebens und ist folglich ein weiteres Element, an dem sich absolute Differenz zwischen Stadt und Land aufbauen läßt. Lebensstil kam in den zitierten Passagen bereits mehrfach vor — die Lebensart und -weise ist eng mit Raum und Zeit verwoben.

Hohe Mobilität wird mit Stadt assoziiert, während dem Land Stabilität zugeschrieben wird. Die geringeren Erwerbchancen in den alpinen Gebieten zwangen jedoch zu Mobilität (z. B. in Form saisonaler Wanderung). Somit begegnet man einem Aspekt urbaner Lebensführung selbst in den hintersten Tälern. Das unromantische Verhältnis der AlpenländerInnen zur Mobilität — für sie vorrangig mit Arbeit und Mühsal verbunden — ist für die Reiseführer nicht nachvollziehbar.

*„[A]ls sie mich ersahen, sprangen sie von allen Seiten auf, eilten herbei [...]. Als ich Bayer nannte, erinnerten mehrere, das sey ein feines Land, ganz eben und voll Getreide. Es sey zu verwundern, daß man da fortgehen möge, um ihre 'schiechen' Löcher zu betrachten. Ich hatte Mühe, mich darüber zu rechtfertigen“.*⁴⁶

Auch als geistige Beweglichkeit bezeichnet Mobilität eine Essenz urbaner Lebensweise. Reiseführer assoziierten als Großstadt- und Zivilisationskritiker städtische Bewegung mit Flüchtigkeit, Oberflächlichkeit und Unverbindlichkeit. Die Pluralität der Lebensstile und die soziale Heterogenität wurden kurzgeschlossen zur „Anonymität“ der Städte und in Opposition zu „Gemeinschaft“ gestellt.⁴⁷ Ungeachtet aller Vorzüge der Moderne beklagen sie den Verlust eines „tieferen Gemeinschaftssinnes“, den sie in

Kleinstadt und Dorf vermuteten. Das Gedankenbild eines intakten Gemeinwesens in intakter Natur ist Archetyp des Glücks.

Die Reiseschriftsteller suchen zwar Kontakt zu anderen TouristInnen und genießen die gepflegte Kommunikation unter ihresgleichen, ein Zuviel an StädterInnen aber verdirbt jede Touristenstation: „je mehr Stadtleute in ein solches Oertlein zusammengetrommelt werden, desto unländlicher und desto langweiliger wird es“, warnt Ludwig Steub 1869 vor einer übermäßigen Bewerbung des eben erblühenden Tiroler Brixlegg. „Es wäre wirklich jammerschade, wenn auch dieser stille Winkel durch übergroßen Zulauf, Vornehmheit, Equipagen, Lakaaien, Toilettenpracht und andere Widerlichkeiten beliebter Sommerfrischeörter wieder unzugänglich würde.“⁴⁸

Der Stadt-Land-Gegensatz bildet als konsequent angewandte Sicht- und Denkweise im Grunde die ideologische Basis aller beschreibenden, berichtenden, erzählenden und kommentierenden Texte der Alpen-Reisebücher. Reiseführer bieten sich als Wegweiser, Animateure und Organisatoren an, und schließlich und vor allem sind sie Interpreten. Die Fähigkeit des Sehens hängt eng mit dem Wissen zusammen. Seit dem Beginn des Tourismus folgen Reisende Bildern und Büchern und den Wahrnehmungsprogrammen, die Bilder und Bücher erzeugen. So halte ich eine volkskundliche Auseinandersetzung mit diesem Genre weiterhin für wichtig.

¹ Im Gebirge macht die Unwirtlichkeit der Landschaft — ihr Mangel an Weite und Menschlichkeit, ihre Vertikalität — den Reiz aus. Vgl. Barthes, Roland: Der „Blaue Führer“. In: Ders.: *Mythen des Alltags*. Frankfurt a. M. 1993 (Orig. Paris 1957), S. 59-63, hier S. 59.

² Steub, Ludwig: *Drei Sommer in Tirol*. Bd. 1. Stuttgart 1899⁴, S. 77f. „Die Eintheilung der Räume ist mit rührender Ungeschicklichkeit vollzogen.“ Ebd., S. 79.

³ Langreiter, Nikola: *Alpdruck. Zur Konstruktion einer Region in Reiseführern am Beispiel des Zillertals*. Univ. Dipl. Wien 1995.

⁴ Vgl. Wülfing, Wulf: *Reiseliteratur*. In: Glaser, Horst Albert (Hg.): *Deutsche Literatur — eine Sozialgeschichte* 6. Hamburg 1980, S. 180-194; Brenner, Peter: *Der Reisebericht in der deutschen Literatur*. Tübingen 1990; vgl. Lauterbach, Burkhard: *Thesen zur kulturwissenschaftlichen Reiseführer-Forschung*. In: Kramer, Dieter, Ronald Lutz (Hg.): *Reisen und Alltag. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Tourismusforschung*. Frankfurt a. M. 1992, S. 55-69; auch Gorsemann, Sabine: *Bildungsgut und touristische Gebrauchsanweisung. Produktion, Aufbau und Funktion von Reiseführern (= Internationale Hochschulschriften 151)*. Münster u. a. 1995.

⁵ Vgl. Harbsmeier, Michael: *Reisebeschreibung als mentalitätsgeschichtliche Quellen*. Über-

legungen zu einer historisch-anthropologischen Untersuchung frühneuzeitlicher deutscher Reisebeschreibungen. In: Maczak, Antoni, Hans Jürgen Teuteberg (Hg.): Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte (= Wolfenbütteler Forschungen 21). Wolfenbüttel 1982, S. 1-31, hier S. 1f.

⁶ Kleining, Gerhard: Textanalyse als Heuristik. Zur Entwicklung der Hermeneutik. In: Angewandte Sozialforschung 16, 1990/91, Heft 1/2, S. 23-29, hier S. 23.

⁷ Vgl. ebda, S. 23-29.

⁸ Islam, Syed Manzurul: The Ethics of Travel. From Marco Polo to Kafka. Manchester 1996, S. 58.

⁹ Vgl. ebda, S. 56.

¹⁰ Günter, Roland: Reisen ohne anzukommen? Oder reisen um zu bleiben. Tourismuskritik und eine Utopie. Kulturanthropologisches Reisen. In: Giordano, Christian u. a. (Hg.): Kultur anthropologisch (= Notizen 30). Frankfurt a. M. 1989, S. 75-111, hier S. 90.

¹¹ Vgl. Köstlin, Konrad: Die Wiederkehr der Volkskultur. Der neue Umgang mit einem alten Begriff. In: Ethnologia Europaea XIV, 1984, Heft 1, S. 25-31, hier S. 26.

¹² Dieser Antagonismus ist primär Konstruktion und stellt — das gilt nicht nur für unsere Zeit — in vielerlei Hinsicht ein Paradoxon dar. Das dichotome Modell schließt meist die Dynamik zwischen Zentrum und Peripherie/Stadt und Land nicht ein. Der Stadt — Land Gegensatz durchzieht als Thema auch die Geschichte der Volkskunde. Vgl. Hugger, Paul: Die Stadt. Volkskundliche Zugänge. Mit einer Projektstudie von Gabriela Muri und Fotografien von Jacques Ritz. Zürich 1996, S. 85; auch Scholze, Thomas: Im Lichte der Großstadt. Volkskundliche Erforschung metropolitaner Lebensformen (= Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft 2). Wien, St. Johann/Pongau 1990 oder: Lindner, Rolf: Perspektiven der Stadethnologie. In: Historische Anthropologie 5, 1997, S. 319-328.

¹³ Steub, Ludwig: Herbsttage in Tirol. München 1867, S. 2.

¹⁴ Luckner, Andreas: Die Zeit auf Reisen. In: Schneider, Ulrich Johannes, Jochen Kornelius Schütze (Hg.): Philosophie und Reisen (= Leipziger Schriften zur Philosophie 6). Leipzig 1996, S. 89-99, hier S. 98.

¹⁵ Spode, Hasso: Zur Einführung: Wohin die Reise geht. In: Voyage — Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung 1, Warum reisen?, 1997, S. 7-12, hier S. 15f.

¹⁶ Deggau, Hans-Georg: Zur Semantik der Reise. In: Voyage — Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung 1, Warum reisen? 1997, S. 54-60, hier S. 57.

¹⁷ Kyselak, Joseph: Skizzen einer Fußreise durch Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Salzburg, Berchtesgaden, Tirol und Baiern nach Wien, nebst einer romantisch-pittoresken Darstellung mehrer Ritterburgen und ihrer Volkssagen, Gebirgsgegenden und Eisglätschern auf dieser Wanderung, unternommen im Jahr 1852, 2 Theile. Wien 1829, S. 25f.

¹⁸ — und die sozialen Vorurteile der „höheren“, gebildeten Stände gegenüber „minderen“ Klassen aus dem eigenen Umfeld, das heißt der Stadt, fortführend; was wiederum Rückschlüsse auf das Verhältnis des Autors zur eigenen Gesellschaft, zu Milieus, denen er sich nicht angehörig fühlt, zuläßt — Grenzen durchziehen auch „Eigenes“. „Elemente aus dem Arsenal der Repräsentationen soziokultureller Andersartigkeit der eigenen Kultur“ werden

zusammengebaut und ergeben dann ein Bild des Fremden/des Anderen. Harbsmeier (wie Anm.5), S. 16.

¹⁹ Vgl. Islam (wie Anm.8), S. 83, S. 115.

²⁰ Hennig, Christoph: Jenseits des Alltags. Theorien des Tourismus. In: Voyage — Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung 1, Warum reisen? 1997, S. 35-53, hier S. 44.

²¹ Schultes, Josef August: Reisen durch Oberösterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 u. 1808. I. Theil. Tübingen 1809, S. 113f.

²² Hennig (wie Anm.20), S. 44.

²³ Spaur, Graf Friedrich: Reise durch Oberdeutschland. In Briefen an einen vertrauten Freund. Erstes Bändchen. Salzburg, vorzüglich dessen Gebuergsgegenen, Reichenhall und Berchtesgaden. Leipzig 1800 (Reprint Salzburg o. J.), S. 192. Spaur ist selbst begeistert von seiner Toleranz: „O! möchte doch jeden meiner Mitbürger eine gleich menschenfreundliche Nachsicht beselen! Nächstenliebe und christliche Toleranz würden dann nicht mehr, wie jetzt in den meisten unserer Städte, zu den nichtsbedeutenden Redefloskeln gehören!“ Ebd., S. 192.

²⁴ Ludwig Steub beobachtet gemeinsam mit SommerfrischerInnen die Festivitäten anlässlich einer Prozession im Tiroler Unterinntal. Die Beine der lokalen Trachtenträgerinnen, durch dicke Strümpfe entstellt, erhalten größte Aufmerksamkeit: „die exotischen Fräuleins aus dem Reich, die heute mit Vater und Mutter vom Land hereinkommen, schlüpfen heiter durch das Alpenvolk, schauen aber doch etwas verduzt darin, wenn wieder eine ehrwürdige Matrone mit den Tonnenfüßen vorbeiwatschelt.“ Steub (wie Anm.2), S. 107.

²⁵ Sartori, Franz: Die österreichische Schweiz oder mahlerische Schilderung des Salzkammergutes in Oesterreich ob der Enns. Wien 1813, S. 28.

Die Tatsache, daß geografische Räume als sexualisierte — weibliche — Wesen interpretiert werden, ist eine der Ausdrucksformen der Analogiebildung Frau und Natur. Aus dieser Naturnähe der Frau kann wiederum Kulturunfähigkeit erklärt werden. Leibmetapher eignen sich zur Anwendung auf Stadt und Land, auf Gebirge und Ebene.

²⁶ Nehmen beispielsweise weitgereiste Landmenschen nicht städtischen Lebensstil an, geben sich, zurückgekehrt ins Gebirge, unverbildet, einfach und „natürlich“ wie ehedem, findet das bei Reiseführern großen Anklang. Die Erfolgsgeschichte der „Zillertaler Nationalsänger-Gruppe“ Familie Rainer wird in der Reiseliteratur zum Tal gerne aufgegriffen; die Familienmitglieder eignen sich hervorragend zur Demonstration dessen, was es heißt „echtes Naturkind“ zu sein: „wie sie dann mit vollen Truhen wieder heimkehren und allen Tand der großen Welt, den Hermelin und die seidenen Spitzen von sich werfen, mit den ersungenen Schätzen sich Wirths- und Posthäuser kaufen, ganz zufrieden, [...] wie sie auch ihren Kindern [...] eine einfache bürgerliche Erziehung geben, so daß diese wieder ganz verzillertalem und in der Familie selbst die Kenntniß der englischen Sprache, welche die alten Rainer alle mitgebracht, sich wieder verliert; wer dies Alles betrachtet und erwägt, der wird das ganze Vorkommiß ohne Zweifel ungewöhnlich finden“. Steub, Ludwig: Kleinere Schriften. 3. Band, Tirolische Miscellen. Stuttgart 1874, S. 272.

²⁷ Vgl. Islam (wie Anm.8), S. 5f.

²⁸ Hess, Heinrich: Illustrierter Führer durch die Zillertaler Alpen und die Riesenerferner-Gruppe. Handbuch für Touristen und Alpenfreunde. Wien, Pest, Leipzig 1887, S. 2.

²⁹ Vgl. Hugger (wie Anm.12), S. 27.

³⁰ Spaur (wie Anm.23), S. 191.

³¹ In Deutschland herrschte manifeste Großstadtfeindlichkeit, noch bevor es Großstädte gab. „In ihr materialisierten sich die Maßstabsvergrößerungen der Modernisierung, sammelten sich die Massen, bedrohten die politische Ordnung. Das Bild, das der Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl und andere konservierend für den seiner schützenden Gemeinschaften beraubten und anonymisierten einzelnen entwarfen, hat die Vorstellung von der katastrophalen Metropole bis heute mitgeprägt. Es besagt, daß der Mensch unfähig ist für die Stadt.“ Schilling, Heinz: Die Metropole im Kopf. In: Kuckuck 9, Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde, Metropolis, 1994, Heft 1, S. 4-9, hier S. 7; vgl. Scholze (wie Anm.12), S. 16.

³² Rasch, Gustav: Touristen-Lust und Leid in Tirol. Tiroler Reisebuch. Stuttgart 1874, S. 9.

³³ Mader, Johann Eduard: Reise von Böhmischem-Krumau durch das Obderennsische Salzkammergut nach Berchtesgaden. Im Herbst 1807. Prag 1809, S. 1f.

³⁴ Birnbaum, Antonia: Bewege Bilder in einer bewegten Welt. Kleine Lobrede auf das Postkartenbild. In: Schneider, Ulrich Johannes, Jochen Cornelius Schütze (Hg.): Philosophie und Reisen (= Leipziger Schriften zur Philosophie 6). Leipzig 1996, S. 29-41, hier S. 32.

³⁵ Sartori (wie Anm.25), S. 38f.

³⁶ Vgl. Birnbaum (wie Anm.34), S. 33. „An die Stelle der Produktionslandschaft trat also die Konsumtionslandschaft. Mit ihr haben wir es zu tun, wenn die Bürger der Städte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Natur wieder in Besitz nehmen. Das Naturerlebnis wird zur Konsumtion und die Landschaft zur 'vue', zu einer Ansichtskarte oder einem Bild, die man von Wanderwegen, Aussichtstürmen und Rastplätzen betrachten und genießen kann“; Löfgren, Orvar: Freizeit und Großstadtleben. Kulturelle Konfrontation in Schweden im 19. und 20. Jahrhundert. In: Kohlmann, Theodor, Hermann Bausinger (Hg.): Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. 24. Deutscher Volkskunde-Kongreß. Berlin 1985, S. 87-102, hier S. 95.

³⁷ Ebd., S. 98.

³⁸ Plattner, J. C.: Berg- und Thalfahrten in Tirol. Innsbruck 1900, S. 15.

³⁹ Vgl. Luckner (wie Anm.14), S. 95.

⁴⁰ Sartori (wie Anm.25), S. 112.

⁴¹ Vgl. Luckner (wie Anm.14), S. 97.

⁴² Moll, Freyherr von: Tagebuch einer Reise auf den bis dahin unerstiegenen Berg Gross-Glockner an den Grenzen Kärntens, Salzburgs und Tirols im Jahre 1799. Besonderer Abdruck aus des Freyherrn von Moll Jahrbüchern der Berg- und Hüttenkunde. Wien u. a. 1982 (Orig. Salzburg 1800), S. 21.

⁴³ Vgl. Köstlin, Konrad: Die Erfahrung des Fremden. In: Ina-Maria Greverus u. a. (Hg.): Kulturkontakt Kulturkonflikt (= Notizen 28,1). Frankfurt a. M. 1987, S. 17-26, hier S. 20; vgl. auch Löfgren (wie Anm.36), S. 88.

⁴⁴ Menara, Hanspaul: Zillertaler Alpen (= Alpenwege 1). Bozen 1981, S. 23.

⁴⁵ Pruckner, Othmar: Mit der Eisenbahn durch Österreich. Wien 1992, S. 264.

⁴⁶ Steub (wie Anm.2), S. 510.

⁴⁷ Zimmermann, Clemens: Die Zeit der Metropolen. Urbanisierung und Großstadtentwicklung (= Europäische Geschichte). Frankfurt a. M. 1996, S. 36.

⁴⁸ Steub (wie Anm.2), S. 45.

Andrea Euler, Linz

Big Mäc & Co contra Wirtshaus

„Die gewöhnlichen Unterhaltungen der Linzer sind dieselben wie in allen Städten von ungefähr gleicher Größe, nur in Vergleichung mit dem nördlichen Deutschland mit dem Unterschiede, daß man hier mehr spielt, in Linz mehr ißt“¹, stellte der Biedermeier- Reiseschriftsteller Heinse fest. So laßt uns in ihre Töpfe schauen und vor allem sehen, womit sie gefüllt sind und wo sie stehen.

Nach einer „Statistik über die Verpflegungssituation der Erwerbstätigen in der BRD im Jahr 1973“ essen 50% außer Haus.² Mir sind keine Zahlen bekannt, aber die Vermutung drängt sich auf, daß ihr Anteil nun, 25 Jahre später, auch in Österreich wohl noch weit darüberliegt, denn individuelle Essenszubereitung in den (stark gestiegenen) Ein-Personen-Haushalten gilt als zu arbeits- und kostenintensiv, Gleitzeit ermöglicht Arbeitszeiterparnis durch kürzere Mittagspausen, Kantinenessen genügt den individuellen Ansprüchen nicht, etc...

Untersucht werden soll also die gastronomische Situation in Linz innerhalb der Jahrzehnte nach dem 2. Weltkrieg.³

Zur Einleitung sei gesagt, daß die Beschaffung von Listen aller gastronomischen Einrichtungen in Linz auf unerwartete Schwierigkeiten gestossen ist, denn entweder werden nur die Inhaber von Konzessionen vermerkt, Betriebe werden auf Grund einer Kategorisierung mehrfach aufgelistet oder es sind gar keine Verzeichnisse vorhanden. So mußte nach einigen erfolglosen Versuchen auf die Linzer Telefonbücher ab 1948 zurückgegriffen werden; und zwar wurden sowohl die Berufs- und Branchenverzeichnisse, als auch die alphabetischen Namenseintragen ausgewertet.⁴

Die Anzahl der Hotels blieb seit 1950 immer bei ca. 20, wobei Großbauten internationaler Ketten in den frühen achtziger Jahren einen massiven Zuwachs an Betten bedeuteten. Deren Restaurants dienten und dienen häufig für Geschäftsessen, aber auch für größere Familienfeiern und besondere Anlässe.

„Gasthöfe“ und „Gasthäuser“ werden im Branchenverzeichnis des Telefonbuchs, das bis 1954 einzige Quelle für die Suche nach gastronomischen Betrieben in diesem Medium ist, streng getrennt geführt. Dabei impliziert die Bezeichnung „Gasthof“ „Fremdenzimmer mit Warm- und Kaltwasser und Zentralheizung“.⁵ Deren Zahl steigt nach dem Krieg auf ca. 40, hält sich dann einige Jahre und stürzt ab 1969 geradezu ab. Gleichzeitig kann man bei den „Gasthäusern“⁶ an den Telefonbucheintragen die Erholung nach dem Krieg⁷, aber auch die stetige Abnahme der Zahl der Gasthäuser beobachten. Denn von 185 im Jahr 1959/60 als „Gasthäuser oder -höfe“ eingetragenen Betrieben, von denen die Hälfte den Namen „Zur...“ oder „Zum...“ führt, sinkt die Zahl in den folgenden Jahrzehnten stetig auf 97 im vergangenen Jahr.⁸ Nun findet sich die charakteristische Bezeichnung eines Gasthauses „Zum...“ nur mehr bei etwa 15 %.

Bei Kaffeehäusern zeigt sich ein anderes Bild, was die Zahlen betrifft: im Branchenverzeichnis werden die „Kaffeehäuser und Kaffee Konditoreien“ weniger, gleichzeitig nehmen die Eintragungen unter „Kaffeehäuser. Kaffeerestaurants und Espressos“ stark zu.⁹ Das sagt doch einiges darüber aus, welcher Art von Kaffeehäusern man in den sechziger und siebziger Jahren den Vorzug gibt, nämlich den modern eingerichteten „Espressos“ ohne Zeitungen und ohne Schachbretter oder Bridge-Runden. Aufschlußreich sind hier vor allem die sechs (!) angeführten „Tanzcafés“ im Jahr 1969/70.¹⁰

Inzwischen ist aus vielen Kaffeehäusern oder Espressi ein „Bar-Cafe“, ein Pub, ein „Szenelokal“, ein Musikcafe oder ein „Galerie-Cafe“ geworden. Es handelt sich wie bei so vielen anderen um gastronomische Betriebe, die sich schwer einordnen lassen, in mehrere „Kategorien“ fallen, sich meist auch keiner allzu langen Lebensdauer erfreuen können. Mit einfachen „Mittagsmenüs“ und kleinen warmen Imbissen verköstigen sie aber doch einen Teil der vor allem berufstätigen Linzer. Eine heute wenig bekannte Art von Gaststätte erfreute sich in den fünfziger Jahren großer Beliebtheit, nämlich die „Weinstube“, die ab den achtziger Jahren nicht

einmal mehr als eigene Sparte geführt, sondern bei „Restaurants“ eingegliedert wird.¹¹ Heute kehrt sie als „(Most)Heuriger“ wieder.

Nach einer Untersuchung der Münchner Adreßbücher vom Jahr 1982 wird dort 1954 zum ersten Mal die Rubrik „Fremdländische Gaststätten“ eingerichtet, weil die ausländischen Restaurants immer zahlreicher geworden waren.¹² Wenn auch die zeitlichen Angaben über die Entwicklung in der bayrischen Großstadt nicht den Linzer Verhältnissen entsprechen, so verläuft sie doch -zeitlich allerdings versetzt — parallel:

Der anbrechende Internationalismus in Westeuropa bringt als „fremdländische“ Speisen in Linz ab 1953 „Balkanspezialitäten“ beim Bojar¹³, ab 1954 in der „Ungar. Gulaschhütte“¹⁴ und ab 1957 „Original Wiener- und Balkanspezialitäten“ im „Pusztastüberl“¹⁵ und 1973 im „Herz-As“ in der Altstadt.

Die „Reisewelle“ der fünfziger Jahre ist sicher im Zusammenhang mit der Eröffnung des ersten Italieners 1956¹⁶ zu sehen. Überraschenderweise¹⁷ bleibt er über 10 Jahre der einzige¹⁸, denn erst 1967 bäckt „Alfredo“ seine erste Pizza.¹⁹ Weitere Pizzerien folgen erst in den frühen siebziger Jahren und vermehren sich zaghafte. Erst in den neunziger Jahren steigt deren Zahl sprunghaft auf über 30 an²⁰, wozu allerdings wohl auch diverse Pizzadienste beigetragen haben.

Während die eher preiswerte Pizza bald schon ein breites Publikum anspricht und Urlaubserinnerungen mittels Fischernetzen, Muscheln und italienischer Musik wachzurufen versucht, bleibt das erste französische Spezialitätenrestaurant „Le Bistro“²¹, das 1977 in Verbindung mit der „nouvelle cuisine“ zu bringen ist, exklusiv. Im Jahr 1992 folgt dann seine Wandlung in eines der damals „modernen“ Nudellokale.²² Trotzdem finden sich weitere französische „Spuren“, wenn auch nicht in den Speiseangeboten selbst, sondern vielmehr in den Bezeichnungen der Restaurants, die in den frühen achtziger Jahren mit typisch französischen Namen eröffnen.²³

Exotische Speisen symbolisieren Weitläufigkeit und Liberalität, Bildung und gehobenen kosmopolitischen Geschmack. Dadurch erhält die fremde Küche, die also das Andere und Fremde bietet- nur Eingeweihte wissen, was sich hinter „7 Schätzen“ oder „Chop suey“ verbirgt — einen neuen Status. Zusätzlich zu dieser kulinarischen Traumreise ins „Land der aufgehenden Sonne“ mit seinen rätselhaften Schriftzeichen, den immer

lächelnden, asiatischen Serviermädchen und den rot-goldenen, mit Quasten und Drachen überladenen architektonischen Phantasiegebilden bieten Chinarestaurants preisgünstige Speisen an und sind der Konkurrenz wohl auf Grund der Großfamilie als betriebliche Struktur überlegen. So stehen die Chinarestaurants heute in Linz (nach den Pizzerien) an 2.Stelle der ausländischen Restaurants. Ihre Verbreitung beginnt vor über 20 Jahren mit der Eröffnung des „Goldenen Drachen“.²⁴

Gleichzeitig mit der Zahl der Griechenlandurlauber klettern auch diejenigen der griechischen Spezialitätenrestaurants²⁵, während die türkischen²⁶ weitgehend fehlen, sieht man von einem griechisch-türkisch-levantinischen Restaurant²⁷ ab und bezieht „Kebab“ und „Döner“ in einigen Imbißständen und in türkischen Lebensmittelgeschäften nicht ein.

An der zunehmenden Lust nach Abwechslung im Speisenangebot freuen sich bereits seit 1987 ein afrikanisches, seit ungefähr 1990 je ein portugiesisches, spanisches, indisch-pakistanisches und thailändisches²⁸ und in den letzten Jahren vor allem einige japanische²⁹ und mexikanische³⁰ Restaurants, die im Moment als „in“ zu gelten scheinen.

Nicht eigens erwähnt sind die zahlreichen „Vermischungen“ wie jugoslawisch-Pizzeria, italienisch-griechisch oder italienisch-chinesisch³¹, die der jeweiligen Marktlage nach zu entstehen scheinen und der generellen Tendenz zur Internationalisierung entsprechen. So integriert der Chinese Wiener Schnitzel in seine Speisekarte, die Pizzeria kreiert „Pizza à l'Asia“...

Selbstverständlich spielt der jeweilige Besitzer oder Pächter des Lokals eine wesentliche Rolle: so wird z.B. nach einer „Neuübernahme“ in der Hafnerstraße mit böhmischen und nach einem weiteren Pächterwechsel mit ungarischen Spezialitäten auf der Speisekarte und der Menütafel geworben.³² Oder die als Café Ploss gegründete und später als „(Restaurant und)Weinstube“ beliebte „Goldhaube“ wird durch einen neuen (griechischen) Pächter von einem altmodischen Gasthaus mit dunkler Holztafelung, Bürgerstammtisch und älterer Stammkundschaft zu einem Restaurant mit beinahe ausschließlich griechischen Speisen³³, kulturellen Veranstaltungen und frequentiertem Treffpunkt von „Auslandsgriechen“. Der schmiedeeiserne Aushänger mit einer Goldhaube über der Eingangstür erinnert an die Vergangenheit, wurde aber mit einer Leuchttafel kombiniert, der den neuen und den alten Namen der Gaststätte nennt: „Goldhau-

be. Linz grüßt Griechenland“. Fernab aller nostalgischen Anwendungen und zu Unrecht geäußerter Fremdenfeindlichkeit sei vermerkt, daß der ständig vorbeibrausende Verkehr hier einem „üblichen“ Wirtshaus längst den wirtschaftlichen Garaus gemacht hätte, also können nur Spezialisierung, ein bestimmtes Zielpublikum oder „Marktnischen“ ein Überleben ermöglichen. Und diese unterliegen natürlich dem Zeitgeist, den jeweiligen Modeströmungen, den neuesten Trends. Das läßt sich an einigen Beispielen zeigen, welche Gaststätten wie überlebt haben, denn gutes Essen allein ist schon lange zu wenig.³⁴

1929 richtet die Stiegl Brauerei im Baumgartner Stiftshaus auf der Landstraße den Klosterhof ein, der allein im schattigen Kastaniengarten mitten in der Innenstadt 1.000 (!!!) Durstigen Platz bietet. Einerseits kann aus einer Speisekarte gewählt werden, andererseits holt man sich selbst vom kalten Buffet.

Am 1. März 1962 — auf den Tag sieben Jahre nach dem ersten in München — eröffnet der Linzer Gastwirtssohn Friedrich Jahn den Linzer „Wienerwald“ Betrieb auf der Promenade.³⁵ Zum knusprigen Hendl, geradezu einem Symbol für den eingetretenen Wohlstand in den sechziger Jahren, gesellt sich bald anderes Geflügel, bis hin zum Straußensteak unserer Tage, das in einem „heimelig und gemütlichen Interieur mit Erntedank-Atmosphäre“ angeboten wird.

Um 1970 steigt die Lust auf Gebrilltes und Restaurants beginnen mit „Grillspezialitäten“ zu werben.

Mit dem steigenden Gesundheitsbewußtsein etablieren sich zu Beginn der achtziger Jahre vegetarische und Vollwertrestaurants, eröffnen die ersten „Saftläden“ mit frisch gepreßten Obstsaften.³⁶

1994 bietet „Fratelli's restaurant“ am Graben zu Fixpreisen „soviel man essen kann“. Im Abstand von ungefähr 10 Minuten wird einer von sechs verschiedenen Nudelgerichten in winzigen Portionen verteilt. An diesen „Durchgängen“ kann man teilnehmen, bis man satt ist.

Nach einem ähnlichen Konzept arbeitet „Lustig essen“ seit drei Jahren: Die Portionen aller Speisen sind so bemessen, daß es möglich ist, mehrere Gerichte durchzuprobieren und die Qual der Wahl wegfällt, womit man seinen Magen füllen möchte.³⁷

Gemeinsames Merkmal aller bisher erwähnten Betriebe oder Konzepte: Sie entsprechen der bürgerlichen Eßkultur mit dem traditionellen

„Kommunikationsmodell Tischgemeinschaft“ und stehen im Kontrast zum „schnellen Essen“³⁸, dem „ambulanten Verzehr in der Öffentlichkeit“³⁹, dem Straßenverkauf an Imbißstandeln etc.

Schon 1898 bietet der „Wurstmaxe“ in Berlin seine heißen Würste an⁴⁰ und Commenda berichtet von den bis zum Jahr 1938 zahlreichen Würstelständen auf den Straßen der Linzer Innenstadt und auf dem Hauptplatz, wo oft die ganze Nacht hindurch „ein Paar weiße Würstel mit Senf oder ein Paar braune mit Kren nebst einer Semmel oder einem ‘Bosniaken’“ angeboten wurde.⁴¹ Inzwischen geht das Angebot über Bosner, Frankfurter oder Debreziner und heißem Leberkäse mit süßem oder scharfem Senf, Ketchup, Brot oder Gebäck weit hinaus (Käsekrainer, Hot dog...). Auch wenn städtische Verordnungen und die Konkurrenz sie stark dezimiert haben, finden sich 1998 immer noch über zwei Dutzend Würstelstandeln in Linz, vor allem an den Verkehrsknotenpunkten und an Haltestellen, was deutlich die Verbindung von Motorisierung und Schnellimbiß zeigt.

Aber auch der Zusammenhang mit der Konsumwelt muß erwähnt werden. Die Errungenschaft der fünfziger Jahre, die Selbstbedienung, griff auch auf Restaurants über. Es sind mehr oder weniger die Prinzipien der Imbißkultur, denen auch die seit den sechziger Jahren aufkommenden Snack-Restaurants in Kaufhäusern und Supermärkten ihre Beliebtheit verdanken.⁴² Sie vereinen die Funktionalität des Einkaufens mit der Entlastung von anstrengenden Eßsitten und den Unterhaltungswert der umgebenden Öffentlichkeit.⁴³

Die Wurstsemmel, die durch „Kommissar Rex“ wieder zu Ehren gekommen ist, — zu Unrecht, wenn man die neuesten Untersuchungen des Vereins für Konsumentenschutz liest⁴⁴, — steht immer noch an zweiter Stelle bei den Lieblingsspeisen der Österreicher, allerdings bereits überholt von Pizzaschnitten.⁴⁵ So verwundert es nicht weiter, daß dieses Imbißangebot sich in den letzten Jahren beträchtlich erweitert hat: Die Theken mit fertigen Gerichten bei Fleischhauern, Bäckereien, Feinkosthändlern und in Fischgeschäften, die Stehrestaurants ebenso wie die Pizza zum Mitnehmen erobern sich ihren Platz im Geschäft mit dem schnellen Essen.⁴⁶ Gleichzeitig boomen „Brötchen“-Angebote, garnierte Weckerln, gefüllte Semmeln oder auch Schwarzbrotsschnitten mit Aufstrichen.⁴⁷

Weltweit teilen sich heute zwar die großen Hamburgerketten den größten Teil des Fast-Food-Marktes, nicht zu vergessen sind aber die europäi-

schen Ketten wie „Nordsee“⁴⁸ (oder bis zu einem gewissen Grad auch „Wienerwald), die mit ihren Selbstbedienungs-Fischrestaurants preisgünstige und vor allem rasche Mittagsmenüs anboten, inzwischen erweitert durch ein reichhaltiges Angebot an „Fast food“ in der Fisch-, Räucherwaren- und Meeresfrüchte-Feinkostabteilung.

Mit dem Begriff „Fast food“ assoziiert jeder „das andere Restaurant“, das im Herbst 1998 in allerbesten Lage im Herzen der Innenstadt sein viertes Restaurant in Linz eröffnet hat. Schon bisher gilt McDonald's als unangefochtener Marktbeherrscher in Linz⁴⁹ (seit 1971) — sechs Jahre nach dem 1. österreichischen Lokal in Wien. Zu Spitzenzeiten werden in einem Zeitraum von zwei Stunden mehr als 600 Gäste abgefertigt⁵⁰, in Judenburg sind das in einem Jahr 64.000 Big Mäcs und 5,5 t Pommes frites, dazu 35.000 Hamburger und rund 170.000 Becher Coca Cola.⁵¹ Vor einem Jahr eröffnete die 100. österreichische Filiale, bis zu 200 McDonald's sind geplant⁵²; Grund genug, zu analysieren, wodurch sich das „andere Restaurant“ unterscheidet, das schon vor über 10 Jahren den ganzen Erdball mit 9.000 (!!!) McDonald's Restaurants überzogen hatte:⁵³

Die Brüder McDonalds eröffneten 1937 ein winziges Drive-in im Osten von Pasadena und bereiteten Hot dogs (keine Hamburger!) und Milkshakes zu.⁵⁴

Ihr Konzept basierte auf blitzschneller Bedienung, niedrigen Preisen und Absatzvolumen, also Massenabsatz.⁵⁵ Dies war nur auf Grund eines völlig neuen Servicekonzeptes möglich: Entgegen der branchenüblichen Praktik wurden die Gerichte bereits vor der Bestellung zubereitet.⁵⁶ Veraltete Nahrungszubereitungstechniken wurden durch modernste Fließbandproduktion ersetzt, die neue Ära der Großküchenautomation begann.⁵⁷

Im neuen Restaurant — aus dem traditionellen Drive-in war 1940 ein Fast food Restaurant geworden — verstießen die Brüder gegen eines der wichtigsten Prinzipien im Gaststättengewerbe: der Öffentlichkeit Einblick in die Küche zu gewähren. Auch später unter Ray Kroc wiederholten sich Brüche mit branchenüblichen Praktiken wie 1959 der erste Einsatz von Fernsehwerbung, ein Medium, das vom Gastronomiegewerbe völlig ignoriert worden war.⁵⁸

Ab 1957 mußten sich die Mitarbeiter in einem eigenen Trainingscenter, der einzigen Fachhochschule der Fast Food Branche, an sämtlichen McD Geräten in einer Art Hörsaal ausbilden lassen.⁵⁹

Mitte der fünfziger Jahre erschien ein 15 seitiger Leitfaden, der 1986 beachtliche 2 kg wog und deutlich macht, wieviel Freiheit den Franchise-nehmern bleibt.⁶⁰ Als einflußreicher Kunde bestimmt McDonald's über Kartoffelanbau, Viehfütterung, Milchverpackung etc. seiner Lieferanten und verursachte durch die erfolgreiche Aufnahme eines Produkts in seine Speisekarte sogar eine Änderung der Eßgewohnheiten der meisten Amerikaner. Tatsächlich erinnern die Gerichte in unseren Tiefkühltruhen stark an Speisen der amerikanischen Restaurants (z.B.Chicken McNuggets).⁶¹ Intensive Werbekampagnen stellen „(Essen mit)Spaß“ in den Mittelpunkt, also in erster Linie emotionale Empfindungen.⁶² Bei den von Food Designer gestalteten und standardisierten „Produkten“ sind individuelle Zufälligkeiten und Überraschungen überall auf der ganzen Welt ausgeschlossen.⁶³ Der Wiedererkennungseffekt tritt auch in der sorgfältig geplanten Atmosphäre des Lokals mit den „golden arches of paradise“, dem goldenen „M“ ein, das für gleichbleibende Qualität, Service und Sauberkeit garantiert. Die Konkurrenz ist einhellig der Meinung, daß McDonald's seine dominierende Position nicht der radikalen Automatisierung, Rationalisierung und Standardisierung und der perfektionierten Funktionalität, sondern der außergewöhnlichen Uniformität seines Systems, seiner Systemkonformität, zu verdanken hat.⁶⁴

Positiv formuliert bringt zwar ein Besuch bei McDonald's und allen Nacheiferern — angefangen von „Pöstlingburgern“ bis zu „Kindermenüs“⁶⁵ — vielleicht nicht das erwünschte Gourmet-Erlebnis, verpflichtet aber weder zu guten Manieren bei Tisch noch zu Kommunikation. Man ißt nicht nur, sondern ist zugleich unterhalten und ohne jede Gegenleistung in das anonyme Geschehen des städtischen Treibens einbezogen.⁶⁶

Alle erwähnten gastronomischen Betriebe haben aber trotz der großen Unterschiede eines gemeinsam: Erwerb von fertigen Speisen und Verzehr bedeuten keine räumliche Trennung. Diese erfolgt erst beim Straßenverkauf oder den Speisen-Zustelldiensten⁶⁷, wobei hier dem „Pizzamann“⁶⁸ eine Vorreiterrolle zukommt.

Dem Gebot der Mobilität und der Zeitersparnis hat sich das Essen angepaßt, und inzwischen auch seine Beschaffung: Denn seit Herbst 1998 bietet McDonald's unter dem Begriff „Call a Mac“ Zustellservice in der Nähe aller Linzer Lokale an. Unter dem Slogan „Essen mit Fernbedienung“ reagiert McDonald's auf die wahre Flut von Restaurants, die sich

auf Home Delivery spezialisiert haben, also auf die Zustellung von frisch zubereitetem Essen nach telefonischer Bestellung.⁶⁹

Ein oben erwähnter Aspekt sei nochmals herausgegriffen: der Unterhaltungswert.

Da man früher weniger oft essen ging als heute, brachte die Alltäglichkeit von Gastronomie neben der Jagd nach Gourmetführern aber auch Langweile mit sich. Im Kampf dagegen wachsen die Geschütze: genügte zuerst eine ansprechende Garnierung des Tellers, Flambieren, Filetieren oder schließlich auch Kochen bei Tisch⁷⁰, so sind seit den neunziger Jahren „Erlebnisrestaurants“ gefordert, deren Vorläufer vielleicht in den sogenannten „Ritteressen“, deren Reiz im großen und ganzen darin besteht, möglichst große Mengen von Stelze oder Brathendl mit den Fingern zu essen, zu sehen sind. Mittlerweile wird der Erlebnisfaktor als fixes Element mit eingeplant wie z.B. in Günther Hagers neuem „Josef — Das Stadtbräu“ in Linz.⁷¹ Hier quillt der Trockeneisnebel aus einem Schornstein, es kracht, blitzt und donnert. Weitere Steigerungen sind möglich: Im Laxenburger „Flieger & Flieger“ bruchlandet sogar ein Flugzeug mit Sirenengeheul und Alarmbeleuchtung in regelmäßigen Abständen im Dach des Lokals. Warum ist noch niemand auf die Idee gekommen, Essen à la russisches Roulette anzubieten: jede 10. Portion (Fugo) vergiftet? Vielleicht würde sich dies aber schlecht auf die Stammkundschaft auswirken.

Und wer könnte dann noch eines jener Restaurants aufsuchen, das sich spezialisiert hat auf „regionale Küche“, „nouvelle cuisine“, „Hausmannskost“, Steaks, Hamburger, Salate oder die zahlreichen (ursprünglich) ausländischen Köstlichkeiten? Deshalb schließe ich mit Hermanovsky-Orlando:

„Ihr seht, voll Kurzweil ist das Linzer Treiben — Drum auf nach Linz, und laßt uns dorten bleiben!“⁷²

¹ Heinse, Gottlieb Heinrich: Linz und seine Umgebungen. Linz 1812.

² Ernährungsbericht 1976, S.307.

Sandgruber, Roman: Zeit der Mahlzeit, Veränderungen im Tagesablauf und Mahlzeiteinteilung in Österreich im 18. und 19.Jh. In: Bringéus, Nils-Arvid (Hg.): Wandel der Volkskultur in Europa. Festschrift für Günter Wiegelmann zum 60.Geburtstag. (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 60, Bd.1). Münster 1988; Dünnebieber, Anna, Gert von Paczensky: Leere Töpfe, volle Töpfe. 1994; Schwendter, Rolf: Arme essen, Reiche speisen. Neuere Sozialgeschichte der zentraleuropäischen Gastronomie. Wien 1995

Bauer, Hans: *Tisch und Tafel in alten Zeiten*. Aus der Kulturgeschichte der Gastronomie. Leipzig 1920; zum Ernährungswandel siehe auch Baumgartner, Judith: *Die Ernährungsreform. Antwort auf Industrialisierung und Ernährungswandel*. München 1992; Kannonier, Reinhard: *Arbeitswelt und Kultur*. In: *Arbeit, Mensch, Maschine. Der Weg in die Industriegesellschaft*. OÖ.Landesausstellung. Linz 1987; Kinsus, Karin, Henning Grunwald (Hg.): *Vom Essen und Trinken*. Frankfurt 1978; Kohlmann, Theodor, Hermann Bausinger (Hg.): *Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung*. Volkskunde-Kongreß 1983 (=Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, Bd.13). Berlin 1985; Teuteberg, Hans Jürgen, Günter Wiegemann: *Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung*. Göttingen 1972; ders.: *Der Verzehr von Nahrungsmitteln in Deutschland pro Kopf und Jahr seit der Beginn der Industrialisierung (1850 — 1975)*. Archiv für Sozialgeschichte 19 1979; ders.: *Durchbruch zum modernen Massenkonsum*. Münster 1987.

³ Verzichtet wird auf Grund der Kürze des zur Verfügung stehenden Platzes und der Komplexität des Themas, auf die historische Entwicklung allgemein und im speziellen einzugehen und die wechselnde Funktion von Gasthäusern aufzuzeigen, obwohl gerade dieser Aspekt interessante Erkenntnisse bieten könnte, z. B. einzelne Gasthäuser als Ausgangspunkte und Stammsitze politischer Parteien. (vgl. Commenda, Hans. *Volkskunde der Stadt Linz an der Donau*. Bd.II. Linz 1959, S. 82; zum Thema Gasthaus im allgemeinen siehe Benker, Gertrud: *Der Gasthof. Von der Karawanserei zum Motel. Vom Gastfreund zum Hotelgast*. München 1974; Friess, G(odfried) E(dmund): *Das österreichische Wirtshaus in alter und neuerer Zeit*. Kulturhistorische Abhandlung. Steyr 1898. In: *Steyrer Zeitung* 1898; Gottschalk, Alfred: *Histoire de l'alimentation et de la gastronomie*. Bd.2. Paris 1948; Kämmerer, Erwin: *Das Gasthaus als Forschungsfeld der Volkskunde*. Diplomarbeit am Inst. für Volkskunde der Karl Franzens Universität Graz 1984; Moser, Johannes: *Die Bedeutung der Gaststätten für die Liebenauer Bevölkerung*. In: Dienes, Gerhard, Karl A. Kubinzky (Hg.): *Geschichte und Alltag*. Broschüre zur gleichnamigen Bezirksausstellung. Herbst 1992, S. 71-74; Potthoff, O.D., Georg Kossenhaschen: *Kulturgeschichte der deutschen Gaststätten*. Berlin o.J.(1933); Rauers, Friedrich: *Kulturgeschichte der Gaststätten*. 2 Bde. (Schriftenreihe der Hermann Esser Forschungsgemeinschaft für Fremdenverkehr). Berlin 1942.

Zum Thema Gasthaus in Linz siehe Kaar, Günter, Reinhold Pötzelberger: *500 Jahre gastronomisches Linz. Gaststätten in Oberösterreich*. Linz 1991; Bremstaler, Inge: *Vom dem, was Leib und Seel' zusammenhält. 650 Linzer Gastbetriebe laden ein*. In: *linz aktiv*. Bd.56/1975, S.42-48; Pötzelberger, Reinhold. *Linzerisch essen und trinken*. In: *linz aktiv*. Bd.118/1991, S. 40-46.

⁴ Damit verbundene Unvollständigkeiten, Unregelmäßigkeiten und doppelte Nennungen dürften keine Auswirkungen auf das tendenzielle Ergebnis der Untersuchung haben.

⁵ So gut wie alle 27 Gasthäuser werben 1969 mit „Warm-/Kaltwasser und Zentralheizung“, manche auch noch mit automatischen Kegelbahnen.

⁶ Da bis 1954 nur ein Branchenverzeichnis existiert, in dem „Gasthaus“ und „Gasthof“ getrennt geführt wird, und bei den späteren Teilnehmereintragen keine Unterscheidung zwischen „Gasthaus“ und „Gasthof“ vorgenommen wurde, mußten beide Spalten bis 1954 zusammengezählt werden, um zu Vergleichszahlen zu kommen.

⁷ 1948 gab es 119 Eintragungen, im Jahr 1951 bereits 144.

⁸ 151 (1969/70), 138 (1978/79), 117 (1990/91).

⁹ „Kaffeehäuser und -konditoreien“ im Branchenverzeichnis: 25 (1948), 38 (1951), 16 (1957/58), 7 (1987/88).

„Kaffeehäuser, -restaurants, Espressos“ im Namensteil des Telefonbuchs: 21 (1959/60), 48 (1978/79).

„Kaffeehäuser, -restaurants“: 124 (1996/97) und „Konditoreien“: 28 (1996/97) im Namens-teil des Telefonbuchs. Siehe auch Heise, Ulla: Kaffee und Kaffeehaus. Eine Kulturgeschichte. Leipzig 1987.

¹⁰ Von insgesamt 17 „Kaffeehäusern, Kaffeerestaurants und Espressos“.

¹¹ „Weinstuben“: 6 (1948), 17 (1953), 15 (1957/58), 12 (1959/60), 6 (1969/70), 2 (1983/84).

¹² S.U.(Sandra Uhrig). In: Zischka, Ulrike, Hans Ottomeyer, Susanne Bäumler: Die anstän-dige Lust. München 1982², S. 353-360; hier weiterführende Literatur.

¹³ OP. Buffet, Bojar, Landstraße 71.

¹⁴ Römerstraße 21. Allerdings handelte es sich bei diesen „Gulaschhütten“, die auch in Wien verbreitet waren, eher um ein Pendant zu einem Würstelstand und um kein Spezialitätenre-restaurant.

¹⁵ Steingasse 9.

¹⁶ „La Triestina“, Weingartshofstraße 26.

¹⁷ Umfrage der Urlaubsgewohnheiten der Österreicher 1958: Italien ist — besonders der 150 km lange Adriastrand zwischen Grado und Rimini — mit 1,7 Mio österreichischen Über-nachtungen mit großem Abstand das erträumte Urlaubsland. Siehe auch Maenz, Paul: Die 50er Jahre. Köln 1984; Bandhauer-Schöffmann, Irene, Ela Homung: Von der Erbswurst zum Hawaii Schnitzel. Geschlechtsspezifische Auswirkungen von Hungerkrise und „Freißwelle“. In: Albrich, Thomas u.a. (Hg): Österreich in den 50ern. Innsbruck, Wien 1995; Veigl, Hans: Die 50er und 60er Jahre. Geplantes Glück zwischen Motorrad und Minirock. Wien 1996; Sandgruber, Roman: Vom Hunger zum Massenkonsum. In: Jagschitz, Gerhard, Dieter Mul-ley Kraus (Hg): Die „wilden“ fünfziger Jahre. Gesellschaftsformen und Gefühle eines Jahr-zehnts in Österreich. St. Pölten, Wien 1985.

¹⁸ „Rosticceria Toscana“ Niccolai, Einkaufszentrum Muldenstraße.

¹⁹ Pizzeria „Napoletana da Alfredo“, Bethlehemstraße 38.

²⁰ 3 (1973/74 und 1978/79), 8 (1983/84), 10 (1987/88), 32 (1996/97).

²¹ „Le Bistro“, Altstadt (1977-1991).

²² Aus „Le Bistro“ wird 1992 die „Pizzeria-Nudelbar Pasta Pasta“, Altstadt; das Gasthaus „Goldener Adler“ erweitert im selben Jahr um die „1. Nudeloper“, Hauptstraße 56; das Hotel „Mühlviertlerhof“, Graben 24-26 schließt sein französisches Lokal und der neue Pächter eröffnet 1994 das Nudelokal „Fratelli restaurant´s“ und der Haubenkoch Hager versucht sich ebenfalls ab 1994 im „Spaghetti & Co“ im Italo Center am Schillerplatz.

²³ „Le Boeuf“, Niederreithstraße 35b; „La Cave“, Römerstraße 21; „La Parisienne“ in Leon-ding.

²⁴ Der „Goldene Drache“, Marienstraße, eröffnete 1975; in den zwei Jahren darauf folgten 2 weitere asiatische Restaurants — ohne Unterscheidung ob taiwanesisch, koreanisch oder chi-nesisch; 4 (1983/84), 6 (1987/88), 19 (1996/97).

²⁵ 1 (1983/84), 3 (1987/88), 7 (1996/97).

²⁶ 3 (1990), 0 (1998).

²⁷ Seit 1992 „Levante“, Hauptplatz.

²⁸ Seit 1987 afrikanisches Café „Kento“, Unionstraße; seit 1990 portugiesisches Restaurant; seit 1994 spanisches Restaurant „La Fiesta“, Schulstraße 14; seit 1992 indisch-pakistanisches

Restaurant „Shalimar“, Bethlehemstraße 38.

²⁹ 1987 eröffnet das erste japanische Restaurant: „Izakaya“, Adlergasse. 1997 sind es 3, von denen eines sogar zu einem „Haubenlokal“ avanciert, inzwischen aber geschlossen wurde.

³⁰ 1994 eröffnet das erste mexikanische Restaurant „Latino's Cantina & Bar“, Domgasse 5; 1997 gibt es 4.

³¹ 1990 erweitert die Pizzeria „San Marco“, Donaulände ihr Angebot um chinesische Spezialitäten.

³² Das alteingesessene Gasthaus „Zum Weißen Lamm“, Hafnerstraße wurde vor ca. fünf Jahren an eine Tschechin verpachtet, die kurze Zeit später von einer Ungarin abgelöst wurde.

³³ Gleiches ist mit dem Gasthaus „Zum schwarzen Adler“, Pfarrplatz geschehen, das im Herbst geschlossen wurde und nach der Renovierung des Hauses nun als „Alt Athen“ wieder eröffnet hat.

³⁴ Nicht berücksichtigt sind Gaststätten mit angeschlossenen Sport- oder Freizeitanlagen wie Kino, Kegelbahn, Minigolf, Schwimmbad, Tennisplatz, Dartclub etc... und auch „Ausflugs-gasthäuser“, die sich bereits außerhalb der Innenstadt befinden.

³⁵ Zu Weihnachten folgt der als Ausflugslokal konzipierte „Wienerwald“ am Freinberg und 1971 jener auf der Blumau.

³⁶ „Getreidemühle“, Ecke Walther-/Klammstraße (1983); „gelbes Krokodil“, Dametzstraße 30; „Mangolds Vollwertrestaurant“, Hauptplatz 3; „Vitamin Bar“ im Passage Kaufhaus, Landstraße 17-25; „Safladen Arkade“, Landstraße 12; dm (Drogeriemarktfiliale), Landstraße 73.

³⁷ „Lustig essen“, Schillerstraße 52.

³⁸ Der deutsche Begriff wurde bewußt gewählt, um Assoziationen von „Fast food“ = McDonald's von vornherein auszuschließen, obwohl die amerikanische Imbikkette sicherlich eine bedeutende Rolle spielt.

³⁹ Tolksdorf, Ulrich: Der Schnellimbiss und The World of Ronald McDonald's. In: Kiehl Blätter für Volkskunde, XIII. Kiel 1981, S.125-163; Welz, Gisela: Schnellimbisse. Postindustrielle Formen des Ernährungsverhaltens. In: Dauskardt, Michael, Helge Gerndt (Hg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskundekongresses in Hagen vom 7.-11.Oktober 1991. Hagen 1993, S.61-72.

⁴⁰ Zischka (wie Anm.12), S.374. Siehe auch Reek, Emmerich: Die Frankfurter Würstchen. Frankfurt 1939.

⁴¹ Commenda (wie Anm.3), Bd.II, S. 67.

⁴² Z. B. „Gerngross-Restaurant im Passage-Kaufhaus“, Landstraße 17-25; „Kika-Restaurant“, Freistädterstraße 91; „Café Leiner im Möbelhaus“, Anzengruberstraße 18; „Pro-Kaufland-Schlemmercify“, Lindengasse 16.

⁴³ Zischka (wie Anm.12), S. S.374. Siehe auch Wieninger, Johann: Eßkultur vom Mittelalter bis zur Gegenwart. St. Pölten 1983/84; Becher, Ursula A. J.: Geschichte des modernen Lebensstils. Essen — Wohnen — Freizeit — Reisen. München 1990; Döbler, Hannsferdinand: Kochkunst, Tafelfreuden, Eßkultur. Döblers Kultur- und Sittengeschichte der Welt. Bd.3. München 1972; Finkelstein, Joanne: Dining Out — A Sociology of Modern Manners. Oxford 1989; Habs, Robert, Ludwig Rosner: Appetitlexikon. Wien 1894, Reprint Frankfurt a. M. 1982; Menell, Stephen: Die Kultivierung des Appetits. Die Geschichte des Essens vom Mittelalter bis heute. Frankfurt 1988; Rath, Claus-Dieter: Reste der Tafelrunde. Das Abenteuer

der Eßkultur. Hamburg 1984; Tannahill, Reay: Kulturgeschichte des Essens. Wien-Berlin 1973.

⁴⁴ Fast die Hälfte aller aufgeschnittenen Wurstwaren waren man nächsten Tag bereits verdorben!!!

⁴⁵ Sechs Milliarden Schilling geben Österreicher jährlich für Fast food aus. 34 % greifen einmal pro Woche zum „schnellen Snack“ zwischendurch. In Wien müssen sich je 4.000, im übrigen Österreich je 13.000 Einwohner einen Fast Food Standort teilen (Konsument. Heft 9/1998, S. 19).

⁴⁶ Die Lieblingsimbisse der Österreicher sind Pizzaschnitten, Semmeln, Würstel und Mehlspeisen, erst an 5. Stelle kommt der Burger vor belegten Sandwiches (Konsument. Heft 9/1998, S. 19).

⁴⁷ Diese Erscheinung fügt sich nahtlos in die Entwicklung zur zunehmenden Bevorzugung kalter Küche aus zeitökonomischen Gründen ein.

In den sechziger Jahren aß die Linzer Jugend bereits belegte Brote in „Eggers Automatenbüffet“, Landstraße 64. Seit 1973 bietet die Konditorei „Jindrak“, Herrenstraße 22 im benachbarten „Pikant“ Mittagsmenüs, aber vor allem Salate und bestrichene und belegte Brötchen an. Der „Schnabuliertreff“, „Kakadu“, Taubenmarkt folgte 1987 nach demselben Konzept und letztes Jahr eine Filiale des Wiener „Tresnewsy“ auf der Promenade. Außerdem liegen in beinahe jeder Bäckerei Schnitzelsemmerln, belegte Brötchen etc. zum Verkauf.

⁴⁸ Auf der Landstraße eröffnete 1977 „Nordsee“.

⁴⁹ „McDonald's“, Landstraße 71-75. Zum Thema McDonald's siehe Love, John F.: Die McDonald's Story. Anatomie eines Welterfolges. München 1986; Blimlinger, Eva: Mahlzeit! Tischgebet, Tafelluxus und Bic Mac. In: Vavra, Elisabeth (Hg): Familie. Ideal und Realität. NÖ. Landesausstellung 1993. Horn 1993, S.68-77; Dahm, Axel: McDonald's — Die gepflegte Gier. Eine tiefenpsychologische Analyse. Berlin 1989, S. 52; Wagnleitner, Reinhold: Coca Colonisation und Kalter Krieg. Die Kulturmission der USA in Österreich nach dem zweiten Weltkrieg. Wien 1991; siehe auch Grefe, Christiane, Peter Heller, Martin Herbst, Siegfried Pater: Das Brot des Siegers. Die Hamburger Konzerne. Göttingen 1989; Joseph, Collins, Frances Moore-Lappé: Vom Mythos des Hungers. Frankfurt a. M. 1983; Root, Waverly, Richard de Rochemont: Eating America. A History. New York 1976; Wehap, Wolfgang, High speed — Fast food. Gastlichkeit an der Autobahn. In: Herzlich willkommen! Rituale der Gastlichkeit. Salzburger Beiträge zur Volkskunde. Salzburg 1997, S.83-90.

⁵⁰ Edlinger, Anneliese: Wenn der Gourmet spätabends aus dem Hause schleicht. In: OÖ.Nachrichten, Beilage Linz Regional. 14.Mai 1998, S.7.

⁵¹ Big Macazine. Das etwas andere Magazin für alle McDonald's Liebhaber. November 97, S.3

⁵² Am 1.10.1997 eröffnete die 100. Filiale in Schwechat (Big Macazine. Das etwas andere Magazin für alle McDonald's Liebhaber. November 97, S.3).

⁵³ Love (wie Anm.49), S.419.

⁵⁴ Ebda, S.24.

⁵⁵ Ebda, S.27.

⁵⁶ Ebda, S.28.

⁵⁷ Ebda, S.30.

⁵⁸ Ebda, S.220.

⁵⁹ Ebda, S.150.

⁶⁰ Ebda, S.142.

⁶¹ Ritzer, Georg: Die McDonaldisierung der Gesellschaft. Frankfurt 1995, S.24. Siehe auch Ausstellungskatalog. Zur Geschichte der Suppe. 10.000 Jahre Suppe. 150 Jahre Knorr. Heilbronn 1988; Mollenhauer, Hans P.: Lebensmittelkonzerne und ihre Töchter in aller Welt. Zürich 1984; ders.: Von Omas Küche zur Fertigpackung. Gernsbach 1988; Pfanni (Hg.): Ein Unternehmen für den Verbraucher. München 1979

⁶² Love (wie Anm.49), S.308.

⁶³ Ebda, S.376; siehe auch Meroth, Peter: Der programmierte Genuß. Food-Designer konstruieren unsere Lebensmittel neu. In: Süddeutsche Zeitung Magazin Nr.14. München 5. April 1991.

⁶⁴ Love (wie Anm.49), S.115. MacDonaldisierung ist zwar die logische Weiterentwicklung der Idee von Rationalisierung, sie hat aber diese Entwicklung so ins Extrem getrieben, sodaß sie als eigene Bezeichnung für zeitgenössische Aspekte des Vorgangs bezeichnet werden kann.

⁶⁵ Ähnlich der „Juniortüte“, die ein komplettes Essen mit Getränk und einem kleinen Spielzeug enthält.

⁶⁶ Love (wie Anm.49), S.375.

⁶⁷ U.a. „Pizzamann“, Unionstraße, Freistädterstraße... (1986); „La Pizza“, Graben; „Schnitzel Max“, Rudolfstraße 1; „Bai li san — Der flotte Asiate am Graben“ seit 1997; „Kim Sam“, Hauptplatz 4.

⁶⁸ In Österreich gibt es 32 Standorte, davon 4 in Linz (Pizza Mann ein Erfolgsrezept. In: Immobilien Nachrichten. Beilage der OÖ.Nachrichten. 28. März 1998, S. 22).

⁶⁹ Die Spezialisierung der Konkurrenz ist weit fortgeschritten: Firmen haben ihre Computer mit Informationen zu Kunden gefüttert, sodaß die Angabe einer Telefonnummer genügt, um Name, Adresse und mögliche Hinweise auf bissige Hunde, versteckte Stiegenzugänge etc. abrufen zu können; Pizzadienste verrechnen keine Kosten, wenn das Essen nicht innerhalb einer bestimmten Frist zugestellt ist; Zustellgebühren entfallen bei mehr als einer Pizza usw... Auf Grund der relativ niedrigen Kosten für Einzelspeisen — der höchste Preis für ein Gericht beträgt S 85,— für 20 ChickenMcNuggets — kostet die Lieferung S 50,- innerhalb von 4 km, was im Vergleich zu etablierten Lieferanten asiatischer, italienischer und/oder heimischer Gerichte wohl nicht allzu großen Zuspruch finden sollte.

⁷⁰ Tokoyo Steakhouse, Landstraße 12.

⁷¹ Landstraße 49; als „erste Linzer Wirtshausbrauerei“ beworben mit „Bierig Jung, Lustig und Frech“.

⁷² Herzmanovsky-Orlando, Fritz von: Gesammelte Werke. 2 Bde. München 1957 und 1958.

Elisabeth Katschnig-Fasch, Graz

Im Wirbel städtischer Raumzeiten¹

Mit den zeitgeistigen Schlagwörtern Individualisierung und Enttraditionalisierung tauchte das alte Empfinden wieder auf, daß der gegenwärtigen Stadtgesellschaft jegliche soziale und kulturelle Konturen verloren gegangen seien. Jede Stadt derselbe melting pot. Bekanntlich konstatierte bereits um die Jahrhundertwende Georg Simmel, daß sich im Laufe der Modernisierung die Bedeutung des Raumbezuges relativiert oder sogar auflöst.² Heute sieht nicht nur Anthony Giddens Raum und Zeit bereits gänzlich entleert. Sie kennen die apokalyptischen Diagnosen in professioneller Selbstverständlichkeit, ob von dem Sozialwissenschaftler Gerhard Schulze oder dem Architekturtheoretiker Vittorio M. Lampugnani, die die Städte zu „anarchischen Müllhalden“ verkommen sehen, sich selbst zerstörend und sich auflösend.³ Die langen Wellen der historischen Eigenarten wollen sich nicht nur ihnen im Strudel der spätmodernen Bedingungen endgültig verabschiedet haben. Innerhalb der aufgeregten Debatte rund um die selbstbezogene stadtgesellschaftliche Auflösung und die drohenden Cyberwelten⁴ übersah und übersieht man allerdings, daß die gegenwärtigen gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen bei Gott nicht auf die Begriffe Indifferenz, Entleerung oder Ende des Sozialen zu reduzieren sind.⁵

Städte sind nach wie vor Nebeneinander und Gegeneinander kultureller Tatsachen und sozialer Unterschiede. Wenn sie heute auch politische und symbolische Instrumente eines noch nie dagewesenen Transformationsprozesses darstellen⁶, sind die Spuren des Geheimen und Einzigarti-

gen noch immer auszumachen — in den Räumen der sozialen Arroganz und der bürgerlichen Blasiertheit, in den Räumen der alten und neuen Armut, der neuen Fremdheit, der Wohnungsnot, in den Subkulturen und Ghettos. Städte waren immer Mittelpunkt der räumlichen Verortung von Soziokulturellem, das sich zunächst durch die Trennung zwischen öffentlich und privat etabliert hat, womit nicht nur die Polarisierung in Arbeitswelt und Wohnen gemeint ist, sondern auch die Regelsysteme innerhalb und zwischen unterschiedlichen Interessen. Arbeits- und Lebenskontexte sind zudem Kontraste, die dazu beitragen, „unnütze Elemente“ — Kinder, Alte und sozial Deprivierte — aus den öffentlichen Bereichen zu verdrängen. So bildeten sich Räume innerhalb der modernen Stadt, die von unterschiedlicher sozialer Absicht und damit von unterschiedlicher institutioneller Macht und Einschränkung, aber auch von unterschiedlichen kulturellen Antworten der Menschen bestimmt wurden. Die Hierarchie der Stadträume besiegelte die soziale Hierarchie der Stadtgesellschaft und damit den Stellenwert ihrer kulturellen Definitionsmacht, die urbanes Leben nicht nach privaten Bedürfnissen, nicht als ein Werk derer, die für das Innen, für die Gefühls- und Versorgungsarbeit der Kinder und der Kranken zuständig sind⁷, anerkannte, sondern lediglich als ein Werk jener, die die Außenräume, das Öffentliche gestalteten — immer schneller, immer unerbittlicher den Gesetzen des Warenwertes unterworfen, die sich im 20. Jahrhundert nicht mehr nach nationalen Gesichtspunkten orientierten, sondern nach transnationalen und in unterschiedlichen Geschwindigkeiten die Lebensräume bestimmten und durchmischten. Heute ist die alles bestimmende Ökonomie vielleicht schon den funktionalen Gebrauchsbedingungen entkommen und produziert nur noch Simulakren, so Jean Baudrillard, die die Städte, die Weltstädte und die ganze Welt in chaotische Schwingungen versetzen.

Chaotische Schwingungen — so wie diese Metapher real trifft und zugleich nicht trifft, ist dies auch mit dem Eindruck, das spätmoderne Stadtleben hätte das oberste zu unterst gekehrt. Es ist richtig; beispiellose Formen entstehen, immer schneller, immer fragmentierter und zugleich vernetzter — ob in Arbeitsbedingungen, Lebens- und Wohnbedingungen, in der Architektur oder in der Kommunikation. Alte Räume lösen sich auf oder stehen sich zunehmend konfligierender gegenüber; neue entstehen — bis zu jenem Punkt, an dem die Stadt Aktionsraum virtueller Bedingungen wird und dem realen Raum in bisher nicht vorstellbare offene und unbe-

grenzte Dimensionen entkommt⁸. Der individuelle Spielraum der Selbstentscheidung wächst und wächst, gleichzeitig wachsen aber auch neue, ungeahnte Abhängigkeiten. Risiken und Unsicherheiten drohen das Heute vom Gestern zu trennen und das Morgen allein dem Zufall zu überlassen, chaotische Schwingungen eben. Kulturelle, wirtschaftliche und Informations-Importe verbreitern sich in neuen Parametern und drohen das aufzulösen, was die Stadt als das andere zum Land ausgemacht hat, und das, was bisher Städte voneinander unterscheidbar machte, ihre Geschichte, ihren realhistorischen Kontext, ihre daraus resultierenden spezifischen kulturellen Gefüge ihrer unterschiedlichen Räume.

Ob nun allerdings europäischen Städte das Schicksal der spätmodernen Intercities mit ihrer Verelendung und ihrer Verfremdung teilen, oder ob sie sich eine lebbare Lebenspraxis erhalten können, entscheiden allein die Aneignungsmöglichkeiten der Menschen oder anders gesagt, wie es ihnen gelingt, zwischen und in den unterschiedlichen Raumbedingungen kulturelle Identität zu behalten und zu entwickeln. Von einem Ende der Stadt ist in Europa jedenfalls (noch) nicht auszugehen. Es ist allerdings auch hier ein anderer, ein globaler und mächtiger Wellenschlag in die Stadträume eingedrungen und hat den kulturellen Fluß in Strömungen und Gegenströmungen unterschiedlichster Geschwindigkeiten verwirbelt, sodaß in den Turbulenzen von außen gesehen nur noch Indifferenz auszumachen ist. Dieser prinzipiell andere Wellenschlag hat auch eine neue Bewohnerschaft hervorgebracht, neu in den Aspekten des Selbst, der Identität und in den Bedingungen des Zusammenlebens.

Unser Blick auf „die Stadt“ ist nicht einer der Stadtplaner oder Gesellschaftskritiker, sondern sucht Menschen, ihre konkreten lebensweltlichen Erfahrungen, ihre Bedürfnisse und Möglichkeiten, den Eigensinn in ihren Lebens-Räumen. Denn immer sind es die Lebensräume, die die Aneignungsmöglichkeiten der Menschen, ihre Bewegungen und die Orientierungen ermöglichen und begrenzen. In ihnen liegt sozusagen die erste Dimension kultureller Erfahrung und damit sind sie ein ganz wesentlicher Schlüssel, Stadt zu verstehen.

Mit diesem Blick ist dann auch in der rasenden Veränderung eine Logik zu entdecken,⁹ eine Logik jener Faktoren, die den kulturellen Fluß, die kulturellen Strömungen und ihre unterschiedlichen Geschwindigkeiten ausmachen und die heute zu derart komplexen Strömungsmustern führen.

Mit dem anthropologischen Auge auf der Suche nach dem anthropologischen Ort läßt sich erkennen, daß auch in „der gegenwärtigen Stadt“ Geschichte spürbar ist und Städträume, auch wenn sie radikal verzeitlicht sind, noch die Aura und die Poesie von Lebensräumen besitzen. Noch charakterisieren die Städte markante Sphären, ob sie ausgerichtet nach einem Zentrum wie Paris sind, oder entleert im Zentrum und orientiert nach Suburbs wie London, ob sie geplant und berechnet sind oder gefangen in historischen Strukturen. Darin statten sich die darin lebenden Menschen mit bestimmten Lebensgewohnheiten aus, womit sie sich gegen andere Räume abgrenzen. So gesehen sind auch in der spätmodernen Stadt Differenzierungen zu entdecken, in denen in unterschiedlicher Dichte entlang traditioneller Linien und hierarchischer Muster soziale Unterschiede als kulturelle Unterscheidungen produziert werden. Noch immer ruht die „kochende Blase“ Stadt, von der Musil gesprochen hat, in einem Gefäß, das aus einem dauerhaften Stoff geschichtlicher Überlieferungen besteht.¹⁰

Die Kulturen der spätmodernen Stadt — und ich meine damit Kulturen als sozial organisierte Bedeutungen und Bedeutungsmuster¹¹, die Wirklichkeiten und Orientierungen formen, sind vernetzt und verknötet über Zeiten und Räume hinweg. Lange haben wir sie als geschlossene Ordnungen und Systeme begriffen. Das Neue ist, daß kulturelle Bedeutungen nicht nur fließend, sondern in- und gegeneinander fließend geworden sind. Sie sind hybrid geworden, wie „konfuzianische Kreolen“ (um ein Bild Salman Rushdies zu verwenden), vernetzte Bewegungen und Wirbel, die eine andere Art von Kontexten hervorbringen, in denen kulturelle Bedeutungen immer neu verhandelt und ausgetauscht werden müssen.

Manche Räume verändern sich schleichend — mit den unmerklichen Veränderungen von Alltagsgegenständen und dem Eindringen neuer Dinge und Zeichen, einem neuem Wissen und neuen Ideen, die eine bloß geänderte Einstellung und ein bißchen mehr Anpassung suggerieren und nur äußerst schemenhaft — wenn überhaupt — ihre wahre Veränderungsintensität ahnen lassen. Andere Räume transformieren sich sehr laut, fantastisch und dramatisch, von fluktuierenden Symbolen der Jugend- und der Medienszene besetzt oder von Architekturexperimenten neu geschrieben; irritierend wenn die Zuversicht eines urbanen Lebens durch die Belieblichkeit ihrer Architektur unterminiert und durch einen neuen postmodernen Ereigniskult ersetzt wird und dramatisch dort, wo die neue Armut in den Ghettos der Fremden mit altem Rassismus beantwortet wird.

Raum — das vorweg — ist nicht allein als physischer Ort zu denken, auch nicht allein als ein Container bestimmter Lebensformen, sondern als komplexer und eben ganz spezifischer Prozeß der kulturellen und der sozialen Differenzierung¹² oder wie das Michel de Certeau poetischer faßte, als ein „Geflecht von beweglichen Elementen“¹³, die auch im Urbanen als je spezifische Traditionsbedingungen oder -strukturen zu begreifen sind. Denn trotz der Rede von der postmodernen Stadt, die Wirklichkeit ist noch immer eine der strukturell unterschiedlich kulturellen Orientierungen; nach wie vor sind Räume wie Kleidung gesellschaftliche Funktion und symbolische Bedeutung. Sie zwingen die Bewohner, die Botschaften zu verstehen und weiterzutragen oder sich darin abzugrenzen. Hier liegt der Schnittpunkt von Tradition und Innovation, Integration und Segregation, an ihnen lassen sich unterschiedliche Raumgeschwindigkeiten erkennen und verstehen.

Was ich mit den Faktoren unterschiedlicher Zeitbefindlichkeiten gegenwärtiger urbaner Räume meine, möchte ich an der Stadt Graz zeigen, an Beispielen, die den Wirbel städtischer Raumzeiten verdeutlichen sollen. Auch wenn sie nur fragmentarische Skizzen urbaner Pluralität sind, sie verdeutlichen die kulturellen Besonderheiten ebenso wie die Bedingtheiten und die Dynamik der Zeitbefindlichkeiten in der Beständigkeit des Verhaltens wie in der Übereinstimmung alter und neuer Codes oder in ihrem Widerstand und Konflikt.

Zunächst ein Raum der „einfachen“, der älteren bürgerlichen Moderne, einer jener Räume, die unter und mit der Trennung öffentlich-privat, innen-außen, wohnen-arbeiten entstanden sind — wie sie vor allem in den östlichen Stadtbezirken der Stadt Graz in Geidorf, St. Leonhard oder Herz Jesu zu finden sind. Ihre Traditionsbedingungen gehorchen noch immer den Distinktionsbemühungen einer bürgerlichen Klassengesellschaft, einem sozialen Oben und Unten – konserviert und symbolisch repräsentiert in den dramatisch-prächtigen Fassaden der Gründerzeit. Mit dem Entstehen dieser ersten reinen Wohnviertel haben sich die kulturellen Orientierungen der Bewohner zum Ende des 19. Jahrhunderts von den vermeintlich chaotischen Strukturen einer vormodernen Gemeinschaft gelöst und sich nach einer heroisch-bürgerlichen Verwaltungsbükratie in den Bedingungen der Moderne ausgerichtet. Sozialprestige und kulturelle Definitionsmacht — das galt es hier zu demonstrieren. Nicht durch Haben, wie in den Vierteln der wohlhabenden Grazer Großbürgerschaft, sondern

durch Sein. Wenn heute in diesen Stadträumen, und ich rede hier insbesondere vom Stadtbezirk Geidorf und St. Leonhard, noch immer — und das auch besonders auffällig — an Konventionen, Regeln und konservativen Werten festgehalten wird, obwohl "Bürgerlichkeit" als gesellschaftliche Realität längst zum Anachronismus geworden ist, dann sind diese fixierten Traditionsbeziehungen eine Reaktion auf das sukzessive Fortschreiten der Moderne, die das Stadtbürgertum zwar hervorgebracht hat, es jedoch längst auch wieder aufzulösen begonnen hat. In regressivem und repressivem Beharren auf kollektiven statussichernden Traditionen wird ein verbindlicher "intersubjektiver Wirklichkeitsbereich" (Schütz) geschaffen, der heute noch immer eine Identität zu sichern verspricht, die aus dem Vergangenen eine soziale und kulturelle Bedeutung schöpft und die lebensweltliche Orientierung — ob in der Körperwahrnehmung ob in der Geschlechterkonstellation oder in den Wohntraditionen — bestimmt. Die *longues durées* eines bürgerlichen Lebensstils verdanken ihre Zähigkeit gerade der Bedrohung durch die spätmoderne Diversifikation und die neuen transkulturellen Mächte, „Wir Stadt-Bürger gegen die kosmopolitische Verkommenheit“ das Motto. Das dichte Vorhandensein geschichtsträchtiger Objekte, die demonstrative bildungsbürgerliche Orientierung, die ständige Versicherung eines als gesichert empfundenen soliden Geschmacks und die Ablehnung jeglicher modischer Produktleitbilder oder der modernen Kunst, ein starres Weltbild und die herablassende Einschätzung anderer Räume (die Dinge sind, wie sie sind, jedenfalls immer richtig oder falsch) — das ist Ausdruck des noch immer virulenten sozialen Gegeneinanders im kulturellen und sozialen Kampf. Das symbolische Kapital einer bürgerlichen Gesellschaft soll wenigstens das Bild eines reputierlichen Lebens erhalten, um damit eine differente Lebensführung als Ungleichheit weiterproduzieren zu können.

Ausgerechnet in diesem Raum kollektiv-konservativer Traditionen und reglementiertester Handlungsstrukturen setzte sich der utopische Traum der kulturellen Revolution der 68er fest. Es waren die Kinder der Bürgerlichen, die an der Dramaturgie der Bürgerlichkeit litten und gegen sie anrannten. Als Kritik am repressiven Charakter der Familienstrukturen und Erziehungsformen wurden Kindergärten und Schulen gegründet; als Kritik auf die emotionale Krisenhaftigkeit und die Körperfeindlichkeit versuchte man neue Formen des Zusammenlebens in kollektiven Wohnformen. Daß die Revolutionäre von einst heute nicht selten einen Lebensstil pflegen, der

wieder an die bürgerliche Tradition anzuknüpfen scheint, spricht für den noch nicht verlorenen Kampf der bürgerlichen Leitwährung, der die Wellen neuer kultureller Orientierungen und neuer Zeiteinflüsse immer wieder brechen läßt.

Der (versuchte) Bruch der 68er mit den zu Traditionalismen geronnenen distinktiven Konventionen der Elterngeneration ist als der erster strukturelle Protest gegen die bürgerliche stadtgesehliche Moderne zu werten. Aber, und das ist eine der vielen spätmoderner Paradoxien, auch deren zwanghaftes Beharrungspotential kann als Protest gegen den städtischen Modernisierungsprozeß begriffen werden. Protest und Widerstand beide; was sich in der kulturellen Revolution der 68er als überregionaler kultureller Generationenkonflikt gerade im Widerstand zu traditionellen Lebensweisen erklärt, nährt sich in der etabliert-bürgerlichen Gesellschaft aus der Fixierung von Werten und Normen, dem krampfhaften Festhalten an klassenspezifischen, hierarchischen Orientierungen zur Abschottung vor der rasanten kulturellen und sozialen Diversifikation. Im bürgerlichen Korsett wird die Zeit eingefroren, die pulsierende, hektische Zeitbeschleunigung und die soziale Dynamik aufhalten. Ein anschauliches Beispiel lieferte mir ein tragbarer Fernseher, der, weil er im Ensemble der vorwiegend biedermeierlichen Einrichtungen keinen adäquaten Standplatz finden konnte, seit seiner Existenz, nämlich seit dreißig Jahren, unablässig und unermüdlich aus dem Blickfeld der Besucher entfernt wird.

Diese konflikthafte Ungleichzeitigkeit ist gerade für die Stadt Graz sehr charakteristisch. Progressive Räume, Räume die sich nach außen orientieren, deren Menschen international kommunizieren und kosmopolitisch orientiert sind und Zwänge der symbolischen Ordnung ignorieren und deren Wahrheit radikal in Frage stellen, stehen im Dauerkonflikt mit dem historisch dominierenden Feld der Bürgerlichen, deren solide Kultur, deren sicherer Geschmack, deren Bejahung des Lokalen und Ablehnung jeder Veränderung noch immer, bzw. jetzt wieder die Definitionsmacht dieser Stadt auszumachen scheinen. Dieser markante und charakteristische Gegensatz der zeitlichen Orientierungen, der als unruhiges Element nicht destruktiv sein müßte, sondern hier auch schon sehr produktive Zeiten des Kulturkampfes erlebt hat, schlägt sich zur Zeit in der Kulturpolitik ebenso wie in der Bau- und Sozialpolitik wieder sichtbar nieder. Ein postmoderner backlash des Konservativen, der dem Provozierenden, dem Innovativen und Experimentellen prinzipiell skeptisch gegenübersteht, ist jeden-

falls in dieser Stadt — der Stadt zwischen Großstadt und Kleinstadt, zwischen Vergangenheit und Zukunft — nicht zu verleugnen. Ein Konflikt, der zwar das gegenwärtige Zeitgefühl insgesamt charakterisiert, aber unserer Stadt im interurbanen Netz als traditionelle Beamtenstadt ganz besonders bestätigt.

Eine neue Zeit, ein anderes Zeitempfinden und eine andere Traditionsgeschwindigkeit brachte die industrielle Hochmoderne. Bekanntlich engte sie die Lebensräume und die kulturelle Orientierung auf Kleinfamilienstrukturen patriarchaler Ordnung in den Trabantensiedlungen und Wohnmaschinen ein, in Markt- und in Verkehrsräume — immer konzipiert am Reißbrett der Funktionalität. In den neuen fraktalen Räumen wurden jetzt die Alltagsgewohnheiten auf das Maß anonymer Effektivität zugeschnitten, endgültig abgetrennt von Körperlichkeit und Natur, ohne Schatten und Poesie, geschaffen von der institutionellen Macht der Marktwirtschaft, des Sozialstaates und der formalisierten tayloristischen Produktionsmethoden. In diesen Räumen, deren gebaute Welt nicht mehr auf Bedürfnisse reagierte, ordneten sich die Menschen unter, weil sie die überkommene Zeit und deren Traditionen endlich vergessen wollten.

Nach einer auffallenden Verzögerung (in Graz wurden erst in den sechziger Jahren die ersten Hochhäuser gebaut) schien es so, als könnten sie sich tatsächlich dem Sog der Macht der traditionellen Klassenspezifität entziehen und Widerstand gegen die Hegemonie der bürgerlichen Gebundenheit leisten. Kurze Zeit waren die Trabantensiedlungen begehrter Lebensraum einer jungen intellektuellen Bewohnerschaft. Aber nur kurze Zeit, denn schon in den achtziger Jahren waren diese Tendenzen verebbt. Eine neue Welle der Wiederentdeckung der alten Stadt trug die kosmopolitisch Gesinnten wieder zurück in die großen Wohnungen der eingesessenen Bürgerschaft. Der neue Horizont der funktionalen Modernität und der vorgegebenen Bewegungseinheiten drohte eben auch den Raum ihrer Identität aufzulösen. Wer dann noch in den an den Stadträndern hochgezogenen Trabantensiedlungen blieb, der hat sich dem klassenspezifischen Machtkampf der feinen Unterschiede angepaßt: kleine Beamte gegen freie Berufe, Angestellte gegen Arbeiter, Männer gegen Frauen, Erwachsene gegen Kinder.

Am fragmentierten Stadtleben sollte sich die Großstadt-Kritik in den siebziger Jahren entzünden und zusammen mit dem Protest der 68er zu einem Flächenbrand der Kulturkritik an der Moderne werden. Diese Pro-

teste sind nun die ersten Produkte einer Zeit, die insgesamt reflexiv wird. Sie sind Ausdruck eines epochalen Zeitgefühles und einer sozialen und persönlichen Emanzipation. Ausgestattet mit der Qualität eines urbanen Glücksversprechens sind sie auch Produkte eines neuartigen Kommunikationssystems, das sich von konkreten und traditionellen Ordnungen endgültig ablöst und sich rasant über die Städte hinweg auszubreiten beginnt. Diese Reflexion des modernen Stadtlebens etabliert sich mit neuen Zeichen, die mit vorhandenen Codes eine Verbindung besonderer Art eingehen, in denen die einen das Ende der Moderne erkennen, andere deren paradoxe Fortschreibung.

Zwischen den Verwaltungs- und Gesetzesstrukturen der Hochmoderne und den utopischen Entwürfen von einem „anderen“ Stadtleben der Nachmoderne entstanden in den siebziger Jahren am Rande der Stadt Wohnbauexperimente, die die moderne kollektive Verbindlichkeit eines konkurrierendes Gegeneinander durch eine neue Baustruktur sprengen wollten. Was ihnen sicher gelungen ist, daß sie dabei den Prozeß der Individualisierung in die Alltagspraxis weitergetragen haben. Ich denke zum Beispiel an jene junge Architektur, die sich über ihr gesellschaftskritisches Element definierte. Sie nahm kritische Theorien zur Stadt auf und ließ an der Schwelle zur Spätmoderne neue Räume entstehen, die zwar noch ausgestattet mit den Zeichen der Moderne sind, mitunter noch monströse Großbauten, Massenwohnanlagen, aber zugleich einer Utopie verschrieben wurden. Sichtbeton mit begrünbaren Terrassen, Natur (wenn auch künstliche), neue Nachbarschaften, Partizipation — das sind die stichwörtlichen Wegweiser zu einem „anderen“ städtischen Leben, einem der prinzipiellen Verschiedenheit und der individuellen Befreiung aus traditionellen Zwängen. Damit geriet das Beck'sche Diktum von der halbierten Moderne ins Wanken. Die Planungsideo-logie zielte auf gestaltbare Freiräume ab und versprach ein gewisses Maß an selbstbestimmter Biographie, die jetzt endlich auch den Frauen durch die Selbstorganisation einer gemeinsamen Kinderbetreuung einlösbar wurde. Zeitgeistige Lebensbedürfnisse schienen nun verwirklichter: Interessensgruppen, Entlassung aus der Enge der Kleinfamilienstrukturen und Mitgestaltung der Umwelt. Das Ende der begrenzten Stadträume der Hochmoderne kündigte sich an, allerdings auch die Last der marginalisierenden Individualisierung. Was damit nämlich einherging, war das erstaunliche, rasche Zerfallen der Familienstrukturen.

Eine jüngste städtische Nachuntersuchung in einem derartigen Schwellenraum in Graz hat sich mit den Jugendlichen beschäftigt. Der Einblick in ihre Lebenswelten war nicht wenig dramatisch, denn seit etwa fünf Jahren etabliert sich hier eine unerwartete Drogenszene. Ohne nun hier die eine oder die andere Argumentation überstrapazieren zu wollen, es liegt nahe, daß die Utopien der siebziger Jahre den Jugendlichen der neunziger Jahre keine gelungene Identifizierung bieten kann. „Das Leben löste die auf seinem Weg geronnenen Utopien nicht ein.“¹⁴ Die vielleicht revolutionär gemeinten Ideen wurden im baulichen Korsett neuer Kommunitäten und neuer Nachbarschaften fixiert. Sie spiegeln (verlorenen) Eigensinn vor, etwas, was sich auf irgendwo und irgendwann berufen will, doch dies nicht wirklich meint. An der Oberfläche versprochen lassen diese gebauten Lebensräume eine Veränderung im Sinne einer kulturellen Weiterschreibung nicht zu, weil sie die lebendige Geschichte urbaner Realitäten vergessen wollen.

Was in den späten sechziger als Idee und in den siebziger Jahren revolutionär begonnen und in Experimenten erprobt wurde — in der Reflexion struktureller Bedingungen, normativer Traditionen und Regeln — setzte sich in der Folge in neuen Raumbeziehungen fort, die nicht mehr sozial oder real begrenzbar sind, sondern sich in den achtziger Jahren in ein globales Netzwerk ausdehnen. Dieses neue kulturelle Phänomen wurde durch die Suche nach einer neuen Beziehung zur Umwelt und die Suche nach sich selbst ausgelöst und diktiert, wie dies ein ehemaliger 68er formulierte: „Was nützt die kulturelle und soziale Revolution, wenn du nicht weißt, wer du bist.“ Die modernen Leitorientierungen des Handelns und Wertens als Maß eines verbindlichen „Außens“ verloren Kraft. „Innerer“ Selbstentwurf war nun die Richtung und das Ziel; das reflexiv gewordene Selbst begann sich durchzusetzen; ein Selbst, das von den traditionellen und gesellschaftlichen Regeln radikal befreit sein wollte und das Handeln autonom setzen wollte. Mit der Suche nach einem neuen, von Raum- und Zeitgebundenheit befreiten Ich wuchs allerdings auch der Einfluß von neuen Expertensystemen in einem noch nie da gewesenem Ausmaß. Sie sind sozusagen die Orientierungsknoten der neuen Netze. Die Paradoxie dieser postmodernen Entwicklung kann deutlicher nicht sein. Einerseits verabschiedet man die Experten der alten Räume, traut weder den Wissenschaftlern noch den Marktbedingungen, der Religion ebensowenig wie den Institutionen; an ihre Stelle treten aber andere Experten und Gurus, die

über Zeit und Ort hinweg ihr Netzwerk global zu neuen Abhängigkeiten ausgeworfen haben. Vielleicht ist Ulrich Becks „Risikogesellschaft“ hier noch das beste Erklärungsmodell einer Zeitbedingung, die selbst Abhängigkeit und Unabhängigkeit nicht mehr als Dualismen erkennen kann. Ebenso wenig wie die Dialektik von Tradition und Moderne als Leitwährung zum Verstehen der geänderten kulturellen Bedingungen des urbanen Lebens beitragen kann — wie dies etwa Weber, Durkheim oder Simmel noch angenommen haben.

Und da gibt es immer noch die starken Räume vormoderner Traditionen, alte Vorstadtgebiete, wie Graz-Lend beispielsweise, früher von Kleinhandwerker bewohnt, heute von Gelegenheitsarbeitern, Ausländern und einer neuen Bewohnerschaft. Es sind dies Räume, die sich den Ambitionen, den Absichten und der Geschwindigkeit der modernen Prosperität und Verwaltung nicht unterworfen haben, sei es, weil sie von ihr ganz einfach übersehen wurden, sei es, weil die Lebensweise der Bewohner dieser alten Stadträume noch nach den Regeln einer vormodernen Gemeinschaft ausgerichtet und daher ihre kulturellen Codes nicht in Übereinstimmung mit den Codes der modernen kollektiven Konkurrenzgesellschaft zu bringen sind. Leben und Arbeiten wird hier nicht getrennt in Teilspären. Leben finden hier noch auf der Straße, im Gasthaus, in den Vor- und Hintergärten statt; soziale Kontakte werden nicht hinter die vier Wände gedrängt, hinter die Mauern des Privaten.

Daß jene Gebiete seit den achtziger Jahren wiederum einen besonderen Reiz für eine neue, ästhetisch ambitionierte Bewohnerschaft ausüben, die in diese Viertel zieht, weil sie eben hier noch ein Leben zu spüren glaubt, das in anderen Stadtteilen längst verschwunden ist, weil sie hier noch Authentizität zu erleben hofft, ist unter dem Stichwort „Gentrifikation“ ein längst bekanntes Phänomen. Man spricht von der Buntheit der Viertel und ist von der Spontaneität fasziniert. „Hier riecht man das Leben noch“, wie sich einer ausdrückte, der eben, wie in den letzten Jahren viele Künstler und junge Intellektuelle, in ein solches Viertel gezogen ist.

Was man in den siebziger noch als Schandfleck bezeichnete, erscheint aus der Sicht der achtziger Jahre und auch für gegenwärtige Lebensbedürfnisse in vieler Hinsicht zukunftsweisend, aus manch planungskritischer Sicht sogar als visionär. Räume einer noch vor einigen Jahren empfundenen „städtischen Unnatur“ haben sich in einer postmodernen Wahrnehmung zur letzten Natur und zur Kulisse des spätmodernen Begehrens

verwandelt. Die hedonistische Begierde montiert sozusagen die Codes des vormodernen städtischen Zusammenwohnens um — bis sie mit den Codes des postmodernen Seins übereinstimmen und der Sehnsucht nach neuen Lebensentwürfen entsprechen. Hier haben bürgerliche Verhaltensnormen keine Bedeutung — was ohne die übliche markante Trennung zwischen Innen- und Außenbereich, in den oft geradezu chaotischen Strukturen auch alternative Lebensstile ermöglicht. Der neuen Bewohnerschaft scheint der Rückgriff auf das überkommene vormoderne Sein so als ein Vorgriff auf nachmoderne Bedürfnisse und als Perspektive auf eine sinnvollere Zukunft. Entbunden von realen Bezügen entsprechen die Codes zwar nicht den Wohn- und Lebensmodalitäten oder den Sichtweisen und Lebenswelten der alteingesessenen Bewohnerschaft und sie meinen sie auch nicht wirklich. Die bloße Ästhetisierung des einfachen Lebens, das ist die Antwort auf die urbane Überforderung, das ist urbane Sehnsucht nach Unschuld. „Ich bin mit meinem Büro hierher gegangen, weil mich hier alles inspiriert. Alles lebt hier, und wenn es noch so verkommen aussieht, es hat seine Schönheit“, meinte ausgerechnet ein für riesenhafte Stadtrand-Wohnanlagen international bekannter Stadtarchitekt.

Die Geschichte dieser Räume wird aus den Angeln gehoben, Zeit und Ort verlagert in die Kulisse des eigenen, des individuellen Lebens, werden zur kolorierten Dienstleistung, die das ersehnte Authentische jedoch nie mehr einholen kann. Daß in der Anziehungskraft einer wiedergefundenen Atmosphäre eines „lebendigen Viertels“ letztlich die wenig unschuldige Nahtstelle auszumachen ist, die eine soziale und kulturelle Umstrukturierung provoziert, liegt jedoch vor allem daran, daß die durch Begehrlichkeiten sehr schnell mobilisierten Investoren, Politiker und Planer Milieu und Atmosphäre in die „Nomenklatur des Wertlosen“¹⁵ verwandeln, um dann ihre profitablen Zeichen der übermodernen Eigenschaftlosigkeit des modernen Städtebaues daraufzusetzen. Daran haben bekanntlich auch Architekten seit Beginn der Moderne kräftig mitgewirkt. Das heftige Bemühen, mit Hilfe von EU-Geldern eine Aufwertung der Stadtteile Gries und Lend zu bewirken, mag nachdenklich stimmen.

Nur noch von ikonografischer Zeichenhaftigkeit scheinen Räume der hedonistischen Milieus zu sein, mit denen der Strudel der spätmodernen Veränderungen in einen rasenden Sog geraten ist. Ihre Orientierungen haben die traditionellen distinktiven Mechanismen und sozialen Kräfteverhältnisse hinter sich gelassen, was jedoch nicht heißt, daß diese

Milieus gänzlich raumungebunden sind oder keine Unterscheidungsmacht hätten. Sie sind auch nicht indifferent. Der Diskurs um die Enttraditionalisierung und Individualisierung scheint zwar mit ihnen den Beweis des endgültigen Zusammenbrechens aller bisher geltender Werte, wie Familie, Nachbarschaft und Heimat, soziale Einbettung, gefunden zu haben — wobei dann stets das Phänomen des städtischen Singles zitiert wird — dabei wird jedoch übersehen, daß sich kulturelle Orientierungen und soziale Ordnungen nur durch andere Mittel als durch gewohnte „Kapitalsorten“ zum Ausdruck bringen. Ich denke etwa an jene, die auf der Suche nach inneren und äußeren Erlebnissen die traditionelle Seßhaftigkeit und die soziale Eindeutigkeit abgestreift haben, jene spätmodernen Stadtnomaden, die sich die Stadt ebenso wie den ganzen Globus zum Raum und zur Kulisse ihrer eigenen Darstellung und zur Bühne ihrer Selbstinszenierung machen.

Die stadtspezifische Teilung der Lebenswelten in öffentliche und private Sphären haben sie endgültig gesprengt. Sie wohnen nicht nur in den vier Wänden. Sie wohnen im Stadtraum. Sie sind überall. Ihr Sein ist immer öffentlich, ob in der Wohnung oder im Cafe, ob im Netz oder am Handy. Der erworbene und erlernte Habitus scheint ihnen endgültig verloren, er wird jedenfalls nicht mehr der Lebensweise eingeschrieben. Ob der Verlust an traditioneller Ordnung nur noch mit frei flottierenden transnationalen Zeichen einer pseudokulturellen Identität gefüllt werden wird oder ob mit ihnen Sennets Diktum von der Intimisierung des öffentlichen Raumes die Krise der Stadt überwunden wird — die funktionale Moderne ebenso wie die dramatische Enge des Kleinfamilienwohnens — und sich befreit von herkömmlichem Raum und von konventioneller Zeit, das bleibt abzuwarten. Selbstverwirklichung und Wiederentdeckung des Selbst, der Modellierung des eigenen Lebens nach einer selbstgebastelten Phantasie, in der die neue Körperlichkeit im Mittelpunkt steht, nach dem Motto: „Seht her, ich bin die einzige Wirklichkeit“ beweisen jedoch noch nicht, wie dies oft vorschnell angenommen wird, die Ausdörrung des soziokulturellen Hinterlandes. Ihr Raumgreifen entspricht zwar dem eines neu entdeckten Selbst, der Abkehr von der historisch bedingten Wirklichkeit, ebenso wie die demonstrativen Zeichen zuerst der Herstellung des eigenen Besonderen dienen. Aber der Kampf um das kulturelle Kapital ist nicht zu Ende. Ästhetik ist das neue Maß des sozialen Kampfes um Ein- und Ausschluß. Die Räume dieser selbstbezogenen Lebensformen sind

fraktal und flüchtig. Erlebnis ist Gefühl des neuen Seins,¹⁶ das auf diese Weise auf die reale Geschichte des Raumes und traditionelle Leitlinien antwortet. Aus der Realität ist Hyperrealität geworden. Darin bestätigt sich die dramatische Transformation der Übermoderne. Der traditionelle Stadtraum wird zur Bühne, Kulissenraum zum Repräsentations-, Spiel- und bei Bedarf auch zum vernetzten Arbeitsraum in einer wechselnden symbolischen Aneignung der Umwelt. Der Raum wird zum Spiegel im Versuch der eigenen Darstellbarkeit, deren Gelingen für die einzelnen in hohem Maße vom biographischen Verlauf und von einem generell erhöhten gesellschaftlichen Risiko abhängt.

Das jedenfalls — traditionelle Wertprioritäten sind zur Disposition gestellt, sie sind nicht mehr den Prämissen allgemein verbindlicher Ausdrucksformen unterworfen. Kulturelle Bedingungen und Bausteine müssen neu gelesen werden. Sinnzuschreibungen — und das gehört zum kulturell Neuen — erfordern immer neue Begründungen.

Stadträume sind in einen Wirbel geraten, in einen Sog zwischen den Resten der noch traditionellen Vormoderne, den selbst Traditionen geronnenen Bedingungen und Auswirkungen der institutionellen der strukturellen Moderne sowie den rasenden technologisch-wirtschaftlichen Entwicklungen der Spätmoderne. Aber sie sind nicht die Orte, die ihre Bewohner insgesamt dabei aus ihren soziokulturellen Identitäten entlassen, wie dies Ulrich Beck behauptet. Die urbanen Lebenswirklichkeiten, ihre kulturellen Besonderheiten und Bedingtheiten produzieren sich einerseits aus der Beständigkeit des Verhaltens, andererseits aus der Übereinstimmung alter und neuer Codes oder als Widerstand und Konflikt. Jedenfalls lassen weder Charakter noch Beschaffenheit bloß eine Erklärung und eine Deutung allein zu.

Was die spätmodernen Räume auszeichnet, ist, daß ihre kulturellen Eigenarten bereits je spezifische Antworten auf die Bedingungen der Moderne sind; ob dies nun eine strukturelle Antwort ist, eine emphatische Akklamation einer Naturversöhnungsideologie, eine selbstbezogene auf den Verlust der Körperlichkeit oder eine ästhetische Antwort — wie etwa in den Räumen der städtischen Jugendkulturen, die sich durch ein gänzlich Umdrehen von Symbolen auszeichnen und auf diese Weise auf die Traditionen der Warengesellschaft antworten. Die unterschiedlichen Bedeutungen von Traditionen und die unterschiedlichen Reaktionen darauf machen die kulturelle Veränderung der Stadtkulturen aus. Der urbane Indi-

vidualismus verwirklicht sich nicht im endgültigen Herauslösen der Menschen aus Traditionen und Konventionen, sondern vielmehr in deren Hinterfragung und dem Finden neuer, selbstgewählter Identitäten. Und darin widersetzen sie sich der Moderne — in ihrem eigentlichen, ihrem positiven Auftrag.

Ich möchte allerdings nicht den Eindruck erwecken, als ginge ich von einer prinzipiell positiven Diversifikation von Stadträumen aus. Ganz abgesehen von den fragwürdigen Entwicklungen der Räume in Scheinwelten, in denen große Teile der spätmodernen Stadtbevölkerung als Gewinner der reflektierten Modernisierung agieren, die Räume nach ihrem Begehren erschaffen und dabei in bestehende eingreifen, ist nicht zu übersehen, daß auch das Heer der Verlierer immer größer wird: Menschen, deren Lebensräume durch Segregation von übrigen Räumen entstehen, Menschen, die von den neuen und von alten Klassengrenzen betroffen sind: Alleinstehende, die nicht über eine selbstgewählte Biographie verfügen, wie diejenigen, die die Regeln der Räume der Informationsgesellschaft nicht beherrschen, oder nicht flexibel genug sind¹⁷, jene, deren Leitbilder noch den hochindustriellen Werten ausgerichtet sind, Zuspätgekommene, die aus den etablierten Räumen der Stadt hinausfliegen, weil sie dem Druck und den Anforderungen nicht standhalten, oder Migranten und Flüchtlinge. Auch sie sind Nomaden einer transnationalen Welt. Manche Stadttheoretiker sprechen bereits von einer neuer Unterklasse, die ihrer Rechte wie ihrer Möglichkeiten als soziale und als kulturelle Stadtbürger beraubt ist.¹⁸ Mit ihnen entstehen Räume am Rand der urbanen Gesellschaft in informationslosen, wilden Zonen, in sozialen und ethnischen Ghettos, in Nicht-Orten, in säuberlich abgegrenzten Inseln. Mögliche Berührungen und damit Irritationen durch Armut und kulturelle Differenz werden von den Städtern „besserer“ Räume vermieden. Der neuen Unterklasse sind die Regeln und die Traditionen der modernen städtischen Klassen- und Informationsgesellschaft hohl, zumindest was die Regeln des Manipulierens und Produzierens von Information, Kommunikation und Konsumation betrifft.

Vielleicht sind ihre Räume in vielen Städten Mitteleuropas heute nicht mehr als eine ästhetische oder soziale Störung. Heute noch, aber morgen werden sich die Menschen nicht nur in Paris und Frankfurt der Marginalisierung im Konflikt zwischen Integration und Segregation¹⁹ bewußt werden und sich an die Traditionen des Widerstandes, der Rebellion und der

gewalttätigen Auseinandersetzung und des Aufstandes wieder erinnern, um zu überleben.

An den Räumen der neuen Armut läßt sich sehr schnell erkennen, daß soziokulturelle Hierarchien nicht obsolet geworden sind. Im Gegenteil, hier verwirklicht sich nicht die viel beschworene oder die viel gefürchtete Vereinheitlichung durch die Globalisierung der Städte, sondern die Spaltung in einem vielleicht noch nie dagewesenen Ausmaß, das die Rede von der Entstrukturalisierung und Enttraditionalisierung der Stadtgesellschaft in einem anderen Licht erscheinen lassen. In diesen Räumen ist die Geschichte wieder abrufbar und vielleicht wieder aktualisierbar im kollektiven Gedächtnis des Aufstandes der Armen gegen die Reichen.

Noch ist die urbane Spätmoderne (jedenfalls europäischer Städte) die Möglichkeit eines neuen kulturellen Pluralismus der Lebensstile, einer glückenden Durchlässigkeit der Räume; eine Möglichkeit, wenn auch keine stabile. Neue Geschwindigkeiten, Zirkulationen, Wirbel, neue Ordnungen oder postmodernes Chaos legen sich über alte Strukturen und gehen sogar mitten durch die subjektiven und kollektiven Identitäten, die nicht mehr allein einem Raum verhaftet sind, sondern bereits mehreren.

Es ist daher notwendig, die unterschiedlichen kulturellen Räume nach ihrer Differenzierungsdynamik im Auge zu behalten. Denn es sind die Bedingungen der globalisierten Markt- und Informationswirtschaft, die Räume horizontal verbinden, aber auch voneinander spalten. Es sind die nach wie vor wirksamen traditionellen hierarchisierenden Kräfte, die Räume nicht aus ihrem Bann entlassen, und schließlich sind es die modernen gesellschaftlichen Risiken, Migrationsbewegungen und Arbeitslosigkeit, die Ursache einer zunehmend problematischen kulturellen Spaltung durch die Verschärfung der Hierarchisierung der Räume sind.²⁰ Nur von der Krise der Städte zu sprechen, ist zu kurz gegriffen. Individualisierung und Enttraditionalisierung, das ist die eine Seite — aber nur die eine. Der ethnologische Blick ermöglicht auch die zweite Seite zu erkennen: Das Leben ist der Stadt nicht ausgelaufen, ist nicht indifferent oder ausweglos in der Schamlosigkeit der obszönen Macht der Zeichen, wie es die Gegenwart der Werbung suggeriert. Noch gibt es kulturellen Eigensinn — eigenständiges Begehren und Vorstellungen. Aus der Perspektive der Menschen selbst läßt sich erfahren, was oft übersehen wird und unbedacht bleibt. Aber das ist eine Frage einer neuen Ethik des Respektes. Auch wenn Simmel schon um die Jahrhundertwende die Stadt als den Ort der Abstrak-

tion bezeichnete und heute viele die gegenwärtige Stadterfahrung nur noch als „Abstraktion der Abstraktion“ in diesem Sinne fortschreiben, das Leben der Menschen, ihre Identität und ihr Rhythmus ist eingebettet in Gewohnheiten, traditionelle wie neue; und immer in kulturelle Bedeutung. Der ethnologische Blick sieht anderes als die oft geäußerte Behauptung, daß eines der wichtigsten Merkmale der spätmodernen Stadt der Verfall und die Erschöpfung der individuellen und sozialen Kreativität ist. Er erkennt den kulturellen Eigensinn und in den Strategien der Lebensbewältigung auch die Kreativität der einzelnen und der Gruppe. So sind mit den Risiken der Spätmoderne auch die Chancen zu entdecken. Dies erfordert einen anderen Blick — nicht einen der mechanischen Übermoderne, sondern einen, der auch noch Empfindlichkeit und Gefühle der Menschen und ihren „inneren Sinn“ (Geertz) auszumachen imstande ist. Nur die Wahrnehmung der Ungleichzeitigkeit von Lebensformen wird uns bewahren, falsche Schlüsse in einem Diskurs über unsere global cities und ihre Zukunft zu ziehen.

¹ Die folgenden Überlegungen beziehen sich im wesentlichen auf meine empirische Untersuchung, vgl. Katschnig-Fasch, Elisabeth: *Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile*. Wien, New York 1998.

² Simmel, Georg: *Der Raum und die räumliche Orientierung in der Gesellschaft*. 1908, S.82ff

³ Lampugnani, Vittorio M.: *Die Modernität des Dauerhaften. Essays zur Stadt. Architektur und Design*. Berlin 1995. S.29.

⁴ Schon in den sechziger Jahren war McLuhan davon überzeugt, daß es mit der Ausbreitung der computermediatisierten Kommunikation zu einem Verschwinden der Städte und einer Rückkehr zum Leben auf dem Lande komme: „Innerhalb von 10 Jahren wird NY abgebrochen“.

⁵ Dangschat, Jens S.: *Warum ziehen sich Gegensätze nicht an? Zu einer Mehrebenen-Theorie ethnischer und rassistischer Konflikte um den städtischen Raum*. In: Heitmeyer, Wilhelm, R. Dollase u.a.(Hg.): *Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben*. Frankfurt a. M. 1998, S.21-97, hier S.65.

⁶ Zu Aspekten einer „spätmodernen“ Stadtethnologie siehe Niedermüller, Peter: *Stadt, Kultur(en) und Macht*. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, 52/101. Wien 1998, S.279-301.

⁷ Frauen hatten weder die Erlaubnis, noch die Möglichkeit die Grenzen nach außen zu überschreiten, weder in der Bildung, noch in der Arbeitswelt noch als Reisende. Die Stadt wurde mit der Moderne ein männlicher Raum — Realität und Metapher für den stets männlichen

Flaneur, Politiker, Geschäftsmann, Arbeiter — während zur selben Zeit die Frauen in unsichtbaren Räumen verschwanden.

⁸ In diesem Zusammenhang ist der Hinweis nicht uninteressant, daß die virtuellen Städte im Netz, z.B. Amsterdam und Bremen, durchaus nach demselben traditionellen Raummuster aufgebaut und bereist werden, d.h. das Prinzip Stadt setzt sich als kulturelles Muster auch in einem digitalen Medium fort, was von der orientierenden und regulierenden Kraft der Metapher Stadt zeugt; dazu <http://duplox.wz-berlin.de/docs/stadt.html>.

⁹ Schiffauer, Werner: Zur Logik von kulturellen Strömungen in Großstädten. In: Greverus, Ina- Maria u.a. (Hg.): Kulturtexte. Frankfurt a. M. 1994, S. 87-112.

¹⁰ Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. Reinbeck b. Hamburg 1981, S.10.

¹¹ Hannerz, Ulf: Kultur in einer vernetzten Welt. In: Kaschuba, Wolfgang (Hg.): Kulturen-Identitäten-Diskurse. Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin 1995. S.64-84.

¹² Bekanntlich hat Pierre Bourdieu Raum in einen Zusammenhang mit sozialer Ungleichheit und kulturellen Prozessen gebracht. Dabei verwendet er einen Raumbegriff, der sowohl den sozialen Raum als einen strukturiert gedachten Gesellschaftskörper meint, als auch den physischen Raum als einen realen räumlichen Ort. Raum ist danach ein kultureller Ort mit bestimmten Verhaltensweisen und Eigenschaften, distributionell angeordnet nach dem sozialen Gesamtraum.

Bourdieu, Pierre: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt a. M., New York 1991, S.26.

Raum als soziales Differenzierungsmittel auch der gegenwärtigen Stadt siehe Dangschat (wie Anm.5).

¹³ Certeau, Michel: Kunst des Handelns. Berlin 1988 (Paris 1980).

¹⁴ Hasse, Jürgen: Cocktailbar & Centerparc. In: Breuer, Gerda (Hg.): Neue Stadträume zwischen Musealisierung, Medialisierung und Gestaltlosigkeit. Frankfurt a. M. 1998, S.127-148.

¹⁵ Wilhelm, Karin: Die Stadt ohne Eigenschaften. In: Breuer (wie Anm.14) S. 204-224, hier S. 217.

¹⁶ Dazu auch Hasse (wie Anm.14).

¹⁷ Lebenschancen sind in der reflexiven Moderne eine Frage des Zugangs zu den Positionen in den neuen Informations- und Kommunikationsstrukturen und nicht mehr eine Frage des Zugangs zu produktivem Kapital oder der Produktionskultur. Siehe Lash, Scott: Reflexivität und ihre Doppelung: Struktur, Ästhetik und Gemeinschaft. In: Giddens, Anthony, Ulrich Beck, Scott Lash: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt a. M. 1996. S. 213-194.

¹⁸ Ebda, S.230.

¹⁹ Dazu Heitmeyer, Wilhelm: Versagt die „Integrationsmaschine“ Stadt? Zum Problem der ethnisch-kulturellen Segregation und ihrer Konfliktfolgen. In: Ders. (wie Anm.5), S. 443-468.

²⁰ In vielen stadtsoziologischen Analysen wird die Frage nach dem „Ende der zivilisierten Stadt“ aufgeworfen, wobei als Indikator Gewalt dient, die sich über soziale Desintegration und ökonomischen Strukturwandel, zudem auch durch die problematische Zunahme der Fremdenfeindlichkeit entzündet. Siehe dazu Heitmeyer (wie Anm.5).

Kaspar Maase, Berlin-Tübingen

„Wilde Eindrucksvermittler“ und „Verschwinden der Kindheit“

Zur Kartographie der imaginierten Stadt im 20. Jahrhundert

Was ist „die Stadt“? Eine Siedlung von gewisser Größe, sagt das Lexikon, und die Soziologie fügt seit Simmel¹ hinzu, daß dort räumliche Verdichtung mit einer besonderen Lebens- und Reaktionsweise der Bewohner einhergeht.² Hier soll eine andere Dimension betrachtet werden. „Die Stadt“ ist nämlich auch eine hochverdichtete Figur kollektiver Imagination, ein wichtiger Baustein unserer Vorstellungen von der sozialen Welt. „Stadt und Land“ — diese Polarität ist beinahe so elementar wie „männlich-weiblich“. „Stadtluft macht frei“ — Welch ein Versprechen! Aber ein Sprichwort warnt auch: „Große Städte, große Sünden“.³

Dieser Aufsatz geht einer Episode aus der wechselvollen Geschichte des Vorstellungs- und Gefühlskomplexes „Stadt“ nach; er liefert einen historisch-ethnographischen Beitrag zur Konstruktion der imaginierten Stadt im 20. Jahrhundert. Wie Kulturpessimismus und Gegenmoderne die Großstadt zum Realsymbol der Entartung stanzten, ist recht gut erforscht,⁴ und ebenso die Verklärung des Metropolitanen zum Inbegriff gelebter Modernität.⁵ Dabei erwies sich im deutschen Sprachraum das halbe Jahrhundert vor dem Ersten Weltkrieg als wichtige Prägephase. Damals wurden tradierte Sinnbestände anhand neuer Erfahrungen umgearbeitet zu jenen stereotypisierten Deutungsfiguren der Stadt, mit deren Hilfe sich dann im „Zeitalter der Extreme“ (Hobsbawm) vor allem soziale Haßgefühle mobilisieren ließen.

Ich will den Blick ebenfalls auf diese Periode richten, aber anhand anderer Quellen. Die erwähnten Forschungen beziehen sich zumeist auf Werke der Hochkultur sowie auf das Schrifttum prominenter Ideologen und konzeptueller Vordenker. Meinen Ausgangspunkt bilden *Beobachtungen zum praktischen Umgang mit den urbanen Welten* der Jahrhundertwende, geschöpft aus archivalischen Quellen und „alltagsnahem“ zeitgenössischem Schrifttum. Wie verschiedene Akteure das „selbstgesponnene Bedeutungsgewebe“ „Stadt“ erfuhren, das soll in der dichten Beschreibung ihres Handelns herausgearbeitet werden.

Die hier vorgestellte Episode gehört in den Kontext des sogenannten Schundkampfes im deutschen Kaiserreich.⁶ Herangezogen wird vor allem das Schrifttum des diskursmächtigen Teils der Akteure: Flugblätter, Broschüren, Gutachten, Aktionsberichte und Appelle. Diese handlungsbezogenen Selbsteutungen und Erklärungen geben Einblick in das Bild der Stadt in den Köpfen der Schundkämpfer. Der historische Ethnograph sucht in den Dokumenten allerdings nicht den Niederschlag von Ideensystemen, sondern Zeichen sozialer Praxis. Aufrufe, Kritiken, Dienstanweisungen, warnende Pamphlete sind ihm symbolische Handlungen. Mit den physischen Praktiken zusammen bilden sie jenen „sozialen Diskurs“ im Sinne von Geertz, dessen symbolische Botschaften es zu rekonstruieren gilt.

Der Blick auf Kultur als Praxis erschließt Bedeutungsdimensionen des Stadtraums, die vom ideengeschichtlichen und ikonographischen Zugriff nicht erfaßt werden. So ist seit Döblin ein zentraler Topos die Rede von der „Unsichtbarkeit der Stadt“, deren Fassaden angeblich alle wichtigen Funktionszusammenhänge verbergen.⁷ Ich möchte auf ein Phänomen von geradezu konträrem Charakter aufmerksam machen. Die öffentliche *Sichtbarkeit* eines bestimmten Wissens avancierte nach der Jahrhundertwende zum zentralen Streitpunkt einer erbitterten Auseinandersetzung. „Was sollen Heranwachsende sehen dürfen?“ — anhand dieser Frage ging es um die Kontrolle des urbanen Raums. Anders formuliert: Die Stadt wurde zum Feld eines Machtkampfes um die Grenzen legitimer Kindheit. Erwachsene imaginierten ein Spinnennetz von „wildem Eindrucksvermittlern“, in dem ihre Sprößlinge sich wie die Fliegen verfangen. Ängste und Aggressionen, die damals in die kollektive Imagination eingeschrieben wurden, haben Wahrnehmung und Handeln gegenüber dem Urbanen durch das gesamte 20. Jahrhundert beeinflußt.

„Wilde Eindrucksvermittler“

Nach der Jahrhundertwende wurde im deutschsprachigen Gebiet ein Element des Stadtraums zum prominenten Ziel von Aktionen: die Schaufenster.⁸ Die Besorgnis nahm streckenweise hysterische Formen an. Selbsternannte Aufsichtskomitees kontrollierten die Auslagen; Jugendliche, die sich vor den Fensterscheiben versammelten, wurden polizeilich erfaßt, und der deutsche Reichstag erörterte 1914 das sogenannte Schaufenstergesetz. Verboten werden sollte jede Präsentation von „Schriften, Abbildungen oder Darstellungen“ in Auslagen, Läden und „Orten, die dem öffentlichen Verkehre dienen“, falls sie „Ärgernis wegen sittlicher Gefährdung der Jugend“ erzeuge.⁹

Das Stichwort „sittliche Gefährdung“ kann einen falschen Eindruck vom Anlaß der Erregung vermitteln. Es ging nur in zweiter Linie um Sexualität und Sexualmoral. Zwar empörten sich die Sittlichkeitsverbände über einschlägige Sachliteratur,¹⁰ über Schriften zur Kulturgeschichte der Sexualität¹¹ oder Eheratgeber, die in Schaufenstern auslagen. Man nahm Anstoß an Reproduktionen klassischer Aktdarstellungen und an Postkarten, die in Wort und Bild mehr oder minder derbe Zweideutigkeiten präsentierten. Nacktheit und Erotisches machten aber nur einen kleinen Teil des Inkriminierten aus — und schon gar nicht ging es um unverhüllt sexuelles oder gar pornographisches Material. Gegenstand der Aktionen war öffentlich Sichtbares, nicht die „Bückware“, die der Verkäufer auf Verlangen unter dem Ladentisch hervorholte.

„Sittlichkeit“ war im wilhelminischen Zeitalter ein Kautschukbegriff. Der zeitgenössische Vorwurf der „sittlichen Gefährdung“ reichte über Sexualmoralisches weit hinaus; er schloß den unterschlagenen Groschen für den Kinobesuch oder für eine Süßigkeit aus dem Automaten ebenso ein wie nach „falscher Lektüre“ über die Stränge schlagende Abenteuerlust oder die in jeder Kriminalgeschichte vermutete Anleitung zum Verbrechen.¹²

Einen deutlichen Hinweis auf den Kern der Besorgnisse, denen unter anderem das Schaufenstergesetz¹³ entsprang, gibt eine Broschüre des Kinoreformers Hermann Häfker.¹⁴ In seiner 1915 publizierte Schrift „Der Kino und die Gebildeten“ ging er gerade auf solche geistigen Angebote ein, denen kein sittlicher Vorwurf zu machen war, die vielmehr auf Verbreitung von Bildung Anspruch erhoben. Er vertrat die Auffassung, „daß

auch das an sich Klare, Wahre und Erfreuliche ein Bildungshemmnis, eine Verbildungsquelle werden muß, wenn es in zu großer Masse und in falscher Reihenfolge auf die Sinne eindringt.“ Der begrüßenswerte Fortschritt der „geistigen Verkehrsmittel“ habe sich infolge ungehemmter kapitalistischer Nutzung in eine „große Kulturgefahr“ verwandelt. Häfker charakterisierte die modernen Medien — und damit führt er uns mitten in den Stadtraum — als „Gruppe von ‘wilden’ Eindrucksvermittlern, die in voller Öffentlichkeit, jeder geistigen Vorsicht entbehrend, vorwärtsgepeitscht ausschließlich von Erwerbsinteressen einer kleinen Minderzahl, Eindrücke geistiger Art in außerordentlicher Masse und vollkommen planlos... vor eine Besucherschaft aller Lebensalter, Vorbildungsstufen und Eigenbegabungen austreut“.

Nun gelte es, der damit verbundenen „inneren *Disziplinlosigkeit des Wissens*“ abzuhelfen.¹⁵ Angesichts der Vielzahl von „Quellen öffentlicher Sinnenerregung und Geistesverwirrung“ sei es die „dringendste Kulturaufgabe der Gegenwart ..., die ‚wilden‘ Masseneindrucksvermittler ... wieder einzufangen und sie ... zu kanalisieren“.¹⁶ Als Maßstab für die erstrebte Disziplinierung des Wissens nannte Häfker das „Bestreben, bildende Eindrücke auf die Jugend nur in solchem Maße und in solcher Ordnung einwirken zu lassen, daß der Geist durch sie in der Selbstentfaltung gefördert... wird“¹⁷ — Selbstentfaltung freilich nach dem Urteil berufener Erzieher.

An dieser Stelle sind einige knappe Hinweise auf die Realentwicklung nötig, die sich im Bild der allgegenwärtigen Sinneserregung niederschlug. Schaufenster stellten nämlich nur eines von vielen Elementen des städtischen Raums dar, die auf dieselbe Weise Ärgernis erregten. Straßenverkäufer und Zeitungskioske, Bahnhofsbuchhandlungen und Kinos, Reklameplakate und Ansichtskarten, Grammophone und Musikautomaten sowie Groschenhefte und Kolportageromane mit lockenden farbigen Titelbildern überall dort, wo das Stadtvolk seinen Alltagsbedarf deckte — die verschiedensten Medien bewirkten „Eindrücke geistiger Art“. Gemeinsam war den meisten Angeboten, daß sie den modernen kommerziellen Populärkünsten zuzurechnen sind. Hefroman und Kinofilm, Ansichtskarte und Plakat, Zeitungsfoto und Karikatur, Umschlagbild und Schlager, Erzählung und Witz im Familienblatt — stets handelte es sich um symbolische Repräsentation, die, über Sinneseindrücke und Phantasietätigkeit angeeignet, Gegenstand einer ästhetischen Erfahrung wurde.

Nichts davon war allerdings nach 1900 neu — ausgenommen der Film. Schritt für Schritt hatten sich die populären Künste in den vorangegangenen Jahrzehnten in den Städten ausgebreitet; sie waren bunter, wohl auch lauter, manchmal schreiend, jedenfalls vielfältiger und häufiger sichtbar geworden. Die erotische Komponente war stärker nach vorne getreten, aber auch dies eine eher schleichende Entwicklung. Da mögen sich Ärger und Abwehempfindungen aufgestaut haben, gesteigert vielleicht durch den Eindruck, die von vielen Bürgern abgelehnte Entwicklung sei einfach nicht aufzuhalten. Die überempfindliche Reaktion auf die wilden Eindrucksvermittler ist jedenfalls nicht auf einen dramatischen Qualitätssprung im Angebot zurückzuführen. Es scheint, als sei für die Auslösung von Schundkampf und Schaufensterkampagne ein anderer Faktor wichtiger gewesen. Verändert hatte sich der Blick auf diejenigen, die man nun als Opfer im Fadenkreuz kultureller Geschäftemacher sah: die Heranwachsenden.

Seit den 1890ern stieg die Aufmerksamkeit für die Entwicklung unter Kindern und Jugendlichen schnell an. Drei Interessenlinien liefen hier zusammen: 1. Als Antwort auf den Einfluß der Sozialdemokratie unter der Arbeiterjugend und auf die stärkere Präsenz von Jugendlichen der Unterschichten in den Städten (insbesondere im Freizeit- und Vergnügungssektor) suchte man den staatsershaltenden und „vaterländischen“ Einfluß durch breit angelegte Programme der Jugendpflege zu stärken.¹⁸ „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft“, wurde ein häufig zitiertes Leitsatz. 2. Unter den vielfältigen kultur- und lebensreformerischen Initiativen herrschte weitgehend Übereinstimmung, daß es die Chance für die erstrebte Wende nur gab, wenn man die nachwachsende Generation, die man sich noch weitgehend verschont von Entartung und kulturellem Niedergang dachte, im Sinne einer „neuen Kultur“ erzog. 3. Übergreifend wirkte der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einsetzende Übergang zu einem „biologischen Paradigma“ in Politik und Gesellschaft. In den erwarteten Kämpfen der Staaten um den „Platz an der Sonne“ sprach man dem Volk die besten Aussichten zu, das den „gesündesten“ — kräftigsten, lebensstüchtigsten, am stärksten kampfbereiten — Nachwuchs erzeugte. „Jugend“ wurde so zum Schlüssel für den Stop krisenhafter Entwicklungen und für eine erfolgreiche Zukunft. Und was immer die verschiedenen Gruppierungen mit der neuen Generation vorhatten — das Interesse an den Reizen kommerzieller Vergnügungen und der populären Künste sahen sie alle miteinander als

Haupthindernis für ihr jeweiliges Erziehungsprogramm an. Der „Schund“ war schuld, wenn die Heranwachsenden sich nicht so engagierten, wie ihre selbsternannten Mentoren das planten.

Auch dies war, wie gesagt, eine kontinuierlich sich verdichtende Veränderung der Deutungsmuster. Ein plötzlicher, markanter Auslöser für Bewegungen wie den Schaufensterkampf ist also nicht dingfest zu machen. Wenn wir aber zur synchronen Perspektive wechseln und fragen, wie sich etwa um 1910 den Augen besorgter Volks- und Jugenderzieher die Präsenz von „Quellen öffentlicher Sinnenerregung und Geistesverwirrung“ in der Stadt darstellte und wie sie deren Nutzung durch Kinder und Jugendliche wahrnahmen, dann wird doch einsichtig, wieso sich hier eine heftige Gegenbewegung entwickeln konnte.

Um 1905 begann die Ausbreitung ortsfester Kinounternehmen. 1912 zählte man in Berlin ca. 300 Filmtheater, in Hamburg 65, in Stuttgart 31, aber auch in Mittelstädten wie Metz 12, Potsdam acht und in Worms mit nicht einmal 50.000 Einwohnern sieben Kinos.¹⁹ Die meisten wurden regelmäßig von Kindern und Jugendlichen besucht, die nachmittags oft den Großteil des Publikums stellten. In den ersten Jahren gab es keine Alters-Untergrenze; Mütter nahmen Babies und Kleinkinder mit, Größere die noch nicht schulpflichtigen Geschwister. Die Angaben über den Besuch schwanken. Während Volksschullehrer in Berlin und Hamburg schon 1907 behaupteten, fast alle ihre männlichen und weiblichen Schutzbefohlenen hätten bereits von dem neuen Medium gekostet,²⁰ erhob Altenloh 1912 für Mannheim, daß bisher 79% der Jungen und 33% der Mädchen das Kino besucht hätten.²¹

Lesestoffe, illustrierte Zeitschriften und Postkarten wurden in den Städten auf eine für die besorgten Volkserzieher nicht übersehbare und faktisch unkontrollierbare Weise vertrieben. Kioske und Bahnhofsbuchhandlungen, fliegende Stände und Straßenhändler boten sie an; Papier- und Schreibwarenläden führten sie ebenso wie Lebensmittelhändler, Schuhmacher und Friseure. Es gab Winkel-Leihbüchereien und Trödler, bei denen Groschenhefte und Lieferungsromane gebraucht und im Tausch erhältlich waren — und die meisten dieser Kulturvermittler präsentierten ihr Angebot öffentlich sichtbar in Ladenfenstern, Schaukästen und Aushängen.

Bei der Jagd nach unzüchtigen Postkarten²² und „Witzblättern“ (zu denen vor allem wegen ihrer Illustrationen auch der „Simplicissimus“ und

„Die Jugend“ gerechnet wurden) legte die Münchner Polizei umfangreiche Verzeichnisse der Läden an, die derartige Druckwerke führten; neben Buchhandlungen und Zeitungskiosken wurden Zigarren- und Schreibwarenhandlungen, Krämer, Spezerei-, Milch-, Brot- und Obstläden aufgelistet.²³ Allein in einem der über 20 Münchner Polizeibezirke gab es mehr als 260 solcher Stellen, die Ansichtspostkarten vertrieben.²⁴

Die „Disziplinlosigkeit des Wissens“, das so völlig unkontrolliert zugänglich war, kam für Volkserzieher und Jugendpfleger auch darin zum Ausdruck, daß die Masse der einfachen Leute und der Heranwachsenden ihre Lesestoffe nicht über den Sortimentsbuchhandel erwarb; dem schrieb man nämlich wenigstens eine gewisse erzieherische Regulierung der Informationsflüsse zu. Noch im März 1916, als wegen des Krieges schon viele Läden hatten schließen müssen, zählte die Kölner Polizei neben den gelernten Buchhändlern 327 Geschäfte, die Bücher und Schriften vertrieben. 85 davon waren auf Lesestoffe spezialisiert, 241 führten diese Waren im Nebenvertrieb. Von insgesamt 185 dieser Läden nahm die Polizei an, daß sie „Schmutz- und Schundschriften“ führten, mehr als 30 verließen angeblich solche jugendgefährdenden Produkte.²⁵

Nicht selten führten die Streifzüge der halbwüchsigen Stadtbewohner ins Warenhaus, das meist ebenfalls ein breites Sortiment an Schrift- und Bildwerken zeigte. Auch hier vermuteten Jugendschützer eine Quelle von Wissen, das den Heranwachsenden nur schaden konnte. Nach Prüfung einiger Bildbände mit Fotografien weiblicher Akte sowie von „in Skulpturmanier gestellten weiblichen Personen“ teilte die Münchner Polizei der Direktion des Kaufhauses Oberpollinger ihre Bedenken mit: Jedermann, auch unreife Jugendliche habe dort Gelegenheit zur Ansicht und zum Durchblättern.²⁶

Sorgen bereitete vielen Schulmännern auch die Zeitungslektüre ihrer Zöglinge; insbesondere Sensations- und Gerichtsreportagen sowie Fortsetzungsromane galten als gefährliche Infektionsquellen. Und wirklich ergab 1912 eine Befragung von 160 Jungen der siebten und achten Volksschulklassen in München eine außerordentliche Vielfalt der Lesestoffe. Zwar zählte der berichtende Lehrer nur ein gutes Fünftel der angegebenen Titel zur „Schundliteratur“, aber 150 Nennungen entfielen auf Zeitungen und 123 auf sonstige Periodika für Erwachsene. Die Freude über die verbreitete Lektüre von Märchen, Sagen, moralisierenden Erzählungen und behel-

renden Sachbüchern wurde getrübt durch einige „ausgesprochen unkindliche“ Bücher wie Erotika, „Faust“ und „Die Göttliche Komödie“.²⁷

Eine vollständige Auflistung der „‘wilden’ Eindrucksvermittler“ in den Städten der Jahrhundertwende ist kaum möglich. Ich sehe hier ab von dem, was Kindern und Jugendlichen in den Familien zugänglich wurde, partizipierend am Populärkunstkonsument Erwachsener, den häufig noch Kolporteur und Hausierer lieferten. Im öffentlichen Raum lockten Münzautomaten mit mikroskopischen und stereoskopischen Bilderserien. Halbwüchsige hatten Zugang zu Tingeltangeln und Vergnügungsgärten und erlebten dort Programme für Erwachsene mit.²⁸ In und vor den Kinos ertönten Musikautomaten und Grammophone mit den neuesten Couplets und Operettenschlagern, die zumeist mehr oder minder frivol das „Thema Nr. 1“ behandelten, und auch aus den Gastwirtschaften wird manches dieser Art auf die Straße hinausgeschallt sein.

Um die Grenzen von „Kindheit“

Soweit einige Schlaglichter auf den öffentlichen Stadtraum als eher kakophonisches Gesamtkunstwerk. Den Tönen und Mißtönen und dem Chaos ihres Zusammenklangs war aus der Sicht vieler Erwachsener eines gemeinsam: die „Disziplinlosigkeit des Wissens“ infolge fehlender pädagogischer Regulierung. Während die staatliche Jugendpflege noch ausging von einer Lücke „zwischen Schule und Kaserne“, in der es insbesondere den Lehrlingen und jungen Arbeitern an erzieherischer Führung mangelte, sahen viele Beobachter das Problem schon weit grundsätzlicher: Auch Schule und Elternhaus verloren die Kontrolle über Informationen und Einflüsse, aus denen Heranwachsende ihr Selbst- und Weltbild formten. Zeitgenössisch verdichtete man diese Besorgnis im Schlagwort von den „geheimen Miterziehern“, die in den Städten mit den legitimen Erziehungsmächten konkurrierten.²⁹

Aus heutiger Sicht können wir hier einen großen Schritt zum „Verschwinden der Kindheit“ konstatieren. Postmans Gedanke bezieht sich kritisch auf die Annahme, infolge der Allgegenwart des Fernsehens hätten schon die Jüngsten teil an Erlebnissen, Problemen, Grausamkeiten und Verlockungen, die das Medium aus dem und für das Leben Erwachsener anbiete.³⁰ Dahinter steht ein Verständnis von Kindheit, das sich mit dem der Jahrhundertwende in einem zentralen Punkt deckt: (wahre) Kindheit

bedeutet Aufwachsen in einer von Erwachsenen künstlich, durch pädagogische Auswahl hergestellten Informationsumwelt. Diese Konstruktion, in der die „reine Kinderseele“ möglichst lange vor den schmutzigen Seiten der Realität bewahrt werden sollte, hatte das Bürgertum nach den Ideen der Aufklärungspädagogik installiert.³¹ Für die unterbürgerlichen Schichten begann das Modell überhaupt erst im späten 19. Jahrhundert relevant zu werden — in der urbanen Welt des beginnenden 20. Jahrhunderts zerbrach es. Die unkontrolliert zugängliche Öffentlichkeit des Stadtraums verschob das Kräfteverhältnis der Altersgruppen unwiderruflich.³²

Die Machtfrage enthält meines Erachtens einen Schlüssel zum Verständnis jener Bewegungen, die den Stadtraum reinigen,³³ die unliebsamen Miterzieher und „wilden“ Eindrucksvermittler“ zurückdrängen wollten. Bislang von Erwachsenen monopolisierte Informationen wurden Kindern und Jugendlichen zugänglich. Die Schaufenster-Situation war exemplarisch: Selbst die über den Kaufpreis errichtete letzte Schranke zerbrach; die Bild gewordenen erotischen Phantasien Erwachsener boten sich den Augen aller dar.

Doch es ging um mehr als Prüderie — es ging um das Machtverhältnis zwischen den Altersgruppen. Hierarchische Autorität beruht nicht zuletzt auf der Fähigkeit, den Hintergrund der „Bühnenauftritte“ (Goffman) im Dunkel zu halten, mit denen man Respekt verlangt und erwirbt.³⁴ Sicher war die Selbstinszenierung der Respektpersonen, der Eltern, Lehrer, Pfarrer, Polizisten, nie perfekt. Aber die neuen populären Künste, insbesondere Film, Groschenheft und Karikatur,³⁵ vermittelten Blicke hinter die Kulissen doch in ganz anderer Größenordnung als bisher. Hier erfuhren Kinder, was Erwachsene taten, wenn sie sich nicht von Kindern beobachtet fühlten.

In den Jahren zwischen Jahrhundertwende und Krieg war die lustvolle Destruktion von Autoritäts- und Anständigkeitsfassaden eines der beim jugendlichen Publikum beliebtesten Film-Genres; nicht zu Unrecht hat Siegfried Kracauer den frühen Film mit einem frechen Gassenjungen verglichen.³⁶ Heftserien wie „Jungensstreiche. Rüpeleien, Geheimnisse und Abenteuer unserer Jugend“ oder „Backfischstreiche“ erregten den besonderen Zorn der Pädagogen, weil sie menschliche Schwächen von Autoritätspersonen vorführten und zur Respektlosigkeit ermunterten.³⁷

Während die Kinderbücher der Zeit durchgängig die Bühnen-Ansicht

des Erwachsenendaseins präsentierten, entzauberten Unterhaltungswaren den Mythos der vorbildlichen Eltern, Lehrer usw. vor einem jugendlichen Publikum, das seine Eindrücke in einer eigenen, nicht pädagogisch überwachten Öffentlichkeit austauschte. Wie Otto Rühle schon sehr früh feststellte, zog der Schund derart „den Kindern nahestehende Personen ins Lächerliche, daß die... Art und Weise, in der dies geschieht, diesen die ihnen gebührende Achtung und Ehrfurcht unbedingt rauben muß.“³⁸ Die Zensur verbot Filme, weil sie angeblich die Autorität von Ärzten und Behörden untergruben.³⁹ Die „Konspiration der Erwachsenen“ (Meyrowitz) flog auf.

Derartige Konflikte waren durchaus nicht auf das Bürgertum beschränkt; vermutlich empfanden auch Arbeitereltern die Enthüllung der Lebenshintergründe Erwachsener vor jugendlichem Publikum als Bedrohung ihrer Machtposition. Das könnte die Gewalt der Empörung über die städtischen Kinder-Öffentlichkeiten ein Stück weit erklären.⁴⁰

Praktiken der Säuberung

Schauen wir uns die Aktionen zur Herstellung eines kindgemäßen Stadtraums genauer an. Bedeutsam ist zunächst, daß man zur Selbsthilfe griff. Man wollte es nicht Justiz und Polizei überlassen, die „Quellen öffentlicher Sinnenerregung und Geistesverwirrung“ zu verschließen; deren Arm galt als viel zu kurz. Die Bewegung zielte ja gerade auf solche Produkte der Populärkunst, die kein Gesetz verletzten; die sogenannten Schundfilme beispielsweise hatten allesamt eine strenge Zensur passiert.

Zwar sahen auch die Behörden das Problem. So wies das badische Innenministerium die Bezirksämter im November 1911 an, die Auslagen wegen etwaiger Verstöße gegen die Sittlichkeit zu kontrollieren. Das Bezirksamt Karlsruhe wurde ausdrücklich ermahnt, das Auge des Gesetzes auf öffentliche Ankündigungen von Kinos und Varietés sowie auf Reklame in der Straßenbahn und auf Anschlagsäulen zu richten.⁴¹ Viele Gemeinden erließen Richtlinien für die Pächter von Zeitungskiosken auf städtischem Boden, wonach der Vertrieb einer Reihe von Druckwerken („Schmutz und Schund“) zur Kündigung des Vertrages führte.

Aber so wurden die Städte nicht „sauber“. Auch wenn die Schule verbot, daß Schüler Kinos besuchten oder in bestimmten Schreibwarenge-

schäften einkauften, machte sich niemand Illusionen über den Erfolg solcher eher symbolischen Maßnahmen. Vielerorts nahmen Gruppen der Bürgerschaft die Zähmung der „wilden“ Eindrucksvermittler“ in die eigene Hand, allen voran Volksschullehrer, Volksbibliothekare und jugendpflegerisch Engagierte. In Stettin beispielsweise bildete die „Dürergesellschaft“ einen Ausschuß, dessen Mitglieder die Stadt in Kontrollbezirke aufteilten, regelmäßig inspizierten und Bericht erstatteten. Da informierte dann einer der selbsternannten Wissenspolizisten, in seinem „Revier“ führe kein Buchhändler Schund; er habe sich versichert, indem er Kinder in die Läden schickte und nach einschlägigen Heften fragen ließ. Er habe jedoch erfahren, daß ein Schuhmacher damit ein Leihgeschäft betreibe. „Können wir den nicht polizeilich angreifen?“

Neben, ja vor der Denunziation versuchte man, den Ladeninhabern ins Gewissen zu reden. Die Aufforderung, schlechte durch gute, jugendgemäße Schriften zu ersetzen, fand allerdings nur begrenzte Gegenliebe. So erfuhr einer der Stettiner Kontrolleure von der Inhaberin eines Papiergeschäfts, die „guten“ Bücher verkauften sich einfach nicht. „Die Kinder kommen nach Nick Carter etc. und gehen meist wieder, wenn sie es nicht bekommen.“⁴²

In Frankfurt a. M. (wie in vielen anderen Städten) erklärten sich Volksschullehrer für die Sauberkeit ihres jeweiligen Schulsprengels zuständig und kontrollierten die Auslagen.⁴³ Wo Geschäfte aber nicht „freiwillig“ kooperierten, da griff man vielerorts zum Mittel des Boykotts. Am einfachsten konnte man Läden zur Zusammenarbeit zwingen, in denen die Kinder ihren Schulbedarf deckten. Wer statt „Schund“ „gute Schriften“ ins Angebot nahm, wurde empfohlen. Wer sich nicht fügte, kam auf die schwarze Liste; man verbot den Kindern, dort zu kaufen oder die kommunalen Gutscheine für Schulbedarf Minderbemittelter einzulösen. Und da es keinen eindeutigen Maßstab für Schund gab, gerieten viele harmlose Ladeninhaber, die nur verkaufen wollten, was gefragt war, ins Visier der Wissenspolizei. Niemand, der preiswerte Druckschriften vertrieb, war dagegen gefeit, wegen Verderbnis der Jugend öffentlich an den Pranger gestellt zu werden.

Überwacht wurden auch die Kinos. Schließlich hielten die Schundkämpfer die Zensur für viel zu lasch; sie trauten auch den Besitzern nicht, die erwiesenermaßen immer wieder vor Kindern Filme zeigten, die nur für Erwachsene freigegeben waren. Da halfen allein Kontrollen in den Licht-

spieltheatern. Lehrer übernahmen das für ihre Schulbezirke, aber auch die Aktivisten der Stettiner Dürergesellschaft erstatteten Bericht.⁴⁴ Das Ziel formulierte der Katholische Bezirkslehrerinnenverein München so: Man müsse verhindern, „daß Kinder Dinge zu beobachten Gelegenheit haben, die für die Jugend unpassend sind“⁴⁵ — zu beobachten wohlgermerkt auf der Leinwand und im Schaufenster.

In Emden wandte sich ein Pfarrer per Flugblatt an die Eltern, um sie genau davor zu warnen: daß ihr gesamtes Erziehungswerk zerstört werde; daß ihre Kinder im Kino Wissen erwärbten, vor dem Schule und Elternhaus sie mit Mühe zu bewahren suchten.

„...studiert die Stücke und ihre unausbleibliche Wirkung auf weiche, unverdorbene Kindergemüter. Die aufpeitschenden Titel, die frechen Mienen, die rollenden Augen, die unnatürlichen Handbewegungen, die rohen Taten. Zählt die Verbrechen einmal zusammen! Ich fand in 250 Stücken 97 Morde, 51 Ehebrüche, 19 Verführungen, 22 Entführungen, 45 Selbstmorde, 76 Diebe, 25 Dirnen, 35 Trunkenbolde, ein Heer von Schutzleuten, Detektivs und Gerichtsvollziehern. Nicht wahr? Die Haare stehen Euch zu Berge, denn alles was ihr bisher von Euren Kindern ferngehalten habt, ... das tritt hier mit brutaler Gewalt an sie heran. Weshalb rügt Ihr sie im Hause wegen kleiner Unarten, weshalb achtet Ihr auf ihre Schularbeiten, weshalb schickt Ihr sie überhaupt in die Schule? Das ist ja Unsinn, denn das Kino reißt alles, was Elternhaus und Schule mühsam aufbauen, wieder ein, seine Bilder lachen Eure Kinder mit verzerrtem, frechem Gesicht an und sagen zu ihnen: Hier ist Wirklichkeit ... so ist das Leben!“⁴⁶

Ganz unbegründet wäre diese Behauptung nicht gewesen — jedenfalls im Vergleich zu dem selektiven, rosa eingefärbten und mit Selbstbescheidung grundierten Bild der Realität, das Schule und anerkannte Jugendschriften zeichneten. Aber um Fragen der (sozialen oder ästhetischen) Wahrheit drehte sich der Kampf gegen die „wilden Eindrucksvermittler“ gar nicht. Es ging um das Verschwinden der „Kindheit“, hier mit Postman definiert als Vermögen der Erwachsenen zur Kontrolle der Informationen, die Halbwüchsigen zugänglich waren. Ein Machtkampf also, den nicht die besseren Argumente entschieden, sondern die praktische Fähigkeit der Akteure, ihre Definition, ihre Grenzziehung durchzusetzen.

Ängste und Aggressionen

Ich will vier Aspekte herausheben. Erstens fällt der totalitäre Charakter der Disziplinierungsprogramme und -kampagnen auf. Der Maßstab, „daß auf der Straße die Kindesseele nicht beschädigt und verletzt wird für immer“,⁴⁷ sollte flächendeckend durchgesetzt werden; die volkserzieherische Vision lief darauf hinaus, wie ein Skeptiker spöttisch charakterisierte, daß „unsere Straßen die Einrichtung besserer Kinderstuben zeigten, ... [daß] man in den Schaufenstern nur Bücher von Otilie Wildermuth und Logarithmentafeln sähe“.⁴⁸ Kritische Stimmen — es gab nicht viele — kamen von liberalen Juristen. Denn mit dem Schundkampf wurden bewußt rechtsstaatliche Regelungen überschritten, um die Zensur selbsternannter Kinder- und Jugendschützer aufzurichten. Wenn Gemeinden und Schulbehörden auf Grund der „Gutachten“ von Schundkämpfern festlegten, welche Populärkunst die Läden führen durften und welche nicht, wenn Kommissionen aus Lehrern, Pfarrern und Jugendpflegern über das lokale Kinoprogramm entschieden,⁴⁹ dann beschnitten Minderheiten die Informationsfreiheit des Volkes. Daß Gerichte die Boykottkampagnen mehrfach für rechtens erklärten, ändert nichts an ihrem Willkürcharakter; die Betroffenen hatten nämlich keine Chance, sich zu wehren. Gegen die Behörde konnte man das Verwaltungsgericht anrufen, gegen die Listen eines Jugendschriftenausschusses der Lehrerschaft nicht.

Zweitens: Der Radikalität der Vision entsprach die Aggressivität der Praktiken. Sie richtete sich gegen die als Volksschädlinge (nicht selten mit antisemitischem Tenor) angeprangerten „Schundkapitalisten“ und gleichermaßen gegen Inhaber und Pächter der kleinen Schreibwarenläden und Kioske, gegen Straßenhändler und Kolporteure. Hier verdienten sich meist Menschen einen kümmerlichen Lebensunterhalt, die auf dem übrigen Arbeitsmarkt keine Chance hatten: Invaliden, verwitwete Frauen oder solche, die zum mageren Lohn des Mannes etwas dazuverdienen mußten. Die meisten von ihnen verstanden überhaupt nicht, wieso bestimmte „erlaubte“ Produkte nun auf einmal als „Schund“ inkriminiert wurden; sie sahen nur, daß man ihnen den Vertrieb gängiger Artikel verbot und sie zwingen wollte, schlecht Verkäufliches anzubieten. Ich habe in den Quellen keinen Hauch von Verständnis für diese Menschen gefunden. Wo Staatsdiener und Selbständige säkulare Heiligtümer wie die Kindesseele und die „Volkskraft“ schützten, da zählten die „Verdienst“-Probleme der kleinen Leute nicht.

Ziel einer, wie es uns heute scheint, überschießenden, unkontrollierten Aggression waren weiter die Hilfsmittel der „wilden Eindrucksvermittler“ und ebenso die Heranwachsenden, die sich dort, wenn wir den Säuberern glauben, magisch angezogen, in Trauben von Gaffern versammelten oder „mit gierigem Blicke auf die Fensterbänke hinaufkletter[en].“⁵⁰ Daraufhin entfernte die Polizei in Flensburg gleich die Schaukästen aller „Schund“ führenden Geschäfte.⁵¹

Kommentare stempelten die Halbwüchsigen zu Untermenschen. „Man sehe sich einmal den Gesichtsausdruck der jungen Menschen an, die vor Läden und Zeitungsbuden die Titelbilder bewundern; hier ist die Grenze zwischen Mensch und Tier verwischt.“⁵² 1909 wurden in Bonn „die Namen der an den Schaufenstern betroffenen Schulkinder und jugendlichen Personen polizeilich festgestellt und den Eltern, Lehrern beziehungsweise Lehrherrn mitgeteilt, und zwar wie berichtet wird, mit gutem Erfolge.“⁵³ Einige Beobachter waren betroffen über „Wut und Verachtung“, die selbstgerechte Schundkämpfer der in ihren Augen „entarteten Jugend“ entgegenbrachten. Neben dem „kalten Stolz moralischer Überlegenheit“ spürte der Pädagoge und engagierte Schundgegner Severin Rüttgers in der Kampagne auch die „Spannung einer dumpfen Angst“⁵⁴ — und von der unbegriffenen Angst zur Gewalt ist nur ein kurzer Schritt.

Drittens: Eine besondere Bedeutung wird man im Zusammenhang solcher Ängste den „Aufläufen“ Halbwüchsiger beimessen, die besorgte Jugendschützer in ganz Deutschland wahrnahmen: vor Schaufenstern und Winkelbuchläden, an Kiosken und in Bahnhofsbuchhandlungen, vor Kinoplakaten und Schaukästen mit Filmbildern. Nicht selten, so scheint es, trieben Heranwachsende ihr Spiel mit den Empfindlichkeiten der Erzieher. Dazu reichte es schon, wenn sie sich zu mehreren an einem der Orte im Stadtraum trafen, die als jugendgefährdend galten. Den Schundkämpfern bewiesen sie damit, daß — um eine beliebte Metapher zu zitieren — Halbwüchsige von den „Quellen öffentlicher Sinnenerregung“ angezogen wurden „wie die Motten vom Licht“. Das „watch-in“, die herausfordernde Versammlung vor dem Schaufenster, war damals eine äußerst probate Möglichkeit, Erzieher in Alarmzustand zu versetzen.

Sichtbarkeit als Herausforderung

Viertens ist auf einen Zug der Säuberungspraktiken hinzuweisen, dessen Deutung mir bisher am schwierigsten scheint:⁵⁵ die merkwürdige

Fixierung auf die öffentliche Sichtbarkeit der populären Künste. Selbstverständlich versuchte man, die Rezeption der angeblich gefährdenden Produkte zu verhindern. Aber zusätzlich, manchmal sogar vorrangig, wollte man die Hinweise auf ihre Existenz aus dem Stadtraum tilgen. Das geplante Schaufenstergesetz ist hier exemplarisch; es bedrohte nicht die Herstellung der umstrittenen Waren oder deren Verkauf mit Strafe, sondern die Weise ihrer *Zurschaustellung*. Als zweifelsfreies Merkmal der „Schundliteratur“ galten „grellfarbige“ und „blutriefende“ Titelbilder. Von den Händlern forderte man oft nur den Verzicht auf Auslage und Aushang, nicht die völlige Einstellung des Verkaufs. Schon die Lockung der Bilder erschien als Gefahr. „Hierher eilt ... im Sturme die Jugend nach Schluß Wie Fliegen an der Fliegentüte klebt sie fest am Schaufenster, mit funkelnden Augen, mit lüstem gespannten Gesichtern. Schon hier wachsen im jugendlichen Herzen Sumpflilien empor, entwickeln sich Keime der sittlichen Verwilderung.“⁵⁶

Ähnlich die geradezu obsessive Erregung über die Außenwerbung der Kinos. Im Lauf der Jahre lenkten Volkserzieher und Zensur die jugendliche Schaulust in halbwegs pädagogisch regulierte Bahnen. Den Großteil der angeblichen Schundfilme bekam kein Jugendlicher unter 16 zu sehen. Doch der Kampf gegen Plakate und Aushänge wurde immer verbissener — bis es im Krieg in einigen Militärbezirken gelang, jede Bildwerbung für das Kino zu verbieten.

Aufschlußreich ist hier die Argumentation eines Juristen aus dem Berliner Polizeipräsidium. Er forderte ein Gesetz gegen den „öffentlichen Skandal“ „blutrünstiger und anstößiger“ Kinoreklame aus folgendem Grund: „... niemand ist imstande, sich dem Anblicke dieser Auswüchse des Straßenlebens zu entziehen, während vor dem Besuche schlechter Vorstellungen ... den Jugendlichen die Sorge von Eltern und Erziehern bewahren kann.“⁵⁷ Da sind sie wieder, die „geheimen Miterzieher“ — hier als öffentliche Verführer. Selbst wenn man die Kinder auf dem Weg durch die Stadt von Gouvernante oder Kindermädchen begleiten ließ, man konnte ihnen nicht verbieten, die Augen offenzuhalten — und das genügte bereits, damit die „wilden Eindrucksvermittler“ ihr gefährliches Werk taten. Kindheit als pädagogisch regulierte Informationsumwelt war nicht wieder herzustellen.

Die moderne Stadt selbst bildete aus jugendschützerischer Sicht das Problem. Wie sollte man alle „Quellen öffentlicher Sinnenerregung und Geistesverwirrung“ verstopfen? Daß Heranwachsende sich selber schützen

oder die Fähigkeit zum balancierten Umgang mit den allgegenwärtigen Reizen der populären Künste entwickeln könnten — diese Überlegung scheint damals undenkbar gewesen zu sein. Der mächtige Diskurs über „Schund“ sah die Kinder hilflos ausgeliefert, wie Fliegen und Motten. Sie mußten die „schlechten Bücher und Darstellungen“ gar nicht in die Hand bekommen, um Schaden zu leiden. Im städtischen Äther übten schon Titelbilder und Plakate eine „sonderbare Hypnose“ aus;⁵⁸ sie allein verbreiteten bereits Krankheitskeime, versetzten in Rausch und machten abhängig wie der Alkohol.

Man kann für die Fixierung auf die sinnliche Außenseite der kommerziellen Populärkünste im Stadtraum durchaus rationale Motive anführen. Nicht wenigen Jugendschützern mag klar gewesen sein, daß die *Beseitigung* von „Schmutz und Schund“ ein unerreichbares Maximalziel darstellte; dann war es pragmatisch sinnvoll, wenigstens die Präsenz in der Öffentlichkeit zu verringern. Und viele Bürger werden nach der Jahrhundertwende mit Empfindungen von Peinlichkeit, Unbehagen und auch Ärger reagiert haben auf die Zunahme erotischer und sexueller Botschaften im urbanen Raum (und parallel in weiteren Medien); so geht es ja selbst dem abgebrühten Städter der Gegenwart, wenn er unfreiwillig und massiv mit Bildern erotisch aufgeladener Nacktheit und sexueller Begegnung konfrontiert wird.

Doch solche Erwägungen können die radikalen Säuberungspraxen nach der Jahrhundertwende nicht befriedigend erklären — und schon gar nicht die Aggressivität gegen jene, die es angeblich zu schützen galt. Es bleibt ein Rest. Der geht auf das Konto der Machtkämpfe zwischen Erwachsenen (insbesondere Erziehern) und Heranwachsenden um die praktische Definition von Kindheit. Die Zugänglichkeit von Massenkunst im Stadtraum und die gewitzte Nutzung dieser Chance durch Halbwüchsige bewiesen faktisch, daß ein Informationsmonopol der Erzieher nicht mehr existierte und auch nicht wieder aufzurichten war.

Die Säuberer der Öffentlichkeit handelten in dieser Hinsicht stellvertretend für alle Erwachsenen. Doch damit geriet die Gesellschaft, die ihre Zukunftshoffnungen in die nachwachsende Generation setzte, die mit der Drillschule brechen wollte, die das „Jahrhundert des Kindes“ (Ellen Key) und eine neue, verständnisvolle Erziehung „vom Kinde aus“ propagierte, in einen schmerzlichen Widerspruch mit sich selbst.

Vielleicht liegt hier der Schlüssel zum Verständnis; vielleicht entsprang die befremdliche Fixierung auf die sinnliche Außenhaut der Kunstwaren und deren Präsenz im Stadtraum einem unauflöselichen inneren Konflikt. Die „wilden Eindrucksvermittler“ lösten einen Machtverlust aus, der die Erwachsenen ängstigte. Zugleich galt es weithin als Pflicht, seine Kinder zu lieben, und viele setzten damals ihre ganze Hoffnung auf eine Lebens- und Kulturreform in die nachwachsende Generation. Der Diskurs des Jugendschutzes erklärte die Heranwachsenden zu Opfern der Stadt; das machte es möglich, das Interesse der Kinder zum Richtmaß zu erklären und zugleich rigide Disziplinierung zu praktizieren. Der Zwiespalt der Empfindung rief starke Aggressionen hervor, und die lenkte man um auf die „wilden Eindrucksvermittler“. Daß die wiederum durch keine Gewalt zu zähmen waren, k Reidete man der urbanen Welt an.

Säuberungswahn, Ohnmachtsgefühle und schmerzlicher *double bind* gegenüber den eigenen Kindern nach 1900 sind eingegangen ins mentale Erbe. Sie haben die Großstadtfeindschaft des 20. Jahrhunderts gespeist. Gegenwärtig beobachten wir, wie sich die mit dem Imaginationskomplex „Stadt“ verknüpften Gemengelagen von Wissen und Emotionen globalisieren; „das Internet“, das ist der virtualisierte Stadtraum. Erneut sind bei den Erwachsenen widersprüchliche Empfindungen unentwirrbar verknäult, erneut zieht ein „wilder Eindrucksvermittler“ scheinbar irrationale Angriffe auf sich. Wie beruhigend, wenn man sicher ist, daß die Geschichte sich nicht wiederholt.

¹ Simmel, Georg: Die Großstädte und das Geistesleben [1903]. In: Ders.: Gesamtausgabe, Bd. 7. Frankfurt a.M. 1995, S. 116-131.

² Vgl. etwa Herlyn, Ulfert: Art. „Stadt“. In: Schäfers, Bernhard (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. 4. verb. Aufl. Opladen 1995, S. 345-349.

³ Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Gesammelt von Dr. Wilhelm Körte. Leipzig 1837, S. 409.

⁴ Einschlägig immer noch Bergmann, Klaus: Agrarromantik und Großstadtfeindschaft. Meisenheim 1970; vgl. auch Sieferle, Rolf Peter, Clemens Zimmermann: Die Stadt als Rassengrab. In: Smuda, Manfred (Hg.): Die Stadt als Text. München 1992, S. 53-71.

⁵ Vgl. Müller, Lothar: Die Großstadt als Ort der Moderne. Über Georg Simmel, in: Scherpe, Klaus R. (Hg.): Die Unwirklichkeit der Städte. Großstadtdarstellungen zwischen Moderne und Postmoderne. Reinbek 1988, S. 14-36.

⁶ Dieser Aufsatz gehört in den Zusammenhang des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts „Die soziale Konstruktion von Massenkultur: Die Auseinandersetzung um ‚Schmutz und Schund‘ im deutschen Kaiserreich, 1871-1918“ am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin. Zum Schundkampf vgl. Schenda, Rudolf: Schundliteratur und Kriegsliteratur. In: Ders.: Die Lesestoffe der kleinen Leute. München 1976, S. 78-104; Jäger, Georg: Der Kampf gegen Schmutz und Schund. Die Reaktion der Gebildeten auf die Unterhaltungsindustrie. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 31, 1988, S. 163-191; Maase, Kaspar: Die soziale Konstruktion der Massenkünste: Der Kampf gegen „Schmutz und Schund“ 1907-1918. Eine Skizze. In: Papenbrock, Martin u.a. (Hg.): Kunst und Sozialgeschichte. FS Jutta Held. Pfaffenweiler 1995, S. 262-278; ders.: „Schmutz und Schund“. Die Auseinandersetzung um die Massenkultur im deutschen Kaiserreich 1871-1918. In: Humboldt-Spektrum 4, 1997, 3, S. 48-54.

⁷ Vgl. Scherpe, Klaus R.: Zur Einführung — Die Großstadt aktuell und historisch. In: Ders. (wie Anm. 5), S. 7-13, hier S. 8.

⁸ Die Energieen, die hier ausbrachen, hatten sich allerdings über Jahrzehnte angesammelt. Schon 1874 appellierte der Zentralausschuß der Inneren Mission an den Bundesrat des Deutschen Reiches, etwas gegen die Beförderung der öffentlichen Sittenlosigkeit durch die Schaufenster zu unternehmen; zentrale Argumente der späteren Auseinandersetzung sind hier schon zu finden. „In welchem Maße das Schamgefühl verletzt und alle erzieherlichen Momente, mit denen Haus, Schule und Kirche auf die heranwachsende Jugend zu wirken berufen sind, aufgehoben werden, zeigt jeder flüchtige Blick auf die Schaufenster der Verkaufsgeschäfte in großen Städten, die unaufhörlich wechselnde Gruppen von Schaulustigen, unter denen die Jugend vielfach vertreten ist, um sich sammeln.“ (Sechzehnter Bericht des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche in Berlin und Hamburg. Juli 1873 bis Juli 1874. Hamburg 1874, S. 18.)

Zur Entwicklung der städtischen Schaufenster im 19. Jahrhundert vgl. Schivelbusch, Wolfgang: Lichtblicke. Zur Geschichte der künstlichen Helligkeit im 19. Jahrhundert. München 1983, S. 138-148; Schaufenster — Die Kulturgeschichte eines Massenmediums. Ausstellungskatalog Stuttgart 1974.

⁹ Drucksachen zu den Verhandlungen des Bundesrats des Deutschen Reiches. Session 1913, Nr. 60 (Neufassung des § 43a der Gewerbeordnung).

¹⁰ Z.B. Gerhart, Arthur: Minderjährig von Wüstlingen genötigt. Sensationelle Enthüllungen. Ein Großstadtbild. Werdohl 1906: Verlag Wilhelm Scholz.

¹¹ Etwa Heymann, Robert: Der internationale Menschenmarkt. Kulturgeschichte des Frauenhandels und seiner Bekämpfung. Berlin 1904: Verlag Ernst Hahn.

¹² Zum (Un-)Sittlichkeitsverständnis der Kaiserzeit vgl. (mit Schwerpunkt auf der evangelischen Sittlichkeitsbewegung) Lisberg-Haag, Isabell: „Die Unzucht — das Grab der Völker“. In: Röper, Ursula, Carola Jüllig (Hg.): Die Macht der Nächstenliebe. Einhundertfünfzig Jahre innere Mission und Diakonie 1848-1998. Ausstellungskatalog Berlin 1998, S. 130-137; Groß, Mathias: Die evangelische Sittlichkeitsbewegung im Deutschen Kaiserreich. Entstehung, Ideologie und Tätigkeitsfelder von der Mitte der 1880er Jahre bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs, Magisterarbeit Hamburg 1994.

¹³ Der Kriegsausbruch im August 1914 verhinderte übrigens seine Annahme.

¹⁴ Zu seiner Person vgl. die Angaben in Puschner, Uwe, Walter Schmitz, Justus H. Ulbricht (Hg.): Handbuch zur völkischen Bewegung 1871-1918. München u.a. 1996, S. 910.

¹⁵ Häfker, Hermann: Der Kino und die Gebildeten. M.Gladbach 1915, S. 34 (Hervorh. im Orig.).

¹⁶ Ebda, S. 35.

¹⁷ Ebda, S. 34.

¹⁸ Linton, Derek S.: „Who has the youth, has the future“. The campaign to save young workers in imperial Germany. Cambridge u.a. 1991; grundlegend immer noch Saul, Klaus: Der Kampf um die Jugend zwischen Volksschule und Kaserne. Ein Beitrag zur „Jugendpflege“ im Wilhelminischen Reich 1890-1914. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 9, 1971, S. 97-143.

¹⁹ Lichtbildbühne 5 (1912) Nr. 48, S. 22. Eine wirklich zuverlässige Bestandsaufnahme liegt nicht vor; die hier angeführten Zahlen werden etwas überhöht sein, und nicht alle erfaßten Kinos spielten täglich.

²⁰ Volkszeitung [Berlin], 1. Sept. 1907. Staatsarchiv Hamburg, Gesellschaft der Freunde/GEW 488; Materialien der „Kommission für ‘Lebende Photographien’“, Bericht Nr. 6, Lehrer Wendt.

²¹ Altenloh, Emilie: Soziologie des Kino. Die Kino-Unternehmung und die sozialen Schichten ihrer Besucher. Jena 1914, S. 59.

²² Von Oktober 1901 bis einschließlich November 1903 wurden mehr als 1.400 Darstellungen beanstandet.

²³ Staatsarchiv München, Polizeidirektion München 1110 „Berichterstattung über die Handhabung des Versammlungs-, Vereins- und Preßwesens“ (1895-1907).

²⁴ Ebda, Kriminalwachtmeister Fürst, 6. Bezirk, an Polizeidirektion, 1. Dez. 1904. Die Angaben aus den anderen Bezirken schwankten meist zwischen 20 und 70 erfaßten Verkaufsstellen.

²⁵ Nordrheinwestfälisches Hauptstaatsarchiv, Polizeipräsidium Köln 196, „Die Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur specialia“ (1910-1919); Bericht des Polizeipräsidiums Köln v. 28. März 1916.

²⁶ Staatsarchiv München, Polizeidirektion 7234 „Oberpollinger“; Polizeidirektion an Direktion des Kaufhauses Oberpollinger, 10. Okt. 1910.

²⁷ Stadtarchiv München, Schulamt 2168 „Schülerbüchereien Volksschulen“; Bericht des Oberlehrers Kreuzer „Was unsere Kinder lesen“.

²⁸ Vgl. Weimer, Hermann: Haus und Leben als Erziehungsmächte. München 1911, S. 79-89; Müller, Paul: Eine Kindheit und Jugend im alten Frankfurt. Frankfurt a. M. 1984, S. 71 f.

²⁹ Loewenberg, Jakob: Geheime Miterzieher. Studien und Plaudereien für Eltern und Erzieher. Hamburg o. J. [1905].

³⁰ Postman, Neil: Das Verschwinden der Kindheit. Frankfurt a. M. 1985¹¹.

³¹ Herrmann, Ulrich: Die Pädagogisierung des Kinder- und Jugendlebens in Deutschland seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. In: Martin, Jochen, August Nitschke (Hg.): Zur Sozialge-

schichte der Kindheit. Freiburg u.a. 1986, S. 661-683.

³² Für das Fernsehen entwickelt diesen Gedanken Meyrowitz, Joshua: Die Fernsehgesellschaft. Wirklichkeit und Identität im Medienzeitalter. 2 Bde. Weinheim u.a. 1987.

³³ Ausführlicher dazu Maase, Kaspar: Die Straße als Kinderstube. Zur ästhetischen Säuberung der Städte vor dem 1. Weltkrieg. In: Dialektik. Enzyklopädische Zeitschrift für Philosophie und Wissenschaften 4, 1994, 2, S. 49-78.

³⁴ Vgl. Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München 1969, bes. S. 100-128.

³⁵ Borniertheit, Heuchelei und sexuelle Eskapaden von Vertretern der Oberschichten waren der beliebteste Gegenstand der Karikaturen in jenen „Witzblättern“, die Polizei und Gerichte mit großer Verbissenheit verfolgten.

³⁶ Kracauer, Siegfried: Von Caligari zu Hitler. Eine psychologische Geschichte des deutschen Films. Frankfurt a. M. 1979, S. 22.

³⁷ Vgl. etwa Will, Karl: Schundliteratur für Mädchen. In: Die Hochwacht 5, 1914/15, S. 30.

³⁸ Rühle, Otto: Die Schund-Litteratur und ihre Bekämpfung von seiten des Lehrers. Großhain i.S. o. J. [1896], S. 11.

³⁹ Gerichtliches — Filmverbot und Oberverwaltungsgericht. In: Der Kinematograph 8, 1914, Nr. 380, [unpaginiert]; Gerichtliches — Beleidigung eines Standes durch Filme. In: Der Kinematograph 9, 1915, Nr. 422.

⁴⁰ Ausführlicher Maase, Kaspar: Kinder als Fremde — Kinder als Feinde. Halbwüchsige, Massenkultur und Erwachsene im wilhelminischen Kaiserreich. In: Historische Anthropologie 4, 1996, S. 93-126.

⁴¹ Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 357, Nr. 13067 Bezirksamt Karlsruhe Verwaltungssachen Generalia XXII Polizei 4. Sittenpolizei „Die Verbreitung sittenwidriger Schriften und Bilder. Bahnhofsbüchereien. Schmutz und Schund“ (1878-1934); Briefe des Ministeriums des Innern v. 31. Okt. und 25. Nov. 1911.

⁴² Ackerknecht, Erwin: Zum Kampf gegen die Schundliteratur. Bericht der Dürergesellschaft Stettin. In: Dürerblatt Nr. 23, München o. J. [verm. 1910], S. 609-612, hier S. 611 f.; Deutsches Literaturarchiv Marbach a.N. [DLA], Handschriftenabteilung, Nachlaß Erwin Ackerknecht, Standortkonvolut „Schundbekämpfung“, Zugangsnummern 60.5322 (Brief Arthur Will, 24. 2. 1911) und 60.5324 (Mitteilung Dr. G. Enderlein, 22. 2. 1911).

⁴³ Frankfurter Verband zum Schutz der Jugend gegen die Schundliteratur — Jahresbericht 1912. Frankfurt a. M. 1913, S. 6.

⁴⁴ DLA, NL Ackerknecht, Mappe Ackerknecht/Lichtspielwesen/Filmkontrolle „Verschiedene Autoren, Berichterstatter“.

⁴⁵ Stadtarchiv München, Schulamt 2870 „Jugendschutz Lichtspiel-Theater Allgemeines“, Brief des Kath. Bezirkslehrerinnenverbandes an die Lokalschulkommission, 25. Juni 1915.

⁴⁶ Seelsorger als Wölfe im Schafspelz. In: Licht Bild Bühne 5, 1912, 38, S. 7-8, Zit. S. 8.

⁴⁷ Die Gefährdung der Jugend durch Schrift- und Bildwerke („Schmutz und Schund“). Ausschußbericht und Verhandlungen der Bürgerschaft in Hamburg am 1., 15., 22. und 29.

Dezember 1909. Hamburg 1910, S. 34.

⁴⁸ Ebda, S. 53.

⁴⁹ Vgl. etwa Hellwig, Albert: Lehrer als Zensoren. In: Der Kinematograph 5, 1911, Nr. 253 [unpaginiert]; Mellini, Arthur: Der Kinematograph unter der Diktatur der Pädagogen. In: Licht Bild Bühne 4, 1911, 11, S. 2-4; Die Bekämpfung des Kinos durch die Schule, in: Licht Bild Bühne 6, 1913, 13, S. 1-2.

⁵⁰ Philipp, O.: Gefahren, welche der Jugend durch die Schund- und Schmutzliteratur drohen und ihre Bekämpfung. Langensalza 1910, S. 12.

⁵¹ Maßnahmen zur Bekämpfung der Schundliteratur. In: Mitteilungen der Zentralstelle des Deutschen Städtetages 2, 1909, S. 176 f., hier S. 177.

⁵² Hamburger Nachrichten, 13. 5. 1908.

⁵³ Maßnahmen (wie Anm. 51), S. 177.

⁵⁴ Rüttgers, Severin: Die Blumen des Bösen. Erste Rede an die Kinderfreunde über die Schundliteratur. Leipzig 1911, S. 15, 12; zur Angst vor den eigenen Kindern vgl. Maase, Kaspar: Medien machen Monster. Die Angst der Gesellschaft vor ihren Kindern. In: Internationales Forum für Gestaltung Ulm (Hg.): Mensch Masse Medien. Interaktion oder Manipulation. Frankfurt a. M. 1997, S. 64-70.

⁵⁵ Daß Deutungsversuche bislang nur bruchstückhaft sein können, liegt wohl mit daran — der Stoßseufzer sei erlaubt —, daß über Jahrzehnte in der Volkskunde kaum zur Geschichte der kommerziellen Populärkünste geforscht wurde. Immerhin handelt es sich um ein einstiges Paradethema des Fachs, das mit den Arbeiten von Schenda und Brückner Anfang der siebziger Jahre weithin anerkannte Maßstäbe setzte.

⁵⁶ Zit. n. Gleisberg, Robert: Jugendlektüre, ein Weg zur geistigen und sittlichen Erstarkung unseres Volkes. In: Der praktische Schulmann 58, 1909, S. 689-712, hier S. 695.

⁵⁷ Zit. n. Reg.-Rat Dr. Lindenau: Kinematograph und Staat. In: Deutsche Juristen-Zeitung 17, 1912, Sp. 720-724, hier Sp. 723.

⁵⁸ Hamburgerischer Correspondent, 11. 3. 1913, Abendausgabe.

Marita Metz-Becker, Marburg

Erinnerungskultur

*Zur kulturellen Konstruktion von Geschichtsbildern am Beispiel der
Gedenktafeln alter Universitätsstädte.*

Die Erinnerungstafel als Individualdenkmal

Unter einem Denkmal wird nach einer modernen Definition „ein in der Öffentlichkeit errichtetes und für die Dauer bestimmtes Werk verstanden, das an Personen oder Ereignisse erinnert und aus dieser Erinnerung einen Anspruch seiner Urheber, eine Lehre oder einen Appell an die Gesellschaft ableiten und historisch begründen soll“.¹ Im Denkmal also kondensiert Erinnerung — „es schrumpft die verflossene Zeit zur handlichen Metapher“.² Zu den archaischesten Formen des Denkmalkultes gehört das Individualdenkmal, das die Erinnerung und die Identifikation mit einer bestimmten Person ermöglichen möchte. Personendenkmäler finden sich bereits in der Antike, wo sie als dynastische Monumente vor allem politischen Zwecken dienten. Man denke hier nur an das Marmorstandbild des Augustus von Prima Porta oder das bronzene Reiterbildnis des Marc Aurel. Das christliche Mittelalter verdrängte das Personendenkmal mehr in den sakralen Bereich, wo wir es in Form figürlich gebildeter Grabplatten oder als architektonisch gebundene Statuen wie etwa die Stifterfiguren im Naumburger Dom finden. Erst die italienische Renaissance griff wieder auf die Antike zurück: Ein neues selbstbewußtes Menschenbild erlaubte die Ehrung des Individuums unter freiem Himmel. Im absolutistischen

Frankreich dann triumphierte abermals das dynastische Denkmal: Zahlreiche Königsbilder sollten landauf, landab uneingeschränkte Macht demonstrieren. Auf dem Höhepunkt dieses Propagandismus setzte mit der Französischen Revolution ein Bildersturm von bis dahin nicht gekanntem Ausmaß ein — das Volk riß die Denkmäler nieder. In Deutschland blieb das Personendenkmal noch lange allein gekrönten Häuptern vorbehalten. Erst im frühen 19. Jahrhundert hielt das Verdienstdenkmal Einzug und die Ehrung durch Denkmäler erweiterte sich auch auf Geisteshelden, was insbesondere nach 1848 im Zuge der verstärkten Selbstdarstellung des Bürgertums zum Tragen kam. In der Erstausgabe von Meyers Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände von 1846 lesen wir folgende zeitgenössische Definition zum Denkmalbegriff: „Mit dem Worte *Denkmal* bezeichnen wir bald sämtliche Ueberreste der geistigen Schöpfungen eines Volkes, bald bloß die der Künste und Mechanik (im engeren Sinne), bald endlich (im engsten Sinne) die zum Andenken an eine wichtige Begebenheit oder eine Person errichteten äußeren Zeichen, welche die Mit- und Nachwelt — selbst die der Literatur Unkundigen — an die Verherrlichten erinnern und ihnen ihre Größe vor Augen stellen sollen”.³

Fortan gingen die Anstöße zu Personendenkmälern nicht mehr vom Herrscher aus, sondern von seiten der Intellektuellen, der Künstler und von breiten Schichten des Bürgertums, das im Denkmal sein neues Selbstbewußtsein zum Ausdruck brachte. Dieses stand um so höher im Kurs als ein Gefühl der Desorientierung sich der Deutschen bemächtigt hatte. Alles war historisch relativierbar geworden: Der abrupte Wechsel von Ancien Régime, Revolution, Empire und Restauration und in der Folge die tiefgreifenden territorialen und dynastischen Veränderungen hatten die Illusion bruchloser Kontinuität nachhaltig zerstört und ein historisches Bewußtsein geweckt. Dieses Bewußtsein von der Geschichtlichkeit alles Menschlichen, seiner Wandelbarkeit und Veränderbarkeit, ging einher mit einem Gefühl der Freiheit, aber auch dem der Desorientierung. Mit dem Verlust verbindlicher Sinngebungen wurde die Zugehörigkeit zur imaginären Gruppe der Nation zu einem zentralen Gefühlswert und unverrückbaren Bestandteil des kollektiven Bewußtseins. Die Bildung einer kollektiven Identität aber verlangt nach gemeinschaftsbildenden Symbolen und Ritualen. „Ein solches Instrument zur Konstruktion, Stabilisierung und Überlieferung kollektiver Identitätsangebote wurde das Denkmal, das um 1800 von seiner monopolisierten Handhabung durch die Eliten des Absolutis-

mus befreit und damit für bürgerliche Träger verfügbar wurde und schließlich auch seinen exzessiven Gebrauch zum Signum eines nach verbindlichen Werten ringenden Jahrhunderts geriet".⁴

Gab es um 1800 in Deutschland etwa 18 öffentliche Personendenkmäler, so war deren Zahl bis 1883 bereits auf 800 angestiegen.⁵ In der Wilhelminischen Zeit steigerte sich die Entwicklung zu einer regelrechten Denkmalinflation, sodaß Robert Musil seiner Befürchtung Ausdruck gab, daß nichts so unsichtbar sei wie Denkmäler.⁶

Auf dem Hintergrund dieser kollektiven Euphorie der Denkmalsetzung des 19. Jahrhunderts ist auch die enorme Verbreitung der Erinnerungstafel zu Ehren bedeutender Persönlichkeiten zu sehen. Vornehmlich in deutschen Universitätsstädten entfaltete sie ihre Blüte, sodaß beispielsweise in Jena Altstadt noch heute kaum ein Haus ohne Gedenktafel anzutreffen ist. Ihre historische, kunsthistorische und kulturwissenschaftliche Erforschung hat bislang nicht stattgefunden, vermutlich deshalb, weil sie nicht zu den künstlerisch herausragenden Gedächtniszeichen, wie sie Kaiserbüsten, Reiterstandbilder oder Dichterdenkmäler darstellen, gehört. Ihr ikonographisches Inventar ist schnell erläutert: Die Erinnerungstafel ist schmucklos, sie ordnet sich unter und gibt lediglich — in rudimentärster Form — die biographischen Daten einer Gelehrten-Persönlichkeit wieder. In der Regel ist kein Porträt des zu Ehrenden abgebildet, kein Künstler wurde zu ihrer Herstellung benötigt; zu ihrer Anbringung waren keine zeitraubenden Planungen erforderlich. Anders als Personendenkmäler erfüllt sie auch keine ästhetische Funktion für die Umwelt. Kein architektonisches Ensemble ist vonnöten, um ihren Repräsentationscharakter zu unterstreichen; keine Städteplanung und auch keine Architekturtheorie mußte sich je mit ihr befassen. Vielfach ist nicht einmal genau rekonstruierbar, wer sie dorthin gebracht hat, wo sie ist — die Gedenktafel ist einfach da, wie es scheint.

Die Erinnerungstafel als Kulturgeschichte

Die Universitätsstadt Göttingen blickt heute stolz auf nahezu 200 Gedenktafeln an ihren Häusern, auf denen bedeutende Persönlichkeiten verewigt sind. Mit der Anbringung der Tafeln begann man auch hier vor ca. 150 Jahren, allerdings in der Epoche eines gewissen Niedergangs der Universität. Man wollte nach der Vertreibung der Göttinger Sieben (1837)

an eine größere Vergangenheit erinnern, an eine Zeit, in der die Georgia Augusta noch die „Königin der Universitäten“ (Lichtenberg) dargestellt und als Aufklärungs-Universität nach ihrer Gründung 1737 Vorbildcharakter für viele weitere Universitätsgründungen getragen hatte. Doch bereits 100 Jahre später stand sie auf der Stufe einer stillen Provinzuniversität und erreichte ihren einstigen Weltruf erst unter preussischer Hochschulpolitik am Ende des 19. Jahrhunderts wieder. Die Gedenktafeln allerdings repräsentieren nicht das Auf und Ab der Alma Mater, sondern rufen bekannte Namen aus Geschichte, Politik, Literatur und Wissenschaft wach.⁷ Niemand geringeres als die Humboldts und Hardenberg, Freiherr vom Stein und Bismarck, Achim von Arnim, August Wilhelm Schlegel, Caroline Michaelis, Georg Christoph Lichtenberg und Georg Forster begegnen dem aufmerksamen Betrachter bei einem Gang durch Göttingen. Beim 150. Universitätsjubiläum 1887 blickte man bereits auf 31 Tafeln, die teils auf Privatinitiative zurückgingen, teils von Universität und Stadt gestiftet worden waren. 1905 erschien eine erste Publikation (anonym) unter dem Titel „Biographischer Führer durch Göttingens Gedenktafeln“, die nun schon 108 Tafeln aufführt.

Dieser Entwicklung entschieden vorangegangen war die Universitätsstadt Jena. Im Jahr ihres 300-jährigen Universitätsjubiläums 1858 nannte sie bereits 200 Gedenktafeln ihr eigen; 1989 zählte das „Jenaer Gedenktafelprojekt“ ihrer 520⁸ — mittlerweile sind es über 600. Damit, so die Projektgruppe, sei die Geschichte von Jena seit 130 Jahren von Häuserwänden abzulesen.⁹ Auch hier die Koryphäen deutscher Geistesgeschichte: Fichte und Hegel, Schiller und Goethe, Novalis und Schlegel, Caroline Schelling und Johanna Schopenhauer. Ein Spruchband am Festzelt im Jubiläumsjahr brachte das Phänomen auf den Punkt: „Germania kennt keinen großen Namen, den diese Stadt nicht ihren Gast genannt“.¹⁰

1923 zählte Archivdirektor Carl Knetsch 20 Erinnerungstafeln;¹¹ heute hat sich die Anzahl in etwa verdoppelt.¹² Gegenwärtig wird zu den Marburger Tafeln eine Debatte geführt. Man möchte ihrer zwar mehr anbringen, kann sich aber in den politischen Gremien nur schwer über Gestaltung, Inhalt und nicht zuletzt auch über die zu ehrende Person einigen.

Die Glanzzeit der Gedenktafel jedoch lag — wie wir sahen — im 19. Jahrhundert, in dem man begann, an den Orten des Wirkens bedeutender Personen Standbilder und Erinnerungstafeln zu enthüllen. So wurde das erste Standbild für einen Nicht-Fürsten 1821 für Luther in Wittenberg auf-

gestellt. Im gleichen Jahr errichtete man ein Goethe-Denkmal in Jena (noch zu Goethes Lebzeiten!). Schließlich war Goethe der einzige Dichter seiner Zeit, der sich steter und stets wachsender Aufmerksamkeit erfreuen durfte, auch an der Universität. „Die verspätete Nation hatte in ihm vor und besonders nach ihrer prekären Einigung eine Integrations- und Identifikationsfigur gefunden“.¹³ Den Liberalen wie den Konservativen galt er als Inbegriff geläuterter Humanität, zum unantastbaren und damit unschädlichen Klassiker stilisiert. Es folgten die vielen Schiller-Büsten zu Ehren eines Dichters, der in der Vormärz-Zeit zum Liebling des liberalen deutschen Bildungsbürgertums avanciert war. Zwischen 1837 und 1845 setzte man Denkmäler für Gutenberg (Mainz), Dürer (Nürnberg), Jean-Paul (Bayreuth), Bach (Leipzig), noch einmal Goethe (Frankfurt) und Beethoven (Bonn).¹⁴ Auch bei den Gedenktafeln entschied man sich zunächst für eine Ehrung der „Dichter und Philosophen aus der großen Epoche unserer Literatur“¹⁵, wie es in einem anonym herausgegebenen Gedenktafelführer von 1858 heißt; dann für Personen, „die Gebiete der einzelnen Fakultätswissenschaften mit besonderem Erfolge ausgebaut haben“, schließlich für „vorzügliche Lehrer“ und „Studenten“ überhaupt;¹⁶ — also eine Inflationierung auch hier, wie sie Robert Musil bereits für das Denkmal festgestellt hatte.

Die Träger der Gedenktafelprojekte

Eine „Commission für Ehrentafeln“ machte es sich in Jena um die Jahrhundertmitte zur Aufgabe, Gedenktafeln zu initiieren und zu betreuen. An der Wende zum 20. Jahrhundert waren der „Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs“, das Stadtmuseum und das Stadtbauamt, das die technische Überwachung übernommen hatte, zuständig. Gleichzeitig berief 1927 der akademische Senat der Universität einen „Ausschuß zur Überwachung und Ergänzung der Professoren-Gedenktafeln“ ins Leben. Innerhalb eines Jahres wurden nun 77 neue Tafeln angefertigt, die mit Spenden der Carl-Zeiss-Stiftung und der fünf Universitätsfakultäten finanziert worden waren. Dieser Ausschuß war bis in die dreißiger Jahre tätig. 1934 veröffentlichte das Jenaer Volksblatt eine Gedenktafelübersicht, geordnet nach Straßen und Plätzen und mit Kurzbiographien der Namensträger versehen. Diese Zusammenstellung weist 287 Tafeln nach. Den zweiten Weltkrieg haben in Jena, bei einer schwer zerstörten Innenstadt, nur 94 Tafeln über-

*Erinnerungstafel für Martin
Luther in Marburg/Lahn
Foto: Metz-Becker*



dauert. Das Universitätsarchiv und der Kulturbund arbeiteten fortan an ihrer Wiederherstellung und konnten mit Hilfe städtischer Behörden, politischer Parteien und Organisationen sowie privater Geldgeber die Arbeit aufnehmen.¹⁷ Gegenwärtig kümmert sich die „Gesellschaft der Freunde und Förderer Jenaer Gedenktafeln“ um Finanzierung und Instandhaltung, wobei sie jährlich etwa 10 bis 15 neue Tafeln initiiert.

Im Westen verlief die Entwicklung nicht viel anders. In Göttingen erließ der Oberbürgermeister 1874 einen öffentlichen Aufruf, in dem er zu einer freiwilligen Sammlung für Gedenktafeln aufforderte. Jedes Haus, in dem ein bedeutender Gelehrter oder Student gewohnt hatte, sollte sich als ausgezeichnet betrachten. Die Marmortafel kostete 5 Thaler das Stück und der Aufruf fiel bei der Stadtbevölkerung auf fruchtbaren Boden. Vorangegangene Vorträge im Literarischen-Museum hatten die Zuhörer



Erinnerungstafel für Herbert Koch, Margarethe Unrein und Otto Unrein in Jena/Thüringen
Foto: Metz-Becker

auf die Bedeutung Göttinger Gelehrter gut vorbereitet. Zu den Stiftern zählte denn auch in erster Linie das Bildungsbürgertum: Professoren, Geheime Regierungsräte, Magistratsmitglieder. Sie fanden sich in dem Verein „Verehrer der berühmten Männer“¹⁸ zusammen. Oberbürgermeister Merkel wandte sich 1875 öffentlich in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gegen die in Deutschland nach dem Deutsch-Französischen Krieg grassierende Denkmäler-Epidemie und betonte sein Hauptanliegen, auf ganz einfache Art und Weise das historische Bewußtsein der Bevölkerung anregen zu wollen, nämlich mittels Erinnerungstafeln, die nur mit dem Namen des berühmten Mannes und mit der Jahreszahl seines Aufenthaltes in Göttingen — ohne Titel, Orden und Ehrenzeichen — versehen seien.¹⁹

Die Marburger Gedenktafeln verdanken sich gleichfalls städtischem Bürgersinn. So tat sich etwa die Pfarrerrfamilie Bang aus Goßfelden Mitte



Erinnerungstafel für Jakob und Wilhelm Grimm, Marburg
Foto: Metz-Becker

des 19. Jahrhunderts als Sponsor für die Tafel der Brüder Grimm an ihrem Stadthaus in der Barfüßerstraße hervor. Ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert lag die Gedenktafelfrage beim Verschönerungsverein der Stadt — gegenwärtig ist das Kulturamt federführend. Privatinitiativen sind erwünscht, sodaß ein jeder sein Haus mit einem großen Namen schmücken kann, wenn denn eine berühmte Person in der Vergangenheit dort gewohnt hat.

Es scheint den Tafeln ein Identifikationspotential innezuwohnen, das — im Unterschied zum Denkmal — seine Stärke im lokalen Bezug hat. Denn die Gedenktafel wirkt allein durch den Ort, den sie bezeichnet, mit dem sie untrennbar verbunden ist: ein bestimmtes Haus, in dem eine bestimmte Geistesgröße gelebt hat. Sie gäbe damit, so ein Jenaer Führer, „den Stadtlanschaften eine zweite, tiefere historische Dimension“.²⁰ Denn mit dem Blick auf die Namen bedeutender Wissenschaftler und Poeten würde unter Umständen die Historie einer ganzen Region sichtbar, in „besonders glücklichen Fällen“ gar die „Sternstunden der Menschheitsge-



*Erinnerungstafel für Friedrich Carl von Savigny in Marburg
Foto: Metz-Becker*

schichte”.²¹ Ebenso wie die Inflationierung des Denkmals im Verlauf des 19. Jahrhunderts mit einer gewissen Trivialisierung einherging, da „beinahe jedermann“²² standbildfähig war, konnte die Gedenktafel nun an beinahe allen Häusern Einzug halten — jedem Bildungsbürger sein Albert Einstein sozusagen.

Woher aber kam die so geballte Lust an der Identifikation mit deutschen Kulturheroen und der Demonstration geschichtlicher Dauerhaftigkeit? Es scheint sich in den Gedenktafeln eine gesellschaftliche Selbstversicherung dokumentieren zu wollen, die die Frage nach dem kulturellen Gedächtnis der Städte aufwirft.

Das kulturelle Gedächtnis

Wie wir sahen, stellten die Gedenktafelprojekte durch und durch bildungsbürgerliche Aktionen dar, aus der Taufe gehoben von Museumsvereinen, Verschönerungsvereinen, Literarischen Gesellschaften oder, wie in Göttingen, dem Club der „Verehrer der berühmten Männer“. Die Symbiose, die Stadt und Universität in diesen Städten eingingen, ist augenfällig: Der Jenaer, Marburger oder Göttinger Bürger projizierte etwas von der

Größe des geehrten Universitätsprofessors auf sich selbst. Die Erinnerungstafel wird als Sinnträger von Heimatbezügen wahrgenommen: Man stelle sich ein Göttingen ohne Lichtenberg, ein Jena ohne Schiller oder ein Marburg ohne Emil von Behring vor — Person und Stadt werden als identisch erfahren. Durch die Anspruchslosigkeit der Gedenktafel, in finanzieller wie in künstlerischer Hinsicht, wird es möglich, 200 oder gar — wie in Jena — 600 anzubringen, das heißt, daß die Bürger dieser Städte sich auf Schritt und Tritt ihrer Geistesgrößen vergewissern können. Orte wie die hier vorgestellten haben stets ihre Universität als kulturelle Chiffre zur Selbstdefinition genutzt. Noch die beiden jüngsten Publikationen zur Marburger Stadtgeschichte etwa beginnen gar nicht erst mit der Gründungsphase der Stadt, sondern mit dem 16. Jahrhundert, exakt der Zeit, als Marburg im Sog der Reformation seine einstige Identität als Pilgerort verlor und eine neue gewann. Die Stadt wurde 1527 zum Gründungsort der ersten protestantischen Hochschule der Welt und mutierte damit vom „Herz des Landes“ zum „Kopf, zum Hirn des Landes“²³, wie der Literaturwissenschaftler Jörg-Jochen Berns es ausgedrückt hat. Das also war und ist das Kapital, mit dem man seit je gewuchert hat. „So wird und ist die Kleinheit Marburgs“, fährt Berns fort, „die Bedingung für seine Größe, die geringe physische Extensität, die Bedingung seiner psychischen Intensität, die enge Verzahnung von Stadt und Universität die Voraussetzung für die Fernwirkung beider“.²⁴ Doch scheint sie nicht nur eine Fernwirkung zu haben. Von fünf Marburgern würden vier ihre Stadt nur schweren Herzens verlassen, stellte eine Studie, die das Marburger Institut für Europäische Ethnologie und Kulturforschung 1995 durchgeführt hat, fest. Landschaft, Natur und Stadtbild erhielten in der Umfrage Spitzenwerte; beim Stadtbild waren Altstadt, Schloß und Elisabethkirche die Renner. Genau diese drei Stationen sind die am häufigsten gebuchten bei Fremdenführungen. Hier decken sich also Selbst- und Fremdbild sehr augenfällig. Nun ist uns aus Folklorismus- und Historismusdebatten bekannt, „daß es kulturelle Wirkungen nur geben kann, wo Intentionen und Angebote mit Bedürfnisstrukturen korrespondieren“.²⁵ So gesehen scheinen auch in Marburg Verlust-erfahrung und historisierende Kompensation gesetzmäßig — Kahlschlag-effekte und Altstadtidylle untrennbar zusammenzuhängen. Auf der „Suche nach territorialer Identität“ (Greverus) richtet sich der Blick dann doch eher auf den Schloßberg (76,5 %), als auf den gegenüberliegenden Richtsberg (5,5 %)²⁶, eine Neubausiedlung für den sozialen Wohnungsbau, und

noch auf die altherwürdige Elisabethkirche als Orte, die Identität prägen oder ermöglichen könnten. Alexander Mitscherlich hat in den sechziger Jahren dieses Phänomen in der „Unwirtlichkeit unserer Städte“ behandelt. Die Stadt hat zwei Funktionen für ihre Bewohner, sagt er. „Sie ist einerseits, Ort der Sicherheit, der Produktion, der Befriedigung vieler Vitalbedürfnisse. Andererseits ist sie der Nährboden, der einzigartige Ort der menschlichen Bewußtseinsentwicklung — sowohl im Einzelnen wie auf der Gruppenebene als Wir-Bewußtsein. (...) Wer an einem Herbsttag durch Amsterdam oder im Dezember durch Arles oder Venedig wandert, spürt das Unverwechselbare dieser Gebilde. Ob jemand hingegen die Wohnsilos von Ludwigshafen oder von Dortmund vor sich hat, weiß er nur, weil er da- oder dorthin gefahren ist. Die gestaltete Stadt kann „Heimat“ werden, die bloß agglomerierte nicht, denn Heimat verlangt Markierungen der Identität eines Ortes“.²⁷

Zu diesen Identitätsmarkierungen gehören nicht nur Bauwerke, sondern auch Personen. Nach der Marburger Umfrage sind Luther, Zwingli, Landgraf Philipp, Emil von Behring, Otto Ubbelohde und Bettina Brentano tief ins kulturelle Gedächtnis der Stadt eingeschrieben. Im Mitscherlichen Sinn markieren sie die Identität eines Ortes und können als Teil menschlicher Bewußtseinsentwicklung verstanden werden. Die einen ließen Marburg 1527 mit dem Religionsgespräch weltgeschichtliche Tragweite zukommen, wenn auch nur für einen vorübergehend geglückten historischen Augenblick. Der andere bekam den Nobelpreis für die Entdeckung des Diphtherieserums, womit sich pharmazeutische Industrie hier ansiedeln konnte, die noch heute seinen Namen trägt. Endlich steht mit Bettina Brentano neben der heiligen Elisabeth eine weitere Frau bereit, die identitätsstiftend wirken könnte. All diesen Personen sind Standbilder, Gedenktafeln oder Straßennamen gewidmet.

Damit ist die Frage aufgeworfen, wer denn nun an Göttinger, Jenaer oder Marburger Häuserwänden verewigt ist und wer nicht und aus welchen Gründen?

„Ganze große Teile der Vergangenheit“, führt Nietzsche in seiner Schrift ‘*Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*’ aus, „werden vergessen, verachtet, und fließen fort wie eine graue ununterbrochene Flut, und nur einzelne geschmückte Fakta heben sich als Inseln heraus: An den seltenen Personen, die überhaupt sichtbar werden, fällt etwas Unnatür-

liches und Wunderbares in die Augen, gleichsam die goldene Hüfte, welche die Schüler des Pythagoras an ihrem Meister erkennen wollten".²⁸ Personen „mit der goldenen Hüfte“ finden sich denn auch in der öffentlichen Erinnerungskultur der Städte. Gedenktafeln, so der Jenaer Führer, spiegelten den Stolz einer Stadt auf das Erbe großer Persönlichkeiten. Sie seien Ausdruck des geistigen Potentials, des Genies, das hier in verschiedenen Zeiten, manchmal nur ein paar Steinwürfe von Haus zu Haus entfernt, auf so engem Raum versammelt gewesen sei.²⁹ Aber immer wird eine Auswahl dessen getroffen, was als erinnerungswürdig erachtet werden soll und so sind es nicht wenige, die keinen Eingang in das kulturelle Gedächtnis ihrer Stadt gefunden haben. Nach dem Staatswissenschaftler Bruno Hildebrand etwa, der wegen seiner demokratischen Haltung 1847 vom Dienst suspendiert und wegen versuchten Hochverrats zu zweijähriger Festungshaft verurteilt wurde, wird man in Marburgs öffentlicher Erinnerungskultur vergeblich suchen. Er hat sich durch die Flucht in die Schweiz retten können und wurde dort Ehrenbürger der Stadt Zürich.³⁰ Die Marburger Universität aber hatte einen der bedeutendsten Nationalökonomien jener Generation verloren. Unter der Ministerwillkür Hassenpflugs — von der Bevölkerung auch „der Hessen Fluch“ genannt — befanden sich nach 1848 mehrere Personen unfreiwillig im Dauerexil.³¹ Ich erinnere hier nur an den Radikaldemokraten Karl Bayrhofer oder den Verfassungskämpfer Sylvester Jordan, denen in Marburg keine oder nur eine sehr späte Ehrung (im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts) zuteil wurde; von den vielen nicht genannten Frauen, die in Stadt- und Universitätsgeschichte eine Rolle spielten, ganz zu schweigen.³² Rolf Wilhelm Brednich hat für Göttingen das gleiche Syndrom nachgewiesen. Städte, in denen der Mensch erst beim Ordinarius anfängt, sagt er, beherbergten „viele Halbwesen, deren Namen von den Verwaltern des kulturellen Gedächtnisses der Universität selten oder nie genannt werden“.³³

Identitätskonstrukte

Einstweilen bleibt festzuhalten, daß es sich bei den Gedenktafeln um eine „vorwiegend bürgerlich getragene Kultur des Erinnerns und Überlieferens in der Schwellenphase zur Moderne“³⁴ handelt. Diese spezifische Erinnerungskultur stellt identitätsstiftende Repräsentanten zur Verfügung, „über deren Aneignung eine Werteordnung etabliert werden soll“.³⁵ Eine

solche wurde mit dem Zerfall der traditionellen Gesellschaft schmerzlich vermißt und eine verbindliche und verbindende Erinnerung für notwendig erachtet. Die Denkmalfutur im 19. Jahrhundert gibt hiervon beredtes Zeugnis, denn das Denkmal und auch die Gedenktafel fixierten Identitätsangebote und offerierten Orientierungsmöglichkeiten. Als gemeinschaftsbildendes Symbol wurden die Tafeln von ihren bürgerlichen Initiatoren in einem nach verbindlichen Werten ringenden 19. Jahrhundert einer bürgerlichen Öffentlichkeit präsentiert. Mit den Erinnerungstafeln konnte man den Geist großer Dichter und Denker zur kulturellen Selbstvergewisserung durch die Straßen der Universitätsstädte wehen lassen. Kultur wurde zum Distinktivum der nationalen Identität. Als Ausdruck innerer Werte konnte man mit ihr die gesellschaftliche, wirtschaftliche und technische Rückständigkeit und so das Unterlegenheitsgefühl gegenüber moderneren Nationen kompensieren. Hier zeigt sich auch — wie Hermann Bausinger betont hat³⁶ — die Funktion der spezifischen deutschen Unterscheidung zwischen „Kultur“ und „Zivilisation“. Im Besitz der ersteren konnte man die letztere getrost den anderen, den westlichen Nachbarn überlassen.³⁷

So war es erst im 19. Jahrhundert ein Bedürfnis, sich des Reformators Luther ebenso zu vergewissern, wie etwa des Aufklärers Christian Wolff oder des Professors und Dichters des Hainbundes Gottfried August Bürger. „Was haben wir denn gemeinsames als unsere Sprache und unsere Literatur?“³⁸, fragte Jacob Grimm zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als man noch in Ermangelung einer einheitlichen deutschen Nation die kulturelle Einheit als identitätsstiftend begriff. In Göttingen, Marburg, Jena, Tübingen und anderswo glaubte man seine Identität jedenfalls über eins finden zu können: die Geistesheroen deutscher Geschichte. Erinnerungsträger werden so über die intendierte Repräsentationsabsicht hinaus zu Zeugen des historischen Kontextes, in dem sie initiiert wurden. „Denkmäler“, so Friedemann Schmoll in seiner Tübinger Studie, „sagen in der Regel mehr aus über die Gegenwart, in der sie gesetzt werden, als über die Vergangenheit, die sie darzustellen suchen“.³⁹ Wer jeweils zu Ehren kommt und zu welcher Zeit, bestimmen die politischen und kulturellen Strömungen einer Epoche. Im Gegensatz zu den Metropolen und auch zu vergleichbaren Orten überschaubarer Größe, aber ohne Universität, bildeten die hier vorgestellten Städte ganz spezifische kollektive Identitätsmuster aus. Die Huldigung an den *genius loci* verhalf ihnen zur Etablierung eines Sonderstatus, getragen vom städtischen Bildungsbürgertum, das im 19. Jahrhundert als Repräsen-

tant der Kulturnation den öffentlichen Raum betreten hatte. Im Gedenktafelkult mit seinem lokalen Integrationshorizont konnte sich diese bürgerliche Elite, in Verschönerungsvereinen, Stifter- und Freundschaftskreisen organisiert, im Zuge historistischen Geschichtsbewußtseins profilieren und nach innen wie nach außen Imagepflege betreiben.

Und heute — im ausgehenden 20. Jahrhundert? Es werden noch immer Tafeln angebracht — man erkennt sie im Stadtbild an der fehlenden Patina, ansonsten aber haben sie ihr Aussehen nicht verändert. Heute sind es Frauengruppen, die sich ihrer Geschichte vergewissern wollen, Geschichtswerkstätten, die vergessene Persönlichkeiten ausgraben oder Fremdenverkehrsvereine, die das Lokalkolorit ihrer Stadt um bestimmte Kulturgrößen aufwerten möchten. Man denke nur an die „Luther-, Heine- und Fontanejahre“ und die damit verbundenen gezielt touristischen Zielsetzungen.

Sie alle stricken mit am kulturellen Gedächtnis, und es ist zuletzt zu fragen, welche Rolle der Wissenschaft und insbesondere unserer Wissenschaft, der Europäischen Ethnologie bzw. Volkskunde dabei zukommt. Ihr geht es weniger um die Erinnerungsträger als solche — das Studium der Standbilder, Büsten und Tafeln —, sondern vielmehr um den Denkmalkultus. Eine kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen Gedenktafel untersucht beispielsweise die Veränderungen in der gesellschaftlichen Werteetablierung und die identitätsstiftenden Ereignisse und Repräsentanten, die diese neue Werteordnung festigen sollen. Eine kulturwissenschaftliche Fragestellung richtet sich auf die Kultur des kollektiven Erinnerns, eine Kultur, die keine geschlossene sein kann, sondern sich unter Umständen als in Konkurrenz miteinander tretende Sonderkulturen zu erkennen gibt. So ging es beim Kampf um die mehrheitsfähige Erinnerung immer auch um Herrschaft. Ich brauche wohl nicht eigens an den Bildersturm zu erinnern, der erst jüngst in der deutschen Geschichte stattfand. Die Öffnung der deutschen Grenzen 1989 hatte nicht nur die administrativ verordnete Demontage von Marx- und Leninstandbildern im Gefolge⁴⁰, sondern die grundsätzliche Tilgung der Heroen aus roter Vergangenheit. Nicht nur in Berlin wurde die Clara-Zetkin-Straße zur Dorotheenstraße. Erst unlängst hat Martin Scharfe in einem anderen Zusammenhang zwar, doch auch für den vorliegenden sehr treffend, den alten Goethe zitiert, der 1827 zu Eckermann sagt: „Da ich in Jahrtausenden lebe, so kommt es mir immer wunderlich vor, wenn ich von Statuen und Monumenten höre. Ich

kann nicht an eine Bildsäule denken, die einem verdienten Mann gesetzt wird, ohne sie im Geiste schon von künftigen Kriegern hingeworfen und zerschlagen zu sehen".⁴¹ Dies meine ich mit dem Kampf um Herrschaft, den eine kulturwissenschaftliche Betrachtungsweise mitzureflekieren hätte. Die in den Erinnerungsträgern fixierten Identitätsangebote sind darüber hinaus auf ihre Reichweite, Akzeptanz und sozial wie regional unterschiedliche Aneignungsmuster und Spezifika zu untersuchen. Etwas scheinbar Banales wie eine Gedenktafel liegt gemeinhin außerhalb des Repertoires historischer und kunsthistorischer Forschung; nicht aber außerhalb des kulturwissenschaftlichen Interesses. Das heißt nicht, daß unser Fach sich der „Andacht zum Unbedeutenden“ verschrieben hätte, eine Charakterisierung, die seit den Brüdern Grimm in der Volkskunde kolportiert wird. Vielmehr finden sich in diesen bescheiden gestalteten Tafeln Hinweise auf große Vorgänge; im scheinbaren Bagatell fossiliert sich komplexe Kultur, wie wir gesehen haben. Diese zu dechiffrieren, geschieht sinnvollerweise im Dialog mit Nachbardisziplinen, wie den Historikern, Kunsthistorikern, Anthropologen und Ethnologen. Wenn Wissenschaft dann, wie es Gottfried Korff fordert, die aufklärerische Karte spielt, Ursachen, Zusammenhänge und Wirkungen analysiert und deutlich macht, kann sie aus einer anderen Perspektive auch andere Erinnerungsfiguren in das kulturelle Gedächtnis der Städte einfügen. Damit wären dann nicht mehr allein die Dichter und Denker von Interesse, sondern vielleicht auch die Generationen von Dienstmädchen, die in den Professorenhaushalten als „gute Geister“ wirkten. Es gab schließlich neben dem Glanz der Alma Mater sehr viele Schattenseiten, die nicht auf unseren Erinnerungstafeln stehen.⁴² Die Volkskunde kann durchaus — so meine ich — an der Auswahl des kulturellen Besitzes und Wissens einer Stadt und seiner Erforschung teilnehmen. Mit ihrem spezifischen Blick auf die Kultur und Lebensweise breiter sozialer Schichten vermag sie an einer Verschiebung der verordneten kulturellen Bilder der Städte mitzuwirken. Mit diesem Perspektivwechsel kann Kulturwissenschaft zur Verständigung über gemeinsame Zugehörigkeiten und Probleme und an der Bildung und Kritik von Identität in einem pluralistischen, diskursiven Sinn beitragen.

¹ Zit. n. Storm-Rusche, Angelika: Personendenkmäler. In: Heimat, hg. v. d. Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe Bd.294/1, Bonn 1990, S. 706.

² Selbmann, Rolf: Friedrich Rückert und sein Denkmal. Eine Sozialgeschichte des Dichterkults im 19. Jahrhundert. Würzburg 1989, S. 16.

³ Meyer, 7. Bd, 4. Abt., 1846, S. 168.

⁴ Schmoll, Friedemann: Verewigte Nation. Studien zur Erinnerungskultur von Reich und Einzelstaat im württembergischen Denkmalkult des 19. Jahrhunderts. Tübingen, Stuttgart 1995, S. 15.

⁵ Vgl. Hess, Günther: Panorama und Denkmal. Erinnerung als Denkform zwischen Vormärz und Gründerzeit. In: Martino, Alberto (Hg.): Literatur in der sozialen Bewegung. Tübingen 1977, S. 130-206, hier S. 147, und Selbmann, Rolf: Dichterdenkmäler in Deutschland, Literaturgeschichte in Erz und Stein. Stuttgart 1988, S. 104-128.

⁶ Vgl. Selbmann (wie Anm. 2), S. 18.

⁷ Vgl. Nissen, Walter: Göttinger Gedenktafeln. Ein biographischer Wegweiser. Göttingen 1962.

⁸ Vgl. Haun, Winfried u.a.: Gedenktafeln. Kulturgeschichte an Jenas Häusern. Jena 1990.

⁹ Vgl. ebda, S. 6.

¹⁰ Ebda.

¹¹ Knetsch, Carl: Marburger Erinnerungstafeln. Vortrag vor dem Geschichtsverein am 16.9.1923 (UB VIII A 130, oh).

¹² Vgl. Mascos, Werner: Großen Marburgern auf der Spur. Marburg 1992³.

¹³ Rothe, Arnold: Kulturwissenschaften und kulturelles Gedächtnis. In: Assmann, Jan, Tonio Hölscher: Kultur und Gedächtnis. Frankfurt a. M. 1988, S. 265-290, hier S. 268.

¹⁴ Vgl. Hess (wie Anm. 5), S. 152.

¹⁵ Haun (wie Anm. 8), S. 9.

¹⁶ Ebda.

¹⁷ Vgl. ebda, S. 10.

¹⁸ Nissen (wie Anm. 7), S. 12.

¹⁹ Vgl. ebda, S. 13.

²⁰ Haun (wie Anm. 8), S. 7.

²¹ Ebda.

²² Selbmann (wie Anm. 2), S. 19.

²³ Berns, Jörg-Jochen (Hg.): Marburg-Bilder. Eine Ansichtssache. Zeugnisse aus fünf Jahrhunderten, 2 Bde. (=Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 52), Marburg 1995 und 1996, Bd.1, S. 13.

²⁴ Ebda, S. 22.

²⁵ Assion, Peter: Historismus, Traditionalismus, Folklorismus. Zur umrealisierenden Tendenz der Gegenwartskultur. In: Jeggler, Utz u.a. (Hg.): Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung, Reinbek 1986, S. 355.

²⁶ Vgl. die Ergebnisse der Studie des Instituts für Europäische Ethnologie und Kulturfor-

schung. In: Oberhessische Presse, 10.11.1995.

²⁷ Mitscherlich, Alexander: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden Frankfurt a. M. 1970, S. 14/15.

²⁸ Nietzsche, Friedrich: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, Reclam Stuttgart 1994, S. 24.

²⁹ Vgl. Haun (wie Anm. 8), S. 6.7

³⁰ Vgl. Hermelink, H., S. A. Kaehler: Die Philipps-Universität zu Marburg 1527-1927. Marburg 1927, S. 556.

³¹ Vgl. Kramer, Dieter, Christina Vanja (Hg.): Universität und demokratische Bewegung. Ein Lesebuch zur USO-Jahrfeier der Philipps-Universität Marburg. (=Schriftenreihe für Sozialgeschichte u. Arbeiterbewegung Bd.5). Marburg 1977, S. 53-61 und S. 73-96.

³² Vgl. Metz-Becker, Marita (Hg.): Berühmte Frauen in Marburg. Elf Lebensbilder aus acht Jahrhunderten. Ausstellungskatalog. Marburg 1995; vgl. auch dies.: Berühmte Frauen in Marburg. Ein Streifzug durch acht Jahrhunderte, hg. v. Magistrat der Stadt Marburg, Marburg 1994. Vgl. hierzu auch Schilling, Heinz: So möchten wir gerne gewesen sein. Festschriften zum Erinnern und Vergessen. In: Rolshoven, Johanna, Martin Scharfe (Hg.): Geschichtsbilder. Ortsjubiläen in Hessen. Marburg 1994, S. 27-42, hier S. 42.

³³ Brednich, Rolf W.: Erinnertes und Vergessenes aus der Göttinger Stadt- und Universitäts-geschichte. In: Bönisch-Brednich, Brigitte, Rolf W. Brednich, Helge Germdt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989 (= Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen 5). Göttingen 1991, S. 177-193, hier S. 182.

³⁴ Schmoll, Friedemann: Verewigte Nation. Studien zur Erinnerungskultur von Reich und Einzelstaat im württembergischen Denkmalkult des 19. Jahrhunderts. Tübingen, Stuttgart 1995, S. 16.

³⁵ Ebda, S. 16.

³⁶ Vgl. Bausinger, Hermann: „Zur Problematik des Kulturbegriffs“. In: Wierlacher, A. (Hg.): Fremdsprache Deutsch, Bd.1. München 1980, S. 58-69.

³⁷ Rothe (wie Anm.13), S. 276.

³⁸ Grimm, Jacob: Zit. n. Rothe (wie Anm.13), S. 276.

„Die Geschichte der Bildung ist im 19. Jahrhundert ein spezifisch deutsches Problem und Thema. Franzosen und Engländer hatten ihre nationale Selbstfindung bereits hinter sich, als die Deutschen der vorletzten Jahrhundertwende von politischer und kultureller Konsolidierung einer Nation vorerst nur träumen konnten“ (Assmann, Allida: Arbeit am nationalen Gedächtnis. Frankfurt a. M., New York 1993, S. 34).

³⁹ Schmoll (wie Anm.4), S. 15.

⁴⁰ Vgl. Huse, Norbert: Unbequeme Baudenkmale. Entsorgen? Schützen? Pflegen? München 1987, S. 52 ff.

⁴¹ Zit. n. Scharfe, Martin: Schlangenhaut am Wegc. Über einige Gründe unseres Vergnügens an musealen Objekten. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd.LI/100. Wien 1997, S. 301-327, hier S. 317.

⁴² Vgl. Maus, Heinz: Zur Situation der deutschen Volkskunde. In: Die Umschau. Internationale Revue 1, 1946, S. 357: Volkskunde hat, so Maus über die Aufgaben der Volkskunde nach dem 2. Weltkrieg, an einer Revision des Geschichtsbildes mitzuhelfen, wobei sie „mit Notwendigkeit auch große Lücken sichtbar machen (muß). Es ist eine Geschichtsschreibung ‚von unten her‘ zu leisten“.

Margot Schindler, Wien

Museen und Großstadt

Ich beginne meine Überlegungen mit einem Zitat, das mir geeignet erscheint, die Bezüge zwischen Stadt und Museum anzudeuten, dem „alten Paar, das stets neue Hochzeiten feiert“¹ und dabei vielfältigste Verbindungen eingeht. „Der Metropolenbewohner lebt nicht in erster Linie in Ziegelsteinen, Marmor, Glas und Stahl, sondern in der Architektur des menschlichen Geistes, deren Fundamente jenes menschenwürdige Verhalten bildet, das Urbanität definiert.“² Ich weiß nicht, ob Bazon Brock dabei an Museen oder *auch* an Museen gedacht hat, jedoch verknüpft dieser Gedanke trefflich das Begriffspaar, um welches es hier geht: das Museum als Monument aus Ziegelsteinen, Marmor, Glas und Stahl, als architektonisches Gebilde, das die Hervorbringungen des menschlichen Geistes und seiner Kreativität beherbergt, welche zur Geistes- und Herzensbildung seiner Besucher verhelfen und zur Humanisierung der Gesellschaft durch die Synthese von sozialer Bildung und ästhetischem Vergnügen beitragen sollten. Urbanes Verhalten manifestiert sich nach Brock jedenfalls nicht in den technisch rational gestalteten Dingen selbst, sondern im Umgang mit ihnen und in dem Gebrauch, den wir von ihnen machen.³

Urbanisierung ist nicht nur als sozialer Prozeß zu verstehen, geprägt durch Bevölkerungswachstum, kommunale Verwaltung, Technisierung, städtebauliche Entwicklung, Verkehr, sondern auch im Kontext der kulturellen Ausstrahlung von Metropolen.⁴ Die kulturelle Selbstdarstellung ist ein wichtiges Ausdrucksmittel des Selbstverständnisses von Menschen wie auch von Städten, was nicht nur den feudalen Herrschern vergangener Jahrhunderte bekannt war, wenn sie sich neben einem Marstall auch eine Galeria angelegt haben, sondern was sich auch Kultur- und Kommunalpo-

litiker der Gegenwart zunutze machen. Diese Selbstdarstellung geschieht durch „urbane Leitkulturen“, Leitkulturen, hier im engeren Sinn verstanden, das heißt durch „Formen kulturell-künstlerischer Präsentation und Repräsentation der städtischen Eliten“⁵, zu denen auch die Museen zählen, über welche hier gesprochen wird.

Nach Reinhard Kannonier und Helmut Konrad definiert sich der kulturelle Standard urbaner Zentren durch: das Opern-, Theater- und Konzertwesen — in Wien bekanntermaßen dominierende Kultursparten —, gegen welche die Museen, wie Siegfried Matzl vor einiger Zeit gezeigt hat⁶, bereits in der Ersten Republik in ihrer Öffentlichkeitswirksamkeit mehr oder weniger erfolglos blieben; weiters durch die Museen und Denkmäler, dann durch architektonische Signale, — ich ergänze hier zeitgenössische — die bislang in Wien, im Vergleich zu anderen europäischen Städten, ich nenne nur das Reizwort Museumsquartier, so gut wie nicht vorhanden sind, weiters durch Wissenschaften und Universitäten und nicht zuletzt durch die Medien, die das alles bekanntmachen, vervielfältigen, bewerten. Deren Einfluß auf die Rezeptionsgewohnheiten von Kulturkonsumenten ist beträchtlich. Das haben Museums- und Ausstellungsmacher allerdings längst erkannt, daß der äußere Erfolg einer Ausstellung oft bloß ein Erfolg der Werbung für eine Ausstellung sein kann, und sie agieren auch dementsprechend.

Museen sind nur ein möglicher Faktor in der Angebotspalette der kulturellen Öffentlichkeit und sie stehen derzeit in einem starken Konkurrenzverhältnis zu anderen Freizeiteinrichtungen der modernen Mediengesellschaft. Das bewirkt die Verdrängung der wissenschaftlichen Spezialisten durch museale Show-Master, wie Wolfgang Kos es einmal formuliert hat, die imstande sind, den gehobenen Amüsierbetrieb, wie er heute vom Publikum gefordert wird, zu bedienen. Die logische Konsequenz daraus sind sogenannte „Autorenmuseen“ und „-ausstellungen“. Die ständigen Sammlungen werden in ihrer Wertschätzung von wechselnden Großausstellungen übertroffen, deren Erfolg in der Regel von internationalen Kuratoren in Star-Rang gewährleistet wird. Die Fragen „wer kuratiert?“, „von wem stammen Architektur und Design?“ werden zu zentralen. Die Wirksamkeit von musealen Bemühungen nach außen können durch gezieltes name-dropping, das man sich allerdings leisten können muß, wesentlich befördert werden, und dies wiederum vergrößert die Chance im Feuilleton, möglichst im internationalen, vorzukommen, beträchtlich. Innerhalb sol-

cher Entwicklungstendenzen spielen inhaltliche Fragestellungen nur mehr eine Rolle unter mehreren anderen. Sie sind nicht mehr zentrales Subjekt der Entscheidungsfindung, sondern anderen Interessen, wirtschaftlichen und kulturpolitischen, untergeordnet, was unter Umständen zu modischen Attitüden verführt, die nur noch zeitgeistige Lebensstile bedienen.

Die Debatte um das Museum und die Stadt existiert spätestens seit der Museumsgründungswelle in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, konstatierte kürzlich der Präsident des Deutschen Museumsbundes, Martin Roth.⁷ Sie muß laufend fortgeschrieben werden, fordert er, wobei es um mehr als nur um Fragen der Stadtentwicklung geht, unter anderem darum, ob die Museen der neuen Ästhetik der Kommunikationstechnologien folgen werden, oder ob sie von der Gegenidentität werden leben wollen und können. Den Museen als Orten der geschichtlichen Erfahrung mit einem materiellen Fundus, der diese repräsentiert, ist zwar ein gewisses Beharrungsmoment zu eigen, das, je nach Standpunkt, zum Vor- oder Nachteil reichen kann. Trotz dieser Macht des Faktischen werden aber in laufenden Museumsdebatten auch immer wieder Zweifel an der gegenwärtigen Legitimität von Museen generell laut, die nicht nur im Zusammenhang mit ökonomischen Fragen stehen, sondern mit der spezifischen Erkenntnisform der Museen als objektorientierter Institutionen überhaupt.⁸

Waren Museen bisher die „geometrischen Orte“ zur Bewahrung von originalen Objekten der Erinnerung und Selbstvergewisserung, so lösen sie sich in der Gegenwart in globale Systeme von Resten auf.⁹ Viele Museumstheoretiker beschäftigen sich mit diesem Faktum, aber nicht nur sie allein, denn die Globalisierung der Kulturen, die, ausgehend von den Großstädten, die gesamte Lebenswelt erfaßt, ist selbstverständlich Thema der Kulturwissenschaften insgesamt.

Gegenwärtig scheinen die Grenzen zwischen Welt und Museum zu verschwimmen, an der Fülle der zu bewahrenden Dinge scheitern die dafür bereitzustellenden Räume und jeder Ort kann zum Museum erklärt werden. Die Museen füllen sich einerseits mit dem Müll des modernen Lebens, auf der anderen Seite — ich folge hier einem Gedankengang von Boris Groys — bietet sich, aus der gut beleuchteten Enge der musealen Innenräume heraus betrachtet, die Realität als Summe all dessen, was noch nicht gesammelt, exponiert, beleuchtet, als Kunst wahrgenommen ist.¹⁰ Dieser Überfluß an kulturellen Artefakten, der, ausgeweitet auf Architektur, Städte, Landschaften — das heißt auf zu erhaltende Bauwerke, zu

restaurierende Stadtkerne, in Form von Kulturparks musealisierte Regionen — , daß all diese Realitäten und Realien die Verwalter des Erbes zunehmend vor unbewältigbare Aufgaben stellen. Museumsskeptikern zufolge entsteht durch die Anhäufung solcher Orte des Gedächtnisses eine weltweite Hierarchie der Trümmer, die die gesamte Erde dem Tourismus als geplatzttes Museum anbieten läßt.¹¹ Aber auch Künstler reklamieren die ganze Welt als Museum, wie etwa der neue Dadaist Johan van Geluwe, der mit seinem „Museum of Museums“, in welchem virtuell alle Museen dieser Erde eingeschlossen sind, die auseinandergefallene Welt wieder zusammensetzen möchte.¹²

Im Zeitalter der Medien verschwimmen aber alle als geometrisch gedachten Orte, und die Kunst als Vorreiterin von Utopien verläßt als erste den konkreten musealen Raum. Man hat zwar auch schon von virtuellen Heimatmuseen gehört, aber bei näherer Betrachtung entpuppen sich die meisten als virtuell bezeichneten Museen als bloße digitale Prospekte oder Kataloge real existierender Institutionen. Dem tatsächlichen Einfluß des virtuellen Datenraumes auf kulturelle Bastionen wie das Museum hat Stefan Iglhaut einen Aufsatz unter dem Titel „Das Museum in Telepolis. Von der Stadt in den Datenraum und zurück“ gewidmet¹³, und dieser ist hier insofern von Interesse, weil darin der alternative Raum des Cyberspace in Wechselbeziehung zum konkreten Stadtraum gesetzt wird.

In der Architektur der Städte und der Netze sieht Iglhaut einen Kulturraum mit eigenen Interaktionsformen und Nutzungsweisen der jeweiligen Bevölkerung, jener der Städte und jener der Netze. Die Grenzen zwischen Stadt und Land verschieben sich dabei bekanntlich, und die dörflichen Vorstellungen vom „global village“ haben sich in urbane Metapher wie „City of Bits“, „Telepolis“, „Cyber City“, „Virtual City“ u.a. gewandelt. Die „Stadt im Netz“ ist natürlich genauso ein symbolisches Konstrukt wie das Dorf, das Analogien zum realen Leben herstellen soll, um sich im digitalen „Nicht-Raum“ leichter zurechtzufinden.

Der provokanten Frage, ob es sich bei der Errichtung der vielen monumentalen Museumsneubauten nicht um einen nostalgischen Reflex handle, wo man doch durch die Vernetzung auch bereits mit kleinsten Institutionen ein potentiell weltweites Publikum erreichen könne, läßt Iglhaut schließlich aber doch die realistische Antwort folgen, daß die Beschäftigung mit der Medienkultur schon eine, aber eben nur eine der konkreten Aufgaben von Ausstellungen ist, und daß dabei neue Modelle

gefragt seien, „die Abenteuer und Herausforderungen des Datenraumes in den Realraum des Museums zurückzuübersetzen“.¹⁴

Aber zurück in einem weiten Sprung in die Geschichte; weiter, als man gemeinhin, wenn von der Erfindung der Museen die Rede ist, zu blicken gewohnt ist. Die Stadt wird oft als Metapher für das Museum bemüht, sie kann gleichsam als natürliches Museum ihrer selbst gelten. Der öffentliche Raum, geprägt durch die architektonischen Zielsetzungen von weltlichen wie geistlichen Herrschern, läßt sich schon in der Vergangenheit als museal definieren und zwar einerseits als Nährboden für die Bewahrung von Werken der Kunst und Kultur an sich, aber andererseits auch als Ort des Staunens und Sehens, wenn etwa Lorenzo Ghibertis monumentale Paradiesdarstellung aus dem 15. Jahrhundert, welche die Osttür des dem Dom gegenüberliegenden Baptisteriums in Florenz schmückt, für die Bewohner der Stadt aus den Gefilden des Glaubens geholt wird und der Platz vor dieser zu einem der ersten öffentlichen Museen der Welt erklärt wird und die Urbs ringsum zur Museums-Stadt.¹⁵ Begeben wir uns wieder zurück ins 20. Jahrhundert, dann bieten die in ihm angesiedelten Großstädte besonders opulente Museumslandschaften. Sie offerieren Kultur als komplexes dynamisches System, das sowohl auf der Straße, im umbauten Raum, als auch in Institutionen und Museen stattfindet.

Manche Städte werden dabei als museal empfunden, manche als modern, und dies nicht zuletzt auch wegen der Museen, die sie beherbergen. Aus historischen Kunstsammlungen erwachsene, in historischen Bauten beherbergte Museen unterstützen einen traditionellen Kulturbegriff, moderne Museen, womöglich in spektakulären Neubauten untergebracht, transportieren das innovative Image einer Stadt bzw. der dort wirkenden Kulturverantwortlichen. Zahlreiche Beispiele lassen sich hierfür beibringen, wenn auch nahezu ausschließlich aus dem Kunstbereich und hauptsächlich aus dem Ausland. Dort zelebrieren aktuelle Museumsneubauten die Architektur als Kunstform, avancieren zu kommunalpolitischen Prestigeprojekten und erreichen damit große öffentliche Resonanz, deren anhaltender Effekt allerdings erst noch zu überprüfen sein wird. Stellvertretend für eine ganze Reihe nenne ich nur den extravaganten Neubau des Guggenheim Museums in Bilbao von Frank O. Gehry, der bislang in Österreich zwar noch nichts bauen durfte, aber dafür Österreichs höchstdotierte Kunst- und Kulturauszeichnung, den erstmals vergebenen Friedrich-Kiesler-Preis erhielt; weiters den außergewöhnlichen Erweiterungsbau des Ber-

lin Museums von Daniel Libeskind, in dem das Jüdische Museum einen prominenten Standort haben wird und der als Berlins wichtigster Neubau seit der Wende apostrophiert wird¹⁶; oder Richard Meiers Getty Center in Los Angeles, das neue Wahrzeichen auf einem Hügel über der Stadt, zu welchem die Touristen in Scharen pilgern¹⁷.

Selbstverständlich sind hier Vergleiche zur österreichischen Situation unzulässig, aber angesichts der jahrelangen Debatten um adäquate inhaltliche, strukturelle und architektonische Lösungen für die hierzulande anstehenden Museumsprobleme vor allem in Wien, Graz und Salzburg, über deren Stand demnächst am 10. Österreichischen Museumstag in Innsbruck aus berufenen Mündern berichtet werden soll, darf schon der Stellenwert der bundes- und landeshauptstädtischen Museumspolitik bei den dafür Verantwortlichen eingemahnt werden. Dabei muß allerdings darauf hingewiesen werden, daß der Bund in den vergangenen Jahren vieles daran gesetzt hat, um die in seiner Verantwortung stehenden Museen in die Lage zu versetzen, den Strukturveränderungen und Entwicklungstrends im Museumswesen einigermaßen Rechnung tragen zu können und die Voraussetzungen für eine Anpassung an die Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft zu schaffen.¹⁸

Um das Verhältnis von Stadt und Museum weiter auszuloten, erscheinen drei Stichworte als mögliche Zugangsweisen von Bedeutung: die Standortfrage, die Frage nach der Darstellung der Stadt im Museum und die Frage der Rezeption eines Volkskundemuseums in der Stadt durch seine Besucher. Die Standortfrage hat, neben der unterschiedlichen Reputation, die Zentrum und Peripherie sowie Kunstgeschichte und Kulturgeschichte bei der sogenannten Laufkundschaft gewöhnlich genießen, auch einen nicht unerheblichen Einfluß auf die Besucherzahlen, die heute um soviel mehr zum Maßstab von Erfolg in der Museumsarbeit genommen werden, als die viel schwerer meßbaren, sonst zu erzielenden Resultate, wie Erkenntnisgewinn oder Wohlbefinden, die mit einem Museumsbesuch verbunden sein können. Nicht umsonst bezeichnet der Volkskundler Gottfried Korff das Museum als Medium mit geringer Einschaltquote¹⁹, während der Kunsthistoriker Klaus Albrecht Schröder von einem Massenmedium spricht²⁰.

Das klassische Museum muß jedenfalls ein Gehäuse haben und einen Ort im Stadtraum. Raumfragen und Architektur haben immer auch mit Politik und Macht zu tun, mit der Verfügung über Grund und Boden, mit

Einfluß und Repräsentation und mit der Wertschätzung, die eine Sache genießt. Veränderungen der herrschenden Weltbilder und Wertvorstellungen lassen sich so schon rein über die Lokalisation von Repräsentationsbauten in den Städten und über deren Inhalt und Nutzung verfolgen, wobei dem Zeitpunkt des Entstehens der jeweiligen Museen große Bedeutung für den Standort zukommt.²¹

Herrschersammlungen befinden sich demnach in den Palästen oder in eigens für sie errichteten Repräsentationsbauten. Ich denke dabei an das Belvedere, wo die kaiserliche Gemäldegalerie 1781 für das Publikum erstmals geöffnet wurde, an die Hofmuseen an der Ringstraße (1889 und 1891), welche den Herrschaftsbau und den Bildungsbau kongenial vereinen sollten, oder an das Museum für angewandte Kunst, das allerdings in der Mitte des 19. Jahrhunderts einer anderen Museumsidee, nämlich jener bürgerlich-aufklärerischen des Anschauungsortes für die Entwicklung einer neuen Produktkultur, entsprang. Wenn die Paläste durch den Lauf der Geschichte frei werden, ziehen die Museen ein, wobei sich in Österreich die Demokratie noch einen Platz im imperialen Raum behalten hat, insofern als der Bundespräsident heute noch in der Hofburg residiert. In Paris hingegen hat die Revolution alles hinweggefegt, und die bürgerliche Museumsidee seit Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts schrittweise den gesamten Louvre besetzt.

Das Technische Museum hat in Wien erst in diesem Jahrhundert ein Gebäude bekommen und hat daher, nicht nur wegen des Platzbedarfs, auch keine zentrale Lage. In Paris hingegen wurde, ebenfalls dezentral, der Technik in den achtziger Jahren eine ganze Stadt mit vier Vierteln gewidmet, La Villette, die Stadt der Wissenschaften und der Industrie, die dem Geist des technischen Fortschritts verpflichtet ist, eine Stadt, „gebaut um der dauernden Ausstellung der Welt gewidmet zu sein“²², eben eine Cité und kein Museum, angesiedelt auf dem Areal des ehemaligen Schlachthofs von Paris.²³

Volkskunde und Kulturgeschichte sind im allgemeinen über die Städte verteilt, zwar manchmal in Palais, wie etwa in der Wiener Laudongasse, oder in einer Villa suburbana, wie dem Monatsschloß im Salzburger Hellbrunn, aber gewöhnlich eben in der Vorstadt oder an den städtischen Peripherien angesiedelt. Über diese Ungunstlagen bzw. oft durch Jahrzehnte sich ziehenden Herbergsuchen der großstädtischen Volkskundemuseen ist oft gesprochen worden, als Beispiel kann das Pariser Musée national des

arts et traditions populaires im Bois de Bologne stehen, oder der fünfmalige Umzug des Ethnographischen Museums in Budapest, dessen heute prominenter Standort in den vergangenen Jahren wieder gefährdet erschien, oder die Wanderbewegungen des Volkskundemuseums in Berlin, das zuletzt in ein historisches Wasserwerk in Friedrichshagen am östlichen Stadtrand Berlins abgedrängt werden sollte. Da sich derzeit die von der Gesellschaft erwarteten Funktionsbestimmungen des Museums von den klassischen Aufgaben Bildungsinstitution, Forschungseinrichtung und Archiv ganz deutlich in Richtung Freizeit-, Unterhaltungs- und Plaisieranstalten verschieben, ist die Standortbestimmung City-Museum oder Ausflugsmuseum nicht nur eine Prestigefrage, sondern auch eine wirtschaftliche.

Der moderne Tourismus ist dabei für die Museen wie für die Städte von immenser Bedeutung, wobei die Städte vom Glanz der Museen profitieren können und umgekehrt, wenn auch nicht alle. Das Kunsthistorische Museum zählte vergangenes Jahr in einer einzigen Woche Besucher aus 72 verschiedenen Ländern, aber auch das Österreichische Museum für Volkskunde wird, wie die meisten städtischen Museen, überwiegend von Touristen besucht. Durch den Tourismus wird die Stadt jedoch gewissermaßen auch zum Museum seiner eigenen Geschichte, wobei Ungleichzeitiges nebeneinander Platz hat und gleichzeitig erlebt werden kann. Die heutige Stadt ist wie ein Museum strukturiert, sagt Boris Groys. Ja, die utopische Stadt erschließt sich seiner Meinung nach ausschließlich im Tourismus, denn in der fremden Stadt auf der Durchreise wissen wir gewöhnlich nicht, wie sie früher, vor unserer Anreise aussah, und was mit ihr nach unserer Abreise passiert.²⁴ Aber auch im Verhältnis des Touristen zur Stadt verändern die medialen Möglichkeiten die Rezeptionsgewohnheiten, wenn virtuelle Stadterkundungen und –rundgänge via Bildschirm mit Besichtigung von Denkmälern, Bauten, Museen und Sammlungen zur Disposition stehen.

Die Stadt ist aber auch im Museum selbst präsent und zwar nicht nur in den Stadtmuseen als Darstellung ihrer selbst oder als Darstellungsort der Großstadt als Forschungsfeld. In den sechziger bis achtziger Jahren, als das Land nahezu flächendeckend mit dörflichen und kleinstädtischen Regional- und Heimatmuseen überzogen wurde, erfaßte dieser Trend auch die Städte oder ging umgekehrt von ihnen aus und ließ viele, nahezu gleiche Museen entstehen, die in Stadteilarbeit und Geschichtswerkstätten all-

tags- und regionalgeschichtliche Fragestellungen zum Ziel hatten. Dieter Kramer sieht darüber hinaus besonders in den kulturhistorischen Museen eine Chance für das Erarbeiten eigener Interpretationen von Modernität und Urbanität im Zusammenhang mit moderner Stadterneuerung und Stadtmanagement, wie sie im erfolgreichen Umbau jeder Stadt gefunden werden müssen.²⁵ Am augenfälligsten wird dies zur Zeit in Berlin, wo in der Neuordnung der Museen grundlegende Auswirkungen auf die Entwicklung der Hauptstadt gesehen werden, die im gesamten Stadtmarketing eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Neue Standorte schaffen dabei neue Bedeutungsgewichte im Stadtraum, und in der Aufwertung traditioneller Orte und Einrichtungen wird ebenfalls maßgeblicher Einfluß auf die neue Topographie der Stadt vermutet.²⁶ Durch die Zusammenfassung einer Reihe großer öffentlicher und kleinerer privater Museen zum „Stadtmuseum Berlin“ als Stiftung öffentlichen Rechts wurde 1995 ein Mammutprojekt in dieser Hinsicht gestartet, in das große Hoffnungen gesetzt werden.²⁷

Für die Stadt und das Städtische im Museum lassen sich aber auch heimische Beispiele beibringen. Das jüdische Museum in Hohenems etwa stellt seine Geschichte und die der jüdischen Bevölkerung der Stadt unter anderem durch die Präsentation eines großen Strukturmodells des jüdischen Hohenems im ersten Stock des Museums dar. 1995 versuchte das Museum, über das Projekt „Ein Viertel Stadt“ dem Lesen der Stadt auf ihre Geschichte hin bildlichen und materiellen Ausdruck zu verleihen. Dem Stadtplan und Grundriß wurde dabei das Vermögen zugeschrieben, als Bild der Stadt zu fungieren, welches es als primäres Gedächtnisinstrument der Gesellschaft erlaubt, das Gewesene in der Gegenwart zu verorten.²⁸ Jedes Stadtmodell und jeder Stadtplan kann prinzipiell diese Funktion erfüllen. Betrachtet man das Modell der Wiener Innenstadt aus dem Jahr 1854 im Historischen Museum der Stadt Wien, so erklärt dieses die Stadt zum eigentlichen Museum und erschließt deren Raum einer zeitlichen Erfahrung.²⁹ Die beiden Stadtmodelle im Österreichischen Museum für Volkskunde hingegen stehen für die Entwicklung der Marktwirtschaft in der vor-modernen Gesellschaft, die sich im Bild dieser beiden Phantasiestädte mit Handwerkerhäusern, frühen Industrieanlagen und Transportmitteln niederschlägt.

Die städtisch-bürgerlichen Einflüsse auf unsere Kultur werden allerdings in der gesamten permanenten Schausammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde augenfällig, besonders in den Bereichen, die der

Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Geschichte und den gesellschaftlichen Entwicklungen gewidmet sind. Dies geschieht jedoch in subtiler Weise, die sich ohne Interpretation nicht immer erschließt, wie etwa eine Eintragung im Besucherbuch zeigt, welche moniert, daß das in diesem Museum angeblich dargestellte Bauernleben mitten in der Stadt von seinen ursprünglichen Wurzeln weggerissen sei und daher nicht in die Stadt passe. Dies zeigt ein gründliches Mißverständnis und belegt, daß die Besucher das sehen, was sie in einem Volkskundemuseum erwarten, in diesem Fall eine Rekonstruktion eines fiktiven, aber als real gedachten Bauernlebens, und daß das Rezeptionsvermögen vom persönlichen Wissensstand und dem Bild, das die Besucher von der Volkskunde insgesamt haben, abhängig ist. Wenn man dem Texte gegenüberstellt, die sich nicht widerstandslos erschließen lassen und eine Ästhetik für Wissende präsentiert, so muß man dafür in Kauf nehmen, unter Umständen nicht den Geschmack der Vielen zu treffen.

Das Museum in seiner heutigen Form ist eine historische Erscheinung des 19. Jahrhunderts und als solche eine städtisch-bürgerliche Erfindung. Sie kann in ihrer historischen Dimension als Gegenentwurf zur Moderne, als Fluchtpunkt inmitten alltäglicher Stadterfahrung und in Bezug auf Volkskundemuseen besonders als in die Stadt transferiertes, überhöhtes Bild vom Landleben gelesen werden. Das Besucherbuch des Österreichischen Museums für Volkskunde ist hierfür eine hervorragende Quelle, weil es die erfüllten oder enttäuschten Erwartungshaltungen der Gäste des Museums reflektiert. Viele Eintragungen bestätigen, daß man im Volkskundemuseum in der Stadt immer noch nach einem angeblich verloren geglaubten Landleben sucht, und daß der Wunsch nach Abbildern urbaner Sehnsüchte allein schon das Motiv für einen Besuch darstellen kann.

Das Museum, und hier spreche ich nicht ausschließlich vom volkskundlichen, ist insgesamt ein Ort der Ausstrahlung nicht nur im geistigen Sinn, sondern auch von Gefühlen. Hier werden auch Anmutungsqualitäten der Sinne angesprochen. Reinhard Johler hat einmal von der abgestandenen Luft und dem muffigen Geruch der Heimatmuseen geschrieben.³⁰ Auch der Falter-Führer zu den Wiener Klein-, Sonder- und Fachmuseen spricht im Vorwort von der Stimmung und vom Geruch der Museen.³¹ Wenn eine Besucherin des Wiener Volkskundemuseums schreibt: „So oft wie nur irgend möglich komme ich hierher! Allein der wunderbare Duft! Die stille und beschauliche Atmosphäre die man hier genießt! – einfach

unbezahlbar!“, so sehe ich die Duft-Komponente durchaus ins Positive gewendet.

Diese Eintragung zeigt aber auch, daß der gegenwärtig so oft geäußerten Forderung nach Anpassung der Museen als zusätzliche Angebotsorte technisch-medialer und konsumorientierter Erlebniswelten, der Wunsch nach Langsamkeit und Stille im Museum als Kompensation zu gerade dieser lauten, schnellen, schrillen Außenwelt gegenüberstehen kann. Museen können Erholungsorte mitten in der Stadt sein, Inseln der Kontemplation, Orte der Erhaltung, der Aufbewahrung, der Erinnerung, der Betrachtung, der Anregung, der Erkenntnis, der Interpretation und Kommunikation. Museen sollen nicht unbedingt mit Konsumtempeln und anderen Freizeiteinrichtungen konkurrieren wollen, denn sie werden hinsichtlich des Vergnügungswertes nicht so gut sein können wie jene, weil sie nicht als solche konzipiert waren. Allerdings muß man dann auch die Stärke aufbringen, eine solche Haltung zu vertreten, denn es erfordert Kraft etwas wahrzunehmen, was nicht im Trend liegt.

Eine andere Besucherbuch-Glosse vermag das Augenmerk auf einen weiteren Gesichtspunkt zu richten, der mit der hypothetischen Rekonstruktion von Kontexten, wie sie von Besuchern im allgemeinen geschätzt werden, zusammenhängt. Am 21.11.1996 forderte nach dem Besuch des Österreichischen Museums für Volkskunde jemand, wieder auf die Ausstellungsweise vor dem Umbau zurückzugehen, da die wunderschönen Bauernmöbel in den früheren Möbelstuben und Bundesländerräumen besser zur Geltung gekommen seien. Dieser Wunsch nach Rekonstruktion als für wirklich gedachter und regional verortbarer Lebenszusammenhänge, weist auf die Suche nach vorgefertigten Bildern hin, die Sicheres und Bekanntes vermitteln. Die Bauernstube in der städtischen Wohnung kann eine ähnliche Funktion erfüllen. Die museographisch überholte Idee der period rooms und Epochensäle³² und Nachbildungen von historischem Ambiente werden in Wien auch an anderen Stellen eingemahnt. Die zu den Museen der Stadt Wien zählenden Musikergedenkstätten wurden von der Architektin Elsa Prochazka mit minimalistischen gegenwärtigen statt üppigen zeitgenössischen Möbeln ausgestattet. Während die Gedenkstätten in einem renommierten amerikanischen Architekturjournal eine beispielgebende Erwähnung finden³³, wurden sie in Wien Zielscheibe erboster Kritik.

Um das Bild des Volkskundemuseums in der Stadt durch die Brille seiner Besucher abzurunden, schließe ich nun noch ein kleines Medley aus dem Besucherbuch an, wobei ich mich auf Aussagen zu Atmosphärischem beschränke, die sich erwartungsgemäß oft diametral widersprechen, was teilweise im Buch zu aufgeregten Diskursen der Besucher untereinander führt. Die zustimmenden und ablehnenden Meinungen lassen sich noch einmal in zwei Lager teilen, in jene die eher gefühlsmäßig reagieren, und jene, die die Sache analytischer sehen.

Manche Besucher finden das Museum „lehrreich“, andere „Gott sei Dank nicht belehrend“. Manche fühlen sich „alleingelassen und überfordert“, andere „angeregt“. Man sieht einerseits „die Wissenschaft überzeugend dargestellt“, andererseits wieder die „Texte und Präsentation zu wissenschaftlich“. Manche finden das Schöne, Gute, Geistreiche, Wertvolle, andere vermissen die Hinterglasbilder, die Keramik, die Trachten, die Klöppelspitzen, die Fatschenkindl. Manche sehen das Museum „entrümpelt“, andere sehen ein „Sammelsurium von Dingen“. Manche sehen ein „Schatzkästlein“, andere sehen gerade „kein Schatzkästlein“. Manche empfinden die Ausstellung als „volksfern“, andere wiederum als „volksnah“. Mehrheitlich Ausländer finden die Neuaufstellung „innovativ“, mehrheitlich Inländer finden sie „respektlos“. Manche begrüßen den „entromantisierenden Blick“, andere sehen eine „schöne alte Welt“. Manche sehen „ein nettes Heimatmuseum“, andere „zum Glück kein Heimatmuseum“. Jemand schrieb: „Aus allen Wänden spricht hier die Heimatliebe“. Zwei Seiten weiter die Antwort: „Vollkommen erschlagen von so viel Heimat suchen wir wieder das Weite“. Viele finden ihre „Wurzeln“, sehen sich „zurückversetzt in die Kindheit“, in manchen erweckt das Museum „Sehnsucht nach Harmonie“, andere „freuen sich einfach an den schönen Sachen“.

Die Aufzählung ließe sich noch weiter fortsetzen. Ich beschließe sie mit dem Zitat zweier Eintragungen, die mich persönlich besonders erfreuen. Ein Besucher aus Brunswick, USA, schreibt: „A fascinating new thematic exhibit that helps make clear the present directions of Volkskunde in Austria. A dramatic transformation from the national-regional approach of 20 years ago“. Sophie aus Wien schreibt: „Mama, Papa und mir hat es super gefallen. Wir würden am liebsten hier einziehen“.

Ich kehre noch einmal zurück zur allgemeinen Wiener Museumssituation. Die großstädtischen Museen stehen in einem starken Konkurrenzver-

hältnis zueinander, unter anderem auch deshalb, weil sich das Angebot ständig erweitert, bei einem in etwa gleichbleibenden Interessentenkreis. Die Kunstszene hat dabei wie eh und je die Nase vorn, weil sie die besseren Karten in Form von attraktiveren Häusern, zentraleren Standorten und angeseheneren Objekten hat und es ihr daher leichter gelingt, das passende Ambiente für die heutige Eventkultur zu bieten. Fünf Bundesmuseen, das Kunstforum, die Kunsthalle und das Kunsthaus beackern dabei ein annähernd gleiches Feld. Das schafft Konkurrenz, aber auch gesteigertes öffentliches Bewußtsein für die Sache.

Kunst findet heute eher ein Massenpublikum als alle anderen Museumssparten, sie ist Teil einer Kultur- und Unterhaltungsindustrie geworden. Das hängt mit ihrem Prestige-, Markt- und Unterhaltungswert zusammen. Der elitäre Charakter ist eher verschwunden, stärker wirken modische Trends im Kulturkonsum. Sogenannte Bildungseliten bestehen hauptsächlich aus Kunstgenießern. Sie delectieren sich an der Schönheit von Objekten und sind weniger an deren gesellschaftlichen, kulturgeschichtlichen oder geschweige denn sozialen Komponenten interessiert. Bildungsbürger wie Touristen strömen ins zentral gelegene Kunstmuseum. Volkskunde kann trotz engagierter Ausstellungen und Veranstaltungen und respektabler Medienpräsenz im urbanen Diskurs derzeit höchstens Nischenplätze einnehmen.

Läßt sich daraus eine Quintessenz für ein Volkskundemuseum in der Großstadt, sagen wir in Wien, ziehen? Nicht so leicht. Man kann beharrlich etwas tun, was den Massen nicht gefällt, aber den eigenen Ansprüchen genügt, wie dies Peter Noever seit Jahren vorexerziert, wenn man sich erst einmal eine Position erarbeitet hat, in der man dies ungestraft tun kann. Man kann konsequent Kulinarisches, gesellschaftlich Abgesichertes tun, wie es Wilfried Seipel mit dem Kunsthistorischen Museum höchst erfolgreich macht. Man kann wirtschaftlich Erfolgreiches und Öffentlichkeitswirksames präsentieren, wenn man den Marktwert seiner Produkte kennt und präzise kalkuliert, wie Klaus Albrecht Schröder im Kunstforum.

Museen mit geringerem sozialen Status können sich nur durch konsequente inhaltliche Positionierung profilieren. Diese Positionierung ist allerdings leichter gefordert als getan und besteht aus einem Spagat zwischen Publikumserwartungen, Fachentwicklung, inhaltlichem und gestalterischem Mainstream, Ansprüchen der Erhalter und den eigenen Vorstellungen für ein historisch gewordenes Haus im kulturellen Pluralismus der

Gegenwart. Wenn die Schriftstellerin Marie Thérèse Kerschbaumer im Ö1-Gespräch fragt: seien wir ehrlich, für wen schreiben wir eigentlich? und die Antwort gleich draufsetzt: natürlich für die Kolleginnen und Kollegen der eigenen Zunft, so produzieren wir möglicherweise am Publikum vorbei, denn der Wurm muß dem Fisch schmecken, nicht dem Angler. Die Konkurrenz mit der „Hochkultur“ ist für die „Volkskultur“ auf musealer Ebene jedenfalls nicht zu gewinnen. Hierin kann man Klaus Bachler zustimmen, wenn er von der Volksoper im Vergleich zur Staatsoper sagt, daß diese für die Repräsentation nicht zu gebrauchen sei. Aber vielleicht können wir auf möglichst hohem Niveau das „normale“ Publikum erfreuen, und das wäre doch immerhin schon etwas.

¹ Pircher, Wolfgang: Ein Raum in der Zeit. Bemerkungen zur Idee des Museums. In: Erber-Groiß, Heinisch, Ehalt, Konrad (Hg.): *Kult und Kultur des Ausstellens. Beiträge zur Praxis, Theorie und Didaktik des Museums*. Wien 1992, S. 31.

² Brock, Bazon: Metropole gegen Metropolis? Urbanität als Postulat. In: Ders.: *Die Re-Dekade: Kunst und Kultur der 80er Jahre*. München 1990, S. 227 ff.

³ Ebda.

⁴ Uhl, Heidemarie: Leipzig und Laibach/Ljubljana: Zur Strukturentwicklung urbaner Leitkulturen. In: Kannonier, Reinhard, Helmut Konrad (Hg.): *Urbane Leitkulturen 1890-1914. (=Studien zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte 6)*. Wien 1995, S. 17.

⁵ Ebda, S 14. Das Internationale Forschungszentrum Kulturwissenschaften in Wien veranstaltete im Mai 1998 ein Workshop zu diesem Thema; siehe Gerbel, Christian: *Urbane Leitkulturen. Eine Perspektive für vergleichende kulturwissenschaftliche Studien?* In: *IFKnews 2/98*. Wien, Verein Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften, 1998, S. 20-21.

⁶ Mattl, Siegfried: Der kulturpolitische Kontext der Ersten Republik. In: Posch, Herbert, Gottfried Fliedl: *Politik der Präsentation. Museum und Ausstellung in Österreich 1918-1945*. Wien 1996, S. 11-24.

⁷ Roth, Martin: *Das Museum im urbanen Gefüge*. In: *Museumkunde*. Bd. 62, Heft 1, Berlin 1997, S. 3.

⁸ Zimmer, Annette: *Museen zwischen Markt und Staat*. In: Dies. (Hg.): *Das Museum als Non-profit-Organisation. Management und Marketing*. Frankfurt a. M., New York 1996, S. 9.

⁹ Ehalt, Hubert Chr.: Vorwort. In: Erber-Groiß u.a. (wie Anm.1), S. 7.

¹⁰ Groys, Boris: *Das Museum im Zeitalter der Medien*. In: Ders.: *Logik der Sammlung. Am Ende des musealen Zeitalters*. München, Wien, 1997, S. 12.

¹¹ Pircher (wie Anm.1).

¹² Thiemann, Robert: *The whole world is a museum*. In: *Frame 1*, 1998, S. 44-45.

¹³ Iglhaut, Stefan: *Das Museum in Telepolis. Von der Stadt in den Datenraum und zurück*. In:

Museumskunde. Bd.62, Heft 1, Berlin 1997, S. 54-58.

¹⁴ Ebda, S. 57.

¹⁵ Tomicek, Harry: Das Österreichische Filmmuseum. In: Anwander, Berndt: Wiener Museumsführer. Bd.1, Wien, 1995, S. 14.

¹⁶ Rauterberg, Hanno: Zacken der vierten Dimension. In: Die Zeit. Nr.26, 1998.

¹⁷ Speck, Maria: Museum aktuell. Besucher müssen draußen bleiben. In: Spiegel online 24/1998.

¹⁸ Kulturbericht 1996. Herausgegeben vom Bundesministerium für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten, Sektion IV. Wien 1997.

¹⁹ Korff, Gottfried: Europa Exposé. Fragen an eine geplante Einrichtung in Berlin. In: Wege nach Europa. Ansätze und Problemfelder in den Museen. 11.Tagung der Arbeitsgruppe Kulturhistorische Museen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 4.-8.Oktober 1994. Berlin 1995, S. 12.

²⁰ Gribl, Albrecht A.: 9.Österreichischer Museumstag St.Pölten/Niederösterreich 2.-4.10.1997. In: Museum heute Nr.14. Fakten, Tendenzen, Hilfen. München 1997, S. 51.

²¹ Zur Entstehungsgeschichte der Museen vgl. Waidacher, Friedrich: Handbuch der Allgemeinen Museologie. (=Mimundus 3). Wien 1993, S.66-117; Fliedl, Gottfried: Verlorene Aufklärung? Anmerkungen zur Geschichte des österreichischen Museumswesens und zum Strukturwandel musealer Öffentlichkeit. In: Ders. (Hg.): Museum als soziales Gedächtnis? Kritische Beiträge zur Museumswissenschaft und Museumspädagogik. Klagenfurt 1988, S. 92-119. Desvallées, André: Konvergenzen und Divergenzen am Ursprung der Französischen Museen. In: Fliedl, Gottfried (Hg.): Die Erfindung des Museums. Anfänge der bürgerlichen Museumsidee in der Französischen Revolution. (=Museum zum Quadrat Nr.6) Wien 1996, S. 65-130. Grieshofer, Franz: Entwicklungslinien im volkswissenschaftlichen Museumswesen Österreichs. In: Volkskunde. Institutionen in Österreich (=Bio-Bibliographisches Lexikon der Volkskunde Folge 5). Wien 1992, S. 21-40.

²² Pircher (wie Anm.1), S 31.

²³ Kos, Wolfgang: Triumph der Simulation oder: ein Pyrrhussieg. Zum Projekt der Cité für Wissenschaft und Industrie in Paris – La Villette. In: Erber-Groiß u.a. (wie Anm.1), S. 55-67.

²⁴ Groys, Boris: Die Stadt auf der Durchreise. In: Ders.: Logik der Sammlung. Am Ende des musealen Zeitalters. München, Wien, 1997, S. 18 und S. 93.

²⁵ Kramer, Dieter: Wozu eigentlich Museen? Museen als Institutionen kultureller Öffentlichkeit. In: Zimmer (wie Anm.8), S. 33-34.

²⁶ Schneider, Bernhard: Die Rolle der Museen im Stadtmarketing Berlins. In: Museumskunde. Bd.63, Heft 1, Berlin 1998, S. 50-55.

²⁷ Vgl.dazu: Steen, Jürgen: Stadtmuseen. Güntzer, Reiner: Berlin im Umbruch – Stadtmuseum Berlin im Aufbruch. Schneider, Bernhard: Das Stadtmuseum Berlin und seine Orte. Alle in: Museumskunde. Bd.62, Heft 1, Berlin 1997, S. 10-25.

²⁸ Grabherr, Eva: Der Stadtgrundriß als das primäre Gedächtnisinstrument der Gesellschaft. In: Jahrbuch Vorarlberger Landesmuseumsverein Freunde der Landeskunde. Bregenz 1997, S. 225-230.

²⁹ Heinisch, Severin: Exponierte Geschichte. Zur Struktur des Historischen im musealen

Raum. In: Erber-Groiß u.a. (wie Anm.1), S. 44.

³⁰ Jöhler, Reinhard: Zur Musealisierung eines Kulturkonzeptes: Die Heimatmuseen. In: Posch (wie Anm.6), S. 285.

³¹ Anwander, Berndt: Wiener Museumsführer. Bd.1. Wien, 1995, S. 11.

³² Vgl. dazu Desvalées (wie Anm.21), S. 121-122.

³³ Webb, Michael: Waltz to the music of time. In: Metropolis. New York, July 1998, S. 89.

Susanne Breuss, Wien

Die Stadt, der Staub und die Hausfrau

Zum Verhältnis von schmutziger Stadt und sauberem Heim

Die Volkskunde konzentrierte ihr Interesse bekanntlich lange Zeit auf die ländliche bzw. bäuerliche Kultur, wobei die Vorstellung vom ländlichen Leben als positiv besetztes Gegenbild zum städtischen Leben diente. „Schreckbild Stadt“ versus „Wunschbild Land“: antithetisch aufeinander bezogene Topoi, die, wie die Volkskunde selbst, in den wesentlichen Zügen ein Produkt des 19. Jahrhunderts sind. Ich möchte mich hier jedoch mit einem anderen Gegenbild zur Stadt beschäftigen, mit einem Ort, der sich geographisch gesehen nicht außerhalb, sondern mitten in der Stadt selbst befindet. Gemeint ist das bürgerliche Heim: auch dieses ein Produkt des 19. Jahrhunderts und in seiner Entstehungsgeschichte eng mit der Urbanisierung und der Herausbildung der modernen bürgerlichen Familie verknüpft. Wie die Vorstellung vom heilen Leben auf dem Land ist jene vom trauten Heim (auch) als ein Konstrukt *gegen* die Stadt zu verstehen.

Die Stadt: nicht nur für die Volkskunde ein Ort, der viel Negatives verheißt. Einer ganz bestimmten Dimension dieses Negativen möchte ich mich im folgenden widmen. Unter jenen Eigenschaftswörtern, die in Verbindung mit dem Hauptwort „Stadt“ auftreten, fehlen selten solche, die mit Schmutz und Dreck zu tun haben. Zahlreiche Beispiele dafür finden sich in Prosa und Lyrik ebenso wie in Sachtexten unterschiedlichster Art: die Stadt erscheint vielfach als Inbegriff von Schmutz. Die Klage über den Schmutz der Städte ist alt, doch im 19. Jahrhundert — dem Jahrhundert der Industrialisierung und Urbanisierung, dem Jahrhundert des Bürgertums und dem Jahrhundert der Hygiene — gewinnt sie eine neue Dimension.

Ungefähr seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wächst in Zeitschriften, Reisebeschreibungen, merkantilen und medizinischen Abhandlungen immer geschwinder die Zahl der Berichte über städtischen Schmutz.¹ Vor allem im Verlauf des 19. Jahrhunderts geraten in der Wahrnehmung der Stadt deren schmutzige Seiten zunehmend in den Vordergrund. Dies ist nicht nur eine Folge der Zunahme des Schmutzes auf Grund der durch Bevölkerungsexplosion, Industrialisierung usw. veränderten Lebensverhältnisse in den Städten. Die Schärfung des Blickes für den Schmutz ist ein integraler Bestandteil jenes komplexen Phänomens, das mit dem Begriff „Urbanisierung“ bezeichnet wird und dessen Bedeutung in einem umfassenden und beschleunigten Strukturwandel des städtischen und darüber hinaus des gesamtgesellschaftlichen Lebens liegt. Nicht nur produzierte die städtische Gesellschaft des 19. Jahrhunderts Unmengen von Schmutz, sie entwickelte auch spezifische Schmutz-Wahrnehmungsformen sowie Formen des Umganges mit Schmutz und Formen des Kampfes gegen Schmutz. Der Schmutz wurde unter verschiedensten Gesichtspunkten diskutiert: ästhetische, moralische und soziale Argumente gegen ihn wurden ebenso ins Feld geführt wie gesundheitliche. Letztere eroberten sich jedoch schnell den prominentesten und unanfechtbarsten Platz.² Der Gesundheitsdiskurs des aufstrebenden Bürgertums³ begann seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert nicht nur das Nachdenken über die Stadt, sondern ganz generell jenes über die bürgerliche Gesellschaft im industriellen Zeitalter wesentlich zu prägen. Vor allem aber die Stadt galt zunehmend als Krankheitsfaktor⁴ und wurde unter gesundheitlichen Gesichtspunkten beurteilt und zu verbessern versucht.

Der Urbanisierungsprozeß konfrontierte Stadtverwaltungen und Stadtbewohner/innen mit erheblichen ökonomischen, technischen, sozialen und gesundheitspolitischen Problemen und Aufgaben. Verstärkt ab der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden mit der vielfach planlosen städtebaulichen Entwicklung, mit der Ansiedelung von Industrie- und Gewerbebetrieben und einer immens erhöhten Wohndichte massive hygienische Risiken. Es kam zu gesundheitsgefährdenden Umweltbelastungen in bis dahin unbekanntem Größenordnungen.⁵ Pocken-, Ruhr-, Typhus- und vor allem Choleraepidemien mit verheerenden Auswirkungen gerade in den städtischen Ballungsgebieten trugen das ihre dazu bei, das Bild von der schmutzigen und krankmachenden, ja lebensbedrohlichen Stadt zu festigen. Etwa seit der Jahrhundertmitte kam es zunehmend zu einer öffentlichen Diskussion

dieser Probleme, an der sich Kommunalpolitiker ebenso beteiligten wie Mediziner, Stadtplaner, Architekten, Ingenieure, Nationalökonomien, Sozialreformer und Vertreter des städtischen Wirtschaftsbürgertums. Die Hygiene avancierte dabei zu einer Leitwissenschaft, die eine Lösung der Probleme herbeizuführen versprach.⁶ Es wurden umfassende Maßnahmen ergriffen, die die Beseitigung der krankheitsverursachenden städtischen Umwelteinflüsse zum Ziel hatten. Der Auf- bzw. Ausbau der städtischen Infrastruktur, die Assanierung der Städte gilt heute als bedeutende städtebauliche und kommunalpolitische Leistung des 19. Jahrhunderts.⁷ Sie umfaßte u.a. eine zentralisierte und hygienisch einwandfreie Wasserversorgung, Kanalisationssysteme, Abfallsammlung und -entsorgung, kontrollierte Schlachthofanlagen und Markthallen, baupolizeiliche Reglements, stadtplanerische Eingriffe sowie Maßnahmen auf dem Gebiet der Wohnungspflege.⁸ Neben der Forcierung dieser infrastrukturellen Maßnahmen erfaßte die Hygienebewegung jedoch auch die einzelnen Individuen: jede/r sollte ganz persönlich durch „richtiges“ Verhalten ihre/seine Gesundheit und damit auch jene des städtischen Ganzen pflegen und bewahren helfen. Hygienisches Verhalten geriet zur Pflicht gegenüber der Gesellschaft und es wurden enorme Anstrengungen unternommen, die Menschen zu einer hygienischen Lebenspraxis hinzuführen. Schmutz und Gestank aus der Stadt zu verbannen, galt als Ausdruck urbaner Modernität, als Anzeichen wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritts. Mit seiner Forderung nach größtmöglicher Sauberkeit und Geruchlosigkeit drückte das Bürgertum der Stadt seinen kulturellen Stempel auf.⁹ Hygiene und Sauberkeit sind als bürgerliche Antworten auf jene Probleme zu verstehen, die die Urbanisierung mit sich brachte.

In den zeitgenössischen Diskursen über den Schmutz der Städte ist immer auch und ganz besonders vom Staub die Rede. Er geriet vielfach zum Synonym für städtischen Schmutz; in der Stadt schien er eine ganz spezifische Qualität zu entwickeln. Dennoch wurde dem Staub seitens der in den letzten Jahren vorgelegten (deutschsprachigen) Forschungsarbeiten zur Hygiene in den Städten des 19. Jahrhunderts kein besonderes Augenmerk geschenkt. Das Interesse galt in erster Linie der Seuchenbekämpfung, Wasserversorgung, Kanalisation und teilweise der Müllbeseitigung. Doch der Staub war — im doppelten Sinne des Wortes — in aller Munde, auch noch als sich das Interesse der Hygieniker, die zunächst vor allem die Stadtluft im Visier hatten, bereits auf das Wasser verlagert hatte. Bis in die

ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts war die Staubplage in den Städten ein allgegenwärtiges Problem. Zahlreich sind die Klagen darüber, ebenso wie die mehr oder weniger sinnvollen Anregungen, dieser Plage beizukommen.

Beginnen werde ich den Ausflug in diese staubigen urbanen Welten mit einer Schilderung der Staubplage an unserem Tagungsort Linz, verfaßt von Benedikt Pillwein im Jahr 1824:

*„Der Uebelstand, daß ein Theil der fahrbaren Gassen und Strassen dieser Hauptstadt nicht gepflastert, sondern bloß beschottert ist, erzeugt das noch größere Uebel, daß sich bei trockener Witterung eine solche Menge Staubes darauf sammelt, daß hierdurch nicht nur Vorübergehende, sondern auch vorzüglich die Bewohner der daran liegenden Häuser in hohem Grade und zwar so sehr davon belästigt werden, daß selbst ihre Gesundheit Gefahr und Schaden leidet“.*¹⁰

Pillwein beschreibt weiters, was die Stadt Linz gegen den Staub auf den Straßen unternimmt — in erster Linie werden die Straßen mit Wasser besprengt, die dafür verwendeten Geräte scheinen auch bei Linz-Besucher/innen großen Anklang gefunden zu haben, jedenfalls verfertigten sie sich laut Pillwein immer wieder Skizzen davon. Einen besonders schlechten Ruf besaß die Wiener Luft; die Klagen darüber rissen bis ins frühe 20. Jahrhundert nicht ab. Bereits in der ersten medizinischen Topographie von Wien, 1810 von dem Arzt D.Z. Wertheim verfaßt, galt die in „höchstem Grade verdorbene Luft“ als Hauptursache für die hohe Mortalität.¹¹ Wien schien im Staub zu ersticken, auch noch so häufiges Bespritzen der Straßen reichte offenbar nicht aus, um „den Staub zu löschen, welcher an allen Ecken und Enden im leisesten Luftzug wirbelt“.¹² Besonders drastisch brachte dies einige Jahrzehnte später Josef Riedel zum Ausdruck:

*„Wenn aber heute noch eine Stadt insonderheit unter dem Manen des biblischen Fluches: 'Staub sollst du fressen dein Leben lang!' steht, so ist dies sicher unser schönes Wien. Die Belästigungen durch Staub in den Häusern, Strassen und sogar Parkanlagen sind bei uns geradezu bis zur Unerträglichkeit gesteigert, der Leidensweg, den Jedermann fast täglich durchzumachen gezwungen ist, wäre schon eine Schilderung wert.“*¹³

An Schilderungen der Wiener Staubplage mangelt es nun keineswegs. So schrieb etwa der Gründer der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft Jaromir Mundy über die Straßen Wiens: „Dicke Staubwolken wälzen sich unablässig durch die ganze Stadt [...] Der Staub [...] peiniget das ganze Jahr

hindurch die Gesunden, er quält die Schwachen, er dezimiert die Bevölkerung, er füllt den Zentralfriedhof¹⁴. Anlässlich der Generalregulierungspläne für Wien veröffentlichte das Neue Wiener Tagblatt 1894 einen Artikel von Reinhard E. Petermann mit dem Titel „Wien im Staub“¹⁵, in dem der Autor die aktuellen Verhältnisse mit der Wien-Beschreibung von Johann Pezzl aus dem Jahr 1786 verglich, der den „unaufhörlichen Staubregen“ als eine der „großen Plagen von Wien“ bezeichnet hatte. Petermanns Resümee: in den 100 Jahren dazwischen habe sich nichts wesentliches verändert und er sieht die Gefahr, daß man weitere 100 Jahre später zu dem selben Schluß kommen werde: „Es ist alles beim alten geblieben!“ Daher plädiert er für eine Assanierung der Straßen Wiens, welche er für gerade so wichtig erachtet, wie seinerzeit die Einführung der Hochquellwasserleitung, die „Monumentalisierung Wiens“ hingegen sei von weit geringerer Bedeutung.

Im 19. Jahrhundert vollzog sich eine beachtliche Sensibilisierung gegenüber dem Staub auf den Straßen. In einem 1908 erschienenen Werk über die Staubbeseitigung heißt es dazu: „Die Staubbildung und Staubverbreitung ist wohl eines der ältesten Übel, welches die Menschheit kennt [...] So alt auch die Staubbildung ist, so hat es doch sehr lange gedauert, ehe man seine Schädlichkeit und Unannehmlichkeit erkannte; erst das enorme Anwachsen der Bevölkerung, die zahlreichen Verkehrsmittel, verbunden mit allen den Bedürfnissen, welche aus den Erfindungen und Fortschritten der letzten 70 Jahre hervorgegangen sind, haben die Bedeutung der Staubgefahr erkennen lassen“¹⁶. Der Autor stellt weiters fest: „Die Staubgefahr ist akut, die Staubplage so arg, daß man sich allenthalben zum Kampfe rüstet“¹⁷. Diese verstärkte Aufmerksamkeit gegenüber dem Staub war nicht zuletzt eine Folge der neuen Erkenntnisse von Medizin und Naturwissenschaften: „Der Staub ist der größte Feind unserer Gesundheit, da er die Keime gefährlicher Krankheiten birgt.“¹⁸ Von einem lästigen und eher ästhetischen Problem wurde der Staub somit zu einer gesundheitlichen Gefahr. Maßgeblich für die veränderte Wahrnehmung des Staubes als Bedrohung für Leib und Leben war aber generell die Entwicklung der Stadt im 19. Jahrhundert, in der sich z.B. mit dem wachsenden Verkehr die Gesundheitsgefahren stetig zu erhöhen schienen. Im Bild des Staubes verdichteten sich die Diskurse über die Gefahren der Stadt. Die Konsequenz: „der Staub muß unschädlich gemacht werden“¹⁹. Der Kampf gegen die Staubeentwicklung, die Reinhaltung der Straßen sowie deren Befestigung,

die Entmischung von Wohn- und Industrie- bzw. Gewerbegebieten etc. entwickelten sich zu einem der wichtigsten städtebaulichen Projekte. Darüber hinaus wurde die städtische Bevölkerung zu einem staubvermeidenden Verhalten erzogen.

Zahlreiche Versuche, den Staub zu definieren bzw. seine Inhaltsstoffe zu beschreiben, finden sich in zeitgenössischen Quellen. Häufig vermischen sich dabei die Definitionsversuche mit den Ekelgefühlen der Autoren bzw. der offensichtlichen Intention, solche bei den Leser/innen zu wecken. So schreibt zum Beispiel Louis Edgar Andés:

*„In den Städten und besonders in den Großstädten mit ihrem — in den letzten Jahren allerdings durch die elektrischen Verkehrsmittel verminderten — Zugtierverkehr ist der Staub nicht nur aus den durch Abschleifen der Pflasterung entstandenen Partikelchen zusammengesetzt, sondern er enthält außer Kohle, Ruß und Asche der Feuerungen auch noch Eisenteile, den von chaussierten oder macadamisierten Straßen [...] gebildeten, auf dem Pflaster überall herumgezogenen Kot und endlich eine Menge Dinge, die sich nicht gerade durch Appetitlichkeit auszeichnen. Da sind Pferdemist und Hundekot, Abfälle von tierischen und pflanzlichen Substanzen und zum nicht geringen Teil die Sputums einer ungezählten Menschenmenge. Dies alles bildet in ausgetrocknetem Zustande den Staub der Großstadt, der von elektrischen Straßenbahnwagen und Automobilen, von den Pferden und den Rädern der Wagen in die Luft geworfen und von den nicht ausrottbaren Schleppen der Frauen aufgewirbelt und von den Passanten eingeatmet wird. [...] Vermehrt wird der ohnehin reichlich sich bildende Staub noch durch Bestreuen des Asphaltpflasters und in überreichem Maße der Straßenbahnschienen mit Sand, der in kürzester Zeit zu Mehl zusammengefahren wird“.*²⁰

Wissenschaftlicher geben sich die Hygiene-Handbücher:

„Der Strassenstaub besteht aus mehr oder weniger grossen Körnchen und Splitterchen jener Gesteinsarten, aus denen das Pflaster, die Mauern, die Dächer bestehen, aus Sand, trockenem Pferdemist oder sonstigem Unrath. Man findet weiter in ihm Kohlentheilchen, dem Russ der Feuerungen entstammend. Haare, Woll- und Baumwollfasern, zumeist durch Abnützung der Kleider entstanden. Stärkezellen, Eisentheilchen etc. in grosser Fülle. Aber auch die seltensten und werthvollsten Stoffe trifft man im Strassenstaub der Städte an, selbst Gold und Silber. (Münzen verlieren nach zehnjährigem Umlauf bis 2 Procent an Metallwerth.) Die Pflanzenwelt liefert Staub, welcher Samen, Sporen, Keime und Pollen oder Pflanzendetritus und Zerfallsproducte enthält. Das Thierreich gibt Staub, der aus Epithel, Eiterzellen, eingetrockneten Se- und Excreten, Partikelchen unveränderter, verwesender oder verwester Körperge-

*webe u.s.w. besteht.*²¹

Solche Beschreibungen des Staubes verdeutlichen eines ganz besonders: der städtische Staub ist ein Produkt und ein Spiegel der städtischen Welt, er enthält kleinste und mit freiem Auge nicht sichtbare Partikelchen dessen, was eine Stadt ausmacht. Die Aufzählung der Inhaltsstoffe und Eigenschaften städtischen Staubes gerät somit zur Beschreibung der Stadt an sich.

Als Quellen der Staubeentwicklung in den Städten wurden zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor allem die unbefestigten und ungepflegten Straßen genannt; später erregten in dieser Hinsicht die modernen Verkehrsmittel großen Unmut: die Automobile potenzierten „mit ihrem großen Gewicht und ihrer oft rasenden Schnelligkeit“²² die Staubplage, ebenso trugen die elektrischen Straßenbahnen...

*„...durch ihre Schnelligkeit viel zur Staubeentwicklung bei, aber diese wird noch durch das Streuen von Sand vermehrt. Viele Motorführer benützen den Sand so ausgiebig nicht als äußerstes, sondern als gewöhnliches Bremsmittel und lassen in ihre Vorrichtungen so viele Schaufeln Sand gleiten, daß in Wien beispielsweise ganze Straßenstrecken konstant förmlich versandet erscheinen. Der Sand wird von den Straßenbahnwagen und anderen Fuhrwerken zerrieben und von hunderten Straßenstrecken steigen nun, befördert durch das rasche Fahren der Straßenbahnwagen und der Automobile, Staubmassen in die Luft und füllen diese den ganzen Tag über, bis die Dichte in den Nachmittags- und Abendstunden oft einen geradezu unerträglichen Grad erreicht“.*²³

Weiters wurde das Niederreißen von Gebäuden genannt sowie die „in großen Städten nie ein Ende nehmenden Aufgrabungen der Straßen für Kanalisationsbauten, Rohrverlegungen, Reparaturen an Gas- und Wasserleitungsrohren, Telephon- und elektrischen Leitungen, Verlegungen der Schienen der Straßenbahn und Ausbesserungen“.²⁴ Als „geradezu unbegreiflich und allen Gesetzen der Hygiene hohnsprechend“²⁵ wurde auch die Kehrriichtabfuhr in einzelnen großen Städten und besonders in Wien bezeichnet. Andrés beschreibt, wie der Mistbauer den Müll abholt:

„Die angeblich geschlossenen Kehrriichtwagen sind offen, die aus den Wohnungen und Geschäftslokalen kommenden Sammelgefäße, oft unglaublicher Form und Größe, werden möglichst hoch auf den Wagen vom Mistbauer emporgehoben, am Rande des Wagens ausgeklopft und entwickeln Staubmassen, die ganz enorm sind. Dieser Staub ist geradezu ekelhaft, wenn man bedenkt, was alles in das Sammelgefäß wandert, und man frägt sich ganz unwillkürlich, wozu Verordnungen gegen das ‚Freie Ausspucken‘ erlassen werden, wenn hier der kon-

*zentrierte Inhalt der Spucknäpfe frei seinen Weg in die Luft findet“.*²⁶

Zu all diesen Ärgernissen kamen noch die zahlreichen Fabriken und Gewerbebetriebe, deren Produktion häufig mit Staubentwicklung verbunden war. Ein Großteil dessen also, was städtisches Leben ausmachte, ließ Staub entstehen oder aufwirbeln.

Stadtluft schien also nicht nur frei, sondern auch krank zu machen. Alles in allem waren sich die zeitgenössischen Autoren darin einig, daß das Einatmen der städtischen Luft „zweifelloso der Gesundheit nicht förderlich“²⁷ sein könne:

*„Zum mindesten fehlen der Stadtluft jene Beigaben, welche, wie z.B. der Duft des Waldes, der Wiesen, der Blumen, offenbar 'Genußmittel' der Luft genannt werden könnten, weil sie uns mit Behagen die Atmung vornehmen lassen, ja vielleicht zu tieferen Atemzügen anregen. In ihrem Staubgehalte bringt sie aber wirklich schädigende Stoffe in den Körper hinein, die mechanischen Reiz in den Luftwegen ausüben, und gelegentlich werden pathogene Keime von den Luftwegen oder durch Verschlucken von dem Darm aus den Zutritt in das Körperinnere erreichen“.*²⁸

Die Hygieniker sahen die Einatmung möglichst staubfreier Luft als Bedingung für das Gesundbleiben²⁹ und die Hygienehandbücher kamen daher nicht ohne den Hinweis aus, daß das „eifrigste Bestreben einer Stadt dahin zielen“ müsse, „die Verschlechterung der Luft möglichst zu vermeiden“, wozu in erster Linie „die Erzielung von staubfreier Luft“³⁰ gehöre. Als wichtigste Schritte zu einer staubfreien städtischen Luft wurden die Pflege und Befestigung der Straßen³¹, eine Reform der Kehrrichtabfuhr³², die Änderung der Heiztechnik sowie die Entmischung von Produktions- und Wohnstätten betrachtet.

Von den staubigen Straßen der Städte, von der Außenwelt, wenden wir uns nun der Innenwelt, dem bürgerlichen Heim zu. Konstitutiv für die Entwicklung der industriekapitalistischen bürgerlichen Gesellschaft war die Herausbildung einer „öffentlichen“ und einer „privaten“ Sphäre³³, die der historisch neuen Trennung des Lebens in einen Arbeits- und in einen Wohn- bzw. Freizeitbereich sowie einer geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung entlang dieser als voneinander strikt getrennt gedachten Sphären entsprach. Der Mann habe sich im öffentlichen Leben und in der Welt der Erwerbsarbeit zu bewähren, die Frau als Hausfrau, Gattin und Mutter gehöre „in das Haus und für das Haus, aber nicht auf die Gasse“³⁴, „nun und nimmermehr“ werde man „behaupten können, daß es der natür-

liche Beruf des Weibes überhaupt sei, auf den Markt des öffentlichen Lebens zu treten“.³⁵ Die Frau finde ihren als „natürlich“ definierten Wirkungsbereich im Hauswesen: „Denn das Haus mit seinen Sorgen und Freuden ist ja die ureigene Heimat der Frau. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wurzeln für sie in dem Boden der kleinen Welt des häuslichen Kreises und mit tausend Liebes- und Leidensfäden ist sie daran zeitlebens festgeknüpft“.³⁶ Das Haus oder die Wohnung ist die bauliche Hülle innerhalb derer die Frau das Heim gestaltet. Das Heim ist per definitionem eine heile, erholsame und friedliche Gegenwelt zur rauhen Welt des Wettbewerbs und der Konkurrenz draußen — das Haus als eine „Stätte der Versöhnung“, als ein „geweihter Zufluchtsort“, an dem die „Gefühle des Friedens“³⁷ bewahrt werden. Die städtische Lebenswelt, die zunehmend als bedrohlich und gefährlich gilt, erscheint als Gegenpol zur abgeschotteten Privatsphäre, die dem Bürger heilig ist. Die sich herausbildende Familienwohnung als Ort der rein privaten Reproduktion und Rekreation wird als weitgehend in sich abgeschlossen imaginiert, die städtisch-bürgerliche Wohnkultur des 19. Jahrhunderts ist Ausdruck dieser Vorstellungen, was sich nicht nur in Anlage, Ausstattung und Nutzung der Räume, sondern auch in den Umgangsformen äußert: ein ausgefeiltes Regelwerk sorgt für kontrollierte und überschaubare Beziehungen zwischen Drinnen und Draußen.³⁸

Hauptfigur der bürgerlichen Wohnkultur des 19. Jahrhunderts ist die Frau. Als „Göttin auf dem Altare des Familienlebens“³⁹ ist sie für die Schaffung des Heimes als Heimat zuständig, inmitten der ansonsten „heimatlosen“ Stadt. Das Heim ist das Eigene, die Stadt das Andere. Die Tätigkeiten der Frau sind darauf ausgerichtet, „heimatliche Befindlichkeit“⁴⁰ zu erzeugen, die Wohnung zum „Tempel der Familie“⁴¹ zu machen. Heim und Haus gelten als die eigentlichen Gebiete, auf denen sich die Frau schöpferisch betätigen kann und soll.⁴² In den zahlreich erschienenen normativen Schriften zum Wesen und zu den Aufgaben der Frau wird die Schaffung eines Heimes als oberste Aufgabe definiert und es mangelt nicht an Anleitungen zur praktischen Umsetzung.

Zu den wichtigsten Grundsätzen, die nun bei der Schaffung eines Heimes zu berücksichtigen sind, gehören Sauberkeit und Reinlichkeit. Als durch die Hygiene eine wissenschaftlich und medizinisch begründete Aufwertung der zunächst vor allem religiös und moralisch begründeten weiblichen Reinlichkeitstugend erfolgt, wird die Frau auch für das gesundheit-

liche Wohl der Familie verantwortlich. Schmutz bedeutet nun nicht mehr nur einen Angriff auf Moral und Sittlichkeit, sondern auch einen auf Leib und Leben. „Peinliche Reinlichkeit“ wird daher gefordert, denn wo diese fehle, ziehe mit dem Staub und Schmutz „das Heer der Krankheiten, Kränklichkeit und Schwäche“⁴³ ein. Gerade in der städtischen Umwelt lauerten aber überall Schmutzgefahren, die seit den Erkenntnissen der Bakteriologie als potentiell tödlich galten. Das saubere Heim wurde zum Gegenbild der schmutzigen Stadt, zum Ort, an dem einen der Schmutz der Stadt nicht einholen kann (oder zumindest nicht soll) und zum Ort der Reinigung vom städtischen Schmutz. Die Stadt ist groß, unüberschaubar, gefährlich, chaotisch und unkontrollierbar. Das Heim ist bzw. soll das Gegenteil davon sein: klein, überschaubar, ordentlich, gemütlich, vertraut, beherrschbar, sicher und friedlich — für all das stehen die Begriffe „sauber“ und „reinlich“. Das bürgerliche Heim ist eine Insel der Reinheit inmitten der dreckigen Stadt, inmitten von Massen fremder Menschen, die als schmutzig und bedrohlich gelten. Dem Schmutz soll „soweit als möglich der Eintritt ins Haus verwehrt“⁴⁴ werden, im Heim soll eine „staubfreie Ordnung“⁴⁵ herrschen, während draußen in der Stadt das Chaos wogt.

Die Frau wacht als „homo hygienicus“⁴⁶ über die Sauberkeit des Heimes bzw. stellt sie diese her. Zu den wichtigsten und zeitaufwendigsten Arbeiten im Rahmen der Herstellung eines sauberen Heimes gehört die Staubentfernung und -bekämpfung. Der Staub wird von zahlreichen Autor/inn/en als der schlimmste und lästigste Feind der Reinlichkeit, der Gesundheit und des Hauswesens bezeichnet, der „unerbittlich grausam [...] die Menschen und deren Habe“⁴⁷ bedränge:

*„Der Staub im Haushalte ist der bitterste Feind der Hausfrau und sie liegt in unausgesetztem Kampfe mit ihm; kaum ist in den Morgenstunden die Arbeit des Kehrens der Fußböden, das Klopfen der Polstermöbel, das Abwischen aller Flächen, auf denen sich naturgemäß der bei den vorgenannten Prozeduren erzeugte Staub unbarmherzig wieder niedergeschlagen hat, gründlich besorgt, so bemerkt ihr scharfes Auge schon wieder Staub. In gewissen Zwischenräumen wiederholt sich dann das erneute Abwischen bis zu nachtschlafender Zeit. Es ist Tatsache, daß viele Frauen in dem Reinmachen ihr Leben verbringen“.*⁴⁸

Die Bedeutung der Staubentfernung und Staubbekämpfung im Rahmen der Hausarbeit erschließt sich aus den einschlägigen, meist recht umfangreichen Abteilungen der Haushaltsratgeber. Über Seiten und Kapitel hinweg werden detaillierte Ratschläge und Anweisungen zur Staubentfernung

bzw. -bekämpfung geboten. Geschah dies in älteren Ratgebern noch weitgehend ohne konkrete Begründung, außer jener, daß dies ein Gebot der Reinlichkeitstugend sei, so werden seit dem späten 19. Jahrhundert unter dem Einfluß der Hygieneaufklärung die gesundheitlichen Gefahren des Staubes — „Denn der Staub ist ja der Träger aller erdenklichen Bakterien“⁴⁹ — als Argument ins Feld geführt und daraus die Notwendigkeit des Kampfes gegen ihn abgeleitet. Beispielhaft dafür ist folgende Passage aus Klara Schlekens 1912 erschienenem Ratgeber „Die Frau und der Haushalt“ aus der Reihe „Die Kulturaufgaben der Frau“:

„Wie der vielberufene rote Faden zieht sich ja der Kampf gegen den Staub durch die Arbeit im Haushalt. Nur die Hausfrau weiß, wie dankbar jede Schwächung dieses überall und immer gegenwärtigen Feindes zu begrüßen ist, dessen erfinderische Beweglichkeit aus unerschöpflichen Vorräten in immer neuen Geschwadern herantanz. Selbst im Sonnenstrahl, nach dem ihr Kind jauchzend die Hände streckt, tanzt er nicht neckisch darin? Und wer kann ihr verbürgen, ob auf den flirrenden Staubteilchen des Sonnenstrahls nicht Gefahr oder Tod für ihr blühendes Kind geritten kommt? Niemand. Weil das aber niemand vermag, so ist jede Verminderung des Staubes eine der wichtigsten Aufgaben der häuslichen Fürsorge. Selbst wo er keine Ansteckungsgefahr mit sich trüge, ist er durch Eindringen in die Atemwege selber eine ernsthafte Schädigung, die den Boden für gefährliche Keime trefflich vorbereitet.“⁵⁰

Auch die Werbung für Staubsauger, die ab Beginn des 20. Jahrhunderts auf den Markt kommen, bedient sich der Hygiene und der Angst vor Krankheitserregern. So heißt es z.B. im Firmenprospekt des „Victor Vacuum Cleaner“:

„6.600.000 bis 21.000.000 Bakterien sind durch wissenschaftliche Untersuchung in einem einzigen Gramm Staub vom Bodenbelag eines ersten öffentlichen Instituts ermittelt worden. Sollen wir angesichts dieser Ziffern die Unsumme von Bakterien nur ganz entfernt ausdenken, die wir an Schuhen und Schleppen in die Behausung tragen, die wir beim Treppensteigen einatmen, wenn gerade der Treppenläufer abgekehrt wird, die ein einziges Auto auf staubiger Straße aufwirbelt? Kann es da noch wundernehmen, daß zum Beispiel allein in Deutschland jährlich etwa 200.000 Menschen an Folgen der Tuberkulose sterben und nachweislich die halbe Bevölkerung in geringerem oder höherem Grade vom Keime dieser Krankheit beschlichen ist? [...] Staub ist leicht, aber — inhaltschwer.“⁵¹

Der „Victor Vacuum Cleaner“ wird angepriesen als der „mächtigste Verbündete im Kampfe gegen Staub und Keime. Spurlos zaubert er beide weg und was ihm seinen großen Wert verleiht — er reinigt nicht nur

scheinbar, sondern gründlich“.⁵² Die Argumentation der Haushaltsratgeber und Werbeschriften entspricht im wesentlichen jener der zeitgenössischen Hygiene-Lehrbücher, die die Reinlichkeit in den Wohnungen, insbesondere auch die Staubbekämpfung, als wichtige hygienische Vorsorge betrachten (vor allem in Hinblick auf Krankheiten wie TBC). Nicht zuletzt durch die zahlreich verbreiteten Ratgeber für die (Haus-) Frau wurde eine neue, wissenschaftlich gestützte und begründete Alltagspraxis befördert, was am Beispiel der Staubentfernung besonders deutlich nachvollziehbar ist.

Wie bereits erwähnt, enthielten die meisten Haushaltsratgeber umfassende Anleitungen zur Staubentfernung und Hinweise auf konkrete Maßnahmen gegen den Staub in den Wohnungen. In der Regel wird betont, daß es in erster Linie darauf ankomme, den Staub nicht aufzuwirbeln, sondern gründlich zu entfernen. Verschiedene, zum Teil einander durchaus widersprechende Methoden werden angeführt. Selten fehlt auch die Mahnung, den Staub *überall*, das heißt auch in den kleinsten, entlegensten und uneinsehbarsten Ritzen und Winkeln zu entfernen. Der von draußen kommende Staub soll — den Empfehlungen zahlreicher Haushaltsratgeber folgend — wieder dorthin zurück befördert werden. Schleker empfiehlt z.B., die Vorhänge täglich nach draußen auszuschütteln, verweist allerdings auf mancherorts bestehende diesbezügliche Verbote durch die Polizeivorschriften.⁵³ Besondere Bedeutung kommt der Schwelle zwischen drinnen und draußen zu. Nicht nur der Architekt Bruno Taut forderte eine „Nötigung zur radikalen Schuhreinigung“⁵⁴ beim Eintreten in das Haus bzw. in die Wohnung, die meisten Haushaltsratgeber enthalten Hinweise, die Schuhe gründlich abzutupfen oder besser noch ausziehen.⁵⁵ Hilfsmittel zur Schuhreinigung wie Türvorlegematten gehörten bald zur Standardausstattung. Manche Autoren gingen in ihren Ratschlägen bezüglich der Vorbeugung gegen „das Einschleppen des Staubes von außen“ noch weiter:

*„Den Staub bringt man von überall auf Kleidern, besonders auf den Schuhen und auf langen Damenschößen. Mittel dagegen sind sehr naheliegend: Tragen kürzerer Damenschöße, Ablegen der Oberkleider und Reinigen der Schuhe bei Betreten der Wohnung. In Wohnräumen, insbesondere aber im Schlafzimmer, soll man nur mit Hausschuhen bekleidet umhergehen. Am besten wäre wohl, bei Rückkehr ins Wohnhaus sofort die Reinigung der Kleider, natürlich außerhalb der Wohnung, durchführen zu lassen“.*⁵⁶

In diesem Zusammenhang ist auch auf die Bedeutung des Vorraumes als Schmutzschleuse, als Übergangsraum zwischen drinnen und draußen,

zu verweisen.

Mit der Reinheit der Luft in der Großstadt ist laut Schleker „nicht viel Staat zu machen“⁵⁷, da sie ein Ort besonders starker Staubentwicklung sei und der stadtfremde Mensch beim Anblick der Dunstglocke, die über ihr schwebt, seinen Atem beengt fühle.⁵⁸ Aber die Sache habe auch eine Kehrseite: „Wie der Schaden durch die Menschenanhäufung herbeigeführt ist, so sind auch viele der Hilfsmittel gegen ihre Schädigungen nur durch eben diese Menschenanhäufung erreichbar gemacht. Denn alles, was Fortschritt in der Gesundheitspflege bedeutet, hat in der Großstadtbevölkerung ein aufmerksames und kaufendes Publikum, auch über das hinaus, was die Gemeinde an Fürsorge leistet“.⁵⁹ So habe eine der wichtigsten Stauberparungen im Haushalt, die Zentralheizung, erst in der Großstadt ihren Ursprung nehmen können. Ähnlich verhalte es sich mit dem gegenüber dem Kohlenherd hygienisch vorteilhafteren Gasherd. Im Vergleich zur unvermeidlichen Staubbildung bzw. Luftverschlechterung durch die anderen Brennmaterialien könne die ideale Herdbeheizung aber erst durch die Elektrizität erreicht werden.⁶⁰ Tatsächlich wurde die allmähliche Ausbreitung des elektrischen Kochens in den nachfolgenden Jahrzehnten durch die Propagierung eben dieses Argumentes begleitet: die saubere Elektrizität erspare der Hausfrau viel Mühe und die hohen Anschaffungs- und Betriebskosten der elektrischen Herde und Kochgeräte würden sich angesichts dieser hygienischen Vorteile relativieren. Die Elektrizität galt überhaupt als ein „mächtiger Bundesgenosse“ der Hygiene, mit der „Durch-Elektrosierung“ aller ländlichen und städtischen Siedlungen werde ein neues Zeitalter der Hygiene anbrechen, prophezeite der Sozialhygieniker Alfred Grotjahn.⁶¹ Bevor sich jedoch das elektrische Heizen und Kochen in breiten Bevölkerungskreisen durchsetzen konnte — die völlige Elektrifizierung der Haushalte war ohnehin noch in weiter Ferne —, eroberte ein anderes elektrisches Gerät die Haushalte: der Staubsauger oder Vacuum Cleaner, wie die ersten Modelle auch im deutschsprachigen Raum genannt wurden. Beim Staubsauger handelt es sich um eine Technik, mit der städtischen Luftverschmutzung und dem Staub umzugehen bzw. diesen zu beseitigen. Der Siegeszug des Staubsaugers begann nicht zufällig in den Städten: hier sorgten Energieversorgungsunternehmen nicht nur früh für eine entsprechende Infrastruktur, sondern hier bestand auch massiver Handlungsbedarf. Der Staubsauger war das erste größere elektrische Haushaltsgerät, das massenhaft Einzug in die Haushalte hielt und als ein Sym-

bol des modernen städtischen Haushalts und Lebensstils galt.⁶² In Haushaltsratgebern wurde er bald nach seinem Erscheinen als eine „herrliche Einrichtung“ mit „großer Zukunft“⁶³ freudig begrüßt. Erst der Staubsauger ermöglichte es, eine den Grundsätzen der modernen Hygiene entsprechende Wohnungsreinigung vorzunehmen.⁶⁴ Die moderne Technik wurde vielfach als eine „heimschaffende Kraft“⁶⁵ gefeiert, nicht zuletzt durch eine bessere und leichtere Gewährleistung der Hygiene erleichterte sie der Hausfrau die Heimgestaltung.

Parallel zur zunehmenden Verankerung der hygienisch begründeten Wohnungsreinigung im Alltagshandeln, gewinnen ab dem beginnenden 20. Jahrhundert auch jene Stimmen von Architekten, Wohnungsreformern und Künstlern an Gewicht, die eine neue Wohnkultur fordern. Die vollgestellten, überladenen und düsteren bürgerlichen Wohnungen des späten 19. Jahrhunderts sollen entrümpelt werden, um einer neuen Schlichtheit und Klarheit Platz zu machen. Ins Feld geführt werden dabei nicht nur ästhetische, sondern auch hygienische Argumente: alle „staubfängerischen Gegenstände“⁶⁶ sollen entfernt werden; dies erleichtere nicht nur der Hausfrau die Hausarbeit, sondern bewirke auch ein befreites Wohngefühl. Die Anprangerung der ästhetisch wie hygienisch bedenklichen Staubfänger findet sich fortan nicht nur in den Schriften zur Wohnungsgestaltung, sondern auch in den Ratgebern für die Hausfrau:

*„Jede Hausfrau, die die Bekämpfung des Staubes in ihrer vollen Wichtigkeit erkennt, wird ihm natürlich jede Gelegenheit nehmen, sich dauernd anzusiedeln. Also wird sie allen künstlichen Fältelungen, Bauschungen, Wölbungen feind sein, in denen die Phantasie des Dekorateurs so gern lustzuwandeln pflegt“.*⁶⁷

Die ästhetischen Forderungen der Zeit — Sachlichkeit, Klarheit, Einfachheit⁶⁸ — verbanden sich aufs innigste mit jenen der Hygiene: „Begünstigt und vereinfacht wird die Staubentfernung im Haushalt durch die einfache Art der Möbel und Räume, wie sie in den neuzeitlichen Wohnungseinrichtungen gegeben sind. Hier finden wir weder unnötigen Krimskrams noch versteckte Ecken und Schlupfwinkel, die die Arbeit erschweren“.⁶⁹ Vor allem nach dem Ersten Weltkrieg, als die Neue Sachlichkeit auch die Wohnungsdebatten prägte, wurde den Staubfängern gnadenlos der Kampf angesagt. Ein neues schlagendes Argument gesellte sich zu den ästhetischen und hygienischen: die mit der zunehmenden Berufstätigkeit einhergehende Mehrfachbelastung der Frauen sowie der Diensthilfemangel

bzw. die Unfinanzierbarkeit von Hauspersonal erforderten dringend eine Erleichterung der Hausarbeit. Den Rationalisierungsbestrebungen fiel aller überflüssige Ballast zum Opfer. Nicht zuletzt galt der Kampf dem unnötigen Staubwischen, und dies verlangte nach leicht zu pflegenden Wohnungseinrichtungen und modernen Hilfsmitteln zur Staubbeseitigung. Die Parole lautete: die Frau darf nicht weiterhin zum Staubwischen versklavt werden.⁷⁰

Sonne und Licht galten als eine Grundvoraussetzung gesunden Wohnens. Als willkommener Nebeneffekt einer lichtdurchfluteten Wohnung wurde die Tatsache gesehen, daß in einer hellen Wohnung Schmutz und Staub leichter aufspürbar sind. Manche Ratgeber und Hygienehandbücher empfahlen sogar, in den durch das Fenster einfallenden Lichtstrahlen den Staub zu beobachten, um sich bewußt zu werden, wie erfüllt die Luft von Staub ist. In der Forderung nach Licht und Luft und dem Ruf nach Entfernung schwerer Vorhänge war ein gewisser Widerspruch zu dem Bedürfnis aufgetreten, die Außenwelt — nicht zuletzt aus hygienischen Gründen — auszuschließen und abzuwehren. Einerseits wurde aus hygienischen Gründen gefordert, sich gegen die Außenwelt abzuschotten, andererseits sollten aus hygienischen Gründen die Wohnungen geöffnet werden, um Sonne und frische Luft hereinzulassen — die Luft brachte aber nicht nur Sauerstoff, sondern auch Staub herein. Für die Hausfrau ergab sich daraus die schwierige Aufgabe, einen praktikablen Mittelweg zu finden. Die Präferenzen waren jedoch bald klar: „Sie wird sich ferner von allem Vorhängewesen befreien müssen, das der Sonne den Eintritt verwehrt. Gewiß möchte man häufig einen Vorhang zwischen sich und die Außenwelt aus den verschiedensten Anlässen ziehen [...] aber für die Dauer sollte man Luft und Sonne den Eingang nie verwehren“.⁷¹ Zur Wahrung hygienischer Zustände gab es ja neue technische Hilfsmittel wie den Staubsauger, der den Staub — so jedenfalls die Werbung — ohne Mühe und im Nu gründlich entferne.

Die zunehmende Angst vor dem Schmutz in den Städten, die große Sorge um die Hygiene der Städte geht mit der durch die Urbanisierungsprozesse entstandenen Ängste der Menschen Hand in Hand: soziale Unsicherheit, Instabilität der Lebens-, Arbeits- und Wohnverhältnisse und zahlreiche andere Probleme waren die Folgen der Umwälzungen in sämtlichen Lebensbereichen. Reinlichkeitsforderungen können als Regeln der Gefahrenvermeidung⁷² interpretiert werden. Reinigen und säubern heißt ordnen,

beherrschen und kontrollieren; die Hygiene galt vielen als „Mutter der Ordnung“.⁷³ Durch Sauberkeit und Hygiene versuchte man die explodierenden Probleme der schnell und zunächst unkontrolliert wachsenden Städte in den Griff zu bekommen. Das galt für das Äußere, für die Stadt ebenso wie für das Innere, das bürgerliche Heim, die Familie. Das, was als bedrohlich erschien, wurde mit Kategorien des Schmutzes erfaßt. Die hygienischen Grundsätze erforderten die Beseitigung von Schmutz. Das Bedrohliche und Gefährliche mußte folglich gesäubert werden: die Stadt, das Proletariat, überhaupt alles Abweichende, Fremde und Andere — aus männlicher Sicht gehörte auch die Frau dazu. Die Hygiene, die im Laufe der Jahrzehnte zunehmend mehr Lebensbereiche erfaßte, schien Ordnung und Übersichtlichkeit durch Sauberkeit zu garantieren.

Wenn Reinheit und Sauberkeit Kategorien der Differenz sind, wenn Reinigen unterscheiden und ausschließen bedeutet, so bedeutet die Vorstellung vom sauberen Heim die Konstruktion einer Differenz zur schmutzigen Stadt. In den großen Städten mit den immer dichter zusammenlebenden Menschenmassen rückte die Welt, rückten die anderen immer näher und es kam immer stärker das Bedürfnis auf, sich von den als bedrohlich und schmutzig imaginierten Anderen und Fremden zu distanzieren, sie sich im wahrsten Sinne des Wortes vom Leib zu halten. Das durch die moderne bürgerlich-städtische Gesellschaft hervorgebrachte „abgeschottete“ Heim wurde gerade durch diese städtische Welt auch wieder bedroht. Die Aufrechterhaltung eines sauberen und sicheren Heimes erfordert beständige Wachsamkeit, denn das Heim ist nicht hermetisch abgeschlossen, es existiert lediglich in einer dialektischen Wechselbeziehung zur Welt draußen und „im besonderen zur Straße, die buchstäblich den Schmutz der Welt bis zur Haustürschwelle beförderte“.⁷⁴ Durch mangelnde Sauberkeit werde daher „dem Eindringen der heute so gefürchteten Krankheitskeime Tür und Tor geöffnet“.⁷⁵ Die Wohnung als „Leib der Familie“⁷⁶ sollte als saubere und sichere Gegenwelt zu der zahlreiche Gefahren bergenden städtischen Außenwelt fungieren. Doch die Gefahren der Außenwelt bedrängten den Hort der bürgerlichen Familie. Der Staub versinnbildlicht diese Gefahren, er steht für die allgegenwärtige Bedrohung des bürgerlichen Heimes, dessen Grenzen letztlich doch durchlässig sind und die daher beständig verteidigt werden müssen. Der Staub dringt überall und durch noch so kleine Ritzen herein und legt sich in die entferntesten und verstecktesten Winkel, er ist überall und immer vorhanden:

„Es ist kein Ritzchen noch so klein — der Staub, er findt's — und nimmt es ein“.⁷⁷ Kaum hat man ihn beseitigt, ist er schon wieder da. Seine Bestandteile bringen möglicherweise den Tod, mit freiem Auge ist dies jedoch nicht erkennbar, die vertrauten Formen der sinnlichen Wahrnehmung reichen nicht mehr aus, um Gefährliches von Ungefährlichem zu unterscheiden.

Die Sprache, in der in zeitgenössischen Schriften der Diskurs über den Staub geführt wird, erinnert häufig an jenen über das Proletariat⁷⁸ oder auch an jenen über die Dienstboten, die mit fortschreitender Konstituierung und Durchsetzung der bürgerlichen Kernfamilie zunehmend als „bezahlte Feinde“⁷⁹ und Fremdkörper im eigenen Heim wahrgenommen wurden (nicht zufällig wurden gerade die „hygienischen“ elektrischen Staubsauger oft mit populären Dienstmädchenamen versehen und als Ersatz für die teuren und unberechenbaren menschlichen Hilfskräfte angepriesen). Der Staub erscheint wie das Proletariat als schwer kontrollierbare Masse, beide bedrohen den bürgerlichen Lebensentwurf, beide sind — wie die Dienstboten — potentielle Träger von Krankheitskeimen. Die Vorstellung von der Gefährlichkeit des Staubes resultierte auch aus der spezifisch bürgerlichen Auffassung vom Körper sowie dem bürgerlichen Entwurf des Individuums: der Staub dringt nicht nur in das bürgerliche Heim, sondern noch weiter, durch die Körperöffnungen und durch die Haut in den Körper hinein und bedroht so das bürgerliche Individuum auf eine ganz direkte und unmittelbare Weise. Auffällig ist, wie häufig in Texten zur häuslichen Staubbekämpfung Vokabeln wie „eindringen“, „einschleppen“, „schützen“ „Feind“, „Gefahr“, „Kampf“, „Krieg“, „Vernichtung“ usw. vorkommen. Diese militarisierte Sprache ist ein sehr deutlicher Hinweis auf die besondere Gefahr, die vom Staub auszugehen scheint und zeugt von der Vorstellung eines Kriegszustandes, in dem sich der Mensch mit dem Staub befindet.

Die Frau als zuständig und verantwortlich für die Reinhaltung und Reinigung wurde somit zur Kriegerin im Kampf gegen den Staub. Durch die Reinigungstätigkeit übte die Frau eine Schutzfunktion aus, von der auch der Mann profitierte. In dieser Hinsicht ist also das verbreitete Bild der von der Stadt bedrohten Frau einerseits und dem Mann als Beschützer andererseits zu relativieren: die Frau schützt durch die Reinigungsarbeit und Heimgestaltung auch den Mann. Die heimliche Arbeit der von der städtischen Öffentlichkeit ausgeschlossenen Frau ist notwendig, um dieses städ-

tische Leben erträglich zu machen bzw. es überhaupt erst zu gewährleisten. Sie ist nicht nur Beschützte, sondern auch Beschützerin. Je schärfer zwischen innen und außen, zwischen Privatheit und Öffentlichkeit geschieden wird, desto fremder und somit bedrohlicher muß für die Frau die Außenwelt erscheinen (manche Ratgeber haben sogar darauf hingewiesen, daß es für die Frau auf Dauer nicht gut sei, wenn sie sich gar nicht um öffentliche Belange kümmere). Dies scheint mir ein zentraler Punkt in Hinblick auf die vielzitierte weibliche Putzsucht zu sein — die Bilder von der stets den Staubwedel schwingenden Hausfrau sind ja bekannt, sie gehören zum fixen Inventar der Hausfrauen-Ikonographie. Eine — vielleicht auch durch die übermächtige Bedrohung durch die Außenwelt hervorgerufene — Übersteigerung der Hausfrauentugenden Ordnung und Sauberkeit wirke eher heimzerstörend als heimschaffend.⁸⁰ Reinlichkeit gilt zwar einerseits als Voraussetzung für ein behagliches Heim, andererseits wird diese Heimeligkeit von der Hausfrau aber gestört bzw. zerstört, wenn sie zuviel putzt. Marie Clima beschrieb ausführlich den Typus der Hausfrau, die es mit der Reinlichkeit übertreibt:

„Ihr wär's am liebsten, die Leute hätten Flügel, damit kein unreiner Fuß den glänzend gebohten Zimmerboden beflecke, oder beim Ab- und Zugehen der Staub nicht aufgejagt werde, den fortzuschaffen für sie eine Sisifusarbeit ist. [...] Und statt Behaglichkeit und häuslichen Komfort, schafft ihre übelverständene Reinlichkeitssucht den Ihrigen und sich selber eine höchst unerquickliche Existenz“.⁸¹

Eine kluge Hausfrau werde aber leicht die Grenze zwischen dem, was geboten, und dem, was zuviel ist, herausfinden. Da die Grenzen zwischen innen und außen, zwischen zuviel und zuwenig jedoch relativ und nicht starr sind, muß die Hausfrau stets auf der Hut sein; Grenzverletzungen in die eine oder andere Richtung scheinen unausweichlich. Grenzverletzungen waren für die Frauen jedoch auch unumgänglich, wollten sie aus ihren engen Geschlechterrollen ausbrechen. Für einen Ausbruch aus den Geschlechterrollen spielte gerade die Grenze zwischen Privatem und Öffentlichem eine zentrale Rolle. Die konkrete Reinlichkeits-Praxis der Hausfrau kann also auch im Hinblick auf ihr Verhältnis zu den ihr zugeschriebenen Charaktereigenschaften und Aufgaben gelesen werden.

Am Beispiel der Konstruktion des Gegensatzpaares „sauberes Heim“ und „schmutzige Stadt“ habe ich zu zeigen versucht, daß die Folgen des Urbanisierungsprozesses für Männer und Frauen unterschiedlich waren.

Die Auseinandersetzung mit „urbanen Welten“, die Frage nach den Merkmalen, Bedingungen und Bedeutungen urbanen Lebens, nach der Markierung von „Städtischem“ und „Nicht-Städtischem“ muß also eine geschlechtsspezifische Perspektive beinhalten. Wenn die Urbanisierung als Teilprozeß der Modernisierung verstanden wird, so stellt sich hier erneut die Frage nach den geschlechtsspezifischen Implikationen von Modernisierung — Ulrich Beck hat (auch) in diesem Zusammenhang von der halbierten Moderne gesprochen.⁸² Der Frau wurden die Möglichkeiten und Freiheiten des modernen bürgerlichen Menschen nicht zuletzt dadurch verwehrt, daß ihr die verschiedenen Handlungs- und Erfahrungsfelder von „Öffentlichkeit“ weitgehend vorenthalten wurden und ihr Leben auf die „Privatheit“ beschränkt blieb. Der Umgang mit dem Staub, die Bedrohungsszenarien, die die Angst vor dem Staub evozierte, verweisen auf die zentrale Bedeutung der Grenze zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre gerade auch im Hinblick auf die Geschlechterfrage. Die nachlassende Bedeutung des weiblichen Kampfes gegen den Staub als Teil der Hausarbeit hängt meines Erachtens nicht nur mit der massenhaften Verbreitung des Staubsaugers im Verlauf des 20. Jahrhunderts zusammen, sondern auch mit den veränderten Lebensbedingungen und -möglichkeiten von Frauen: ist die Außenwelt nicht mehr ausschließlich fremdes und feindliches Terrain, kann auch der in die Innenwelt eindringende Staub keine derart bedrohliche Wirkung mehr entfalten. Beim Blick auf die urbanen Konfliktfelder der Gegenwart drängt sich jedoch die Frage auf, ob nicht auch heute — noch immer oder erneut — der Staub als ein Symbol für die Gefahren der Stadt und die Ängste des urbanen Menschen gelesen werden kann. In den letzten Jahren sind mit den globalen Wanderungsbewegungen sowie den multiethnischen und multikulturellen großstädtischen Gesellschaften neue Bedrohungspotentiale entstanden: das Fremde ist in unmittelbare Nähe gerückt. Und die Fremden werden heute ebenso mit Kategorien des Schmutzes bedacht, wie etwa die Proletarier/innen des vorigen Jahrhunderts. Ist es da ein bloßer Zufall, daß seit einigen Jahren eine erneute Problematisierung des Staubes feststellbar ist, die Stauballergien ansteigen und neueste Staubsaugermodelle versprechen, mit Hilfe von Spezialfiltern auch kleinste Staubteilchen einzufangen und unschädlich zu machen? Mir scheint auch hier der Wunsch nach einer „staubfreien Ordnung“ in den eigenen vier Wänden mit jenem nach einer kontrollierten und überschaubaren städtischen Lebenswelt zu korrespondieren.

- ¹ Griep, Wolfgang: Die reinliche Stadt. Über fremden und eigenen Schmutz. In: Wiedemann, Conrad (Hg.): Rom-Paris-London. Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in den fremden Metropolen. Stuttgart 1988, S. 135-154, hier S. 137.
- ² Die Bedeutung der gesundheitlichen Aspekte in den Diskursen über den Schmutz illustriert z.B. das historisch angelegte Kapitel „Einfluß des städtischen Schmutzes auf die Volkskrankheiten“ in: Weyl, Th. (Hg.): Handbuch der Hygiene. Bd.II: Städtereinigung. Leipzig 1912².
- ³ Labisch, Alfons: Homo Hygienicus. Gesundheit und Medizin in der Neuzeit. Frankfurt a. M., New York 1992, S. 102.
- ⁴ Zur Frage, ob Stadt krank macht vgl. Bleker, Johanna: Die Stadt als Krankheitsfaktor. Eine Analyse ärztlicher Auffassungen im 19. Jahrhundert. In: Medizinhistorisches Journal 18, 1983, S. 118-136; Vögele, Jörg: Die Entwicklung der (groß-)städtischen Gesundheitsverhältnisse in der Epoche des demographischen und epidemiologischen Übergangs. In: Reulecke, Jürgen, Adelheid Gräfin zu Castell Rüdenhausen (Hg.): Stadt und Gesundheit. Zum Wandel von „Volksgesundheit“ und kommunaler Gesundheitspolitik im 19. und frühen 20. Jahrhundert (= Nassauer Gespräche der Freiherr-vom-Stein-Gesellschaft, Bd.3). Stuttgart 1991, S. 21-36; Machule, Dittmar u.a. (Hg.): Macht Stadt krank? Vom Umgang mit Gesundheit und Krankheit. Hamburg 1996.
- ⁵ Witzler, Beate: Großstadt und Hygiene. Kommunale Gesundheitspolitik in der Epoche der Urbanisierung (= Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 5). Stuttgart 1995, S. 10f.
- ⁶ Zur Bedeutung der Hygiene für die Stadtentwicklung vgl. z.B. Witzler (wie Anm.5); Berndt, Heide: Hygienebewegung des 19. Jahrhunderts als vergessenes Thema von Stadt- und Architektursoziologie. In: Die alte Stadt. Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege, Jg. 14, 1987, S. 140-163; Münch, Peter: Stadthygiene im 19. und 20. Jahrhundert. Die Wasserversorgung, Abwasser- und Abfallbeseitigung unter besonderer Berücksichtigung Münchens (= Schriftenreihe der historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd.49). Göttingen 1993; Rodenstein, Marianne: Stadt und Hygiene seit dem 18. Jahrhundert. In: Machule (wie Anm.4), S. 19-83.
- ⁷ Die Grundlagen wurden im 19. Jahrhundert gelegt; keineswegs kam die Assanierung der Städte jedoch in diesem Jahrhundert bereits zu einem Abschluß; wichtige Maßnahmen erfolgten vielfach erst im frühen 20. Jahrhundert. Vgl. z.B. Weyl, Th. (Hg.): Die Assanierung von Wien (= Die Assanierung der Städte in Einzeldarstellungen, Bd.1, H. 2). Leipzig 1902.
- ⁸ Witzler (wie Anm.5), S. 11f.
- ⁹ Rodenstein, Marianne: „Mehr Licht, mehr Luft“. Gesundheitskonzepte im Städtebau seit 1750. Frankfurt a. M., New York 1988, S. 94f.
- ¹⁰ Pillwein, Benedikt: Beschreibung der Provinzial-Hauptstadt Linz und ihrer nächsten Umgebung, mit der ältesten Geschichte und mit einem Umriss des Erherzogthums Oesterreich ob der Enns als Einleitung. Linz 1824, S. 312.
- ¹¹ Zit. n. Mattl, Sylvia: Die „Assanierung“ Wiens. In: Das Bad. Körperkultur und Hygiene im 19. und 20. Jahrhundert. Ausstellungskatalog. Wien 1991, S. 55.
- ¹² Avigdor, E.H. d': Das Wohlsein der Menschen in Grosstädten. Mit besonderer Rücksicht auf Wien. Wien 1874, S. 9.

¹³ Riedel, Josef: Die Luft und das Grundwasser in hygienischer Beziehung. In: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Gesundheitspflege. Bd.2. Wien 1883, S. 163; zit. n. Payer, Peter: Der Gestank von Wien. Über Kanalgase, Totendünste und andere üble Geruchskulissen. Wien 1997, S. 115.

¹⁴ Machala, Rudolf: Das Gesundheits-, Rettungs- und Feuerwehrwesen im Wandel der Zeit. Wien 1988, S. 25.

¹⁵ Petermann, Reinhard E.: Wien im Staub. In: Neues Wiener Tagblatt, 4. April 1894, S. 1-2.

¹⁶ Andés, Louis Edgar: Die Beseitigung des Staubes auf Straßen und Wegen, in Fabriks- und gewerblichen Betrieben und im Haushalte. Wien, Leipzig 1908, S. 1f.

¹⁷ Ebda, S. III.

¹⁸ Cronberger, Bernhard: Praktische Naturkunde des Haushalts (Haushaltungskunde). Zum Gebrauche in Volks-, Mittel- und Haushaltungsschulen. 3. verb. Aufl. der „Haushaltungskunde“. Berlin 1908, S. 32. Die Angst vor Keimen und Bakterien ist unmittelbar nachvollziehbar, wenn man bedenkt, wie lange Infektionskrankheiten an der Spitze der Todesursachen standen. Zahlreiche Untersuchungen widmeten sich daher den Inhaltsstoffen des Staubes bzw. dessen Gehalt an gesundheitsgefährdenden Bestandteilen. Vgl. z.B. Zarnack, Georg: Untersuchungen von Staub auf seinen Gehalt an Bakterien. Diss. Rostock 1892; Wittlin, J.: Ueber die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Keimgehalt des Strassenstaubes (= Separatabdruck aus der Wiener klinischen Wochenschrift. Nr. 52, 1896). Wien, Leipzig 1896.

¹⁹ Andés (wie Anm.16), S. III.

²⁰ Ebda, S. 3.

²¹ Rubner, Max: Lehrbuch der Hygiene. Systematische Darstellung der Hygiene und ihrer wichtigsten Untersuchungs-Methoden. Leipzig, Wien 1890, S. 42.

²² Andés (wie Anm.16), S. 7.

²³ Ebda, S. 11.

²⁴ Ebda, S. 12.

²⁵ Ebda.

²⁶ Ebda, S. 12f.

²⁷ Rubner (wie Anm.21). Leipzig, Wien 1907⁸, S. 307.

²⁸ Ebda, S. 307f.

²⁹ Vgl. z.B. Uffelman, J.: Handbuch der Hygiene. Wien, Leipzig 1890, S. 51.

³⁰ Rubner (wie Anm.27), S. 320.

³¹ Einen Eindruck von der Bedeutung der Staubbekämpfung auf den Straßen gibt noch der 1925 in Wien von der Direktion des städtischen Fuhrwerksbetriebes herausgegebene Tätigkeitsbericht „Straßenreinigung, Kehrrihtabfuhr und andere Aufgaben des Wiener städtischen Fuhrwerksbetriebes“, in dem dieses Thema breiten Raum einnimmt.

³² Eine staubfreie Kehrrihtabfuhr war jahrzehntelang Gegenstand theoretischer Erörterungen und praktischer Lösungsversuche. Noch 1927 konstatierte Hans Löffler, der Geschäftsleiter der Österreichischen Gesellschaft für Technik im Haushalt, in einem Artikel über „Die Staub-

plage und die Maßnahmen zu ihrer Abhilfe“: „Die anstandslose Beseitigung des Kehrichts, der sich im Haushalt ansammelt, stellt ein Problem dar, dessen Lösung schon auf die verschiedenste Art versucht worden, aber noch in keiner Stadt gelungen ist“ (in: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Technik im Haushalt Nr. 12, 1927, S. 2-3, hier S. 2). Angesichts der Tatsache, daß in Wien die Tuberkulose mehr als doppelt so viele Todesopfer forderte als etwa in Berlin und der Staub die tödlichen Keime enthalten kann, stellte er einen dringenden Bedarf nach einem staubfreien Kehrichtabfuhrsystem fest. Vgl. auch Frybert, Peter: 70 Jahre staubfreie Müllabfuhr in Wien. 1923-1993. Hg. v. d. Magistratsabteilung 48 — Stadtreinigung und Fuhrpark. Wien 1993.

³³ Zur Bedeutung von „Privatheit“ und „Öffentlichkeit“ für die Konstruktion der Geschlechterrollen in der bürgerlichen Gesellschaft vgl. Hausen, Karin: Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen. In: Journal Geschichte 1, 1989, S. 16-25; Davidoff, Leonore: „Alte Hüte“. Öffentlichkeit und Privatheit in der feministischen Geschichtsschreibung. In: L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, H. 2, 1993, S. 7-36; Cohen, Jean L.: Das Öffentliche und das Private neu denken. In: Brückner, Margit, Birgit Meyer (Hg.): Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume. Freiburg im Breisgau 1994, S. 300-326; Mazohl-Wallnig, Brigitte: Männliche Öffentlichkeit und weibliche Privatsphäre? Zur fragwürdigen Polarisierung bürgerlicher Lebenswelten. In: Friedrich, Margret, Peter Urbanitsch (Hg.): Von Bürgern und ihren Frauen. Wien u.a. 1996, S. 125-140.

³⁴ Themer, Gisela: Handbuch über Haushaltungskunde zur Fortbildung für erwachsene Mädchen und zum Gebrauche nach vollendeter Schulzeit nach den neuesten Quellen bearbeitet als Handbuch für das Familienleben. Wien 1890, S. 69.

³⁵ Virchow, Rudolf: Ueber die Erziehung des Weibes für seinen Beruf. Berlin 1865, S. 19.

³⁶ Clima, Marie: Haushaltungskunde. Ein Lehr- und Lesebuch für Lehrerinnen-Bildungsanstalten und höhere Töchtterschulen. Wien 1870, Vorwort.

³⁷ R. Virchow (wie Anm.35), S. 20.

³⁸ Die Privatwohnung wurde zu Repräsentationszwecken einer beschränkten Öffentlichkeit zugänglich gemacht, allerdings nur klar definierte Bereiche wie der Salon.

³⁹ Themer (wie Anm.34).

⁴⁰ Nierhaus, Irene: Die sichtbare Seele. Zur Topologie der Geschlechter im bürgerlichen Wohnen des 19. Jahrhunderts. In: Frauen Kunst Wissenschaft H. 13, 1992, S. 69-79, hier S. 76.

⁴¹ Themer (wie Anm.34).

⁴² Vgl. z.B. Taut, Bruno: Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin. Leipzig 1928⁵, S. 104.

⁴³ Praktische Wohnungsfürsorge in Hessen. Darmstadt 1908, S. 91.

⁴⁴ So die Ärztin Anna Pözl in einem Artikel über den „Wert der Reinlichkeit im Hause“ in: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Technik im Haushalt Nr. 14, 1927, o.S.

⁴⁵ Grotjahn, Alfred: Die hygienische Forderung. Königstein im Taunus, Leipzig 1917, S. 184.

⁴⁶ Der Begriff „Homo Hygienicus“ ist Labisch (wie Anm.3) entlehnt.

⁴⁷ Spilka, Anton: Medizinisches. Der Staub in den Wohnräumen und die Mittel zur Bekämpfung desselben. Prag o.J., o.P.

- ⁴⁸ Andès (wie Anm.16), S. 16.
- ⁴⁹ Keller, Heinrich: Gesundheitliche Winke für den Haushalt. In: Almanach der Frau. Wien 1925, S. 55-60, hier S. 58.
- ⁵⁰ Schleker, Klara: Die Frau und der Haushalt (= Die Kulturaufgaben der Frau). Leipzig 1912, S. 173.
- ⁵¹ Victor Vacuum Cleaner. Der preisgekrönte Staubsauger. Firmenprospekt. Wien o.J. (ca. 1910/15), S. 4.
- ⁵² Ebda.
- ⁵³ Schleker (wie Anm.50), S. 187.
- ⁵⁴ Taut (wie Anm.42), S. 88.
- ⁵⁵ Vgl. z.B. Schleker (wie Anm.50), S. 176f.
- ⁵⁶ Spilka (wie Anm.47), o.S.
- ⁵⁷ Schleker (wie Anm.50), S. 174.
- ⁵⁸ Ebda, S. 173.
- ⁵⁹ Ebda, S. 174.
- ⁶⁰ Ebda, S. 175.
- ⁶¹ Grotjahn (wie Anm.45), S. 186.
- ⁶² Bereits 1927 (Nr. 16) wurde in den „Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Technik im Haushalt“ festgestellt, daß der Staubsauger besonders in der letzten Zeit eine derartige Verbreitung gefunden habe, daß es gerechtfertigt erscheine, nähere Erläuterungen zu diesem Gerät zu veröffentlichen. Die große Bedeutung des Staubsaugers wird auch durch die Tatsache illustriert, daß er das am häufigsten von der Österreichischen Gesellschaft für Technik im Haushalt geprüfte Haushaltsgerät war, vgl. die Liste der bisher geprüften Haushaltsgeräte in: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Technik im Haushalt Nr. 1/2, 1933, S. 4. In einer Umfrage der Berliner Elektrizitätswerke wollte man u.a. erfahren, welches die wichtigsten elektrischen Haushaltsgeräte sind: der Staubsauger erhielt die häufigsten Nennungen. Zur Geschichte des Staubsaugers vgl. z.B.: Giedion, Sigfried: Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte. Frankfurt a. M. 1987 (engl.: Oxford 1948), S. 630-643.
- ⁶³ Steimann, Antonie: Die tüchtige Hausfrau. Ein praktisches Nachschlagebuch. Stuttgart, Wien 1913, S. 10.
- ⁶⁴ Elektrische Hausgeräte. In: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Technik im Haushalt Nr. 1, 1931, o.S.
- ⁶⁵ Pleimes, Henny: Heimschaffende Kräfte. In: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Technik im Haushalt Nr. 21, 1928, o.S. Dieser Artikel setzt sich anlässlich der in München gezeigten Ausstellung „Heim und Technik“ mit der Frage auseinander, in welchem Verhältnis Heim und Technik zueinander stehen.
- ⁶⁶ Grotjahn (wie Anm.45), S. 184.
- ⁶⁷ Schleker (wie Anm.50), S. 178.
- ⁶⁸ Der Architekt Otto Polak-Hellwig hielt am 5. April 1927 in Wien einen Lichtbildervortrag,

in dem er diese Prinzipien in Bezug auf Wohnen und Hygiene erläuterte und feststellte: „Die Hygiene im Haushalt wird sich nur dann voll auswirken können, wenn die Grundbegriffe und richtigen Ziele moderner Wohnkultur weit mehr als bisher in Schule und Volksbildung Eingang finden“. In: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Technik im Haushalt Nr. 3, 1927, S. 5.

⁶⁹ Schneider, M.: Staub in der Wohnung. In: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Technik im Haushalt Nr. 4, 1930, o.S.

⁷⁰ Taut (wie Anm.42), S. 59.

⁷¹ Schleker (wie Anm.50), S. 178f.

⁷² Göckenjan, Gerd: Über den Schmutz. Überlegungen zur Konzeptionierung von Gesundheitsgefahren. In: Reulecke (wie Anm.4), S. 115-128, hier S. 117. Vgl. auch Douglas, Mary: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Berlin 1985 (amerikan. 1966).

⁷³ Grotjahn (wie Anm.45), S. 6.

⁷⁴ Schama, Simon: Überfluß und schöner Schein. Zur Kultur der Niederlande im Goldenen Zeitalter. München 1988, S. 418.

⁷⁵ Eschle, Emilie: Die Mitarbeit der Hausfrau an den Aufgaben der Volks-Gesundheitspflege. 2. umgearb. u. verm. Aufl. München 1909, S. 30.

⁷⁶ Zimmermann, Clemens: Wohnen als sozialpolitische Herausforderung. Reformarisches Engagement und öffentliche Aufgaben. In: Reulecke, Jürgen (Hg.): Geschichte des Wohnens. Bd.3: 1800-1918. Das bürgerliche Zeitalter. Stuttgart 1997, S. 503-636, hier S. 527.

⁷⁷ Clima (wie Anm.36), S. 4.

⁷⁸ Vgl. Bogdal, Klaus-Michael: „Schaurige Bilder“. Der Arbeiter im Blick des Bürgers am Beispiel des Naturalismus. Frankfurt a. M. 1978; Wadauer, Sigrid: „Wilde der Civilisation“. Zur Frage klassenrassistischer Deutungsmuster in Diskursen über das „Proletariat“. Dipl. Arbeit. Wien 1994.

⁷⁹ Lazansky, Lia: Der praktische Haushalt. Leitsätze für rationelle Haushaltsführung. Wien 1928, S. 43.

⁸⁰ Pleimes (wie Anm.65).

⁸¹ Clima (wie Anm.36), S. 15.

⁸² Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M. 1986. S. 161ff.

Christian Stadelmann, Wien

Die Demonstration des politischen Katholizismus

Fronleichnam in Wien 1919-1938

Als indirekte Folge des Ersten Vatikanischen Konzils wurde 1911 von Papst Pius X. eine Reduktion der Feiertage vorgenommen. Unter anderem wurde Fronleichnam vom zweiten Donnerstag nach Pfingsten auf den Folgesonntag verlegt.¹ Dies dürfte auf Grund einer Fehleinschätzung der Bedeutung des Festes, insbesondere in den deutschsprachigen Ländern, geschehen sein. Nachdem diese Diözesen interveniert hatten, wurde es im offiziellen römisch-katholischen Feiertagskalender, der ein Jahr später erschien, wieder geführt. Allerdings legte der Papst die Handhabe in die Kompetenz der Bischöfe;² eine Vorgangsweise, die vom Zweiten Vatikanischen Konzil bestätigt werden sollte.

Fronleichnam ist das jüngste Hochfest der katholischen Kirche. Seine Einordnung in die Liturgie ist weit weniger exakt definiert als die anderer Feiertage. Die Begehung der Einsetzung der heiligen Eucharistie außerhalb des Osterfestkreises, ihre Platzierung am Beginn des Sommers ist gegen die Abfolge des Heilsgeschehens konzipiert und vor allem durch sinnliche Wahrnehmung begründet: Fronleichnam das Ergebnis der Idee, die Feier des Abendmahles innerhalb der Leidensgeschichte zu isolieren, aus der Karwoche herauszulösen und vor der Kulisse der entfalteten Natur neu aufzubereiten. Die relativ unscharfe liturgische Positionierung des Festes läßt Raum für inhaltliche Belegungen, die deutlich über den eigentlichen religiösen Gehalt hinausgehen.

Auch ein territorialer Anspruch der Kirche manifestiert sich kaum irgendwo anschaulicher als in der Fronleichnamsprozession. Der Priester trägt das Allerheiligste aus der Kirche hinaus und präsentiert es in aufwendig gearbeiteter Monstranz und geschmückt mit prächtigem Beiwerk der Öffentlichkeit, die — willentlich oder nicht — in das Geschehen einbezogen wird. Das Geleit bilden formierte Gruppen, die ihr ganzes Symbolrepertoire vorführen: Uniformen, Fahnen, Statuen, musikalisches und habituelles Gut. Das Aufstellen von Altären unter freiem Himmel und das Abschreiten einer bestimmten Route — im Idealfall entlang der Gemeindegemarkungen — kennzeichnet den Raum, auf den Anspruch erhoben wird. Es ist klar, daß die Fronleichnamsprozession als offensives und demonstratives Instrument eingesetzt werden kann.

Die aufwendige Gestaltung der Prozessionen hat immer einen starken Eindruck auf die Teilnehmenden und das Publikum gemacht. Für die Zeit des beginnenden 20. Jahrhunderts kann man die Bedeutung, die der Tag für die römisch-katholische Bevölkerung gehabt hat, insbesondere aus Autobiographien herauslesen. Diese betonen immer wieder die besondere Feierlichkeit des Festes,³ vergleichbar nur mit Weihnachten.

In Österreich hatte das Kaiserhaus einen starken Anteil am üppigen Festgepräge, mit dem der Feiertag ausgestattet wurde. Die Habsburger brachten ihm seit der Gegenreformation, als die Prozessionen vielerorts zu antiprotestantischen Demonstrationen geraten waren, ein besonderes Interesse entgegen. Im lange geübten Bewußtsein um die politische Kraft der Religion nahmen sie die Möglichkeit zur Repräsentation ausgiebig wahr. Fronleichnam beim Stephansdom war noch in den letzten Jahren der Monarchie jener Termin, an dem der Kaiser seine weltliche und geistliche Machtsymbolik entfaltete wie zu keinem anderen regelmäßig stattfindenden öffentlichen Anlaß.⁴ Allerdings war dies 1914 letztmals der Fall.

Bedingt durch den Ersten Weltkrieg zelebrierte der Hof ab 1915 das Fest nur mehr in der Hofburgkirche. Man unternahm eine kleine Prozession auf den Heldenplatz, wo alle vier Altäre aufgestellt waren. Die Bevölkerung konnte daran als Publikum teilnehmen,⁵ doch hatte diese Feier bei weitem nicht mehr einen so spektakulären Charakter wie zuvor. Die zentrale Prozession bei Sankt Stephan mußte nicht nur auf die Prachtentfaltung des kaiserlichen Hofes verzichten, sie litt auch unter dem Fernbleiben des sonst machtvoll in Formationen auftretenden Militärs. Selbst „die Reihen der katholischen Studentenverbindungen“, die traditionell teilnahmen,

waren „durch den Krieg arg gelichtet“.⁶ Bereits im ersten Kriegsjahr wurde in der Tagespresse konstatiert: „Der Dom füllte sich immer mehr, doch fehlte diesmal bei den Teilnehmern das kräftige Mannesalter fast ganz.“⁷ Gerade der Umstand aber, daß der Krieg auf Grund der weitgehenden Absenz militärischer Elemente stark spürbar war, diente dazu, Fronleichnam und die Eucharistie ganz allgemein in den Dienst von Patriotismus und Nationalitätenhaß zu nehmen — stärker und unverhüllter als zuvor. Die Eröffnung des Zuges hatten in Vertretung der Infanterieregimenter sogenannte „Feldgräue“ zu besorgen — damit waren verwundete Soldaten gemeint.⁸ Die christlichsoziale Tagespresse schmückte die Titelseite mit einem programmatischen Artikel:

„Eucharistia hic Austriae vita! Der heilige Fronleichnam, die Lebenswurzel Oesterreichs!“

Die Feinde kennen diese Lebenswurzel so gut wie wir und es ist nicht ein Zufall, daß der größte Krieg, den das Haus Habsburg zu führen hat, bestanden werden muß gegen zwei Großmächte, die sich vor allem durch ihren Gegensatz zu dem katholischen Oesterreich in den Krieg treiben ließen. Welcher Widerspruch zwischen dem despotischen Rußland und dem grenzenlosen Freisinn der Regierung Italiens! Und doch hat sich ein geheimnisvolles Band gefunden, das das absolutistisch-schismatische Rußland an die Freimaurerei Italiens bleibend ketten möchte: Der Haß gegen das katholische Oesterreich. [...] Wir wissen, das [sic] wir für das Höchste kämpfen, und während wir den Frohnleichnamsfahnen [sic] folgen, loht in Hunderttausenden draußen im Felde das Bewußtsein, das [sic] derjenige, den wir im Sakramente anbetend verehren, mit uns ist, Eucharistia hic Austriae vita — die 'Lebenswurzel Oesterreichs'. Wie einst Sankta Clara, die reine Jungfrau, in den [...] Händen die Monstranz, aus der Feuerblitze zuckten, den Verfolgern sich entgegenstellte, so tritt heute das katholische Oesterreich, geschart um seinen Gott im Altarsakrament, einig und fest im Glauben, seinen Feinden entgegen.“⁹

1919 lautete das Programm für den gleichen Tag in der gleichen Zeitung völlig anders:

„Hochgelobt sei das allerheiligste Sakrament des Altars!“ In einem Hymnus durchbraust es die Welt und einigt alle Sprachen der Menschheit zu e i n e r gewaltigen Sinfonie der Anbetung. Ob der schlichte Triumphzug des Herrn aller Geschicke, den in Brotgestalt die Hand des Priesters trägt, durch die Berge Tirols oder durch die Weingärten Italiens, durch die Aehrenfelder Deutschlands oder durch die Wiesen Englands geht, e i n e s Herzens und e i n e s Sinnes sind die Gläubigen, die ihm folgen. Vor dem ewigen Mysterium

*verblaßt der Sieg, verschwindet die Niederlage, wie vom hohen Bergeskamm dem Beschauer die Wellen der Täler zerfließen, und Sieger und Besiegte, vereinigt im Glauben, beugen in Demut ihre Knie vor dem Herren der Heerschaaren und beten das e i n e Gebet, [...]. Und vor dem Tabernakel werden sich die Gläubigen, die das dämonische Toben des Krieges nur scheinbar getrennt hat, auch wieder finden, finden zu einer neuen Solidarität über alle Staatsgrenzen und Machtbestimmungen hinweg, einig im Zeichen der Eucharistie, der göttlichen Liebe.*¹⁰

Noch ein Ereignis bedeutete eine politische Neubewertung der Fronleichnamsprozession bei Sankt Stephan. Anfang Mai 1919 hatten Gemeinderatswahlen stattgefunden. Wien stand seither unter sozialdemokratischer Verwaltung, und diese war euphorisch entschlossen, die Stadt zum Modellfall gesellschaftlicher Erneuerung zu machen. Die Prozession, die bisher wie selbstverständlich die Einheit von Altar und Thron zelebriert hatte — noch dazu unter Einbeziehung der k. u. k.-Armee und begleitet von Marschmusik — wirkte auf Liberale und Sozialdemokraten wie eine Machtdemonstration des politischen Katholizismus, noch dazu mit besonderer legitimistischer Akzentuierung. Dementsprechend wurde die Demontage der Feiern betrieben.

Umgehend strich der Wiener Gemeinderat die beträchtlichen Subventionen, die bisher regelmäßig aus öffentlichen Mitteln für die Durchführung der Fronleichnamsprozession aufgewendet worden waren, mit der Begründung, daß kirchliche Feste Sache der Pfarreien seien und Staat und Gemeinden nichts damit zu tun hätten.¹¹ Auch Haussammlungen wurden verboten.¹² Am Mittwoch vor Fronleichnam 1919 erging ein Erlaß von Unterstaatssekretär Otto Glöckel an die Wiener Schulen, daß die Kinder zur Teilnahme an der Prozession nicht mehr gezwungen werden dürfen. Bis dahin war es üblich gewesen, daß die Klassen geschlossen an den Prozessionen der Pfarrkirchen, denen sie zugeordnet waren, teilgenommen hatten. Die jeweilige Schulfahne war mitgeführt worden, und Lehrerinnen und Lehrer waren offenbar seitens der Schulleitung dazu angehalten worden, ihre Klassen zu beaufsichtigen. Ebenso selbstverständlich hatten die Kinder der Waisenhäuser an den Prozessionen teilgenommen. Die christlichsoziale Presse hatte das Massenaufgebot an Kinder- und Jugendgruppen aufs beste propagandistisch ausgenützt. Umgekehrt wußte man seitens der Sozialdemokratie den Zwangscharakter dieser Vorgangsweise zu betonen und mittels der neu gewonnenen Regierungsgewalt auch zu sanktionieren.

Im Jahr darauf wurde auch die bis dahin übliche Praxis unterbunden, Gemeindebedienstete für die Errichtung der Altäre einzusetzen.¹³ Ebenso wurde nun die Teilnahme der Waisenkinder an der Prozession gänzlich untersagt — eine Maßnahme, die die Christlichsozialen heftigst kritisierten, wurden doch ihrer Meinung nach „diese bläßwangigen, stillen Kinder“ „ihrer größten öffentlichen Gottesdienstfeier“¹⁴ beraubt.

Natürlich behinderten die Sozialdemokraten die Wiener Fronleichnamsprozessionen auch außerhalb des Gemeinderates auf mehr oder weniger subtile Weise. 1920 kam es in Favoriten, einem traditionellen Arbeiterbezirk, in dem die Prozessionen aber trotzdem großen Zuspruch erhielten, zu heftigen — auch tätlichen — Auseinandersetzungen, weil zwölf Straßenbahner in Uniform an der Prozession aktiv teilgenommen hatten.¹⁵ Vier von ihnen trugen sogar den Baldachin, unter dem der Priester mit dem Allerheiligsten schritt.

1921, im dritten Republiksjahr berichtet die christlichsoziale Tageszeitung Reichspost erstmals von organisierten „Gegenprozessionen“ der Kinderfreunde am Fronleichnamstag. In Favoriten wurde bei einer Streikversammlung, die zufällig am Vorabend von Fronleichnam stattfand, von Arbeitern der Südbahnwerkstätte die Idee geboren, die proletarischen Kinder durch die Ausrichtung einer säkularen Feier von der Prozession fernzuhalten. Die Zeitung berichtet:

*„Tatsächlich versammelten sich schon Donnerstag in der Früh auf dem Bürgerplatze in Favoriten eine Menge solcher aufgehetzter Leute mit ihren Kindern. Die Demonstranten formierten sich zu einem Aufmarsche mit Musikkapellen und zogen nach dem Laaerberg, um dort die weltliche Feier abzuhalten.“*¹⁶

Am selben Tag veranstalteten auch die Kinderfreunde in Schwechat einen Ausflug ins Leithagebirge¹⁷ und in Korneuburg auf den Kahlenberg.¹⁸ Von Mürzzuschlag und Graz aus führten sie sogar Sonderzüge zu einem Fest nach „Ausseewiesen“.¹⁹ Es ist anzunehmen, daß die Favoritener Streikversammlung, von der diese demonstrativen Ausflüge offenbar spontan ausgingen, das Initialereignis für die in den Folgejahren veranstalteten Frühlingsfeste der Kinderfreunde war.

Bei diesen Frühlingsfesten handelte es sich um bezirkweise organisierte Ausflüge in die großen Parkanlagen oder Grünzonen am Stadtrand, wo ein Fest mit Spielen, Turn- und Tanzvorführungen, musikalischen Darbietung und ähnlichem mehr gefeiert wurde. Besonders in den ersten Jah-

ren wurden die Feiern sehr bewußt in Konkurrenz zur Prozession gesetzt, folglich auch als „*Umgang ohne Himmel*“ bezeichnet.²⁰ Die Frühlingsfeste wurden anfangs am Fronleichnamstag selbst veranstaltet und in vielen Fällen am Folgesonntag, wenn in den Inneren Bezirken die Prozessionen stattfanden, wiederholt. Allmählich setzte sich der Sonntag als Haupttermin durch. Am Donnerstag wurde vielerorts gearbeitet, was sich negativ auf die Beteiligung auswirkte. Kinderfeste wurden nur in jenen Bezirken veranstaltet, in denen gleichzeitig eine kirchliche Prozession stattfand.²¹ Insofern wurde sehr bewußt und offen gezeigt, daß der Sinn der Kinderfeste einzig darin bestand, den kirchlichen Feiern Konkurrenz zu machen und möglichst viele Kinder als Teilnehmerinnen und Teilnehmer abzuwerben. Die Christlichsozialen reagierten verständlicherweise empört auf die profane Alternative und warfen ihren Gegnern vor, sie würden den Proletarierkindern das — neben Weihnachten — größte Fest vorenthalten. Die Sozialdemokraten betonten insbesondere den viel fröhlicheren und egalitären Charakter der Frühlingsfeste:

*„Da hat dieser neue Umgang, wenn's drauf ankommt, also alles, was für die Kinder seit je den Hauptreiz des Umgangs mit Weihrauch ausmacht. Es gibt nur keine protegierte Kinderhand, der ein geweihtes „Bandel“ anvertraut wäre. Und ach, der Zug ermangelt völlig der bevorzugten Sprößlinge klerikaler Bezirksgrößen, die gar einen gipsernen Johannes tragen oder unter dem Jungfrauenbaldachin wandeln dürfen. Diese munteren, nach dem Rhythmus eines klingenden Marsches sich bewegenden Hände und Arme kennen kein Gebot, die gefalteten Finger stundenlang zu falscher Andacht zu erheben. Der Text der Gebetbüchlein findet hier keine Sänger.“*²²

Christlichsoziale und Sozialdemokraten betrachteten ihre Feste als wichtiges Instrument für die Erziehung der Kinder im Sinne der jeweils eigenen Ideologie. Zudem interpretierten beide Seiten die Zahl der teilnehmenden Kinder als Hinweis auf die zukünftige Bedeutung der eigenen Bewegung. Dementsprechend intensiv und aggressiv wurde um die Kinder geworben. Ausführlich besprachen und interpretierten die parteieigenen Zeitungen deren Teilnahme, was sich Jahr für Jahr als medialer Schlagabtausch abspielte. Besonders eindrücklich ist dieser Wettbewerb um die Gunst der Kinder im klassischen Arbeiterbezirk Favoriten mitzuverfolgen, wo die Pracht und traditionelle Kraft der Fronleichnamsprozession offenbar noch lange Zeit eine besondere Wirkung auf das Proletariat ausübte, zumal sich das Frühlingsfest trotz der eindeutigen politischen Vormachtstellung der Sozialdemokratie nur ganz allmählich durchsetzte. Die Arbei-

ter-Zeitung berichtet zwar schon 1923 davon, daß „die Beteiligung an dem Frühlingsfest am Fronleichnamstag massenhafte“ war, und daß „der Aufmarsch der Kinder in Viererreihen [...] bald aufgegeben und Achterreihen gebildet werden“ mußten,²³ doch gab sie fünf Jahre später zu, daß 1923 „im Bezirk Favoriten der Kinderfreundezug so klein“ war,

„daß es nur sieben Minuten währte, bis der Zug zu Ende war. Und zur selben Stunde vereinigte der Pfarrer der Antonskirche in Favoriten hinter sich einen Zug — zum größten Teil aus Kindern und Frauen gebildet — der zweiund-dreißig Minuten lang dauerte. 7 : 32. So war's 1923!“²⁴

Mit besonderer Genugtuung beobachteten die Christlichsozialen die geringe Akzeptanz der Kinderfeste bei der Bevölkerung und den imposanten Ablauf der Prozession. Man empfand seitens der Reichspost „Mitleid [...] mit den etwa 30 Kindern, die von den Marxisten unter der Bedeckung der Arbeiterwehr auf den Laaerberg geschickt wurden“²⁵ und 1924, als die Sozialdemokraten offenbar verstärkt für die Teilnahme am Kinderfest warben, wurde dies polemisch kommentiert:

„Von sozialistischer Seite waren heuer die größten Anstrengungen gemacht worden, möglichst viele von der katholischen Feierlichkeit wegzuziehen und in dem nahegelegenen Parteiheim in der Laxenburgerstraße für einen großen Genozug zu sammeln. Einzelne sozialistische Fanatiker suchten sogar von der Fronleichnamsprozession Kinder wegzulocken. [...] Die hinkommandierten Mädchen trugen außer weißen Kleidchen allen möglichen Aufputz an Schärpen, Bändern und Blumen. — Ersatz für Fronleichnam. Der republikanische Schutzbund besorgte, was er zur Rettung des durch die Fronleichnamsprozession bedrohten Staates beizutragen vermochte. Es wurden Kinder mitgeschleppt, die kaum die ersten Gehversuche hinter sich hatten. Andere der bedauernswerten Kleinen trugen Tafeln mit den Aufschriften Trennung von Kirche und Staat!; Hand weg von den Kindern! und ähnlichen Sprüchen, von denen weder die Träger noch deren verblendete Eltern etwas verstanden. Und der Erfolg des ganzen Aufwandes? 310 Viererreihen von Kindern vom zartesten Mägdlein bis zum längst schulentwachsenen Jungen, aus den verschiedenen Bezirken zusammengetrommelt, freilich eine Zahl, immerhin groß genug mit Rücksicht auf die armen Opfer der Maskerade, aber Gott sei Dank geringfügig gegenüber den Massen von Kindern, wie sie eine einzige Fronleichnamsprozession, z. B. in der Pfarre St. Anton im roten Favoriten, aufzuweisen hatte. Den marxistischen Aufzug sehen auch viele vernünftige Sozialdemokraten kopfschüttelnd und angewidert an.“²⁶

Augenscheinlich war es der Kirche ein besonderes Anliegen, im „*roten Favoriten*“ die Attraktivität der Prozession unter Beweis zu stellen. Sie bemühte sich, „*in diesem von so vielen Schornsteinen überragten Bezirk doppelt und dreifach um die Seelen der Proletarierkinder.*“²⁷

Doch es gelang den sozialdemokratischen Organisationen in Jahresritten immer besser, die Eltern auf ein klassenbewußtes Verhalten auch im Umgang mit Fronleichnam einzuschwören. In der Überzeugung, daß die Fronleichnamsprozession ein Teil des Instrumentariums sei, „*um duckmäuserische Untertanen eines Monarchen zu fabrizieren*“ und daß es gelte, „*mit dem System der Verkrüppelung der Kinderseele zu brechen*“,²⁸ nahmen immer mehr Erwachsene und Kinder an den Frühlingstagen der Kinderfreunde teil. Eifrig zählte man die Minuten, die der Vorbeimarsch der jeweiligen Umgänge dauerte, und konstatierte schließlich voll Freude:

„[...] *der proletarische Kindertag beherrscht von Jahr zu Jahr mehr das Aussehen der Stadt Wien und damit fangen die Grundmauern der klerikalen Macht zu wanken an.*“²⁹

Die Veranstaltungen fanden Aufnahme in das Ensemble der kulturellen Selbstverständlichkeiten der Arbeiterklasse und wurden somit Teil des proletarischen Selbstverständnisses insgesamt. Der Sonntag nach Fronleichnam wurde als „*Tag des proletarischen Kindes*“ fest installiert (vgl. Abb. E11/480). 1932 erfuhr er sogar eine semantische Erweiterung, indem er als „*Weltkindertag zu einem Fest der Solidarität der Arbeiterkinder aller Länder*“³⁰ erklärt wurde.

Die Rivalität zwischen Fronleichnamsprozession und Kinderfest wurde immer wieder auch auf den Straßen ausgetragen. Man kann sich denken, daß das Zusammentreffen der Gruppen auf Grund ihrer oppositionellen Ideologien und des zum Einsatz gelangenden konkurrierenden Liedgutes manchmal Aggressionen hervorrief. Die Reichspost schimpfte über die sozialdemokratischen Kinderfreunde:

„*In Favoriten hatten die Sozialdemokraten alles aufgeboten, um den Umgang bei St. Johann Evangelist zu schwächen. Von weit und breit sammelten sie die Kinder. Vor dem Amalienbade warteten sie den Vorbeizug der Fronleichnamprozession ab. Im Augenblicke, wo das Allerheiligste kam, spielte die Musikkapelle das Kinderlied 'Wir sind jung und das ist schön'...*“³¹



Abb. E11/480.

Umzug zum Frühlingsfest der Kinderfreunde in Lainz am Fronleichnamstag (zwischen 1924 und 1932). Mit Kindern besetzte, geschmückte Pferdewagen ziehen durch die Siedlung Hermeswiese. Ordner und Eltern begleiten den „Umgang ohne Himmel“.

Foto: Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, Foto- und Bildarchiv der Arbeiter-Zeitung.

Und die Arbeiter-Zeitung empörte sich über die christlichsozialen paramilitärischen Verbände:

*„Eine unerhörte Provokation leisteten sich hier die Frontkämpfer der Leopoldstadt. Fast eine Stunde vor Abmarsch des Zuges der drei Kulturkampfororganisationen waren die Frontkämpfer beim Viadukt in der Hauptallee versammelt, wo der Weg zum Spielplatz der Kinderfreunde führt, ganz offensichtlich in der Absicht, zu stören. Da sich der Abmarsch des Zuges verzögerte, marschierten die Frontkämpfer just am Sammelplatz der Kinder vorbei. Der den Zug führende Herr, ein Oberstleutnant in Zivil, kommandierte „Links schaut!“ (als Zeichen der Verachtung gedacht) und im selben Moment fing ihre im Zuge mitgeführte Musik zu spielen an. Nur der Besonnenheit unserer Ordner ist es zu danken, daß die paar Gesellen für ihre Provokation nicht auf der Stelle die gebührende Antwort erhielten, sondern bloß unter Pfüirufen abziehen konnten.“*³²

1923 kam es in der Brigittenau zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. Nach der Prozession hielt die Jugendbundmusik dem Pfarrer noch ein Ständchen, als die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des ebenfalls gerade beendeten Kinderzuges vorbeikamen. Die Beschreibung der folgenden Ereignisse weicht in der jeweiligen Parteipresse erheblich voneinander ab. Laut Arbeiter-Zeitung marschierten die Ordner des Kinderzuges *„ruhig weiter, obgleich sie mit höhnischen Zurufen und drohend erhobenen Stöcken empfangen wurden“*.³³ Die Reichspost hingegen sah sie *„mit wüstem Pfüigeschrei daherstürmen und dann, als die Musik in den Pfarrhof geflüchtet und dieser abgesperrt worden war,“* wollten sie *„gewaltsam in das Haus eindringen“*.³⁴ Daß der Pfarrhof regelrecht belagert wurde, darüber waren sich die beiden Zeitungen einig. Es kam zu Handgreiflichkeiten, die — wiederum unterschiedlich dargestellt — auch Verletzte forderten. Die Eskalation der Gewalt konnte — von wem auch immer — verhindert werden.

Das Ereignis in der Brigittenau war wahrscheinlich der gefährlichste Zwischenfall anlässlich einer Fronleichnamsprozession in der Ersten Republik. Gewöhnlich gingen die Auseinandersetzungen nicht über Verbalattacken und Drohgebärden hinaus.

Form und Inhalt der konkurrierenden Umzüge der Kinderfreunde waren ein deutliches Symptom für den offen geführten Kulturkampf während der Ersten Republik. Aber die Fronleichnamsprozession war insgesamt in eine fundamentale Krise geraten. Das galt vor allem für Sankt

Stephan, jenen Umgang, dem in der Monarchie die Rolle der Staatsrepräsentation zugekommen war: Der Feier des Ersten Bezirkes waren ihre repräsentativsten Wesenszüge verloren gegangen. Die Rückkehr des Hofes in seine dominierende Position unmittelbar hinter dem Allerheiligsten war eine Wunschvorstellung der Legitimisten. Doch auch den katholisch-konservativen Demokraten bot sich keine geeignete Alternative, die die Lücke hätte schließen können. Der parteilose Bundespräsident Michael Hainisch zeigte kein Interesse, den ihm zgedachten Platz des Kaisers einzunehmen. Die christlichsoziale Reichspost konnte, wenn sie alljährlich die Prominentenliste referierte, lediglich konstatieren: „*Bundespräsident Dr. Hainisch war nicht erschienen.*“³⁵ Ihr blieb der Trost:

„*Wenn heute diesem Feste auch das von früheren Tagen gewohnte Gepräge eine[rs] Staatsfeiertages mangelt, war es doch auch heuer ein Zeugnis für die tiefe Verankerung der Glaubenstreue in dem bodenständigen Wienertum.*“³⁶

Fast noch auffälliger offenbarte das Fehlen des Wiener Bürgermeisters die Malaise. Zu Zeiten einer christlichsozialen Stadtregierung war dieser im Zug hinter dem Kaiser gegangen. Für die sozialdemokratischen Bürgermeister Jakob Reumann (1919-1923) und Karl Seitz (1923-1934) war eine Teilnahme undenkbar. Immerhin nahmen die christlichsozialen Bundeskanzler und Minister der Ersten Republik regelmäßig an den Umgängen von Sankt Stephan teil. Besonders eifrig zeigte sich diesbezüglich der langjährige Heeresminister Carl Vaugoin, der Jahr für Jahr mehrere Prozessionen beehrte. Regelmäßig ging er am Fronleichnamstag selbst zunächst bei Sankt Stephan hinter dem Allerheiligsten, um dann zum selben Zweck nach Lainz zu eilen.³⁷ Am Folgesonntag, dem zweiten Prozessionstag, zeigte er sich sowohl in Ober Sankt-Veit, seiner Heimatpfarre, als auch in Penzing.³⁸

Dieses Verhalten hatte seinen Grund in der besonderen Bedeutung, die Vaugoin der Fronleichnamsprozession beimaß. Er wollte das Heer unter den geänderten politischen Vorzeichen in der Öffentlichkeit aufwerten und mit einem positiven und christlichsozialen Image ausstatten. Die ersten beiden Jahre nach dem Krieg nahmen in ganz Wien keine militärischen Organisationen an den Prozessionen teil. Das Bundesheer war zunächst sozialdemokratisch dominiert. Es gab keine Veranlassung, Traditionen fortzuführen, die dem Katholizismus dienten und dem Monarchen huldigten. Ab 1921 füllte zunächst die „*Frontkämpferversammlung*“, eine Veterangruppierung mit einem großen Anteil an Offizieren, für die es nach

dem Krieg keine Verwendung mehr gab,³⁹ den Platz des Heeres aus. 1923 ließ Vaugoin dann erstmals Abteilungen der Wehrmacht offiziell an den Prozessionen teilnehmen. Er kündigte den Schritt wie folgt an:

*„Wenige Tage trennen uns nur mehr von dem Fronleichnamsfeste, bei dem durch die Straßen Wiens das Allerheiligste unter dem Schutze der Soldaten getragen werden wird. Wenn auch die Gegner wochenlang in Versammlungen und bei den einzelnen Soldaten Versuche unternommen haben, dagegen Stimmung zu machen, so ist ihnen dies doch nicht gelungen, ich brauch zu der Fronleichnamsfestfeier keinen einzigen Mann zu kommandieren. An über 30 Fronleichnamsprozessionen wird die Wehrmacht heuer teilnehmen [...]. Und wenn bei den Evangelienaltären sich die Gewehre erheben und die Salven ertönen werden, so sei dies ein Zeichen, daß es im österreichischen Heere wieder Soldaten gibt, die mit Blut zu schützen gewillt sind, das katholische Volk von Oesterreich.“*⁴⁰

Die defilierende, musizierende, salutierende und Salven abschießende Wehrmacht wurde als konstitutives Element der Prozession wahrgenommen, das bisher in der Republik — nicht nur von Legitimisten — vermißt worden war. Man kann sich durchaus vorstellen, daß das Publikum der Prozessionen den Aufmarsch der Soldaten freudig begrüßte und sich zu „*Sympathiekundgebungen*“⁴¹ hinreißen ließ. 1924, viereinhalb Jahre nach dem Ende des Weltkrieges, bemüht die Reichspost dafür einen geschmacklosen Vergleich:

*„Die Hoch- und Heilrufe, das Hüte- und Tücherschwenken wollten kein Ende nehmen; seit dem Abgang der ersten militärischen Formationen auf dem [sic] Kriegsschauplatz hat man solche Kundgebungen für die bewaffnete Macht nicht mehr erlebt.“*⁴²

Die aktive Beteiligung der Soldaten war von ähnlich symbolischer Bedeutung wie die einer möglichst großen Zahl von Kindern. Das Zusammenspiel von geistlicher und weltlicher Schutzmacht sollte eine einheitlich klerikal-militaristische Identität des Staates konstituieren. Dagegen wehrten sich die anderen politischen Kräfte. Der in den ersten Republiksjahren relativ mächtige sozialdemokratische Militärverband setzte, den erprobten Mustern des Kulturkampfes vertrauend, eine Festakademie an, bei der sich jene dienstfreien Soldaten versammelten, deren Wunsch es war, „*sich dem klerikalen Schaugepränge als Staffage nicht herzugeben*“, sondern „*durch Hingabe an die Kunst ihren sittlichen und ästhetischen Bedürfnissen Genüge zu tun*“,⁴³ „*An die zweitausend Wehrmänner*“⁴⁴ erfreuten sich unter solcher Vorgabe just zur Zeit, als die Fronleichnamsprozession zu Sankt Stephan durch die Straßen

zog, an klassischer Musik und Vorträgen. Der spektakulären Schau, die jene „274 Mann und 9 Offiziere“⁴⁵ boten, die derweil den „Umgang“ bereicherten, tat eine solche Veranstaltung allerdings keinen Abbruch.

Die deutlich wirkungsvollere Maßnahme der Sozialdemokraten gegen die Beteiligung von Wehrmachtssoldaten an den Fronleichnamsprozessionen setzte bei den Praktiken zur Rekrutierung derselben durch ihre Offiziere an. Einer positiven Entscheidung der Soldaten wurde nämlich immer wieder nachgeholfen: Dienstfreistellungen, Befreiung von Übungen und andere Vergünstigungen an jene, die ausrückten, einerseits, Dienstverschärfungen für jene, die zurückblieben, andererseits, waren die Mittel, um möglichst viele Soldaten von der Sinnhaftigkeit einer Teilnahme an den Prozessionen zu überzeugen. Manche Offiziere entwickelten einen besonderen Ehrgeiz, als Beleg für eine christlich gesinnte Wehrmacht mit möglichst großen Abteilungen aufzumarschieren. Aus diesem Grund war der Charakter der Freiwilligkeit, wie er von Vaugoin postuliert wurde, Bestandteil der christlich-konservativen Argumentation. Ein damit verbundener Druck auf die Soldaten wurde beim politischen Gegner geortet:

*„Die Soldaten, die sich im Vorjahre zur Teilnahme an den Fronleichnamprozessionen gemeldet hatten, wurden seither nicht nur von der marxistischen Presse immer wieder und wieder beschimpft, sondern auch von den Hetzern der roten Militärgewerkschaft auf jede erdenkliche Weise verunglimpft. Aus dieser Tatsache ergab sich unter den Wehrleuten schon im Vorjahre der Wunsch, von den freiwilligen Meldungen abzusehen und statt dessen die Abteilung in der notwendigen Stärke zu kommandieren. Wir wollen gerne an der Prozession teilnehmen, sagten die Wehrleute, aber man soll uns hiezu befehlen, damit wir nicht den Angriffen des Militärverbandes ausgesetzt sind.“*⁴⁶

Die Arbeiter-Zeitung ihrerseits prangerte die Rekrutierungsmethoden als Machtmißbrauch seitens der Offiziere an und berichtete immer wieder ausführlich darüber.⁴⁷ Die Ausgabe von Bier und heißen Würsten an die an den Prozessionen teilnehmenden Soldaten wurde mit besonderem Sarkasmus bedacht:

*„Den Wehrleuten, die sich durch mehr oder minder sanften Druck herbeiließen, an der Fronleichnamprozession teilzunehmen, winkte außer der Stufe ins Himmelreich auch irdischer Gewinn: Jeder bekam Bier, Würstel und Brot. [...] Man könnte vielleicht fragen, ob der Kirche mit solchen Dienern gedient sei, welche die Beteiligung am Feste der Einsetzung des Abendmahls so plump-materialistisch mit einer Jause von Würsteln, Brot und Bier in Verbindung bringen.“*⁴⁸

Mit großer Schadenfreude und einem ausführlichen Artikel kommentierte die Arbeiter-Zeitung ein Mißgeschick, das 1928 in den Praterkasernen passierte. Die Krainerwürste, die an die ausrückenden Soldaten ausgegeben wurden, waren voller Würmer, was die Soldaten dazu veranlaßte, die „Umgangswürste“ aus den Fenstern der Mannschaftszimmer auf den Kasernenhof zu werfen.⁴⁹

Ein solch anekdotenhaftes Ereignis darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Sozialdemokraten insgesamt dem symbolschweren Aufmarsch der Soldaten wenig entgegenzusetzen hatten. Was zunächst von seiten der Christlichsozialen noch nach Rechtfertigung und Erläuterungen verlangte und eher vorsichtig durchgesetzt wurde, spielte sich nach und nach ein. Als bald wurde es üblich, daß die Infanterieregimenter nach der Prozession vor dem Bundeskanzler und dem Heeresminister defilierten. Ihre Blasmusikkapellen spielten militärische Märsche. Politiker und Soldaten ließen sich, ohne sich konkret dem Vorwurf der Kriegstreiberei aussetzen zu müssen, von der begeisterten Bevölkerung feiern.

Die Fronleichnamsprozession diente dem Heeresminister als populäres Instrument für sein wichtigstes innenpolitisches Vorhaben: Vaugoin versuchte vehement, den Einfluß der Sozialdemokraten auf die Wehrmacht zurückzudrängen. Die öffentliche Mitwirkung von Soldaten in vollständiger Adjustierung einschließlich der Gewehre mit aufgesteckten Bajonetten an dem eindeutig klerikal-konservativ besetzten Fest hatte die suggestive Funktion, daß das offizielle, wehrfähige Österreich christlichsozial war. Noch immer allerdings fehlte ein diesbezüglich sehr gewichtiger Faktor bei den Feierlichkeiten: die Teilnahme des Bundespräsidenten. Michael Hainisch nahm die Paraden nicht ab!⁵⁰

Auch das aber sollte sich 1929 ändern. Im Amt des Staatsoberhauptes war auf den eher großdeutsch orientierten Hainisch der Christlichsoziale Wilhelm Miklas gefolgt. Er nahm von nun an in jeder Prozession in der Inneren Stadt die erste Position hinter dem Kardinal ein. Das Abschreiten der „*Front der ausgerückten Truppen*“⁵¹ war ihm eine Selbstverständlichkeit (vgl. Abb. C1/1).

Die enge Verschränkung von Bundesheer und christlichsozialer Partei bereitete nicht nur den Sozialdemokraten Probleme. Das Auftreten deutschnationaler (para)militärischer Vereinigungen im Rahmen der Fronleichnamsprozession war dadurch in Frage gestellt. Zunächst war es die-



Abb. C1/1: Fronleichnamprozession bei Sankt Stephan, 1931. Heeresminister Carl Vaugoin, Bundeskanzler Otto Ender und Bundespräsident Wilhelm Miklas (v. l. n. r.) schreiten die Front der Ehrenkompanie des Bundesheeres ab, die vis-à-vis des Portals des Stephansdomes aufgestellt ist. Foto: Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien, Bildarchiv

sen durchaus selbstverständlich gewesen, in geschlossenen Formationen mitzumarschieren. Die Akzentuierung der Gegensätze zu den Christlich-sozialen machte jedoch Erklärungen notwendig. Eine Gruppe von „nationalen Wehrmännern der Radetzky-Kaserne“ sah sich 1923 in einer Zuschrift an die Reichspost genötigt, ihre Beweggründe für die Teilnahme zu erläutern:

„Die Teilnahme von Gruppen der Wehrmacht an der Fronleichnamprozession ist nicht als Ausdruck einer konfessionellen Einstellung der Wehrmänner aufzufassen, sondern dahin zu verstehen, daß von seiten der Wehrmacht durch diesen Schritt die Achtung vor den Gefühlen der überwältigenden Mehrheit der bodenständigen Bevölkerung bekundet wird. Dieses bodenständige deutsche Volk ist es ja, zu dessen Schutz und Sicherheit sich unser Heer berufen fühlt. Nicht Klerikalismus also, sondern richtig verstandenes Volksbewußtsein ist somit die Triebfeder dieses Entschlusses gewesen.“⁵²

Besonders problematisch gestaltete sich das Verhältnis der Frontkämpfervereinigung zum Fronleichnamfest. Als erste paramilitärische Gruppierung nahm sie in den ersten Republiksjahren die vakanten Positionen des Heeres ein und absolvierte imposante Auftritte. Mit der zunehmend nationalsozialistisch orientierten Gesinnung ihrer Führung zog sie sich aber nach und nach zurück. 1925 nahmen an der Prozession zu Sankt Stephan erstmals keine Frontkämpfer teil, was zwar bedauernd, aber ohne begründende Erklärung von der Reichspost kommentiert wurde.⁵³ In den Folgejahren war die Frontkämpfervereinigung zwar wieder präsent, wurde aber in den Presseberichten des Regierungsorganes immer mehr marginalisiert. Trotzdem waren zumindest jene Mitglieder, die sich in Vertretung der „alten Armee“ wußten,⁵⁴ weiterhin an den Prozessionen beteiligt. Zum letzten Mal war dies 1935 der Fall,⁵⁵ einen Tag bevor die Frontkämpfervereinigung zwangsweise aufgelöst wurde, weil ihre Führung nicht bereit war, sich in die Vaterländischen Front einzugliedern.⁵⁶ An Stelle der Frontkämpfer drängten sich die Heimwehren immer mehr in den Vordergrund. Deren Führer rückten entsprechend ihrer politischen Aufwertung in die zentralen Positionen innerhalb der Prozession auf.

Mit der Zunahme der Macht versuchten die Christlichsozialen, den Fronleichnamstag als Ganzes zu einem Staatsfeiertag auszubauen, der zeitlich über die kirchliche Feier und inhaltlich über die bloße Repräsentation weit hinausreichen sollte. Üppige Fronleichnamsspiele, wie sie aus längst vergangener Gegenreformations- und Barockzeit bekannt waren, wurden initiiert,⁵⁷ feierlich wurden Fahnen- und Glockenweihen vorgenommen. Am Nachmittag gab es das eine Mal eine Heimwehrekundgebung,⁵⁸ das andere Mal eine Jubiläumsfeier einer Studentenverbindung.⁵⁹ Alle diese Veranstaltungen hatten einen provokanten, jedenfalls demonstrativen Charakter.

Im Gleichklang mit der Demontage der österreichischen Sozialdemokratie und der Ausgrenzung des Nationalsozialismus wurde Fronleichnam wenigstens oberflächlich zu einem Kirchenfest mit Anspruch auf eine einheitliche kulturelle Staatsidentität, wie sie von christlichsozialer Seite all die Jahre reklamiert worden war. 1933 wurden die Umzüge zu den sozialdemokratischen Frühlingfesten am Fronleichnamstag und am Folgesonntag polizeilich verboten wie zuvor in diesem Jahr bereits der traditionelle Maiaufmarsch. Die Kinderfreunde verlegten sich darauf, an den Wald- und Wiesengürteln der Stadt ihre Feiern auszurichten.⁶ Erstmals seit 13 Jahren waren die Fronleichnamsprozessionen nicht mehr demonstrativ gestört.

1934 eskalierte die politische Situation endgültig. Die Ausschaltung des Parlaments und der Bürgerkrieg gaben dem Bundeskanzler Engelbert Dollfuß die Möglichkeit, einen autoritären Ständestaat auf christlicher Grundlage zu schaffen. Nach der zwangsweisen Auflösung sämtlicher sozialdemokratischer Parteiorganisationen galt es vor allem, sich eigenständig als Kulturnation gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland zu positionieren. Diesem Zweck diente der Rückgriff auf vorkapitalistische Gesellschaftsstrukturen und die konsequente Berufung auf katholische Werte und Kulturmuster. Den neuartigen, imposanten Massenkundgebungen im Dritten Reich versuchte man hierzulande große religiöse Feiern entgegenzuhalten.

Der sozialdemokratische Bürgermeister war durch einen Christlich-sozialen ersetzt worden, und dieser füllte die letzte Lücke im Ehrenzug der Prozession. Die Aufbruchstimmung führte bei Sankt Stephan 1934 sogar zum Bruch mit der alten Tradition der Routenführung, und es wurde ein Umweg über den Ring und den Heldenplatz gemacht (vgl. Abb. C1/3). Im



*Abb. C1/3: Fronleichnamsprozession 1934, Innere Stadt. Auf abgeänderter Route marschieren Abteilungen des Bundesheeres durch die Operngasse zum Ring, auf dem der Zug weiter zum Heldenplatz geführt wird. Im Bildhintergrund der 1883/84 erbaute und am 12. 3. 1945 durch Bomben völlig zerstörte Philipp-Hof
Foto: Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien, Bildarchiv*

Geiste des dort im Jahr zuvor erfolgreich in Szene gesetzten Katholikentages⁶¹ wurde nun die Einheit von Staat und Kirche vorgeführt. Das Hauptportal der Hofburg war mit einem Tuch verhängt, vor dem ein großes, girlandengeschmücktes Kreuz hing. Darunter war der Prozessionsaltar aufgebaut, vor dem sich die politische und geistliche Elite versammelte (vgl. Abb. C1/5):

*„Unter Orgelklängen schreitet Kardinal Innitzer zum Altar empor. Bundespräsident Miklas nimmt auf der Empore Platz, nach ihm die Regierung, an der Spitze Bundeskanzler Dr. Dollfuß.“*⁶²

Die Nutzung des Heldenplatzes als Forum für Großkundgebungen und Massenveranstaltungen hatte bereits Tradition; seine Einbeziehung in den Ablauf der Fronleichnamsprozession war im Sinne der neuen Politik ein logischer Schritt. Trotzdem wurde die geänderte Routenführung wieder



Abb. C1/5: Fronleichnamsprozession 1934, Innere Stadt; Station auf dem Heldenplatz. Unter dem Portal der Hofburg ist ein Altar aufgestellt, vor dem Bundespräsident Wilhelm Miklas und die Regierung unter Engelbert Dollfuß versammelt sind. Foto: Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien, Bildarchiv

aufgegeben. Schon im nächsten Jahr wählte man wieder den herkömmlichen Weg.⁶³ Der Grund dafür ist nicht eindeutig zu eruieren. Womöglich war der Kirche ihre allzu geringe Distanz zur Staatsführung nicht mehr geheuer, war doch insgesamt das Verhältnis zunehmend auch von Spannungen begleitet.⁶⁴ Es ist durchaus vorstellbar, daß der Klerus Fronleichnam nicht endgültig zum Staatsfeiertag mutieren lassen wollte und deshalb die Kundgebung auf dem Heldenplatz aus dem Programm nahm.

Ab dem Jahr 1934 ist den Zeitungsberichten über Fronleichnam — die nach der Einstellung der Arbeiterpresse fast nur noch aus dem christlich-sozialen Lager kamen — ein deutlich integrativer Zug anzumerken. Die Freude, daß man sich die Prozession nicht mehr von sozialdemokratischen Frühlingsfesten stören lassen mußte, war begleitet von der Einladung an die Arbeiterschaft zur Teilnahme an der Prozession. Die Arbeiter und Beamten der Stadt wurden herzlichst als „*Heimkehrer*“ begrüßt⁶⁵ — und das nur vier Monate nach dem blutigen Bürgerkrieg. Seit der ersten Fronleichnamsprozession, die im Ständestaat stattfand, und bis zu dessen Ende wurde in den Zeitungsberichten auch jedesmal das oberflächlich heterogene Bild betont, das die „*Umgänge*“ in Wien boten. Die unterschiedlichen Gestaltungsformen in den Innenbezirken, den Arbeiterbezirken und den Weinbausiedlungen im Nordwesten der Stadt, wurden in ein umfassendes Bild von der Einheit in der kulturellen Vielfalt gekleidet.⁶⁶ Danach trafen sich die in strenger Formation durchgeführte Sankt Stephans-Prozession, die Massenaufmärsche „*heimgekehrter*“ Arbeiter und die traditionsbewußt organisierten Umzüge in den Weinbaudörfern in einer gemeinsamen Huldigung des eucharistischen Heilands.

Diese einfache Formel diente dazu, das grundsätzlich heterogene Bild, das die Prozessionen boten — insbesondere die Unterschiede in deren äußerer Gestaltung in Stadt und Land — im gemeinsamen sinnstiftenden Rahmen festzumachen. Im ruralen Raum war der „*Umgang*“ normalerweise nie so sehr ideologisch in Frage gestellt gewesen wie in der Stadt. Die konkurrierenden sozialdemokratischen Festzüge beispielsweise waren vor allem auf Wien beschränkt gewesen. Im Großraum der Stadt hatten sie nur dort stattgefunden, wo es eine starke organisierte Arbeiterschaft gegeben hatte — was in der Regel mit zumindest semiurbanen Strukturen einherging. Wo die Agrarwirtschaft dominierte, geriet die Fronleichnamsprozession seit alters her in deren ökonomische Sinnzusammenhänge. Sie war als Flurumgang und Bittprozession um Wettersegen anders motiviert und

allgemeiner anerkannt als im urbanen Raum. Aus den Beschreibungen der Wiener Prozessionen des Ständestaates kann man das Anliegen herauslesen, das rurale Selbstverständnis in die Stadt (zurück) zu tragen und Stadt und Land unter einen gemeinsamen Mantel von Staat und Religion zu nehmen.

1938 war es mit solchen Programmen abrupt vorbei. Drei Monate nach dem Einmarsch der Truppen des Dritten Reiches unterblieb bereits eine große Zahl der Fronleichnamsprozessionen in Österreich. Viele beschränkten sich auf das Innere der Kirchen und gaben solcherart ihren Anspruch auf den öffentlichen Raum auf.⁶⁷ Eine offizielle Teilnahme von Politikern hat es lediglich in Landgemeinden gegeben, was zunächst toleriert und erst im nachhinein mit dem Verbot des Tragens von Uniformen und Abzeichen belegt wurde.⁶⁸ In der nationalsozialistischen Wiener Presse ist Fronleichnam 1938 ohne Erwähnung geblieben. Der Folgesonntag, der traditionelle Fronleichnamssonntag also, fiel ausgerechnet mit dem fünften Jahrestag des Verbots der Nationalsozialistischen Partei in Österreich zusammen; Anlaß genug, einen Massenaufmarsch mit angeblich 50.000 Teilnehmerinnen und Teilnehmern auf dem Heldenplatz zu veranstalten und die Zeit der nationalsozialistischen Illegalität zu heroisieren.⁶⁹ Da der Termin zufällig auch noch nahe der Sommersonnwende lag, wurde am Nachmittag gleich noch ein „*Deutsches Volksfest im Prater*“ als Sonnwendfeier inszeniert und zu einer für die Zukunft „*ständigen wienerischen Tradition*“ erklärt.⁷⁰ Die sozialdemokratischen Frühlingssfeste, die zum Teil im Prater stattgefunden hatten, fanden damit eine formale Fortsetzung. Inhaltlich war die Sonnwendfeier dem Paradigmenwechsel mit aller Konsequenz verpflichtet.

Die Fronleichnamsprozession bei Sankt Stephan sollte bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges nicht mehr stattfinden. Im April 1945 marschierte die Sowjetarmee in Wien ein. Die Innenstadt war teilweise zerstört, der Stephansdom war abgebrannt. Kardinal Innitzer dachte nicht daran, am 31. Mai eine Fronleichnamsprozession durchzuführen, doch ließ er sich von den Vertretern der eben erst neugegründeten Österreichischen Volkspartei dazu überreden.⁷¹ Deren Problem war nämlich, daß sowohl den Kommunisten als auch den Sozialdemokraten bereits das öffentliche Versammlungsrecht zuerkannt war, nicht aber den Christlichsozialen. In der Durchführung der Fronleichnamsprozession sahen sie eine Chance, sich zu präsentieren und ihre Anwartschaft auf politische Funktionen und Mitsprache zu zeigen. Kurzum, die Prozession wurde von der Kirche Am Hof aus



Abb. C1/7: 1937 findet die letzte Fronleichnamsprozession bei Sankt Stephan vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten statt. Der Zug kehrt über den Graben zurück zum Stephansdom. Im Vordergrund der Baldachin, unter dem Kardinal Innitzer mit dem Allerheiligsten geht. Hinter diesem Bundespräsident Wilhelm Miklas, Bundeskanzler Kurt Schuschnigg und die anderen Mitglieder der Bundesregierung. Weiter hinten im Prozessionszug Wehrmachtsabteilungen in Formationen.
Foto: Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien, Bildarchiv

durchgeführt und verlief unter enormer Beteiligung der Bevölkerung. Es war wahrscheinlich das letzte Mal, daß die Fronleichnamsprozession eine große staatspolitische Symbolwirkung hatte. Die Zweite Republik löste die allzu enge Verflechtung von Staat und Kirche auf.

Der enorme politische Gehalt der Fronleichnamsprozession in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat manchmal symbiotisch, aber auch konkurrierend mit ihrer religiösen Essenz reagiert. Die römisch-katholische Kirche hat wegen der willkürlichen Einbindung des Festes ins liturgische Jahr Raum für andere Inhalte gelassen. Und der wurde gut genutzt. Von jenen, die das Fest zu einer politischen Bühne gemacht haben, sind diesbezügliche Intentionen zumeist gelehnt worden.⁷² Auch die Volkskunde hat, wenn sie sich mit Fronleichnam als zeitgenössischem Phänomen beschäftigt hat, politische Inhalte fast immer konsequent ausgeblendet. Dies gilt nicht nur für die Brauchschilderungen und -analysen aus dem ruralen Alpenraum, wo die unterschiedlichen und oft sehr eigentümlichen Schmuck- und Umgangsformen interessieren und wo die Prozession — jedenfalls heute — tatsächlich als weitgehend unpolitischer Schaubrauch erlebt wird, sondern auch für Untersuchungen, denen ihr Gegenstand als eminent politisches Ereignis begegnet. Wenn ein Brauchtumskalender aus dem Jahre 1934 beispielsweise erläutert, „daß oft auch *'Hellebarden' und Gardisten den Himmel zu beiden Seiten begleiten*“ und das „*da und dort vielleicht auch eine ferne Erinnerung an Zeiten*“ wäre, „die das Sakrament im Brote vor stürmendem Glaubenshaß beschirmen hießen“,⁷³ so wird hier eine aktive und gegenwartsbezogene Rolle der Brauchträger konsequent ausgeblendet. Eine Analyse der gesellschaftlichen Funktion von Bräuchen war damals nicht Bestandteil des Erkenntnisinteresses der Volkskunde.⁷⁴ Die Zeitgeschichte erkennt das Fronleichnamsfest der Zwischenkriegszeit wohl als politisches Phänomen, hat es aber stets nur in Randbemerkungen behandelt. Dies wohl deshalb, weil es im Rahmen der Prozessionen nie zu schweren Auseinandersetzungen gekommen ist, die ein längerfristig wirksames Aufsehen erregt hätten. Daß sich zu Fronleichnam die ideologischen Dissonanzen nicht irgendwann explosionsartig entladen haben, ist erstaunlich, wenn man an die demonstrative und symbolreiche Gestaltung denkt, kann vielleicht aber mit dem heilsgeschichtlichen Grundgehalt erklärt werden, der dem Fest trotz der massiven Indienstnahme durch die Politik innewohnt und Zurückhaltung fordert.

- ¹ Schmöger, Alois: Das neue Kirchenrechtsbuch von 1917 (Codex juris canonici) in seinen praktisch wichtigsten Teilen verglichen mit dem alten Recht und mit besonderer Berücksichtigung Oesterreichs. Salzburg o. J. [1917], S. 35.
- ² Stutz, Ulrich: Der Geist des Codex iuris canonici. Eine Einführung in das auf Geheiß Papst Pius X. verfasste und von Papst Benedikt XV. erlassene Gesetzbuch der katholischen Kirche (= Kirchenrechtliche Abhandlungen, 92. u. 93. Heft). Stuttgart 1918, S. 76.
- ³ Vgl. etwa Wiebel-Fanderl, Olivia: Religion als Heimat? Zur lebensgeschichtlichen Bedeutung katholischer Glaubensstraditionen (= Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte, Bd. 29). Wien, Köln, Weimar 1993, S. 164f.
- ⁴ Wildgans, Anton: Musik der Kindheit. Ein Heimatbuch aus Wien. Leipzig 1935, S. 129-135; Breuss, Susanne, Karin Liebhart, Andreas Pribersky: Inszenierungen. Stichwörter zu Österreich. Wien 1995, S. 82f.; Hamann, Brigitte: Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators. München 1996, S. 134.
- ⁵ Reichspost. Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk Österreich-Ungarns, 24. Jg., Nr. 260, 8. 6. 1917, S. 8.
- ⁶ Reichspost (wie Anm.5), 22. Jg., Nr. 259, 4. 6. 1915, S. 7.
- ⁷ Ebda.
- ⁸ Ebda, S. 7 und S. 9.
- ⁹ Reichspost (wie Anm.5), 22. Jg., Nr. 257, 3. 6. 1915, S. 1.
- ¹⁰ Reichspost. Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk, 26. Jg., Nr. 252, 19. 6. 1919, S. 6.
- ¹¹ Arbeiter-Zeitung. Zentralorgan der Sozialdemokratie Deutschösterreichs, 26. Jg., Nr. 176, 28. 6. 1919, S. 6; vgl. auch Reichspost (wie Anm.10), 26. Jg., Nr. 261, 28. 6. 1919, S. 5.
- ¹² Reichspost (wie Anm.10), 29. Jg., Nr. 163, 16. 6. 1922, S. 4.
- ¹³ Reichspost (wie Anm.10), 27. Jg., Nr. 153, 5. 6. 1920, S. 1.
- ¹⁴ Ebda.
- ¹⁵ Ebda, S. 1 und S. 4 sowie ebda, Nr. 160, 12. 6. 1920, S. 5.
- ¹⁶ Reichspost (wie Anm.10), 28. Jg., Nr. 144, 28. 5. 1921, S. 4.
- ¹⁷ Ebda, Nr. 147, 31. 5. 1921, S. 4f.
- ¹⁸ Ebda, Nr. 156, 9. 6. 1921, S. 5.
- ¹⁹ Ebda, Nr. 152, 5. 6. 1921, S. 12; gemeint ist womöglich Seewiesen.
- ²⁰ Arbeiter-Zeitung (wie Anm.11), 34. Jg., Nr. 167, 20. 6. 1922, S. 4 und Nr. 168, 21. 6. 1922, S. 7.
- ²¹ Am Fronleichnamstag fanden die Prozessionen in den Außenbezirken sowie im Ersten Bezirk statt. Die anderen Pfarrgemeinden innerhalb des Gürtels veranstalteten ihre Umgänge erst am Folgesonntag. Diese Regelung ist kirchenrechtlich verankert (vgl. Hagen, August: Pfarrei und Pfarrer nach dem Codex Iuris Canonici. Rotenburg a. Neckar 1935, S. 153).
- ²² Arbeiter-Zeitung (wie Anm.11), 34. Jg., Nr. 167, 20. 6. 1922, S. 4f.
- ²³ Arbeiter-Zeitung (wie Anm.11), 35. Jg., Nr. 149, 2. 6. 1923, S. 5.
- ²⁴ Arbeiter-Zeitung (wie Anm.11), 41. Jg., Nr. 159, 9. 6. 1928, S. 7.
- ²⁵ Reichspost (wie Anm.10), 30. Jg., Nr. 149, 3. 6. 1923, S. 6.

- ²⁶ Reichspost (wie Anm.10), 31. Jg., Nr. 169, 20. 6. 1924, S. 5f.
- ²⁷ Arbeiter-Zeitung (wie Anm.11), 37. Jg., Nr. 161, 13. 6. 1925, S. 7.
- ²⁸ Arbeiter-Zeitung (wie Anm.11), 41. Jg., Nr. 161, 11. 6. 1928, S. 4.
- ²⁹ Ebda.
- ³⁰ Arbeiter-Zeitung (wie Anm.11), 45. Jg., Nr. 148, 29. 5. 1932, S. 10.
- ³¹ Reichspost (wie Anm.10), 35. Jg., Nr. 161, 11. 6. 1928, S. 3.
- ³² Arbeiter-Zeitung (wie Anm.11), 34. Jg., Nr. 168, 21. 6. 1922, S. 7.
- ³³ Arbeiter-Zeitung (wie Anm.11), 35. Jg., Nr. 148, 1. 6. 1923, S. 6.
- ³⁴ Reichspost (wie Anm.10), 30. Jg., Nr. 149, 3. 6. 1923, S. 6.
- ³⁵ Reichspost (wie Anm.10), 28. Jg., Nr. 143, 27. 5. 1921, S. 5.
- ³⁶ Ebda.
- ³⁷ Vgl. Reichspost (wie Anm.10), z. B. 33. Jg., Nr. 152, 4. 6. 1926, S. 5f. oder 34. Jg., Nr. 165, 17. 6. 1927, S. 6.
- ³⁸ Vgl. ebda, z. B. 33. Jg., Nr. 155, 7. 6. 1926, S. 3f. oder 34. Jg., Nr. 168, 20. 6. 1927, S. 6.
- ³⁹ Vgl. Melichar, Peter: Die Kämpfe merkwürdig Untoter. K. u. k. Offiziere in der Ersten Republik. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 9. Jg., 1998, H. 1, S. 51-84, hier S. 61.
- ⁴⁰ Reichspost (wie Anm.10), 30. Jg., Nr. 143, 27. 5. 1923, S. 7.
- ⁴¹ Ebda, Nr. 148, 1. 6. 1923, S. 5.
- ⁴² Ebda, 31. Jg., Nr. 169, 20. 6. 1924, S. 5.
- ⁴³ Arbeiter-Zeitung (wie Anm.11), 35. Jg., Nr. 148, 1. 6. 1923, S. 5.
- ⁴⁴ Ebda.
- ⁴⁵ Reichspost (wie Anm.10), 30. Jg., Nr. 148, 1. 6. 1923, S. 5.
- ⁴⁶ Ebda, 31. Jg., Nr. 169, 20. 6. 1924, S. 1.
- ⁴⁷ Das war insbesondere in den ersten Jahren der Teilnahme der Wehrmacht an den Prozessionen der Fall. Vgl. Arbeiter-Zeitung (wie Anm.11), 35. Jg., Nr. 148, 1. 6. 1923, S. 5; Nr. 150, 3. 6. 1923, S. 6; 36. Jg., Nr. 167, 18. 6. 1924, S. 6; Nr. 168, 19. 6. 1924, S. 4; Nr. 169, 20. 6. 1924, S. 6; Nr. 170, 21. 6. 1924, S. 3.
- ⁴⁸ Arbeiter-Zeitung (wie Anm.11), 35. Jg., Nr. 148, 1. 6. 1923, S. 4.
- ⁴⁹ Arbeiter-Zeitung (wie Anm.11), 41. Jg., Nr. 162, 12. 6. 1928, S. 7.
- ⁵⁰ Allerdings war Hainisch nie der oberste Befehlshaber des Heeres. Mit dieser Funktion wurde der Bundespräsident erst durch die Novelle des Bundes-Verfassungsgesetzes von 1929 ausgestattet (vgl. Fischer, Heinz, Gerhard Silvestri (Hg.): Texte zur österreichischen Verfassungs-Geschichte. Von der pragmatischen Sanktion zur Bundesverfassung (1713-1966). Wien 1970, S. 239), zu einem Zeitpunkt also, da Hainisch nicht mehr Bundespräsident war.
- ⁵¹ Reichspost (wie Anm.10), 36. Jg., Nr. 149, 31. 5. 1929, S. 5.
- ⁵² Reichspost (wie Anm.10), 30. Jg., Nr. 146, 30. 5. 1923, S. 4.
- ⁵³ Reichspost (wie Anm.10), 32. Jg., Nr. 160, 12. 6. 1925, S. 3. Bei der Prozession bei Sankt-Josef in Margarethen war die Frontkämpferversammlung in diesem Jahr sehr wohl vertreten (Arbeiter-Zeitung, 37. Jg., Nr. 164, 16. 6. 1925, S. 4).
- ⁵⁴ Reichspost (wie Anm.10), 35. Jg., Nr. 161, 11. 6. 1928, S. 3.

- ⁵⁵ Reichspost (wie Anm.10), 42. Jg., Nr. 170, 21. 6. 1935, S. 6.
- ⁵⁶ Reichspost (wie Anm.10), 42. Jg., Nr. 171, 22. 6. 1935, S. 4.
- ⁵⁷ Reichspost (wie Anm. 10), 34. Jg., Nr. 164, 16. 6. 1927, S. 8.
- ⁵⁸ Reichspost (wie Anm.10), 37. Jg., Nr. 171, 23. 6. 1930, S. 5.
- ⁵⁹ Reichspost (wie Anm.10), 33. Jg., Nr. 155 (128), 7. 6. 1926, S. 4f.
- ⁶⁰ Arbeiter-Zeitung (wie Anm.11), 46. Jg., Nr. 164, 16. 6. 1933, S. 2 und Nr. 175, 27. 6. 1933, S. 7.
- ⁶¹ Allgemeiner deutscher Katholikentag Wien 1933, 7.–12. September. Wien 1934; vgl. Reichspost (wie Anm.10), 41. Jg., Nr. 147, 31. 5. 1934, S. 4.
- ⁶² Vgl. Reichspost, 41. Jg., Nr. 148, 1. 6. 1934, S. 5f.
- ⁶³ Reichspost (wie Anm.10), 42. Jg., Nr. 170, 21. 6. 1935, S. 6f.
- ⁶⁴ Vgl. Hanisch, Ernst: Der Politische Katholizismus als ideologischer Träger des „Austrofaschismus“. In: Tólos, E[mmerich], W[olfgang] Neugebauer (Hg.): „Austrofaschismus“. Beiträge über Politik, Ökonomie und Kultur 1934 — 1938, S. 53-71.
- ⁶⁵ Reichspost (wie Anm.10), 41. Jg., Nr. 151, 4. 6. 1934, S. 5.
- ⁶⁶ Vgl. ebda sowie Nr. 147, 31.5.1934, S. 4.
- ⁶⁷ Österreichisches Staatsarchiv, Archiv der Republik, Bestand Bürckel, M. 2512 (Kr. 175, Ord. 271), fol. 2.
- ⁶⁸ Ebda, fol. 3.
- ⁶⁹ Wiener Neueste Nachrichten, 14. Jg., Nr. 5638, 20. 6. 1938, S. 1-3.
- ⁷⁰ Ebda, S. 5.
- ⁷¹ Interview mit Johannes Eidlitz, 1995.
- ⁷² Vgl. etwa Reichspost, 30. Jg., Nr. 147, 31. 5. 1923, S. 1.
- ⁷³ Koren, Hanns: Volksbrauch im Kirchenjahr. Ein Handbuch. Salzburg 1934, S. 150f. (2. Auflage 1986, S. 121).
- ⁷⁴ Leopold Schmidt betrachtet in seiner Wiener Volkskunde die virulenten politischen Wesenszüge nicht als Thema der Volkskunde: Schmidt, Leopold: Wiener Volkskunde. Ein Aufriß (= Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Ergänzungsband XVI). Wien, Leipzig 1940, S. 52f. Allerdings ist es zur Zeit der Entstehung des Werkes problematisch gewesen, auf die ganze Bedeutung des Festes einzugehen. Auch Helga Maria Wolf, die im Rahmen eines Brauchkalenders dem Wiener Stadtumgang mehrere Seiten widmet, geht nicht auf säkularfunktionale Aspekte ein: Wolf, Helga Maria: Das BrauchBuch. Alte Bräuche — Neue Bräuche — Antibräuche. Freiburg, Basel, Wien 1992, S. 160-164.

Helga Maria Wolf, Wien

Religiöse Rituale im Wien der neunziger Jahre

Forschungsprojekt „Alte & neue Bräuche in Wiener Pfarren“

Religion und Ritual sind nicht mehr tabu, sondern wieder interessant geworden. Spiritualität individueller und esoterischer Ausprägung gewinnt vor der Jahrtausendwende verstärkt an Bedeutung. Diesem Trend steht der christliche Jahreskreis gegenüber, der mit restaurativen und innovativen Tendenzen begangen wird. Auch dafür gibt es in der Stadt großes Interesse bei kirchlichen Nicht-Kernschichten.

Mein Forschungsprojekt beschäftigt sich mit dem Segment der religiösen Rituale in der Liturgie und in pfarrlichen Gruppen der katholischen und evangelischen Kirchen in Wien. Es ist als Langzeitstudie angelegt: Nach der ersten Phase 1990/91 soll 1997 ein Vergleich ermöglicht werden. Der dritte Schritt wird nach der Jahrtausendwende zu tun sein.

Bevor ich Ihnen das Projekt und einige Ergebnisse vorstelle, vier Thesen über „religiöse Rituale im Wien der neunziger Jahre“:

1. Religion

Religion ist nicht mehr nur Christentum. „Volksfrömmigkeit“ erweitert sich zu einer postmodernen popularen Spiritualität: individuell, diffus, esoterisch.

Religion — das war in unserem Kulturkreis jahrhundertlang gleichbedeutend mit Christentum, mit der (römisch-katholischen Amts-)Kirche als offizieller Vermittlungsinstanz. Daneben huldigten die Menschen der

sogenannten Volksfrömmigkeit — häufig eine Mischung aus heidnischen Ritualen und christlicher Folklore. Die „Leutereligion“ (Paul M. Zulehner) stand/steht im ständig wechselnden Miteinander, Nebeneinander oder Gegensatz zur (röm.kath.) Kirche. Man kann darin, je nach Betrachtungsweise, Glauben, Aberglauben, einen „bunten Bauernhimmel“, Ansätze zur Laien-Emanzipation oder Lebenshilfe sehen.

„Volksfrömmigkeit“ und Superstition sind alte Lieblingsthemen der traditionellen Volkskunde. Das Forschungsfeld ist gut durchgeackert. Eigentlich müßte man längst wissen, daß Bräuche nicht vom Himmel fallen und nichts aus der „Volksseele“ kommt. Die vorchristliche Herkunft mancher „getaufter“ Bräuche und Feste bedarf keiner Enthüllung mehr. Die wichtigsten Fachbücher über populäre Religiosität sind schon in den siebziger und achtziger Jahren erschienen.¹

Der deutsche Theologe Klaus Peter Jörns wollte wissen, *„Was die Menschen heute wirklich glauben“*. Er hat seine Berliner Ergebnisse in einem Buch mit dem Titel *„Die neuen Gesichter Gottes“* zusammengefaßt:

„Nie zuvor sind so viele Menschen in einem solchen Maß mit fremden Kulturen und Religionen in Berührung gekommen, und zwar unmittelbar, d.h. ohne eine dazwischen geschaltete dogmatische Zensur... Für Sinnsuche und Sinnerfahrung sucht jeder seinen eigenen Weg.“

Lust und Last individueller Lebensgestaltung — auch die Personalisierung religiöser Vorstellungen — wechseln im Leben, meint Jörns. Religion stellt den Menschen ein Sinnreservoir zur Verfügung, das sie brauchen, um ihr Leben zu deuten. Der Alltag wird transzendiert, man versucht, das Leben in Symbolen und Ritualen zu begreifen und zu bewältigen. Religion und Glaube heute zielen auf ein *„gutes Leben“* (nicht mehr auf ein besseres Jenseits). Die Kirchen *„haben an Autorität und an Glauben normierender Kraft verloren“*.²

Kein Wunder, unsere Welt ändert sich rasant. Sie wird immer „kleiner“, zum globalen Dorf. Der Informationsstand nimmt explosionsartig zu. Das Christentum mit seinem Absolutheitsanspruch befindet sich in einer Konkurrenzsituation. Kurse über Tao und Reinkarnation gehören zum Standardangebot katholischer Bildungshäuser und Hochschulen.³ Pfarren bieten unverkrampft Yoga und Zen-Meditationen an: religiöse Rituale für die suchenden Städter der neunziger Jahre. Katholische Verlage produzieren — therapeutisch getarnte — Bücher für esoterisch und neuheidnisch ori-

enterte Leserkreise. Mit dem größeren Horizont wandelt sich die postmoderne populäre Religiosität. Das Angebot des spirituellen Supermarkts ist unüberschaubar. Jede/r kann das für ihn/sie Passende auswählen und kombinieren. Nicht nur die Weltreligionen sind unter den Anbietern, auch religiöse Sondergruppen und New-age-Philosophien.

Am 8. Juli 1998 analysierte die Fernsehsendung „Kreuz und quer“ die „*Sehnsuchtsreligion*“ der Esoterik. Der „*Kurier*“ zitierte die Moderatorin Renate Schmidkunz: *„Esoterik ist keine Ersatzreligion, sondern eine neue Form von Religiosität. Die Sehnsucht nach Mystik und Spirituellem wird einfach in den Kirchen nicht erfüllt. Daher wenden sich die Leute woanders hin‘ ... Ergänzt wird die Esoterik-Diskussion durch einen BBC-Beitrag über ‚neue Heiden‘ — Anhänger keltisch-germanischer Kulte auf den britischen Inseln. Schmidkunz: ‚Ich habe gespürt, daß die Menschen Sehnsucht nach Ritualen haben. Die Rituale, die ihnen die Kirche bietet, sind für sie sinnentleert.“*

2. Rituale

Rituale müssen nicht Erstarrung bedeuten. Sie können Lust und Lebensfreude vermitteln.

Vor zwei Jahrzehnten begaben sich PsychotherapeutInnen und ihre KlientInnen fasziniert in die Welt der Mythen und Märchen. Eine der Pioniere dieser Bewegung, die Theologin und Psychologin Ingrid Riedel, meint, dieses breite Interesse gelte heute der Wiederentdeckung der Rituale: *„Noch vor zehn Jahren versuchte man alles Rituelle abzustreifen, zugunsten von Spontanem. Ritualisiertes galt als steif, hohl, muffig, ja verlogen. Heute suchen gerade junge Leute betont die feierliche und traditionsgebundene Form. Was geht da vor?“*⁴

Zunächst einmal ein Bedeutungswandel: ein Wort ist aus dem religiösen in den weltlichen Bereich abgewandert. Bisher war „Ritual“ Ausdruck für eine mehrgliedrige Kulthandlung, verankert in einer großen religiösen Tradition, z.B. die Meßfeier, die sich aus einer Anzahl von Riten zusammensetzt. Heute meint man damit Altes und Neues, symbolische Gebärden und Handlungsvollzüge, Zeremonien und Alltagsgewohnheiten. Mit der Umprägung hat der Begriff seine Trennschärfe verloren. Die Wiederentdeckung der Rituale wurde zum Nostalgie-Phänomen: *„Heimweh nach*

Struktur in einer Zeit, die immer mehr chaotische Umbrüche nach sich zieht; Heimweh nach Tradition in einer Zeit zunehmenden Traditionsverfalls; Heimweh nach den großen Symbolen der Seele, nach ihrer Verleiblichung vor allem, angesichts einer immer abstrakter und vermittelter werdenden Welt; Heimweh nach Wiederbeseelung des Lebens, nach Sinnerfahrung, und last not least: Heimweh nach der Kindheit.“ (Riedel)

Der Ruf nach Lebenshilfe durch Rituale ist unüberhörbar. Das zeigen Buchtitel wie „*Die Welt der Rituale*“, „*Die Kraft der Rituale*“, „*Kinder brauchen Rituale*“, „*Rituale neu erschaffen — Elemente gelebter Spiritualität*“, „*Geborgenheit finden, Rituale feiern*“, oder „*Rituale für die Lebensmitte. Dem Leben Tiefe geben*“. Erstarrtes ist nicht gefragt, sondern sehr persönliche Zeichen, die Einzelnen, Paaren, Familien und Gruppen in bewegten Zeiten Halt geben können.

Mit großer Offenheit überwinden solche Bücher Konfessions- und Fachgrenzen. Sie wecken Verständnis und ermutigen, Religion und Ritual mit allen Sinnen zu praktizieren, weil sie gut tun und heilen können. Bisher im kirchlichen Sprachgebrauch verpönte Vokabel wie „Freude“ oder „Lust“ kommen zu ihrem Recht, auch wenn der Autor ein Mönch ist. Andere VerfasserInnen wurzeln in der Therapeuteszene oder stehen vorchristlicher Magie nahe.

3. Wien

Katholisch geprägte Religiosität wird in Wien zunehmend zum Minderheitenprogramm. Das sagt nichts über die religiösen Bedürfnisse. Es wird neue Angebote der Seel-Sorge erfordern.

Zu Beginn des Jahres 1998 ist im Vikariat Wien-Stadt nicht einmal mehr jede/r Zweite Mitglied der katholischen Kirche (49,7 %). Schon sind sieben Stadtpfarrn unbesetzt, vier haben Moderatoren am Ort; elf weitere sind ausgeschrieben, aber es liegt nur eine Bewerbung vor. Nach Mitteilung der Arbeitsstelle für kirchliche Sozialforschung sind in Wien — im Vergleich der Jahre 1990 und 1996 — so gut wie alle Kennzahlen rückläufig: Katholikenanzahl (906.580/767.341), Gottesdienstbesucher in der Fastenzeit (108.762/89.881), Taufen (8.463/7.410), Erstkommunion (8.527/ 7.769), Firmungen (4.920/4.191), Trauungen (2.403/1.903), Begräbnisse (12.379/11.135). Die Erzdiözese Wien hat für die nächsten zehn Jahre einen Personal- und Pastoralplan erstellt. Es liegt ihm die

Annahme zugrunde, daß es weniger Gläubige, weniger Geistliche und weniger Geld geben wird. Pfarrverbände und Laien in verantwortlichen Positionen sind für Wien noch neu, werden aber jenseits der Jahrtausendwende wohl das Bild der katholischen Kirche prägen.

Die dritte Stufe des Forschungsprojekts „Alte & neue Bräuche in Wiener Pfarren“ wird eine veränderte Fragestellung erfordern, z.B.: Wie wirkt sich die neue Situation auf das Brauchgeschehen aus? Ob und in welcher Form kehren ursprünglich religiöse Sitten, Riten, Symbole und Anschauungen, die aus den christlichen Kirchen in therapeutisch — psychologisch — esoterische Kreise abgewandert sind, wieder? Ob und wie zeigt sich ein Dialog der Weltreligionen in der pfarrlichen Praxis? Können die Kirchen in einer Zeit der Globalisierung „Heimat“ im guten Sinn bieten? Entsteht eine neue „Volksfrömmigkeit“, die entlastet und ermutigt? ...

4. Die neunziger Jahre

Die Patchwork- und Erlebnisgesellschaft ermöglicht dem/der einzelnen auch in religiösen Belangen eigenständige und wechselnde Auswahl und Zusammensetzung von Elementen. Schon fühlen sich manche davon überfordert, „Freiheitsflüchter“ rufen nach Sicherheiten.

Wer sich am Vorabend der Jahrtausendwende mit populärer Religiosität beschäftigt, trifft den christlichen Glauben nur als Teilaspekt an: Kirchliche Symbole sind in die profane Welt abgewandert, religiöse Elemente in die Werbung, Schmuckkreuze in die Mode, vieles findet sich im esoterischen Bereich wieder (z.B. die „Hildegard-Medizin“). Mythen, Mystik und Mystifikationen begegnen auf Schritt und Tritt. Letztlich entzieht sich die unübersichtliche Materie mit Versatzstücken aus aller Welt der Analyse, um die sich aufgeklärte Kreise seit mehr als zwei Jahrhunderten bemüht haben. War es vergebliche Mühe? „Aufklärung schlägt stets um in Mythologie“, schrieben die Sozialphilosophen Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in ihrer „Dialektik der Aufklärung“.

Die postmoderne Gesellschaft wird als Risikogesellschaft (Ulrich Beck), Erlebnisgesellschaft (Gerhard Schulze) und Patchwork-Kultur charakterisiert. Religiös Interessierte suchen keine Gottesbeweise mehr, sie wollen Spiritualität mit Leib und Seele erleben. Elemente, die dem/der einzelnen geeignet erscheinen, werden situativ passend ausgewählt,

zusammengesetzt und wieder verändert. Claude Levi-Strauss spricht von „Bricolage“ und Konrad Köstlin zitiert gern das Beispiel der jungen Frau, die in ihren Zopf eine Kranzschleife mit der Aufschrift „In Liebe“ eingeflochten hatte: Abfall, Altes, wird zum Element einer neuen kreativen Schöpfung.

Klaus-Peter Jörns' These spricht vom „multikulturellen Kurzzeitgedächtnis“: Bisher hielt eine Kultur in ihrem „kulturellen Gedächtnis“ die spezifische Art und Weise fest, wie Lebensbeziehungen zu gestalten und zu pflegen wären. Die kulturelle Erinnerung reichte meist 80–100 Jahre zurück. Das entspricht der Zeitspanne, die in Oral-history-Interviews greifbar wird. Diese Geschlossenheit und Verbindlichkeit ist heute gefallen, das multikulturelle Kurzzeitgedächtnis hat die kulturelle Erinnerung abgelöst.

Für den aktuellen Umgang mit Bräuchen signifikant erscheint *„Mein Buch fürs ganze Jahr“*. Die Psychologin Dagmar Müller, die sich unter anderem der Wiederbelebung vorchristlicher Feste verschrieben hat, will darin *„keine Vorgaben machen, wie diese oder jene Tradition zu verstehen sei, sondern anregen, das für sich selbst herauszufinden, so wie es für Sie, für Ihren Weg förderlich ist.“* Die vier Quellen aus denen die Autorin schöpft, sind der christliche Festkalender, „altes Brauchtum“ (keltisch-germanisch), Astrologie und das eigene unmittelbare Erleben (zum Beispiel durch Phantasiereisen).⁵

Aber nicht mehr alle freuen sich an der ihnen zugemuteten Freiheit. „Freiheitsflüchter“ haben Angst. Sie wünschen sich wieder Sicherheit, wollen nicht ständig entscheiden und unterscheiden müssen. Der Religionssoziologe Paul M. Zulehner nennt die „Freiheitsflüchter“ auch „fünfte Generation“ und ergänzt damit das Modell von Göschl-Albrecht: Der ersten, der „Wertegeneration“, waren klassische Werte wichtig. Die zweite, die „Analytiker“ versuchte in den sechziger und siebziger Jahren eine Korrektur des Althergebrachten. Die dritte, die „Netzwerkgeneration“, sah die Gesellschaft in verschiedene Gruppen differenziert, wie Öko- oder Grünbewegung. Die vierte Generation fand ihren eigenen Weg zum privaten Lebensstil, die bisher übliche Unterscheidung in soziale Schichten wurde irrelevant. (Zulehner sprach damals von „Freiheitskünstlern“ im Unterschied zur Mentalität der „Untertanen“).⁶

Die „fünfte Generation“ ruft nach Haltegeländern. In der Kirche lassen sich feste Bräuche finden. In der Geschichte der römisch-katholischen

Hierarchie erwies sich bisher der Rückgriff auf traditionelle Formen als förderlich für die Frömmigkeit des „Volkes“. Es gibt diese Bestrebungen auch heute, sie treffen sich mit den Bedürfnissen der „Freiheitsflüchter“: Wer den Aufbruch des Zweiten Vatikanums nicht miterlebt hat, findet Gefallen an vorkonziliarer Liturgie, die einen Hauch von Ewigkeit vermittelt.

Die Theologin Maria Widl hat kürzlich beim „Forum Ostarrichi“ des katholischen Laienrates auf das Aufeinanderprallen von drei (noch nicht vier) Welten in der heutigen kirchlichen Szene hingewiesen. Sie unterscheidet: (1) *Vormoderne Fundamentalisten — setzen auf traditionelle Ordnung, Gehorsam und Pflichterfüllung, betreiben eine 'rechte' Politik und fördern die Marienfrömmigkeit.* (2) *Moderne Gemeindebewegte — kultivieren verbindliche Gemeinschaft und Dialog, favorisieren häufig eine 'linke' Politik und sehen das Reich Gottes in der politisch-diakonischen Praxis anbrechen.* (3) *Postmoderne Alternativchristen — legen Wert auf einen ökologischen Lebensstil, beteiligen sich an einer 'grünen' Politik und entwickeln ihre Spiritualität nach dem Grundmuster der 'Neuen religiösen Kulturformen'. (Esoterik, Öko-Betonung, Alternativmedizin usw.).*⁷

Das Forschungsprojekt

„Alte & neue Bräuche in Wiener Pfarren“

Die ersten Stufen der Umfrage widerlegen gängige Vorurteile wie: die Stadt sei brauchfeindlich oder in der evangelischen Kirche kenne man keine Bräuche. 1990/91 wurde oft von Einführung „neuer Bräuche“ berichtet. 1997 zeigt sich eher eine Zunahme traditioneller Elemente.

Der Fragebogen folgt den Festen des Kirchenjahres, deren liturgische Gestaltung offiziell vorgesehen ist. Die Antworten sagen mehr über das Angebot als über die Akzeptanz, fallweise gibt es dazu Anmerkungen der Einsender. Nur ansatzweise erschließt sich die Subkultur in den pfarrlichen Gruppen mit ihren eigenen Bräuchen und Ritualen.

Gliederung und Auswertung der Umfrageergebnisse:

1. Katholische Kirche.
- 1.1. Feste und heiligen Zeiten.

Alte und neue Bräuche im Vergleich 1990/91 und 1997

- 1.2. Gebets- und Andachtsformen.
- 1.3. Pfarrliche Gruppen.
- 1.4. Bräuche der griechischen (unierten) Zentralpfarre.
2. Ökumene.
 - 2.1. Feste und heilige Zeiten in evangelischen Wiener Pfarren.
 - 2.2. Ökumenische Bräuche.

1990/91 antworteten 96,7 % der katholischen Pfarren im Stadtvikariat, incl. Militärpfarre und griechisch-katholische Zentralpfarre St. Barbara. (156=100%). Bei den Evangelischen Pfarrgemeinden betrug die Rücklaufquote 91,3 %. (21=100 %). Es wurden 200 Fragen gestellt und ersucht, Zutreffendes anzukreuzen, eventuell Bemerkungen zu machen und ergänzende Informationen zu übersenden. Die Auswertung umfaßte mehr als 35.000 Datenfelder. Die Ergebnisse wurden 1991 in der Broschüre „Alte & neue Bräuche“ (ORF Wien) publiziert und sind im 1992 im Verlag Herder erschienen „BrauchBuch“ eingeflossen.

Nach genau sieben Jahren erhielten die Einsender Kopien ihrer Fragebogen mit der Bitte, sie zu aktualisieren. Diesmal lag die Rücklaufquote der katholischen Pfarren bei 75,5 %. Von den evangelischen Gemeinden beteiligten sich 57,1%.

1990/91 war die wichtigste Erkenntnis, daß 40,4 % der Pfarren von „neuen Bräuchen“ wußten, während nur 14,1 % vom Abkommen „alter Bräuche“ berichteten. Schon dabei war zu beobachten, daß die gleiche Begehung von den einen eingeführt und von den anderen nicht mehr gepflegt wurde. Der Brauch-Begriff umfaßte im Verständnis der Einsender auch neue Feste, Sozialaktionen und Freizeitaktivitäten der Gruppen.

Das trifft sich mit den Aussagen des deutschen Theologen Hermann Kochanek über die Kirche in der Erlebnisgesellschaft. Sie habe über Jahrhunderte die Erlebniswelt der Menschen geprägt, „von der Wiege bis zur Bahre“. *„Das gesamte Kirchenjahr stellte ein breites Spektrum an Festen und den damit verbundenen Erlebnissen zur Verfügung. Kirchweih, Prozessionen und Wallfahrten hatten und haben einen hohen Grad an Erlebnisqualität. Aus unserer Zeit lassen sich weitere Phänomene nennen: Pfarrfeste und -ausflüge, Seniorennachmittage und Familienkreise, Jugendtreffs, liturgische Nächte, Pfarrdiskos ...“*⁸

Bei der Einführung zeigten sich drei Tendenzen:

— Innovation: nach eigenen Ideen, Modellen aus Werkbüchern oder Behelfen bzw. aus sozialer Notwendigkeit (z.B. Flüchtlings- und Obdachlosenprojekte).

— Revitalisierung: man erinnerte sich alter (eigener oder fremder) Bräuche und erfüllte sie mit neuem Leben, aktualisierte Formen und Inhalte (z.B. Fastentücher, Fußwallfahrten).

— Restauration: die starke Präsenz althergebrachter (und wieder entdeckter) Frömmigkeitsformen hat mit bewußter Förderung durch die Kirchenleitung zu tun.

1997 ist eine gewisse Stagnation festzustellen. Einführen und Abschaffen hält sich (fast) die Waage. Die, wenn auch geringe, Fluktuation stärkt die Annahme, daß die Durchführung von einzelnen Persönlichkeiten abhängt und mit diesen lebt oder „stirbt“ (wie es ein Pfarrer von seiner ökumenischen Bibelrunde formulierte). Man greift eher auf Traditionelles zurück. Die Zeit des Experimentierens ist vorbei. Neue Bräuche werden kaum erwähnt — vielleicht sind sie „alt“ geworden? („Nach zwei Jahren ist es ein alter Brauch, nach drei Jahren ein uralter“, wie ein Interviewpartner meinte.) Die Frage nach abgekommenen alten Bräuchen bleibt unbeantwortet. Man könnte dies positiv interpretieren: die Zufriedenheit sei groß und es laufe ohnehin alles gut. Die Kirche reagiere angemessen auf eine gewisse Sehnsucht der „Freiheitsflüchter“ nach Geborgenheit und Tradition. Man könnte aber auch sagen: Mut zur Kreativität würde nicht schaden.

Beispiele aus katholischen Pfarren

Die Ergebnisse 1990/91 sind in Prozenten, die Änderungen 1997 in absoluten Zahlen angegeben:

Seit 1955 organisiert die katholische Jungschar die *Dreikönigsaktion* und erzielt damit 2,2 Milliarden Schilling Spenden für Entwicklungshilfeprojekte. 70.000 Kinder, zwei Drittel Mädchen und ein Drittel Buben, gehen um den Jahreswechsel auf die Heischetour der Nächstenliebe. In Wien sind es 6.000 Sternsinger. Obwohl (meist urlaubsbedingt) nicht alle Haushalte besucht werden können, steigt die Spendenhöhe von Jahr zu Jahr. 1998 lag das Ergebnis bei 134 Mio. Schilling, das waren 3,4 % mehr als im Jahr davor. Die größte Dritte-Welt-Aktion Österreichs ist das klassische Beispiel

eines neuen Brauchs mit alten Wurzeln, der „von oben“ organisiert und „von unten“ fast flächendeckend (94,2 %) durchgeführt wird.

Am Fest *Darstellung des Herrn* sieht das Wiener Direktorium bei der Kerzenweihe eine Prozession vor (54,5 %). 1997 machten mehr Pfarren von dieser Möglichkeit Gebrauch (+8/- 5).

Im *Fasching* kommt der Pfarrball (75,6 %) aus der Mode (+2/-8).

„Faschingsmessen“, an denen Kinder im Kostüm teilnehmen, (8 %) gibt es hingegen etwas mehr (+4/-1).

In der *Fastenzeit* ist die „Osterbeichte“ Pflicht. Es wird allgemein von einem Rückgang berichtet.

Alternativen wie Einkehrtage oder Bußgottesdienste (67,9 %) werden lieber angenommen (Einkehrtage + 2, Bußgottesdienst +7/-2).

„Exerzitien im Alltag“ sind im Zunehmen begriffen, es werden verstärkt BegleiterInnen ausgebildet. Dieses geistliche Angebot ist ein Beispiel für Revitalisierung: Vor 500 Jahren von Ignatius von Loyola entwickelt — und mit psychologischen Erkenntnissen angereichert — erfreuen sie sich großer Beliebtheit zur Förderung der christlichen Spiritualität. Rituale (im alten und neuen Sinn) spielen bei den Gruppentreffen und persönlichen Gebetszeiten eine wichtige Rolle.

Der Gebrauch von Fastentüchern (25,6 %; + 8/-5) und die Abhaltung von Kreuzweg-Andachten (85,9 %; + 3) ist ebenfalls gestiegen.

Leicht zurückgegangen ist der neue Brauch des „Suppensonntags“. Man ißt in der Pfarre gemeinsam ein einfaches Mittagessen und spendet das Ersparte für das zweitgrößte Dritte-Welt-Projekt Österreichs, den Familienfasttag der kath. Frauenbewegung (60,3 %).

Karwoche: Am Palmsonntag sieht man mehr Palmbuschen (28,2 %) als noch vor 7 Jahren (+8/-2). Möglicherweise fördern die zahlreichen Bastelrunden diese eher rustikale Form. Eine Pfarre beginnt am Montag mit einem Programm „Karwoche intensiv“, man feiert ein „stilisiertes Paschamahl“ und wacht gemeinsam bis Mitternacht.

Bei den traditionellen Bräuchen am Gründonnerstag: Fußwaschung (35,9 %; +5/- 4), Kelchkommunion (80,1 %; +3/-1), Anbetung (3,2 %; +3/-2) ist eine leichte Zunahme zu verzeichnen.

Eine Pfarre nannte neu ein „Sedermahl“, andere halten zusätzliche Andachten.

Interessant erscheint, daß es in drei Pfarren am Karfreitag keine Kommunionfeier mehr gibt, eine — inoffizielle und sinnvolle — liturgische Anregung.

Das Ratschen in der Stadt geht zurück. 1990/91 gebrauchten 20 % die Lärmgeräte. Jetzt sind es fünf Pfarren weniger.

Der Beginn der *Osternachtfeier* hat sich verschoben, fünf Pfarren feiern jetzt am Ostersonntagmorgen statt am Samstag abend, bei zwei ist das Gegenteil der Fall.

Angaben zu Taufen (17,3 %; +3/-2), Osterkerzen mitnehmen (71,8 %; +6), Agape (8%; +7), kleine Geschenke (33 %; +8/-4) und Osterspaziergänge (36,5 %; + 12/- 7) weisen steigende Tendenz auf.

Bei der Feier der *Erstkommunion* zeigt sich ganz charakteristisch, wie die Gestaltung vom Engagement einzelner — hier: „Tischmütter“ — abhängt. Der gemeinschaftlich-gesellige Aspekt wird betont (86,5 %; +4/-1). Kreuze sind nach wie vor die beliebtesten Andenken von den Pfarren (67,3 %; + 8), manche schenken den Kindern auch Urkunden oder Bücher.

Während die *Maiandachten* (89,1 %) etwas seltener (-3) geworden sind, schmücken zwei Pfarren jetzt wieder einen Maialtar.

Der weltliche Brauch des *Muttertages* (35,9 %) dringt zunehmend in die Kirche ein (+5/-1). Es gibt Geschenke und Ständchen als neue Bräuche.

Das klassische religiöse Ritual mit repräsentativ-demonstrativen Formen ist der Umgang zu *Fronleichnam*. (69,9 %) Während er in den achtziger Jahren zum Abkommen verurteilt schien, erlebt er jetzt eine erstaunliche Wiederbelebung: Etliche Pfarren begannen neu damit (+6), einige stellen wieder mehr Altäre auf. Es gibt mehr Feldmessen (53,8 %; +6/-3) und — als weltliche Ergänzung — neue Pfarrfeste.

Zu *Mariä Himmelfahrt* nannten 1990/91 11,5 % der Stadtpfarren eine Kräuterweihe. 1997 ist diese Benediktion noch beliebter geworden (+6/-3). Dies entspricht vermutlich dem Trend zunehmenden Umweltbewußtseins in bestimmten Schichten („Bewahrung der Schöpfung“), der Wiederentdeckung von Ritualen, Alternativmedizin und der — auch in esoterischen Kreisen beliebten — neuen Wertschätzung von Segen und guten Gedanken.

Ähnliches könnte man sich zum Schutzengelfest denken, an dem einige *Kindersegnungen* (3,8 %; +3) dazugekommen sind. Ebenso am Fest *Unschuldige Kinder* (2,3 %; +5/-1).

Beim *Erntedankfest* behauptet sich nach wie vor die folkloristische Form mit der Erntekrone, wie sie Leopold Teufelsbauer 1933 erfunden hat (41 %). Dieses Zeichen nimmt sogar noch zu (+11/-2). Es ist nicht gelungen, ein städtisch adäquates Symbol zu finden.

Die immer stärkere Einbeziehung der Kinder in die Feier (21,8 %; +10) bzw. deren Ausrichtung als Familiengottesdienst fällt auf.

Zu *Allerheiligen* und *Allerseelen* bemüht man sich, in den speziell gestalteten Gottesdiensten den Auferstehungsgedanken zu betonen und der Verstorbenen der Pfarre persönlich zu gedenken, z.B. durch Namensnennung und Anzünden von Kerzen für einzelne Tote.

Weiterhin steigend ist das Interesse an den eher jungen *Martinsbräuchen* für Kinder wie Fest in der Kirche oder im Pfarrkindergarten (24,4 %; +6/-2), Laternenumzug (75 %; +10/-5), Umritt (3,8 %; +3) oder Liturgie (24,4 %; +6/-5).

Ähnliches gilt für die *Nikolausfeiern* mit Bescherung (39,1 %; +8/-1). Dabei sind die Bestrebungen der Jungschar interessant, die vor der schwarzen Pädagogik warnt und die freundlichen Seiten der Nikolausgestalt betont. So sollen ihm z.B. Kinder beim Ankleiden helfen, statt einem Theater mit Drohgebärden zusehen zu müssen.

Bei fast allen der zahlreichen *Adventbräuche* ist eine Zunahme zu verzeichnen, nur die Herbergsuche (59 %; +4/-11) ging stark zurück.

An den *Weihnachtsbräuchen* hat sich wenig geändert. Fast jede zweite Pfarre hat ein Programm für Kinder, bzw. für alleinstehende Menschen. Weihnachtliche Musik und Turmblasen stimmen auf die Mette ein. Einige Pfarren haben den Brauch des Friedenslichtes der ORF-Aktion „Licht ins Dunkel“ neu aufgegriffen.

Zu *Silvester* tritt die Zahl der Jahresschlußandachten zugunsten der Messen zurück, bzw. feiert man eine Kombination aus beiden.

1990/91 waren traditionelle *Gebets- und Andachtsformen* weiter verbreitet als jüngere (z.B. Gebetsgruppen der Erneuerungsbewegungen). Eine Besinnung auf die Qualität alter Devotionsformen wie Rosenkranz (39,1 %), Eucharistische Anbetung (42,9 %) oder Stundengebet (37,2 %), Reliquienverehrung (7,9 %) war auffallend.

1997 hat sich dieser Trend noch verstärkt: tägliches Rosenkranzgebet (+2), Eucharistische Anbetung (+8), Stundengebet (+10/-1), Reliquienverehrung (+2/-1). Neu eingeführt wurden der „Hemma-Augensegen“ und ein Segen, der wöchentlich mit einer Reliquie des hl. Philipp Neri erteilt wird. Eine Neuerung sind die — seit dem Treffen der ökumenischen Gemeinschaft 1992 in Wien entstandenen — Taizé-Gruppen (+8).

Heilige wurden 1990/91 vor allem als Pfarrpatrone verehrt. Für den ausgeprägten Marienkult war wohl die Eröffnung des Marianischen Jahres 1987/88 durch den Papst ausschlaggebend. Auch Wallfahrten waren sehr gefragt. Das beliebteste Ziel war Mariazell, zumindest ein Teil der Pilger legte den 140 km weiten Weg von Wien zu Fuß zurück. Von den anderen angegebenen Zielen lagen 16 in Niederösterreich, fünf in Wien, drei im Burgenland und vier im Ausland.

1997 erfreut sich der hl. Josef zunehmender Beliebtheit: Eine Pfarre hat eine „Prozession mit der Statue und Festgottesdienst“ eingeführt, andere eine Novene bzw. Litanei. Drei Pfarren haben Statuen angeschafft. Die Verehrung der hll. Antonius (8%; -2; Darstellungen 57,1%; +3/-4); Opferstock für „Antoniusbrot“ 8%; -2) und Aloisius (1,9 %; -1) zeigt sich leicht rückläufig. Hingegen hat die Wertschätzung des hl. Judas Thaddäus (7,1 %; +1; Darstellungen 35,9 %; +6/-1) zugenommen.

Soweit einige Beispiele aus den zwei Momentaufnahmen „Alte & neue Bräuche in Wiener Pfarren“ 1990/91 und 1997.

Resümee

Natürlich erhebt sich bei einem solchen Forschungsprojekt die Frage „wozu?“ Zunächst, denke ich, sollte man das Interesse an den Schätzen christlicher Spiritualität nicht zu gering einschätzen. Welche positiven Kräfte im Tradierten stecken, zeigt der deutsche Theologe und Psychotherapeut Hans Gerhard Behringer. Die Erstauflage seines Buches „*Die Heilskraft der Feste*“ war in kürzester Zeit vergriffen. Er beweist, wie mit einem neuen Zugang und meditativen Übungen „*der Jahreskreis als Lebenshilfe*“ brauchbar ist. Behringer ermutigt Menschen, die keine Beziehung zur eigenen Tradition (mehr) haben, oder die sich lebendige Erfahrungen wünschen, „*bewußt im Schatz des christlichen Kulturkreises (zu) suchen, statt lediglich Anleihen bei anderen Kulturkreisen zu machen*“⁹.

Die drei Bereiche Theologie/Religion/Spiritualität, Europäische Ethnologie/Volkskunde und Psychologie/Beratung/Therapie überschneiden sich in vielfältiger Weise. Gemeinsam ist ihnen der Mensch im Mittelpunkt. Alle drei haben Methoden und Möglichkeiten, sich ihm hilfreich zu nähern. Diese Zusammenhänge sind nicht unbekannt. Konrad Köstlin hat schon 1982 auf die enge Verbindung zwischen Volkskunde (im speziellen Fall: Folklorismus) und Therapie (Psychoanalyse) hingewiesen: Von beiden verspreche man sich Identität, Orientierung in der Verunsicherung. Das Fach Volkskunde, gleichermaßen ein Kind der Aufklärung wie der Romantik, sollte im Rückblick auf die Vergangenheit Identität stiften, und auch heute gelte: *„Therapiert werden soll die Entfremdung, unter der die Menschen leiden“*. Heimatbewußtsein, wie es von der traditionellen Volkskunde suggeriert wurde, diene der Stabilisierung des Selbstverständnisses. Die Verheißung des ursprünglichen, einfachen Lebens habe ihre Entsprechung in der Individualtherapie: *„Beide versprechen Wege des zu sich selbst-Findens.“*¹⁰ Nicht zufällig wählte der Herausgeber einer im 19. Jahrhundert weit verbreiteten Sammlung erbaulicher Lieder für sein Buch den Titel *„Leben und Heimat in Gott“*. Für die evangelischen Christen, von denen während der Gegenreformation viele wegen ihres Bekenntnisses Österreich verlassen mußten, hieß es damals „Glaube“ oder „Heimat“. Daß sie jetzt ihr Kirchenjahrbuch „Glaube und Heimat“ nennen, ist mehr als ein Wortspiel. „Heimat“ wird zum Schlüsselbegriff in allen drei genannten Bereichen. Der deutsche Psychotherapeut Wolfgang Schmidbauer hat bei einem Wiener Symposium *„psychoanalytische Überlegungen zum Heimatbegriff“* angestellt. Auch er kommt ohne das Vokabel „Glauben“ nicht aus, wenngleich in anderer Bedeutung: *„Illusionen sind für unser seelisches Wohlbefinden unerläßlich. Wir brauchen den Glauben, geborgen zu sein in der Welt, auch wenn er illusionär ist. Wir brauchen den Glauben, geliebt zu sein und nicht zweite Wahl, auch wenn ein Beobachter von außen vermuten würde, daß wir uns etwas vormachen.“*¹¹

Helmut Paul Fielhauer beantwortete die vielzitierte 68-er Frage „Wem nützt Volkskunde?“ in dem Sinn, daß *„Volkskunde als kritische Kulturwissenschaft mit vorsätzlich gesellschaftspolitischer Stellungnahme zugunsten der Benachteiligten, Hilflosen und Unmündigen“* sinnvoll sei.¹²

Ich denke, der Schritt vom gesellschaftskritischen Ansatz zum konkreten „benachteiligten“ Individuum, das Hilfe sucht, ist legitim. Man muß sich nur entscheiden, ob man mit Menschen arbeiten¹³ oder Forschungs-

felder aus der Meta-Ebene beschreiben will. Egal, wie die Entscheidung ausfällt, ist es der erste Schritt zu „sehen, was ist“. Das Forschungsprojekt „Alte & neue Bräuche in Wiener Pfarren“ bildet die Grundlagenforschung für einen bestimmten Sektor.

Es dient zwei Zielen: Erstens soll es wissenschaftlich fundiert zeigen, welche Bräuche in den Wiener Pfarren leben. (Die klassische Zielsetzung des Aufzeichnens „damit es nicht verloren geht“.) Zweitens soll es Modellhaftes bekanntmachen und zum kreativen Umgang mit Riten und Sitten anregen. Denn *Tradition besteht im Bewahren des Feuers und nicht im Anbeten der Asche.* (Gustav Mahler). Diese Intention trifft sich mit dem Interesse zum Beispiel der Liturgischen Kommission Österreichs, die mir die Publikation der neuen Ergebnisse ermöglichte.¹⁴

¹ Z.B. Ebertz, Michael N., Franz Schultheis (Hg.): Volksfrömmigkeit in Europa. Beiträge zur Soziologie populärer Religiosität aus 14 Ländern. München 1986.

² Jörns, Klaus Peter: Die neuen Gesichter Gottes. Was die Menschen heute wirklich glauben. München 1997. Unter Bezugnahme auf Luckmann, Thomas: Die unsichtbare Religion. 1967.

³ Vgl. Salzburger Hochschulwochen 1998 „Lust an der Langsamkeit“ und Bericht in: Kathpress Tagesdienst, 30. 7. 1998.

⁴ Riedel, Ingrid: Es muß feste Bräuche geben. Rituale bei Lebensübergängen. In: Mythen, Rhythmen, Rituale. Goldegger Dialoge (=Tagungsband 15) hg. v. Kulturverein Schloß Goldegg. 1997.

⁵ Müller, Dagmar: Mein Buch fürs ganze Jahr. Impulse für jede Woche des Jahres. München 1998.

⁶ Referate von Heiner Zametzer, Kulturdirektor der Stadt München und Paul M. Zulehner bei der „Sommerakademie Volkskultur“. Altmünster August 1998.

⁷ Zit. n. Kathpress Tagesdienst Nr. 199, 29. 8. 1998.

⁸ Kochanek, Hermann: Spurwechsel. Die Erlebnisgesellschaft als Herausforderung für Christentum und Kirche. Frankfurt 1998, S. 73f. (Zitat leicht gekürzt).

⁹ Behringer, Hans Gerhard: Die Heilkraft der Feste. Der Jahreskreis als Lebenshilfe. München 1997.

¹⁰ Köstlin, Konrad: Folklorismus als Therapie? Volkskultur als Therapie? In: Hörandner, Edith, Hans Lunzer (Hg.): Folklorismus. Neusiedl/See 1982, S. 129-147.

¹¹ Schmidbauer, Wolfgang: Das Leiden an der Ungeborgenheit und das Bedürfnis nach Illusionen. Psychoanalytische Überlegungen zum Heimatbegriff. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde L/99, 1996, S. 305-320.

¹² Fielhauer, Helmut Paul: *Volkskunde als demokratische Kulturgeschichtsschreibung. Ausgewählte Aufsätze aus zwei Jahrzehnten*. Wien 1987

¹³ Die diesjährige Sommerakademie Volkskultur in Altmünster, die sich mit Volkskulturarbeit, unter anderem im Kontext von Sozialarbeit beschäftigte, sprach sich für die Etablierung von „Kulturarbeitern“ aus.

¹⁴ In: *Heiliger Dienst*. Hg. v. Österreichischen Liturgischen Institut Erzabtei St. Peter, Salzburg, 52.Jg. Nr. 2/1998.

Susanne Blaimschein, Christa Höllhumer, Judith Laister,
Manfred Omahna, Graz

Stadterfahrung und der Sinn fürs Wirkliche

Das Rhizom: Ein unterirdisches Wurzelgeflecht, das sich an manchen Stellen verdichtet, verknotet, an die Oberfläche dringt und dadurch sichtbar wird, stand Modell für unsere gemeinsame Arbeit. Wir beschäftigen uns mit unterschiedlichen Forschungsinhalten und Methoden, trotzdem ergaben sich durch das Zuhören und das Kennenlernen der jeweils anderen Arbeitsergebnisse signifikante Schnittpunkte, die sich in Gesprächen geradezu zwangsläufig zu rhizomorphen Knoten verdichteten. Ein Rhizom hat keinen Anfang und kein Ende, es gibt auch Sackgassen — nicht jeder Wurzelstrang verbindet sich mit anderen und bringt ein Ergebnis. Das zu wissen, ist beruhigend und wissenschaftsmethodisch durchaus sinnvoll. „Seid nicht eins oder viele, seid Vielheiten!“ (Deleuze/Guattari).

Dualismus...

...Das duale Denken ist der Jugend! fremd.

„Die Austauschbarkeit des Schönen und Häßlichen in der Mode, der Linken und der Rechten in der Politik, des Wahren und Falschen in allen Botschaften der Medien, des Nützlichen und Unnützen auf der Ebene der Gegenstände, der Natur und der Kultur auf allen Ebenen der Signifikation“ (Baudrillard in „Der symbolische Tausch und der Tod“): — dies alles manifestiert sich sehr deutlich, wenn man Jugendliche zu ihren Lebenseinstellungen und -umständen befragt. Aber auch Rausch und Realität,

männlich/weiblich, Subkultur und Hochkultur sind Begriffspaare, die ihre Definitionsmacht verloren haben. Nicht nur für die Jugendkulturforschung bot diese Dialektik ein hilfreiches Einordnungsmodell, ebenso unerlässlich war sie für Kulturtheorien im allgemeinen, für die Kunsttheorie, für die Pädagogik, die Politikwissenschaft etc. — als sich Freddy Mercury und Montserrat Caballé in der Oper die Hände hielten und gemeinsam Pop-songs sangen, kam nicht nur die Bourdieusche Einordnungssicherheit gehörig ins Schwanken. Wir sind, wie Thomas Ziehe das nannte, in einer Zeit der „Normalisierung“ angekommen. Was nun Jugendkulturen betrifft, heißt das, daß sie nicht mehr die „produktiven Inseln“ sind, die gegen eine „unbeweglicher Mehrheitskultur“ antritt, sondern daß es zum einen eine gewissermaßen nach-subkulturelle Einarbeitung von „kleinen“ Lebensform-Innovationen in die Alltagspraxis gibt (von den Jugendlichen selbst ausgehend) — zum anderen eine extrem rasch reagierende Marktwirtschaft, die in next to no time sämtliche jugendkulturelle Äußerungen aufsaugt, gut verkauft und damit ins Alltagsleben integriert. Nur Trends, die von Jugendlichen übernommen werden, sind tatsächlich Trends. Das weiß die Industrie. Dasselbe gilt für den Kunstbetrieb. Kommerzielle Verwertbarkeit korrumpiert den Wert eines Werks nicht mehr — sie konstituiert ihn geradezu. Weiters hat die Jugend wesentlich weniger Probleme mit gezieltem Product placement, offensive Werbung wird nicht als Bedrohung oder Verführung angesehen, sondern eher nach ästhetischen Kriterien beurteilt, eine Tatsache, die ihre Lehrer und Lehrerinnen manchmal hilflos macht, da das Feindbild „Kommerz“ nicht mehr greift und die Dichotomie hier „verkäuflich, Massenware, kommerziell“ und da das „hehre Ansinnen der reinen Kunst“ nicht mehr verstanden wird. Ähnlich verschwommen und in Auflösung begriffen ist das Gegensatzpaar links und rechts. In einer Lehrveranstaltung, in der ich über Distinktionsversuche von linken bzw. rechten Jugendgruppen und Bands der siebziger Jahre sprach, meinte eine 19jährige Studentin etwas ungeduldig, was das Gerede um links und rechts eigentlich solle, das sei ja überhaupt kein Thema und das interessiere ja heute niemanden mehr — denn „wenn die Musik gut ist, ist das doch wurscht“. Das hieß für mich, diese Studentin hatte die Begriffe links und rechts in ihrem historischen Kontext nicht erfaßt (bestenfalls als streng politische Kategorie), aber nicht in ihrer alltagsbestimmenden Bedeutung — weil sie das selbst nicht mehr erlebt hat. Und ich fand mich in der Rolle einer Geschichtslehrerin wieder, die erklärt, daß

die Kategorien links und rechts noch vor nicht allzu langer Zeit eine gewichtige Rolle spielten, die bis hin zu kleinsten stilistischen Details differenziert und gelesen werden konnten. Schon 1976 sah Jean Baudrillard in seinem Schlüsselwerk „Der symbolische Tausch und der Tod.“, das „Ende der Dialektik von Signifikat und Signifikant, die die Akkumulation von Wissen und Sinn, die lineare Abfolge des kumulativen Diskurses gestattete.“ Spätestens seit Mitte der achtziger Jahre scheint die „klassische Ära des Zeichens“ nun tatsächlich Geschichte zu sein, und ich behaupte, die Popkultur hat diesen Prozeß ausgelöst und beschleunigt, indem sie das Spiel mit den Zeichen eröffnet und so weit getrieben hat, bis die Zeichen jegliche Referenz verloren haben.

Ein anderes bislang als unvereinbar geltendes Begriffspaar, das von Jugendlichen nicht mehr als widersprüchlich verstanden wird, ist die Sorge um sich selbst und die Sorge um andere. Auf sich selbst zu achten, sich modisch zu kleiden, sich diversen Vergnügungen hinzugeben, heißt nicht automatisch, egoistisch und unsozial zu sein. Und umgekehrt — Dienst am nächsten zu tun, zwingt niemanden, sich selbst völlig aufzuopfern, in Sack und Asche herumzulaufen oder in einen Orden einzutreten. Anderen Menschen zu helfen, ist keine Ideologie, der man sich mit Haut und Haar und ein Leben lang verschreiben muß. Ulrich Beck hält ein feuriges Plädoyer für diese selbstbestimmte Nächstenliebe in seinem Buch „Kinder der Freiheit“. Hier möchte ich eine gedankliche Verknüpfung nachvollziehen, die Ronald Hitzler im selben Buch aufzeigt: Selbstbestimmung und Emanzipation ziehen Auflösung von Verbindlichkeiten und Verlässlichkeit schaffende Ordnungs-Konzepte nach sich, und das erzeugt Angst. Am Beispiel der Kriminalität läßt sich das gut zeigen: die Furcht eines Menschen vor Kriminalität beruht offensichtlich nicht bzw. allenfalls schwach auf im statistischen Sinne objektiv zunehmenden Kriminalitätsraten oder einer tatsächlich persönlichen Bedrohtheit. Diese diffuse Angst wird, aus welchem Grund immer, von den Medien, vor allem den Zeitungen und Zeitschriften, massiv genährt. Ich führe seit vier Jahren einen Pressespiegel zum Thema Jugend, und in der Rubrik „Kriminalität und Gewalt“ sind zwanzig Mal so viele Zeitungsausschnitte wie in der Rubrik „Arbeit“. Erwachsene haben Angst vor der Jugend. Jugendlichkeit ist immer das Ideal der Unsterblichkeit, Jugendlichkeit ist die Schubkraft der Verdrängung von Alter, Krankheit und Tod. Vielleicht haben Unverständnis und Angst der Alten im Angesicht der Jungen hier ihre Ursache...

...Sicherheit...

...Das Gefühl der Angst wird durch das Gefühl der Bedrohung aufgelöst. Das Gefühl der Sicherheit kann das Gefühl der Bedrohung aufheben, jedoch nicht die Bedrohung. Sicherheit zu erzeugen, ist der Versuch, die Angst auszuschließen und damit die Bedrohung zu kontrollieren.

Die feministische Kritik an der Stadt- wie an der Wohnraumplanung — führte über das Aufgreifen des Aspekts alltäglicher Angst von Frauen im öffentlichen wie privaten Raum zu den Forderungen Angst erzeugende Räume, Plätze zu entängstigen.

Am Beispiel des Frauenwohnprojektes Hohenwartweg in Graz, das nach Kriterien frauen- und kindergerechten Wohnbaus errichtet und 1997 bezogen wurde, läßt sich die konkrete Umsetzung — Angsträume wegzuplanen — verdeutlichen: im baulich Konkreten heißt das: helle einsichtige Stiegenhäuser, keine Wasch- und Trockenräume in dunklen Kellernischen. In diesem Zusammenhang zeigte sich in den Interviews, daß im Selbstverständnis der Mieterinnen das Thema der Sicherheit im Sinn einer erlebten oder erwarteten Bedrohung „von außen“ nicht zur Sprache kam. Die hellen, einsichtig gebauten Stiegenhäuser stehen im krassen Gegensatz zu „ungesicherten“ Erdgeschoßwohnungen im dicht bewachsenen Stadtrandgebiet.

In der weiteren Auseinandersetzung stellte sich die Frage, inwieweit der Diskurs über die Angst von Frauen, sei es nun im öffentlichen oder privaten Raum, übereinstimmt mit den realen Verhältnissen: Führt nicht vor allem die öffentlich geforderte Sicherheit der Räume zu Fixierung und Inszenierung von Angst?

Kann, was Sicherheit und Unsicherheit ist, jeweils vor Ort, situations- und interessenspezifisch bestimmt werden?

Die Annäherung des normativen Gesetzes Recht-Unrecht der Disziplinargesellschaften an das Kontroll-Paradigma des Gegensatzes Sicherheit — Unsicherheit ist auch an den Veränderungen im urbanen Raum erkennbar. Mümken: „Im Zentrum des kontrollgesellschaftlichen Diskurses über den städtischen Raum steht die (Schein-) Privatisierung bzw. Abschaffung öffentlicher Räume, die einhergeht mit einer Inszenierung der Angst im städtischen Raum und einer Privatisierung und Durchkapitalisierung von Sicherheit und sozialer Kontrolle.“

Mehr und mehr werden dadurch Räume, Orte — Einkaufszentren, Bahnhöfe etc. — nach den ökonomisch ausgerichteten Vorstellungen und Interessen mittels beliebig interpretierter Sicherheits- und Kontrollansprüchen verändert. Die Anwesenheit von Not und Elend soll im Stadtbild nicht sichtbar werden. Die Innenstädte sollen innerhalb dieses Prozesses in ein sauberes, störungsfreies Konsum- und Erlebniscenter, eine verpflichtende Konsumptionszone, verwandelt werden.

Nach diesen Überlegungen scheint das bereits angeführte Wohnprojekt an diesem Übergang der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft angesiedelt zu sein.

Somit stelle ich in den Raum, daß kontrollierte Sicherheit keine Kontrolle der Angst darstellt, sondern Unsicherheit nach den Interessen der Kontrollierer inszeniert.

Abhängig von der Schwerfälligkeit der Institutionen wird die Metamorphose des Raumes wahrnehmbar und erlebbar...

...Institutionen...

...Eine Institution folgt einem ambivalenten Mechanismus. Einerseits bietet sie Orientierung, Halt, Entscheidungshilfe, zugleich aber neigt sie zu Manipulation, Ausgrenzung, Stagnation. Seit den späten sechziger Jahren ist von einer steigenden De-Institutionalisierung, von einer Umwertung aller Werte die Rede. Es heißt, daß das gesellschaftliche Zusammenleben dadurch zunehmend entstabilisiert werde, die Bereitschaft zu Verhaltensweisen abseits institutioneller Muster steige. Individualisierung, Pluralismus, das Infragestellen von Selbstverständlichkeiten, der beschleunigte technologische und soziale Wandel gelten als Hauptursachen für die Schwächung traditioneller Institutionen.

In Großstädten kann man diese Prozesse sehr deutlich nachvollziehen; vor allem dann, wenn jene Leit-Institution abhanden kommt, die das Selbstverständnis und die Organisation einer Stadt und ihrer BewohnerInnen jahrzehntelang geprägt hat. In Linz war die Industrie jene Einrichtung, deren Bedeutungsverlust Mitte der achtziger Jahre die Kräfteverhältnisse in Bewegung versetzte.

Werfen wir einen Blick auf das gegenwärtige Linz, knapp 15 Jahre später: Diese Tagung findet in einer ausgesprochen ereignisreichen Zeit statt,

denn der September 1998 steht ganz im Zeichen des „Europäischen Kulturmonats Linz“, der sich dem zukunftssträchtigen Motto „job.gen.net.fun“ widmet. Ein Netzwerk von Ausstellungen, Installationen, Musikaufführungen, Theaterstücken und Kongressen wird über das Stadtgebiet gelegt. Man eilt von einem Programmpunkt zum nächsten, die Stadt weitet sich, bisher unzugängliche Orte können erkundet werden, es bieten sich neue Blickwinkel auf gewohnte Stadträume, die Vielseitigkeit zeitgenössischen Kunstschaffens und moderne Architektur rücken ins Zentrum der Aufmerksamkeit, aktuelle Thematiken stehen zur Diskussion. Der Öffentlichkeit wird ein umfangreicher Kulturentwicklungsplan für das Linz der Zukunft präsentiert, den VertreterInnen unterschiedlicher wissenschaftlicher, künstlerischer und stadtpolitischer Kompetenzbereiche im Auftrag der Stadt Linz erarbeitet haben.

Eine lebendige Stadt, die zeitgeistigen Urbanitätsansprüchen wie Dynamik, Aktivität, Geschwindigkeit, High-Tech, Aufgeschlossenheit, Vielseitigkeit, Zukunftsorientiertheit usw. gerecht zu werden versucht. Und noch etwas besticht — oder irritiert vielmehr: das — zumindest nach außen hin präsentierte — harmonische Zusammenspiel zwischen den politischen Entscheidungsträgern, die engagierte Kooperation zwischen KünstlerInnen, Kunstinstitutionen, Stadtmanagement und Wirtschaft. Linz präsentiert sich Europa als detailliert durchdachtes und organisiertes Unternehmen, das sein Selbstverständnis nicht mehr über die Herstellung von Industriegütern definiert, sondern über Kunst-, Erlebnis- und Ideenproduktion.

Dieses Phänomen, daß die Fabrik an den Rand und die Kultur ins Zentrum gerückt wird, ist nicht Linz-spezifisch, sondern ein wesentliches Merkmal der postindustriellen Stadt. Charakteristisch dabei ist, daß mit Kultur weniger das vielfältige Neben-, Mit- und Gegeneinander unterschiedlicher Lebensformen gemeint ist. Vielmehr wird Kultur als öffentliche Aufgabe definiert. Sie soll in möglichst vielen Differenzierungen institutionell erfaßt, organisiert, verwaltet, geplant und somit auch als solche bestimmt bzw. verworfen werden.

Diese Vorstellung von Kultur löst die Industrie als Leit-Institution des Meta-Systems „Großstadt“ ab. „Von der Industriestadt zur Kulturstadt“ ist von offizieller Seite auch eine der beliebtesten Zuschreibungen und größten Hoffnungen, was die Entwicklung der Stadt Linz betrifft. Also wird versucht, eine möglichst breite Palette an Ausdrucksformen in dieses Bild

der Kulturstadt einzubauen, was zweierlei nach sich zieht: Was als Kultur in Erscheinung treten darf, ist den auf Stabilität und Dauerhaftigkeit zielenden Strukturen einer Institution unterworfen. Und: die Abgrenzung zu dem, was sich nicht in die Ordnungsvorstellungen der Institution Kultur einordnen läßt, wird hermetischer.

Außerdem läßt sich auf diese Weise jenes Wertesystem vereinnahmen und vereinheitlichen, das seit den späten sechziger Jahren durch individualistische und pluralistische Tendenzen traditionelle Strukturen in Frage stellte; jenes Wertesystem, in dem die Pflicht gegenüber sich selbst die Verpflichtung gegenüber Institutionen abzulösen schien, wird selbst zur Institution...

...Vereinzeling...

...Das Wertesystem der Vereinzeling beruht sehr stark auf dem Prinzip der „Pflicht gegenüber sich selbst“, einer Pflicht die darauf beruht ungebunden zu sein.

Vor allem bei Menschen, die alleine wohnen, kam die Selbstverantwortung gegenüber der eigenen Person sehr stark zum Ausdruck. So wurde mir von meinen InterviewpartnerInnen die Aufrechterhaltung von freundschaftlichen Kontakten oft als Arbeit beschrieben, die zu leisten sei, um nicht einer völligen Vereinsamung ausgesetzt zu sein. Andrea, 32 Jahre alt, hat mir ihre Situation wie folgt beschrieben:

„Ich finde das Alleinwohnen schon als große Umstellung, es ist eine ganz andere Lebenssituation. Du bist einfach immer alleine, du kommst nach Hause, du hast niemanden dem du nur irgendwelche Floskeln hinschmeißen kannst. Du mußt immer, wenn du in Kontakt treten willst, aktiv werden, und das habe ich von vorher nicht gekannt. Sonst könnte man halt in die Küche gehen um zu ratschen, aber jetzt gibt es nur das Telefon, um mit jemanden reden zu können, oder man geht weg, das ist ganz eine andere Form, mit seiner Freizeit umzugehen, und das Netz der Freunde und Bekannten wird einem erst dann wieder bewußt, wenn man ständig daran arbeiten muß.“

Die oft postulierte Befreiung, die den alleine wohnenden Menschen zugeschrieben wird, kann somit auch eine Pflicht darstellen. Die Notwendigkeit des Konstruierens von privater Realität und personaler Identität bedeutet somit Entscheidungsdruck, also einen Zwang des Konstruierens von Alternativen, zwischen denen man wählen kann.

Die Beschäftigung mit der Organisation des eigenen Lebens, und vor

allem auch Organisation und Planung des Tagesablaufes treten bei alleine Wohnenden stärker in den Vordergrund als bei Menschen die in Mehrpersonenhaushalten wohnen. Dementsprechend ist auch die Einrichtung der Wohnung sehr auf die Bedürfnisse der eigenen Person ausgerichtet und nimmt oft kaum Rücksicht auf andere. Warum auch? Die eigene Wohnung ist die eigene Welt, in die man sich zurückziehen möchte und in der so viel wie möglich perfekt funktionieren soll.

Vereinzelung im Sinne von Selbstverantwortung für das eigene Leben hat also sehr oft mit vernunftgeleitetem Handeln zu tun, innerhalb dessen Gefühle sehr am Rande stehen oder sogar eine Gefahr darstellen, wie mir ein Interviewpartner berichtete. Er meinte, daß ihm gefühlsmäßig eine klassische Beziehung in einer gemeinsamen Wohnung durchaus gefallen würde, die endgültige Entscheidung dafür, die Realisierung einer solchen Wohnsituation wären ihm aber zu gefährlich.

Die Beurteilung des eigenen Gefühlszustandes bedeutet zwar, daß Gefühle subjektiv gespürt werden, das heißt aber nicht, daß Gefühle selbst subjektiv sind; sie sind vornehmlich regelhaft. Schließlich erschaffen wir Gefühle auch, indem wir an sie denken und an ihnen arbeiten, was auch für den Gipfel der Gefühle, der Liebe, gilt, wo sich das „Ich“ das Recht nimmt außergewöhnlich zu sein.

Für die eigene Wohnung oder für die Aneignung des eigenen Raumes bedeutet das eine Sensibilisierung der Wohnbedürfnisse, es bedeutet aber auch, daß Gefühle wie z.B. Geborgenheit, nicht unbedingt das Zusammensein mit anderen Menschen benötigen. Die eigene Wohnung, die Einrichtungsgegenstände, aber vor allem geeignete technische Geräte können, zumindest vordergründig diese Rolle übernehmen. Ich denke dabei an die Entwicklung der Computer. Begriffe wie Cybersex oder Chat-Freundschaften gewinnen für die private Umgebung immer mehr an Bedeutung und werden durch Begriffe wie Datenhandschuh oder intelligente Tabletten ständig erweitert. Paul Virilio meint in seinem Buch „Die Eroberung des Körpers — Vom Übermenschen zum überreizten Menschen“ dazu, daß es mit einer ausreichend individuell ausgestalteten Umgebung und mit Hilfe der Technik immer mehr möglich sein wird, Kontrolle über seine Gefühle und damit über die Bedürfnisbefriedigung zu erlangen. Glück und Zufriedenheit sind dann nicht mehr nur eine Aufgabe der Architektur, sondern die der spezifisch technischen Ausstattung und Möblierung der Umgebung...

...Gefühl / Vernunft...

. . . „Ich liebe alle, auch die, die ich nicht liebe“, so sprach Dr. Motte bei der Eröffnung der Loveparade 1997, bei der über eine Million Jugendliche drei Tage lang zu Techno-Musik tanzend durch Berlin zogen. Love, peace and unity, Friede, Freude, Eierkuchen, We're all one family — so lauteten die Parolen der Love Parades der letzten Jahre. Die Gefühle stehen im Mittelpunkt. Vernunft ist ein Begriff, der irgendwo in der Ferne schwebt und durch den man sich den Spaß nicht verderben läßt, was vermutlich ein Paradigma von Jugendlichkeit ist — aber gerade in dieser Jugendkultur, der Techno-Szene, einen ganz besonderen Stellenwert einnimmt. Im Gegensatz dazu waren die Jugendkulturen der achtziger Jahre, allen voran New Wave, von Coolness geprägt. Cool zu sein bedeutete damals etwas anderes als heute, nämlich distanziert zu sein, sich in jeder Situation souverän zu geben, und Gefühle auf keinen Fall zur Schau zu stellen. Für die jugendkulturelle Generation der „68er“ war Vernunft geradezu ein Paradigma, um Demokratie, Transparenz und Emanzipation, alles wesentliche Ideale der Moderne, gesellschaftlich durchzusetzen.

Vernunft ist ein Begriff, der von Erwachsenen verwendet wird, um Jugendliche zu disziplinieren und sie in die Welt der Erwachsenen zu integrieren. „Werd' endlich vernünftig, Junge!“ heißt soviel wie „Werd' endlich erwachsen!“. Das spaßgeleitete Lebensprinzip der Techno-Szene widerspricht ganz massiv dem Prinzip der Vernunft als ordnungs- und systemkonstituierendem Kriterium. Diesen Wertewandel sieht Ulrich Beck in seiner Abhandlung „Kinder der Freiheit. Wider das Lamento über den Werteverfall“ sehr positiv: „Mehr Einkommen, mehr Karriere, mehr demonstrativer Konsum zerbricht und an seine Stelle tritt eine neue Gewichtung von Prioritäten, in der gerade immaterielle Gesichtspunkte der Lebensqualität eine herausragende Rolle spielen. Was heißt das? Zum Beispiel, daß die Verfügbarkeit über eigene Zeit höher bewertet wird als mehr Einkommen und mehr Karriere, weil Zeit der Schlüssel ist, der das Tor zu den Schätzen aufschließt, die das Zeitalter des eigenen Lebens verspricht: Gespräch, Freundschaft, Für-sich-Sein, Mitgefühl, Spaß usw.“. Beck ist nicht naiv und erkennt sehr wohl, daß dies der kulturelle Wahrnehmungshintergrund dafür sein kann, daß die dramatische Radikalisierung materieller Ungleichheiten bislang ohne einen politischen Aufschrei hingekommen wird. Elisabeth Katschnig-Fasch stieß in ihrer Studie über

städtische Wohn- und Lebensstile („Möbliertes Sinn“) auf jene Kompensationsstrategien der Erwachsenenwelt, die aus der gewohnten materiellen Sicherheit gekippt sind. Die Generation der zwischen 1960 und 1970 Geborenen, die von dieser materiellen Sicherheit weitgehend ausgeschlossen ist, nannte Douglas Coupland „Generation X“ und beschreibt deren Werthaltungen und Überlebensstrategien in seinem gleichnamigen Buch, das nicht nur in Amerika Kultstatus besitzt.

Das sonnige, positive und äußerst friedfertige Gebaren der Techno-Szene hat zu einem gewissen Teil mit der Droge Extasy zu tun. Die chemische Substanz MDMA, mit deren Hilfe die Jugendlichen 24 Stunden durchtanzen können, läßt ein Gefühl der „Generalliebe“ entstehen, Aggressionen kommen bei Techno-Veranstaltungen praktisch nie vor (es ist sicher ungefährlicher, einen Jugendlichen zu einer Techno-Party gehen zu lassen als zu einem Zeltfest). Drogenkonsum ist in der Jugendforschung ein Thema, das kulturwissenschaftlich noch viel zu wenig beleuchtet ist, vermutlich auch deshalb, weil es relativ schwer zu handhaben ist. Wie kommt man zu Informationen? Kann man den Jugendlichen in den Interviews wirklich glauben? Bekanntlich wird durch massiven Drogenkonsum nicht nur die Fremdwahrnehmung, sondern auch die Selbstwahrnehmung verändert. Durch Zufälle habe ich schon erfahren, daß manche der mir gegebenen Informationen trotz eines Vertrauensverhältnisses nicht der Wahrheit entsprechen, vor allem bei jenen Jugendlichen, die den eigenen Drogenkonsum bereits als Gefahr erkennen.

Die Situation ist vergleichbar mit der, in der ich mich vor kurzer Zeit selbst erappte: Beim Abschluß einer Versicherung mußte ich in meiner Bank ein Formblatt zu meiner Gesundheit ausfüllen, und habe auf die Frage, wieviele Zigaretten ich pro Tag rauche, 3 hingeschrieben. Nicht etwa aus Angst vor Sanktionen, denn die gibt es nicht, sondern in der Hoffnung, daß ich, indem ich schwarz auf weiß 3 statt 20 hinschreibe (festschreibe), so etwas wie Realitätserzeugung betreiben kann. Diese Möglichkeit muß bei Interviews zum Thema Drogen ständig mitgedacht werden . . .

...Selbstwahrnehmung...

. . . Die Wahrnehmung des Selbst ist die Art und Weise, wie sich ein Selbst für wahr hält. Das Bild der Selbstwahrnehmung wird geformt von der Konsequenz dieses Bildes nach außen.

Räume verlangen Menschen ganz bestimmte Verhaltensweisen ab, mit den Worten von E.T. Hall hängt alles, was der Mensch tut, mit der Raumerfahrung von Menschen zusammen.

Die Vorbereitung in das Eintauchen in eine Interviewsituation — so stellte ich bei meiner Untersuchung über das Frauenwohnprojekt fest — war auf der inhaltlichen Ebene von gleicher Intensität wie mein persönliches Kreieren der Forscherin: Meine Forschungstätigkeit fand zumeist in den privaten Räumen der InterviewpartnerInnen statt. So erlebten mich diese 11 GesprächspartnerInnen allesamt in einem schlichten, nicht die Weiblichkeit betonenden Forschungsgewand — schwarze Bluse, schwarze Hose, schwarze Schuhe — und immer demselben Sakko.

Diese Gewährung durch die Wiederholung des Gesamtbildes war rasch die Folge: ‚Jetzt hätt’ ich sie fast nicht erkannt, heute nicht in Schwarz!’ kommentierte eine der Frauen bei unserer Begegnung außerhalb der Forschungssituation. Mittels der festgelegten Kleiderordnung sollte die Forscherin auf ihre unterschiedlichen InterviewpartnerInnen als eine optisch statische Erscheinung wirken und sich selbst die sichere Rückkehr in diese Rolle erleichtern, dem eigentlichen Zweck verschrieben, die Effizienz des Forschungsablaufes zu maximieren, im Sinne des Tauschhandels der Aufmerksamkeit zu gewährleisten.

Im urbanen Raum bedarf es Strategien der erwünschten Aufmerksamkeit des Individuums auf sich zu ziehen.

„Es ist nämlich keineswegs nur das eigene Staunen, und die eigene Neugierde, die einen zum Wissenschaftler, zur Wissenschaftlerin werden läßt. Es ist auch das Staunen, das man bei anderen Menschen zu erregen, es ist auch das Interesse, das man auf die eigene Person zu lenken hofft.“ (Frank)

Das Tauschmittel Aufmerksamkeit erreicht den Stellenwert einer Währung, das heißt es folgt einer ökonomischen Ordnung.

Dieses Modell wird für InterviewerInnen und Interviewte zwingend.

Die Fluktuation der Aufmerksamkeit wird nur möglich durch den Überfluß an Informationen und dem Übermaß der Ichs...

...Übermaß...

. . . In einer Gesellschaft, die großteils vom Übermaß bestimmt ist, scheint das wirklich Knappe die Andersheit zu sein.

Die Möglichkeiten einer Abgrenzung, einer distinktiven Unterscheidung sind infolge der Unsicherheitsrelationen in der Arbeits- und Konsumwelt geschwunden. Im Milieu der Singles funktionieren die Zeichen der Distinktion nicht mehr in der gewohnten Eindeutigkeit, wie zum Beispiel in der sogenannten bürgerlichen Wohnkultur. Single-Wohnungen sind ein Beispiel dafür, daß kulturelle Bewegungen nicht mehr schichtspezifisch zuordenbar sind.

Die eigene Wohnung, die eigene Einrichtung oder der eigene Lebensstil bieten hingegen die Möglichkeit, den Mangel an Distinktionsmöglichkeiten auszugleichen. Der eigene Raum ist dann nicht mehr der Raum für die Familie mit Wohnzimmer, Kinderzimmer und Schlafzimmer, sondern Büro, Werkstätte, Entspannungsraum, Hotelzimmer, Bordell oder Musikzimmer, also ein Raum, der ausgehend von der Realität konstruiert und mit der je eigenen Dosis an Imaginärem und Fiktion versehen wird. Nicht zuletzt handelt es sich dabei auch um eine Flucht aus der Realität.

Habitus, soziale Situation oder geographische Lage der Wohnung spielen dann nur mehr eine sekundäre Rolle.

Die allgemeine Umgestaltung oder Umwertung der Wohnung äußert sich auch sehr speziell in der Ästhetik der Einrichtungsgegenstände, wobei sie vor allem durch den Raummangel der Wohnungen eine maximale Funktionalität erhalten. Das Bett verwandelt sich zur Ausziehcouch oder zum Hochbett, der Kasten wird zum Kleiderständer reduziert, Tische werden sehr niedrig oder verschwinden vollends. Wie mir eine Interviewpartnerin erklärte, habe sie gar keinen Tisch in ihrer Wohnung, da sie sowieso am liebsten im Bett esse und gleichzeitig fernsehe oder Zeitung lese. Außerdem würde ein Tisch den ohnehin sehr kleinen Freiraum in ihrem Zimmer verstellen.

Gleichzeitig mit der Veränderung der Stellung des Individuums in der Familie und in der Gesellschaft findet auch ein ästhetischer Stilwandel der Einrichtungsgegenstände statt, der hauptsächlich auf die Funktion gestützt ist.

Für einen anderen Interviewpartner wäre der ideale Wohnraum beispielsweise ein Hotelzimmer. Physische Notwendigkeiten wie das Zubereiten von Essen, das Putzen von Schuhen oder ähnliches sollten am besten automatisch funktionieren.

Ob diese ästhetische Veränderung der Wohnumgebung eine Befreiung von moralischen und familiären Implikationen bedeutet, ist dabei in Frage zu stellen. Zumindest verliert das patriarchale Gepräge des bürgerlichen Interieurs an Bedeutung . . .

...Ästhetik...

. . . Der Begriff Ästhetik leitet sich aus dem griechischen Wort *aisthētikos* ab und bedeutet eigentlich „sinnliche Wahrnehmung“. Seine heutige Verwendung hat mit dieser offenen Bedeutung meist nichts mehr zu tun. Vielmehr bezieht er sich auf einen Wert, der gerne als absolut dargestellt wird: auf das Schöne.

Wolfgang Welsch verwendet den Begriff in diesem Sinn, wenn er von einer Hyperästhetisierung unserer Städte spricht. Unsere urbane Umwelt wird in den letzten Jahren einem Face-Lifting unterzogen, alles wird auf Hochglanz gebracht, behübscht und verschönt. Linz erscheint mir als sehr bezeichnendes Beispiel für diesen Trend. Orte, die nicht ins Bild einer „schönen“ Innenstadt passen, wurden oder werden ästhetisiert: AEC, Design Center, Arkade, die geplante Erneuerung des Bahnhofs — um nur die herausragendsten Beispiele zu nennen.

Durch diese Verschönerungsaktionen wurde zugleich die Sprache dieser Räume verändert. Die Sprache eines Raumes, das heißt seine Ausstattung, seine Atmosphäre, die dort gebotenen Möglichkeiten, hat sowohl einschließende als auch ausschließende Wirkung. Menschen, die ihre Bedürfnisse in einem bestimmten Raum befriedigen können, werden sich hier aufhalten, andere, die keine Beziehung dazu aufbauen können, werden fern bleiben. Ob sich jemand in einem Raum orientieren kann, hängt von einem Zusammenspiel der ökonomischen, physischen, soziokulturellen und ästhetischen Angebote des Raumes ab. Und hier bedeutet ästhetisch nicht mehr „schön“ im Sinne eines absoluten Wertes, sondern ästhetisch beschreibt das, was ein Mensch sinnlich wahrnimmt und ihm Möglichkeiten zur Identifikation bietet. Wird also die Sprache eines Raumes, seine

sinnliche Wahrnehmbarkeit, verändert, so verändert sich auch die Benutzerstruktur.

Interessant erscheint an dieser Stelle die Frage, welcher Art von ästhetischen Bedürfnissen die Stadt Linz in erster Linie gerecht werden will, wenn sie vor allem die Innenstadt einem großangelegten Face-Lifting unterzieht. In diesem Zusammenhang möchte ich einen Rückgriff auf meinen vorherigen Teil machen, als ich von der wachsenden Bedeutung des Begriffs „Kultur“ für das Selbstverständnis einer Großstadt gesprochen habe. Denn wenn man einen Blick auf jene Stadträume wirft, die von Aktionen des Europäischen Kulturmonats besetzt werden, so fällt auf, daß auch hier eine Reihe von an und für sich „unästhetischen“ Orten und Objekten ästhetisiert wurde. Und hier meine ich mit „unästhetisch“ wieder nicht in erster Linie unattraktiv, sondern vor allem „sinnlich nicht wahrnehmbar“. Kunstveranstaltungen in Fabrikhallen der Voest oder im Hafengelände, Installationen unter der Erde, ursprünglich rein funktionelle Werkstücke werden in Form eines monumentalen Kunstwerks präsentiert, das Design-Center und auch das Ars-Elektronica-Center befinden sich auf Arealen, die lange Zeit als „Schandflecke“ der Stadt verrufen waren. Ästhetisiert, also wahrnehmbar gemacht, wurden diese Stadträume für eine ganz bestimmte Gruppe von Menschen, denen diese Orte bzw. deren Raumsprache fremd waren. Was für die eine Gruppe von Stadtbewohnern Alltag oder Arbeitsstätte war oder ist, eignet sich eine andere Gruppe verstärkt als Erlebnisstätte an, wurde für sie überhaupt erst sinnlich wahrnehmbar gemacht.

Was sich also gerade im Europäischen Kulturmonat zeigt, ist der enge Zusammenhang zwischen dem Bedeutungsverlust der industriellen Produktion und dem Aufstieg von Kultur und Ästhetisierung. Dazu kommt, daß Wirtschaft und Politik diese Prozesse sehr bewußt mittragen. Denn einerseits bietet sich ihnen dabei die Möglichkeit zur Selbstdarstellung, zur Demonstration von Macht — Raumaneignung steht immer in unmittelbarem Zusammenhang mit Macht —, andererseits hängen Standortentscheidungen von Unternehmen immer mehr von der kulturellen Attraktivität, vom Erscheinungsbild einer Stadt ab. Zahlungskräftige Bürger und Touristen sowie Dienstleistungsbetriebe anzuziehen bzw. zu halten, ist also ein sehr wesentlicher Motivationsgrund der Verschönerung und Kulturalisierung der Stadt Linz.

Dieser Machtwechsel vom Industriellen zum Kulturellen, zur Ästhetisierung wirft meines Erachtens eine Reihe von neuen Fragen bezüglich der Entwicklung der urbanen Welten und deren Zusammenspiel auf...

¹ Natürlich gibt es die Jugend nicht. Man kann nur von einer Tendenz sprechen, die ist allerdings unüberschbar und signifikant. Ich beziehe mich dabei in meinen Ausführungen auf die Ergebnisse der zweijährigen Studie „Die Wahrheit der Oberfläche. Jugendkulturelle Lebenswelten am Beispiel der Techno-Szene“, finanziert vom FWF (Proj.Nr. P11724-OEK).

Literatur:

Baudrillard, Jean: Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt a. M., New York 1991.

Baudrillard, Jean: Der symbolische Tausch und der Tod. München 1982.

Baudrillard, Jean; Marc Guillaume: Reise zu einem anderen Stern. Berlin 1996.

Beck, Ulrich: Die feindlose Demokratie. Stuttgart 1995.

Beck, Ulrich: Kinder der Freiheit: Wider das Lamento über den Werteverfall. In: Ders. (Hg.): Kinder der Freiheit. Frankfurt a. M. 1997.

Coupland, Douglas: Generation X. Berlin, Weimar 1991.

Deleuze, Gilles, Félix Guattari: Rhizom. Berlin 1977.

Frank, Georg: Die Ökonomie der Aufmerksamkeit. Wien 1997.

Greverus, Ina-Maria: Menschen und Räume. Vom interpretativen Umgang mit einem kulturökologischen Raumorientierungsmodell. In: Dies. (Hg.): Kulturtexte (= Kulturanthropologische Notizen Band 46). Frankfurt a. M. 1994.

Hall, Edward T.: The hidden dimension. New York 1966.

Hartfiel, G., K.-H. Hillmann: Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart 1992.

Helsper, Werner (Hg.): Jugend zwischen Moderne und Postmoderne. Opladen 1991.

Hitzler, Ronald: Der unberechenbare Bürger. Über einige Konsequenzen der Emanzipation der Untertanen. In: Beck, Ulrich (Hg.): Kinder der Freiheit. Frankfurt a. M. 1997.

Katschnig-Fasch, Elisabeth: Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile. Wien 1998.

Kristeva, Julia: Geschichten von der Liebe. Frankfurt a. M. 1989.

Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. M., New York 1993⁴.

Virilio, Paul: Die Eroberung des Körpers. Vom Übermenschen zum überreizten Menschen. München, Wien 1994.

Wehrspaun, Michael: Alternative Lebensformen und postmoderne Identitätskonstitution. In: Lüscher, Kurt, Franz Schultheis, Michael Wehrspaun (Hg.): Die postmoderne Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz 1988.

Welsch, Wolfgang: Gegenwartskunst im öffentlichen Raum: Augenweide oder Ärgernis? In:

Ders.: *Grenzgänge der Ästhetik*. Stuttgart 1996.

Ziehe, Thomas: Vom vorläufigen Ende der Erregung — Die Normalität kultureller Modernisierungen hat die Jugend-Subkulturen entmächtigt. In: Helsper, Werner (Hg.): *Jugend zwischen Moderne und Postmoderne*. Opladen 1991.

Michael Prosser, Regensburg

Stadt und Stadion

Aspekte der Entwicklung des Zuschauerfestes „Fußballveranstaltung“ in Deutschland

I.

Fußballveranstaltungen zählen gegenwärtig zu den populärsten Festereignissen der Großstädte in Mitteleuropa. Aus einem Sportspiel im exklusiven Kreis von Schülern und Studenten ist im Verlauf des 20. Jahrhunderts eine Massenversammlung unter Beteiligung Zehntausender von Besuchern geworden, deren Rolle sich von rezipierenden Zuschauern zu aktiven Mitgestaltern des Ereignisses entwickelt hat. Ihren Aufschwung nimmt die Fußballveranstaltung als Zuschauerereignis nach dem Ersten Weltkrieg. Hatten vor 1914 selbst die „Schlagerspiele“ allenfalls einige Hundert bis knapp über tausend Menschen angelockt, so kamen danach zehntausende, wie die Historikerin Christiane Eisenberg in ihrer jüngst publizierten Überblicksdarstellung feststellt.¹ Damals setzte die eigentliche Popularisierung des Fußballsports ein — Fußball war und ist seit den zwanziger Jahren nicht mehr *ein* Sportspiel, sondern *das* Sportspiel. In der Folge der neuen Arbeitszeit- und Freizeitregelungen in der Weimarer Republik erschließt die anfängliche Angestellten- und Akademikersportart in großem Stil auch das Arbeitermilieu.² Seitdem ist der 10.000-fache Besuch geblieben; vor allem die Endspiele um die Deutsche Meisterschaft und internationale Spiele werden von 50.000 und mehr Zuschauern besucht. Auch bei den während des Zweiten Weltkrieges ausgetragenen

Meisterschafts-Finalspielen blieb die Zahl der Besucher entsprechend hoch.³ 1948, beim ersten deutschen Meisterschaftsendspiel nach der Kapitulation, kamen auf Anhieb 70.000 Zuschauer zum Müngersdorfer Stadion im noch weitgehend zerstörten Köln.⁴ Der Fußballsport hat seine Anziehungskraft über Weltkrieg und Nachkriegszeit hinweg in Deutschland fortgesetzt, ganz im Gegensatz zu den noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stark besuchten Veranstaltungen der Turnvereine und Turnverbände. 1963 wurde der Veranstaltungszyklus um den Austrag der Deutschen Fußballmeisterschaft in einen Bundesligabetrieb überführt; seither haben diese Massenbesuche Gewohnheitscharakter angenommen.⁵ 1997/98 hat die Zahl der direkt beteiligten Zuschauer insgesamt erstmals zehn Millionen überschritten. Den höchsten Durchschnittsbesuch der 18 Austragungsorte errechnete man mit durchschnittlich 54.608 Besuchern beim FC Bayern München, weitere drei Veranstalter zogen Publikum von durchschnittlich 50.000 und mehr Personen an.⁶ Selbst die drei niedrigsten Durchschnittszahlen lagen noch über 15.000.⁷

Entscheidend im Hinblick auf die Entstehung einer besonders hervorgehobenen Veranstaltung für emotional teilnehmende Zuschauer war nicht nur die Existenz von Fußballclubs oder Verbänden, die die Veranstaltungen ausrichten, sondern war vielmehr das Abhalten dieser Veranstaltungen in einem abgeschlossenen, eigens für sie vorgesehenen Raum, der die bis heute übliche Publikumsmenge aufnehmen kann. Diese Voraussetzung für eine Massenveranstaltung hat der Stadionbau geschaffen. Er ist die eigentümliche, spezifisch der Sportveranstaltung zugeordnete technische Voraussetzung für die Versammlung mehrerer 10.000 Menschen und damit Voraussetzung für die charakteristische, massenbestimmte Atmosphäre bei vollbesetzten Rängen.

Der Stadionbau ist ein im wahrsten Sinne des Wortes einzementiertes und petrifiziertes Monument, das auch außerhalb der Veranstaltungszeit im Alltag eines Stadtbildes präsent bleibt. Die Stadien können in den meisten Fällen als die größten ummauerten Versammlungsplätze der Städte gelten. Auch wenn die Bauten *Olympiastadion* oder *Kampfbahn* heißen, sind sie doch zum Bestimmungsort für Fußballveranstaltungen geworden, Wochenende für Wochenende. Alle großen Stadionbauten dienen eigentlich und genuin der Realisierung von regelmäßigen Fußballveranstaltungen; die ebenfalls massen- und medienwirksamen Leichtathletikwettkämpfe oder Musikkonzerte mögen auffällige Nebenveranstaltungen sein,

fallen jedoch bezüglich der Nutzungsfrequenz des Gebäudes im Verhältnis zu den Fußballspielen kaum ins Gewicht.

Angesichts der vielfältigen dekorativen und rituellen Elemente der Veranstaltungen und der besonderen Atmosphäre der impulsiven, losgelassenen Emotionen hat die Anwendung des „Fest“-Begriffes inzwischen eine klare Berechtigung.⁸ Es ist nicht allein die Attraktivität des Wettkampfes, die so viele Menschen zur Fußballveranstaltung zieht, sondern es ist ebenso die dort erwartbar versammelte Vielzahl der Menschen selbst und die damit verbundene Wucht des sinnlichen Eindrucks und des emotionalen Engagements, die sich in verschiedenen sozialpsychologischen Untersuchungen als Beweggrund des Stadionbesuchs angegeben finden.⁹ Die Mobilisierung der hohen Zahl an Beteiligten und das agonale, deshalb zur Identifikation einladende Prinzip des Spiels machen sich besonders bemerkbar im zehntausendfach artikulierten Jubel über einen Torerfolg oder in pfeifenden Mißfallenskundgebungen etwa über ein 'Foul'. Man kann diese exzessive Verausgabung von Affekten als Aspekt einer spektakulösen Sportbegeisterung behandeln (Rolf Lindner)¹⁰ oder auch eine „Massenhysterie“ nennen (Hermann Bausinger)¹¹, festzuhalten bleibt: Der Spieltag wird vom Publikum als Ausnahmezustand im Verhältnis zur Normalwelt des Alltags begriffen und als solcher intensiv gepflegt.

Lärminstrumente, Schwenkfahnen, Hüte und Mützen in Vereinsfarben wurden schon vor den fünfziger Jahren zur Veranstaltung mitgebracht. Jedoch erst in den siebziger Jahren, in zeitlicher Parallele zur Freigabe der Spielergehälter, tritt eine eigenständige, vom jeweiligen Fußballclub gelöste Fankultur auf den Plan.

Konnten bis Anfang der siebziger Jahre die jugendlichen Anhänger in der Halbzeitpause von einer Stehplatzkurve hinter dem Tor der Gastmannschaft zur gegenüberliegenden wandern, so teilten die Veranstalter und Ordnungsdienste ihre Stadien Ende der siebziger Jahre in Sektoren ausschließlich für die eine *oder* die andere Fanpartei ein, um die Anhängergruppen der verschiedenen Vereine zu separieren und damit das Risiko von Schlägereien im Stadion zu verkleinern; diese Separierungsmaßnahmen trugen zur Etablierung einer Fan-Kultur in hohem Maße bei. Der von den Fans bevölkerte Block auf den Stehplatzsektoren hinter den Toren wurde allmählich zu einem eigenen, sorgsam für sich beanspruchten Territorium, zum identifikatorischen Versammlungsort derjenigen, die sich selbst als die treuen, echten Anhänger bezeichnen und deshalb die entsprechenden

Abzeichen tragen. Der zugeordnete Stadionblock wurde zum Inszenierungsraum ihrer Rituale, auch gegenüber dem Publikum der Haupttribünen, das dem Anfeuerungsspektakel etwas weniger huldigt. Tatsächlich prägen heute die von den mitwirkungsaktiven Zuschauern eingebrachten gestalterischen Elemente das publizierte Erscheinungsbild der Veranstaltungen. Als ein aussagekräftiger Indikator für dieses Bild können die landeskundlichen Identitätspräsentationen gelten, wie sie in Reisemagazinen publiziert werden. Dort dominieren inzwischen, wenn die Bundesliga-Fußballveranstaltung als charakteristisches Element der populären Kultur einer Region beschrieben wird, Bilder wogender Fahnenmeere und buntgekleideter Anhänger sowie Verweise auf die Accessoires, die das Publikum für die Veranstaltungen einsetzt.¹² Besonders deutlich zeigt sich dies am Beispiel von Beiträgen über das Ruhrgebiet, in denen noch in den fünfziger bis siebziger Jahren das sportliche Fußballspiel und die Sportplätze selbst als massenhaft genutzte Kompensationsmöglichkeit zur Berufswelt der Stahl- und Bergarbeiter im Mittelpunkt standen.¹³ Hier ist angedeutet, was für eine historische Zeit zwischen den frühen zwanziger Jahren und den späten sechziger Jahren gilt, nämlich, daß die Fußballveranstaltungen ohne terminologische Schwierigkeit zu den Freizeit-*Vergnügen* und der rezeptiven *Unterhaltung* breiter, ganz überwiegend männlicher Bevölkerungskreise aus dem Arbeiter- und Angestelltenmilieu gerechnet werden kann.¹⁴ Eben — man ging als Arbeiter oder als Angestellter zum Zuschauen, angetan mit Schiebermützen oder Bowlerhüten, und die Ränge der Stadien „waren schwarz vor Menschen“,¹⁵ da die Hüte und Mäntel der Zuschauer in eher dunklen Farben gehalten waren. Die Reduzierung auf den Vergnügens- und Unterhaltungsbegriff erscheint jedoch für die neunziger Jahre, wie er in der gegenwärtigen Forschung noch vorkommt,¹⁶ nicht ohne Probleme. Die Gesamtcharakterisierung als reines Unterhaltungsereignis verschleiert zu sehr den Anteil, den die Veranstaltung als selbst identitätsstiftende und sinnstiftende Veranstaltung vor allem für dasjenige Publikum besitzt, das sie gestalterisch prägt.

II.

Eine sozial sinnstiftende Institutionalisierungsmaßnahme besteht zum Beispiel in der Gründung von personell überschaubaren, auf einen Fußballclub bezogenen Fanclubs. Führende Bundesligavereine registrieren

gegenwärtig mehrere Hundert organisierte Fanclubs, deren summierte Mitgliederzahl jeweils in die Zehntausende reicht.¹⁷ Dabei haben in der Regel weitaus mehr Fanclubs ihren Sitz außerhalb derjenigen Stadt, in der die Spiele des präferierten Fußballclubs stattfinden; die weite geographische Streuung erweist, daß die großen Fußballclubs heute kein ausschließlich städtisches, sondern ebenso ein regionales Identifikationssymbol bilden.¹⁸ Dieses organisierte, mitwirkende Publikum und ebenso das informelle Publikum können nach den bisher erreichten Resultaten der Zuschauerforschung nicht einmal tendenzmäßig einer bestimmten Berufsgruppe zugeordnet oder als von einer Altersstufe „Jugend“ dominant vereinnahmt angesehen werden¹⁹ — und wenn, dann nur in demjenigen geistigen Sinne, daß Fanclubmitglieder sich auch nach Adoleszenz und Familiengründung einen Teil ihrer jugendlichen Enkulturationsphase erhalten wollen. Verschiedene Erhebungen der neunziger Jahre aus aktuell bestehenden Fanclubs erweisen zudem, daß sich auch deren Mitglieder aus einem übergreifenden, bislang nicht exakt bestimmten Querschnitt der Gesamtbevölkerung rekrutieren.²⁰

Die Fanclubs können teilweise als Gegen-Reaktion auf die in den späteren siebziger Jahren absichtlich herbeigeführten gewalttätigen Ausschreitungen verstanden werden; sie unterstellen sich insofern dem staatlichen Vereinsrecht, als sie sich Satzungen gegeben haben und darin unter anderem den Gewaltverzicht als Grundlage ihres Zusammenschlusses proklamieren.

Die gewaltsamen Ausschreitungen im Stadion selbst und im Umfeld der Veranstaltungen standen in der letzten Dekade im Vordergrund auch der ethnologischen Beschäftigung mit Fußballveranstaltungen. Damit rückte die impulsive und aggressive Seite der Fanbewegung in den Vordergrund, mit Zuspitzungen der Fragestellungen auf die Beschreibung von Männlichkeits- und „Stammes“-Ritualen im Gebaren der Fans.²¹

Während der achtziger Jahre dominierte bei der Wahrnehmung der Fußballfans in der öffentlichen Berichterstattung der Eindruck von gröhrenden und martialischen Horden, die sich von den Bahnhöfen, wo sie aus Sonderzügen aussteigen, zum Stadion in Bewegung setzen. Jugendliche Fußballfans, so schrieb ein Autor 1986, „scheinen eine gewisse Sorgfalt für ihre Erscheinungsweise als Bürgerschreck aufzuwenden.“²² Noch bis zu Anfang der neunziger Jahre galt die Fan-Bewegung als Anti-Kultur, die ihre Anstrengungen auf Rabaukentum und „Randale“ konzentriert.

Dieser Teil ist innerhalb des Gesamtsegments „Fußballveranstaltungsteilnehmer“ nach wie vor aktiv. Aber innerhalb eines anderen Teils der aktiven Fans bestehen Ehrgeiz und Bestreben, das Gegenteil zu installieren: streng geordnete Zeremonie, politisch korrekte Skriptualität. Die eigene Intention wird dahingehend formuliert, daß man sich und der „Öffentlichkeit“, wer immer das sei, beweisen will, daß der in den gewerblichen Massenmedien verbreitete Ruf der Fans als Exponenten eines primitiven Rabaukentums, den man als ungerechte Stigmatisierung erlebt, unberechtigt sei.

Als Ausdruck dieses Bemühens um Selbstvergewisserung und um eine Gegenöffentlichkeit gegenüber den Massenmedien nutzt man die sogenannten ‚Fanzines‘, gedruckte Erlebnisberichte mit Kommentaren zu und über die Veranstaltungen, die im Stadion am Spieltag verbreitet werden.²³ Deren Auflagen, soweit angegeben und mir bekannt, bewegen sich zwischen 300 und 6.000 Stück.²⁴ Die Zahl der Titel ist gegenwärtig unüberschbar; allein das Bestandsverzeichnis der Fußball-Fanzines im „Archiv der Arbeiterjugendbewegung“ enthält 416 Titel aus Deutschland und Europa.²⁵

III.

Die neueste und umfassendste, jedoch noch kaum untersuchte Selbstdarstellung der Stadionbesucher besteht in der Gestaltung von lebenden Bildern unter Einbeziehung ganzer Zuschauerblocks, den Choreographien. Durch gleichzeitiges Erheben farbiger Tafeln oder Papierschleifen verwandeln die Zuschauer das buntscheckige Bild der Stadionkurven zeitweise in symmetrische, streng geordnete Muster. Alles kommt darauf an, daß die Zuschauer punktgenau und diszipliniert die zuvor ausgegebenen Täfelchen ruhig in die Höhe halten um eines von tausenden gleichzeitig arrangierten, gemeinsamen Bildes willen. Zum erstenmal in Deutschland ist beim Spiel FC Bayern München gegen 1860 München am 1. November 1996 eine solche Choreographie gezeigt worden. Bei diesem Spiel trugen tausende von Eintrittskartenbesitzern weiße und rote Täfelchen mit ins Stadion; auf ein bestimmtes Kommando hob ein Teil der Zuschauer die roten, ein anderer Teil die weißen Täfelchen in die Höhe, um beim Herinlaufen der Mannschaften über die Stadionkurve ein rotweißes Muster — die Clubfarben des FC Bayern München — zu legen.

Die wesentlich neue Qualität besteht nun darin, daß mit der notwendigen, die einzelnen Fanclubs übergreifenden Planungsgruppe eine logistisch arbeitende Organisation in der Fankultur entstanden ist, die von zentraler Position aus Gestaltungsideen entwirft und sie zentral koordiniert.

Was die Choreographien gleichfalls von den herkömmlichen Publikums-Handlungen wesentlich unterscheidet, ist, daß es sich hier um keine Reaktion auf das Spielgeschehen handelt (wie das etwa beim Applaus, bei den ad hoc angestimmten Gesängen, beim Schwenken der Fahnen bis hin zur La-Ola-Welle der Fall ist²⁶), sondern um einen autonomen und dabei das Stadion beherrschenden Beitrag der aktiven Besucher der Fußballveranstaltung.

Der Austausch von Ideen und Konzepten darüber findet zu einem kleinen Teil über die Fanzines, zum größeren Teil jedoch in den homepages und Internet-Botschaften der Organisatoren statt. Dadurch lassen sich auch die dahinterstehenden Ideen und Intentionen, soweit sie im WorldWide-Web coram publico der Computerbenutzer eingegeben werden, eruieren. Vor allem die world-wide-web-Seiten fungieren als Austausch-, Anregungs- und Kommunikationsmedien der Vertreter der verschiedenen Fanclubs, die über den ganzen deutschen Sprachraum verstreut wohnen: Die Initiatorengruppe für München bestand im Frühjahr 1998 nach ihren eigenen Angaben aus 125 Mitgliedern, darunter Fans, die aus 40 verschiedenen Fanclubs stammen — neben Münchenern auch Vertreter aus dem weiteren Umkreis des Bundeslandes Bayern bis hin zu Vertretern aus Nordrhein-Westfalen und aus dem benachbarten Ausland.²⁷ Aus ihnen wurde ein Organisationskomitee gebildet, der sogenannte „Club 12“. Der Name des Komitees zeigt schon die aktive Beteiligungsabsicht an; die Ziffer Zwölf spielt auf die Bezeichnung des Publikums als „12. Mann“ an. Eine der Forderungen der organisierenden Fangruppe an die übrigen Anhänger lautet, daß

*„alle Fans an einem Strang ziehen. Das riesige Gesamtwerk schafft jeder einzelne Fan, der seinen Beitrag leistet, indem er seinen Zettel hochhält. Jeder einzelne kann mit seinem Zettel zeigen: 'Ich unterstütze den FC Bayern'. Und er kann stolz auf das Gesamt-Kunstwerk sein, an dem er mitgewirkt hat...“*²⁸

Den Ansporn an eine generalstabsmäßig-disziplinierte Durchführung hat bereits Christian Bromberger für die organisierten Fans von Olympique Marseille herausarbeiten können; auch dort und bereits 1989 versuchen die Fanorganisatoren sowohl ihre Fähigkeit zur „übermütigen Begei-

sterung“ als auch zur „disziplinierten Ordnung“ zu demonstrieren: Ein Motto wie etwa „Gemeinsam sind wir stark“ wollen sie in den entscheidenden Momenten, in denen es „um alles geht“, demonstrieren und rituell umsetzen. Sie fühlen sich „wie ein Mann“ hinter ihrer Mannschaft und ihrer Region, besonders, wenn etwa die Mannschaft aus Paris zum Meisterschaftsspiel in Marseille antritt:

„Supporters de l'OM [=Olympique Marseille, d. Verf.], ce match est décisif dans la lutte pour le titre de champion (...).

A 20 heures débutera la distribution de 3.000 drapeaux. Respectez l'organisation du spectacle ainsi que ceux qui le mettent en place. Ensemble montrons que le public marseillais est passionné et exuberant, mais aussi discipliné! Tous unis pour vaincre.“²⁹

Das die Planung auslösende Vorbild haben die FC-Bayern-Fans jedoch nicht in Marseille, sondern beim UEFA-Cup Endspiel 1996 in Bordeaux gesehen und von dort als prinzipielle Anregung aufgenommen. Vor der ersten Verwirklichung konnten die Club-12-Fans über die Vermittlung des Fanbeauftragten des Vereins ein Treffen mit dem Manager des FC Bayern München vereinbaren, um die Möglichkeiten für eine solche Choreographie zu besprechen. Die Beschreibung des Treffens gibt Aufschlüsse über die unterschiedlichen Anliegen von Fans und Profifußball-Club. Bemerkenswert ist, daß die Vertreter der Fans diese Zusammenkunft als regelrechte Verhandlung schildern. Der FC Bayern München erklärte sich einerseits bereit, die geplante Choreographie mit Geldbeiträgen zu unterstützen und den Initiativpersonen für die Vorbereitungen weit vor dem eigentlichen Spiel den Stadionzutritt zu erlauben. Die Vereinsseite forderte im Gegenzug jedoch die Fans auf, das Abbrennen von Feuerwerkskörpern während der Spiele des FC Bayern zu unterlassen. Eine weitere Konzession der Fans bestand darin, auf Sprechchöre zu verzichten, die eine Rückkehr zu den alten, traditionellen roten Spieltrikots der Mannschaft verlangen. Dafür sagte der Manager des Vereins den Fans zu, daß zumindest bei dem einen Spiel gegen den lokalen Konkurrenten 1860 München am 1. November 1996, bei dem die Choreographie ins Werk gesetzt werden sollte, die Mannschaft des FC Bayern in rot-weißer Kleidung aufliefe. Zur Erläuterung sei gesagt, daß die Geschäftsführung des FC Bayern das Design der Spielkleidung seit 1995 jährlich verändert, 1995/96 wurde Blau-Rot oder wechselweise Weiß zur dominierenden Farbe, seit 1996/97 blinken die Trikots im Grundton Anthrazit. Angestammte Vereinsfarbe ist

jedoch Rot, genauso wie das Blau des anderen Münchener Bundesligaver-eins, weshalb sich die Fußballanhänger Münchens im populären Sprach-gebrauch entweder „den Roten“ oder „den Blauen“ zuordnen.

Ein Hauptzweck der Choreographie soll das beflügelnde Motivieren der eigenen Mannschaft bleiben. Im Kommentar des Club 12 heißt es:

*„Als die Spieler zum Wiederanpfiff das Spielfeld betraten, glänzten zwei der drei Südkurvenblöcke rot-weiß. Ein nahezu lückenloses Bild ergaben die Tau-senden Zettel, die in der Pause verteilt worden waren. Tatsächlich holte unser Team anschließend zum 2:2 auf. Und trotz eines erneuten Rückstandes, erreichten wir in Unterzahl den 3:3-Endstand.“*³⁰

Der Text wurde auch deshalb ausgewählt und zitiert, weil sich in der Verwendung des Personalpronomens „Wir“ nicht nur der Mitgestaltungs-wille der Fans an der Veranstaltung äußert, sondern auch ein intensives Beteiligungs-Bewußtsein zum Vorschein kommt: Die Fans verstehen sich nicht mehr als Zuschauer, sondern als aktiver Teil der Veranstaltung und setzen sich sogar in einen ursächlichen Zusammenhang mit dem Resultat des Sportwettkampfes selbst. Obwohl die Emblematisierung es nicht umstandslos zu erkennen gibt, wird auch hier bei der konkreten Motivation das ago-nale Prinzip zum Leitgedanken gemacht. Nach eigener Stellungnahme will man dafür sorgen, daß der „Stadionsprecher nicht ganz daneben liegt, wenn er von den ‚besten Fans der Liga‘ spricht“. Denn „bei manch ande-rem Club bringen die Fans keine derartige Choreographie zustande.“³¹

Inzwischen sind einige kompliziertere und vielgestaltige Motive gezeigt worden; sie wurden nicht nur im Münchener Olympiastadion vor-geführt, sondern auch auf der homepage des „Club 12“: Die Überdeckung von Stadionkurven in Vereinsfarben und den Siglen der Vereine („FCB“, dazu ggf. die Zahl „1900“, um auf das Gründungsjahr des Vereins zu ver-weisen), verbunden mit Transparenten, die eine Spitzenstellung für den Verein reklamieren: Zum Beispiel ein Transparent mit Schriftzug „In Deutschland gibt’s nur einen Verein — FC Bayern“ als graphische Umset-zung eines Liedtextes, dem beim Absingen die Melodie „In München steht ein Hofbräuhaus . . .“ unterlegt wird; 8.000 Stadionbesucher in zwei Blöcken der Südkurve des Olympiastadions wurden zu dieser Gestaltung benötigt.

Dazu kommen Motive, die die Stadt München symbolisch darstellen sollen, etwa mit der Figur des ‚Münchener Kindl‘ oder mit stilisierter Nachbildung der Stadtopographie, die den Lauf der Isar inmitten des

Tafelteppichs andeuten soll;³² ferner Motive zur symbolischen Übersteigerung des Pokals, um den es jeweils geht; etwa in der Darstellung des Europapokals der Landesmeister über drei Stadionblöcke hinweg;³³ schließlich Verehrungs- und Huldigungsmotive wie etwa die Darstellung eines Herzens für den identifikatorischen Fußballclub. Dieses Motiv kann als Übernahme aus Italien nachgewiesen werden.³⁴ Die in Bordeaux bewunderte Darstellung ist also der Auslöser, jedoch nicht das einzige Vorbild gewesen; durch die nach Meinung des Club 12 „genialen Aktionen der Fans in Barcelona, Turin oder Paris“ fühlte man sich zugleich zur Nachahmung und zum Wettbewerb aufgefordert.³⁵

Ein Huldigungsmotiv wie eine Apotheose widmeten die Stadionbesucher schließlich dem italienischen Trainer des FC Bayern bei seinem Abschiedsspiel der Saison 1996/97. Ein Schriftzug „Ciao Trap“, zusammen mit der Darstellung der italienischen Nationalfarben umfasste fünf Blöcke des Stadions und erforderte die Mithilfe von 15.000 Zuschauern. Besondere Erwähnung im Kommentar der Organisatoren dazu fand, daß die Stadionzeitung des FC Bayern „ein Bild dieser Aktion in Postergröße“ abdruckte.³⁶

Als Fazit bleibt vor allem dies: In ihrer Uniformität und ihrer strengen Koordination wurde mit den Choreographien ein Element zeremonieller Pracht in die Fußballveranstaltungen eingeführt, das sich von den unregelmäßigen, spontan vom Spielverlauf abhängenden Affektentladungen, die den Veranstaltungsbesuch generell charakterisieren, prinzipiell abhebt. Bemerkenswert erscheint der inzwischen erreichte Organisationsgrad unter den gestaltungsaktiven Fußballanhängern, die Computer-Technik mit Traditionsbindung vereinen: Über das Internet wird die notwendige überregionale Kommunikation gewährleistet und die europäisch-internationale Interdependenz der Gestaltungsideen im Zuschauerbereich sichtbar gemacht. Gleichzeitig geht es um Befestigung und Bestätigung der traditional hergebrachten Zeichen, wie sie im Engagement um die angestammten Vereinsfarben zum Ausdruck kommt. Man darf unter diesen Umständen gespannt erwarten, wie sich das Verhältnis zwischen den Fußballclubs der Großstädte und ihren Anhängern, zwischen Veranstaltern und Stadionbesuchern weiterhin entwickeln wird.

¹ Das Spiel zwischen Budapest und Berlin 1921 besuchten 45.000 Zuschauer (Quelle: Sport im Bild, Nr.15 [1921], S. 279); das Endspiel um die deutsche Meisterschaft 1923 zwischen dem Hamburger Sportverein und Union Oberschönweide (Berlin) besuchten 64.000 Zuschauer; vgl. Eisenberg, Christiane: Deutschland. In: Dies.(Hg.): Fußball, soccer, calcio. Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt. München 1997, S. 94-129, hier S. 104f.

² Dies.: Vom „Arbeiter- zum Angestelltenfußball“? Zur Sozialstruktur des Deutschen Fußballsports 1890-1950. In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 3, 1990, S. 20-45, bes. S. 23-26; dies.: Fußball in Deutschland 1890-1914. Ein Gesellschaftsspiel für bürgerliche Mittelschichten. In: Geschichte und Gesellschaft, 20. Jg., 1994, S. 189ff., hier S. 199.

³ Stadtarchiv München (Hg.): München und der Fußball: von den Anfängen 1896 bis zur Gegenwart. München 1997, S. 72f.

⁴ Am 8. August 1948 in Köln-Müngersdorf, obwohl keine Mannschaft aus dem Rheinland beteiligt war, sondern der 1.FC Nürnberg und der 1.FC Kaiserslautern das Spiel bestritten. Glaser, Hermann: Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, hier Bd.2: Zwischen Grundgesetz und Großer Koalition 1949-1967. München, Wien 1986, S. 151f.

⁵ Zum Nachweis der Zuschauerfrequenzen seit 1963 vgl. Sonderheft „Kicker-Sportmagazin“ spezial: 30 Jahre Bundesliga. Nürnberg 1993, S. 26f.

⁶ Hertha BSC Berlin mit 53.194, Borussia Dortmund mit 52.756, FC Schalke 04 mit 49.276. Zahlenangaben hier und in Anm. 7 aus: Grüne, Hardy, Matthias Weinrich: Supporters' Guide 1. Bundesliga. Kassel 1998, S. 127.

⁷ FC Hansa Rostock 17.750, VfL Wolfsburg 16.622 und MSV Duisburg 16.478. Die unterschiedlichen Größenordnungen der absoluten Zahlen werden relativiert dadurch, daß die Kapazität der Versammlungsorte bei zwölf von 18 Veranstaltern über 70% erreichte — mit anderen Worten, diese Stadien waren nahezu an jedem Spieltag voll. Auch bei den 'kleinsten Massen' in Rostock, Wolfsburg und Duisburg war die Kapazität der jeweiligen Versammlungsorte in einem Fall mit mindestens über 50% ausgelastet (in Duisburg), in den beiden anderen Fällen erheblich höher (in Rostock mit 72%, in Wolfsburg mit 81,5%). Duisburg verzeichnet zugleich den geringsten Schnitt und die zweitgeringste Auslastung; nur der TSV 1860 München konnte das vergleichsweise riesige Münchener Olympiastadion mit seiner Kapazität von 63.000 Plätzen nicht regelmäßig füllen, obwohl der Verein mit 31.580 Zuschauern im Schnitt zehn andere Bundesligaveranstalter übertrifft.

⁸ Wiegelmann, Günter: Die Aufgabe, Volkskultur zu periodisieren. In: Ders.: Theoretische Konzepte der europäischen Ethnologie. Diskussionen um Regeln und Modelle. Münster 1995, S. 179-189, hier S. 187. Neuere Veröffentlichungen in volkskundlichen Fachzeitschriften, etwa Niem, Claus-Peter: Heimspiel — Das schönste Fest in Dortmund. In: Volkskunde in Rheinland-Pfalz, 10.Jg., H.2, 1995, S. 16-26 greifen diese Interpretation auf. Bereits 1988 hatten Peter Becker und Gunter A. Pilz unter sozialpädagogischer Perspektive die Spieeltage als „Festtage“ deklariert: Becker, Peter, Gunter A. Pilz: Die Welt der Fans. Aspekte einer Jugendkultur. München 1988.

⁹ Stollenwerk, Hans J.: Soziales Ereignis „Bundesligaspiel“. In: Albrecht, Dirk (Hg.): Fußballsport. Ergebnisse sportwissenschaftlicher Forschung — Theorie und Praxis der Sportspiele, hier Bd.2. Berlin, München, Frankfurt a.M. 1979, S. 205-210. Wiederabdruck in: Lindner, Rolf (Hg.): Der Fußballfan. Berlin 1980, S. 44-51, hier S. 48f.

Schulz, Hans-Joachim: *Aggressive Handlungen von Fußballfans*. Schorndorf 1986 (= Reihe Sportwissenschaft; 21), S. 155.

Hans J. Stollenwerk: *Sport — Zuschauer — Medien*. Aachen 1996, S. 84f.

¹⁰ Lindner, Rolf: Die Sportbegeisterung. In: Jeggle, Utz (Hg.): *Volkkultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung*. Reinbek 1986, S. 249-259.

¹¹ Bausinger, Hermann: Die schönste Nebensache. Etappen der Sportbegeisterung. In: Ders., Ommo Gruppe (Hg.): *Kulturgut oder Körperkult? Sport und Sportwissenschaft im Wandel*. Tübingen 1990, S. 3-21.

¹² Krause, Ulrike, Enno Wiese (Hg.): *Hamburg. DuMont-Reise-Taschenbuch*. Köln 1997⁵, S. 78-81; Gerlach, Wolf-Günther (Bearb.): *Die Pfalz. Die schönsten Ausflugsziele*. Reiseführer „Fahr' mal hin“. München 1997 (Darin S. 96-103 der betreffende Abschnitt „Bärte, Boys und Bälle — Kaiserslautern“); ohne Autor: München — unsere liebste Stadt. *Reisemagazin ADAC special Nr.22*. 1994, ohne Autor: München. *Reisemagazin HB-Bildatlas Nr.165*. 1997, S. 55 zeigt zwei Fotografien von der mit rot eingefärbten Zuschauern vollbesetzten Fan-Kurve des Münchener Olympiastadions.

¹³ Klaus, Michael (Text), Pellegrino Ritter (Illustrationen): Wie der Ball auch kommt ... Ein Sittengemälde der wichtigsten Nebensache im Revier. In: Merian — das Monatsheft der Städte und Landschaften, 46. Jg., Nr.10. 1993, hier S. 92-96: Im Vergleich dazu stellen die früheren Bände der Merian-Reihe zum Ruhrgebiet den Fußball selbst und seine Sportanlagen sowie seine Spielszenen als Volkssport in Text und Abbildungen in den Vordergrund: Land an der Ruhr. Merian, Heft 1. 1958, S. 59, S. 60 und S. 65; Ruhrgebiet. Merian, Heft 8. 1980, S. 52-55.

¹⁴ Maase, Kaspar: *Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850-1970*, München 1997, S. 189f.

¹⁵ „Die Tribünen schwarz vor Menschen“, eine in Zeitungen etablierte Redewendung, wenn es um die Schilderung vollbesetzter Fußballstadion ging; vgl. Eisenberg (wie Anm.2), S. 25; Stollenwerk 1996 (wie Anm.9), S. 73.

¹⁶ Einen Beispielfall für die mißverständliche Applikation des Unterhaltungsbegriffs im Zusammenhang einerseits mit Fans und Fußballveranstaltungen, andererseits mit Altersgruppen und Berufsgruppen findet sich bei Engelhardt, Michael von: *Kultureller Habitus und Unterhaltung*. In: Petzold, Dieter, Eberhard Späth (Hg.): *Unterhaltung. Sozial- und literaturwissenschaftliche Beiträge zu ihren Formen und Funktionen* (= Erlanger Forschungen, Reihe A — Geisteswissenschaften; Bd.70). Erlangen 1994, S. 7-26, bes. S. 22.

¹⁷ Beim FC Bayern München nach Auskunft auf Anfrage des DFB (Briefwechsel 3.11.1998) 86.000; bei Schalke 04 etwa 25.000; vgl. Röwekamp, Georg: *FC Schalke 04: Der Mythos lebt*. Göttingen 1996, S. 262f.; bei Borussia Dortmund hochgerechnet 20.000: Nach jüngsten Angaben hat der Verein rund 400 Fanclubs registriert, wobei deren durchschnittliche Mitgliederzahl bei 50 angesetzt werden kann; vgl. Homepage der „BvB-Fanclubs“, <http://members.aol.com/bvbfanclub/fanclubA.html> (Einsicht im September 1998, Papierausdruck im Besitz des Verf.).

¹⁸ Nach den Angaben der Vereins- und Stadionzeitung des TSV 1860 München „Löwen express“, Ausgabe Nr.13 der Saison 1995/96, S. 31, zählt die „Arbeitsgemeinschaft der Fanclubs“ des TSV 1860 mindestens 576 registrierte Fanclubs — wobei allerdings nicht ganz klar aus der Numerierung der Fanclubs hervorgeht, ob diese Numerierung einfach fortlaufend

weitergeführt wird und dabei eventuell aufgelöste Fanclubs in der Nummernkartei verblieben sind. Mit Abstand die meisten Fanclubs vermeldet zur Zeit der FC Bayern München, nämlich zum Jahr 1994 850 Fanclubs aus allen Regionen, zum Jahr 1996 gesteigert auf 1.348 Fanclubs, davon 1.213 deutsche Fanclubs aus allen Regionen. Zur geographischen Verbreitung: In München selbst haben nur 22 FC Bayern-Fanclubs ihre Adressen. Weitaus mehr, nämlich 396 (d.h. ein Drittel aller Fanclubs) residieren in der Postzustellregion 9, also hauptsächlich in Ostbayern und Franken. Aus Oberbayern kommen insgesamt 225 Fanclubs, die Postzustellregion 8 liegt mit 18,5% somit erst an zweiter Stelle. Aus den Regionen 3 (Niedersachsen, Teile von Nordrhein-Westfalen und Sachsen Anhalt), 5 (Teile von Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen), 6 (Südhessen und Kurpfalz) und 7 (größter Teil von Baden-Württemberg) kommen mit 114, 118, 115 und 102 Fanclubs jeweils ungefähr gleich viele. Schwach vertreten ist die Region 4 (also Bezirk Köln, Bezirk Düsseldorf und das ganze Ruhrgebiet). In Schleswig-Holstein und Stadtstaat Hamburg (Region 2) gibt es 30 Bayern-Fanclubs, und in Berlin und Brandenburg 10 Bayern-Fanclubs. 63 ausländische Fanclubs sind bei Bayern München gemeldet. Zit.n. Schulze-Marmeling, Dietrich: Die Bayern. Vom Club zum Konzern. Göttingen 1997, S. 362f.

¹⁸ Stollenwerk 1996 (wie Anm.9), S. 62, S. 69 und S. 72. Die Bundesligaveranstaltungen aufs Ganze gesehen entsprechen nicht dem gelegentlich kolportierten Publikums-Bild einer bildungsschwachen Unterschicht oder einer „Arbeitersportart“. Dieser Befund gilt, wie Stollenwerk S. 73 deutlich macht, mit allen Vorbehalten, die bei einer einmaligen Erhebung eingeschlossen sind, auch für das Ruhrgebiet: Bei der vom Autor referierten letztmaligen Veröffentlichung für Duisburg und Gelsenkirchen 1977 wurde ein Arbeiteranteil von 31% notiert.

¹⁹ Stollenwerk 1996 (wie Anm.9), S. 78-86; Niem (wie Anm.8); Rebstock, Marc, Jörg Saalmüller: Der 12. Mann — Die Fußballfans des SC Freiburg (= Freiburger Schriften zur Sozialpädagogik; 2). Oberried 1996. Vgl. Fanclub-Portraits bei Schulze-Marmeling (wie Anm.18), S. 377-382.

²⁰ Becker, Peter: Fußballfans. Vormoderne Reservate zum Erwerb und zur Verteidigung männlicher Ehre und Macht. In: Völger, Gisela, Karin von Welck (Hg.): Männerbände — Männerbünde. Köln 1990, S. 149-156; Gehrmann, Thomas: Fußballrandale. Essen 1990, S. 100-122; ders.: Selbstregulierung. Ein Begriff verschwindet. In: Brednich, Rolf-W., Walter Hartinger (Hg.): Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses. Passau 1993, S. 437-450; Girtler, Roland: Jugendliche Fußballfans als „wilde Stämme“ — zur Kulturanthropologie von Raufbolden. In: Ders.: Randkulturen. Theorie der Unanständigkeit. Wien, Köln, Weimar 1995, S. 104-126; Prosser, Michael: „... das gibt dir 'nen irren Kick!“ Fußball-Bundesliga und Gewalttätigkeit in Zuschauerkreisen. In: Elf Freunde müßt ihr sein! Einwürfe und Anstöße zur deutschen Fußballgeschichte (= Geschichtswerkstatt; 28). Freiburg i. Br. 1995, S. 11-26, mit entsprechenden Ereignisdaten und weiterer Literatur. Zuletzt Kopiez, Reinhard, Guido Brink: Fußball-Fangesänge. Eine FANomenologie. Würzburg 1998.

²¹ Gebauer, Gunter, Gerd Hortleder: Fußball. Die Nachrichten über Brüssel. In: Hortleder, Gerd, Gunter Gebauer (Hg.): Sport — Eros — Tod. Frankfurt a. M. 1986, S. 260-270, hier S. 264.

²² Aschenbeck, Arndt: Fußballfans im Abseits. Kassel 1998, S. 187-193, S. 200-206. Die Anwendung der Möglichkeiten von Personalcomputer und Kopiermaschine liegen ihrer Her-

stellung zugrunde. Die Techniken der Buchherstellung, von Druck und Layout, vor wenigen Jahren noch einer beruflich spezialisierten Expertenklitel vorbehalten, sind damit populär geworden.

²³ „Blue Lions Times“, 1860-München-Fanzine, hergestellt in München, Fanclub „Blue Lions Forstenried“, Angabe aus Nr.21 v. Dezember 1996, mit 300 Stück.

„Angriff“ (1860-München-Fanzine, hergestellt in Bad Endorf [Ndb.], Angabe aus Nr. 1 1/2 v. April 1996.

- „Sinn des Lebens“, 1860-Amateure-Fan-Magazin, hergestellt in Moosburg, Angabe aus Nr.8 v. August 1996, mit 400 Stück.

„Charly“ (SC Freiburg-Fanzine, hergestellt in Emmendingen, Angabe aus der Ausgabe August 1996), mit 700 Stück.

„Erwin“ (Offenbacher Kickers- Fanzine, erscheint in Offenbach, Angabe aus Nr.13 v. Dezember 1996), mit 2.501 Stück. „Schalke Unser“ (Schalke-04-Fanzine, erscheint in Gelsenkirchen), Angabe aus Nr.12 v. November 1996 mit 6.000 Stück, abrufbar auch im Internet.

²⁴ Fußball-Fanzines im Archiv der Arbeiterjugendbewegung, zusammengestellt von Eppe, Heinrich: Oer-Erkenschwick 1997² (Titel ganz überwiegend aus Deutschland, aber auch acht österreichische, 18 schweizerische, ein französisches, 21 englische, ein irisches, zwei italienische, zwei niederländische und ein luxemburgisches Exemplar(e)).

²⁵ Zur La-Ola-Welle als Selbstinszenierung des Publikums vgl. auch Hildebrand, Eberhard: Goethe im Stadion — oder: Die Entstehung eines kollektiven Selbstgesprächs. In: Friedrich, Georg (Hg.): Sport und Semiotik. dvs-Tagung vom 5.- 7.11.1992 im Schloß Rauischholzhausen. Sankt Augustin 1994, S. 167-171, Zit. n. ebda, S. 169. Die La-Ola-Welle kann als erstes und deutliches Zeichen betrachtet werden, daß das Publikum sich selbst feiert, also nicht mehr nur ins Stadion geht, um einen Sportwettkampf zu sehen, sondern um sich selbst als Publikum handelnd zur Darstellung zu bringen. Die La-Ola-Welle hat in dieser Interpretation nicht nur den Zweck der Ermunterung der Akteure auf dem Sportfeld, sondern auch den Zweck des „Über-sich-selbst-Staunens“ und der Entfaltung einer rundum im Stadion sichtbaren, beeindruckenden, gigantischen Bewegung aus einer aus dem Publikum selbst initiierten und alle gemeinsam ergreifenden Intention heraus. Insofern kann sie als Vorläufer der Choreographien betrachtet werden.

²⁶ www.geocities.com/Colosseum/Park/2137/clubnr12.htm. (Der ausländische Fanclub heißt „Helvetia ‘91“ aus Luzern.)

²⁷ www.geocities.com/Colosseum/Park/2137/berichte.htm.

²⁸ Aufforderung der Fußballanhänger-Vereinigung „Ultras-Fanatics-Winners“, verteilt als Flugblatt, mit Text zum Gebrauch von 3.000 Fahnen in der Fankurve des Stadions „Velodrome“, Marseille, Frühjahr 1989, als der Club Paris-Saint-Germain dort zu Gast war, abgedruckt bei Bromberger, Christian (avec la collaboration de Alain Hayot et Jean-Marc Mariotini): Le match de football. Ethnologie d'une passion partisane à Marseille, Naples et Turin. Paris 1995, S. 272. In den Mittelmeerländern ist die Fanbewegung umfassender organisiert als in Deutschland; bei den im Zitat genannten „Ultras“ handelt es sich um Vereinigungen von jeweils mehreren zehntausend Anhängern, die sich für einen gegebenen Fußballclub interessieren. In Deutschland dagegen spiegelt sich die Struktur des Vereinswesens — die in Italien und Frankreich so nie vorhanden war — in der Vielzahl der einzelnen Fanclubs, die jeder für sich eine überschaubare peergroup darstellt.

²⁹ [www.geocities.com/Colosseum/ Park/2137/berichte.htm](http://www.geocities.com/Colosseum/Park/2137/berichte.htm).

³⁰ www.geocities.com/Colosseum/Park/2137/Einfuehrung.htm sowie [www.geocities.com/Colosseum/ Park/2137berichte.htm](http://www.geocities.com/Colosseum/Park/2137berichte.htm).

³¹ Dazu heißt es im Selbstbericht der Organisatoren, siehe www.geocities.com/Colosseum/Park/2137berichte.htm am 9. Juli 1998 (Papierausdruck im Besitz d. Verf.) S. 6:

„Zigtausende roter Zettel waren in Häuserform geschnitten und teilweise sogar mit Fenstern und Türen bemalt worden. Sie symbolisierten zusammen mit den bekanntesten Sehenswürdigkeiten Münchens wie der Frauenkirche, dem Schloß Nymphenburg, dem Maximilianaum, dem Rathaus, dem Olympiastadion und einigen anderen, die auf Transparenten verewigt waren, unsere Stadt. Hindurch 'floß' die Isar (aus blauen Folien), auf deren Insel das Deutsche Museum stand. Im Hintergrund befanden sich — ebenfalls auf Transparente gemalt — die Alpen. Jeweils zwei Sitzplatzblöcke rechts und links davon präsentierten unser Gründungsjahr 1900. Dazu kam die 50-Meter breite Feststellung '98 Jahre München's Nr.1' sowie die stolze Zahl von 12 rot-weißen Schwenkfahnen, die vor der Südkurve wehten. Spätestens mit dieser Aktion hätten wir uns wohl sogar im Choreographie-Paradies Italien sehen lassen können. Auch wenn die Transparente mit den Gebäuden nicht genug zur Geltung kamen, war das schon ein genialer Anblick!“

³² Auch hier der befriedigte Kommentar der Organisatoren, daß der Beitrag entsprechende Beachtung erzeugt hat: „Das Blitzlichtgewitter der [auf die Choreographie gerichteten] Fotoapparate war nicht zu übersehen.“ siehe [www.geocities.com/Colosseum/ Park/2137berichte.htm](http://www.geocities.com/Colosseum/Park/2137berichte.htm), S. 5.

³³ Vgl. ohne Autor: Der Tanz der Tifosi. In: Hattrick — Fußballmagazin, Nr. 2, April 1997, S. 68-75. hier bes. Abb. S. 70f.

³⁴ [www.geocities.com/Colosseum/ Park/2137berichte.htm](http://www.geocities.com/Colosseum/Park/2137berichte.htm), S. 4.

³⁵ Ebd. Ein weiteres, wenn auch kleineres personenbezogenes Motiv wurde am 24.05.1997 zur Verabschiedung des Assistententrainers und vielfachen Nationalspielers des FC Bayern, Klaus Augenthaler, aufgezogen (ein Tuch mit der Aufschrift „Auge — eine Legende geht nach Graz“).

Gudrun Silberzahn-Jandt, Esslingen

Kranksein in der Stadt

*Zur Entwicklung städtischer Krankenanstalten
im 19. Jahrhundert*

Das Problem Armut und Krankheit

Das Problem der Armut und Krankheit und die Verbindung und Bedingtheit von beiden wurde in der städtischen Gesellschaft des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu einem immer drängenderen Problem. Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts begann sich in den Städten ein neuer Typus der kommunalen und staatlichen Krankenversorgung zu etablieren, der als „Allgemeines Krankenhaus“ bekannt wird. Verschlössen und mit strengen Regeln belegt, befanden sich nun Kranke unter Aufsicht von Krankenwärtern und -wärterinnen in den extra eingerichteten und oftmals neu erbauten Krankenhäusern. Welche Funktionen Hygiene, Sauberkeit und Reinigung, aber auch andere bürgerliche Tugenden wie Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit innerhalb dieser Institution einnahmen und wie versucht wurde, diesen Ansprüchen durch architektonische Anordnungen, vorgeschriebene Verhaltenscodices und der Auswahl des Pflegepersonals gerecht zu werden, wird anhand von Quellen aus Württemberg und vornehmlich der Industriestadt Esslingen dargestellt.

Die Veränderungen der wirtschaftlichen, sozialen und mentalen Verhältnisse während des Industrialisierungsprozesses wurden durch entscheidende wirtschaftspolitische Entwicklungen in Gang gebracht. In Esslingen, auf das ich mich näher beziehen möchte, war ein die industrielle Ent-

wicklung der Stadt treibendes Moment — wie in vielen anderen Städten auch — der Bau von Schienenverbindungen und der Anschluß an das Eisenbahnnetz. Nach der Inbetriebnahme der Eisenbahnverbindung Esslingen — Cannstatt im Jahr 1845 konnte das Jahr darauf die Maschinenfabrik Esslingen und 1848 die Eisenbahnreparaturwerkstätte ihre Arbeit aufnehmen. Neben den Tuch herstellenden und -verarbeitenden Betrieben, den Handschuhnähereien und Bijouteriefabriken war und blieb der Maschinenbau der prägende und dominierende Wirtschaftsbereich. In den zwanzig Jahren von 1841 bis 1861 nahm die Zahl der Arbeiter und Arbeiterinnen um die Hälfte zu. In den Zeiten der Hochkonjunktur in der Metallindustrie Ende der 1850er Jahre war gar ein Bevölkerungswachstum von jährlich 26,5 Prozent erreicht.¹ Eine Zählung für das Jahr 1861 ergab für die Stadt Esslingen 11.558 Einwohner (5.722 männliche und 5.786 weibliche) insgesamt 2.301 Familien. Im gesamten Stadtbezirk lebten 7.485 männliche und 7.574 weibliche Einwohner, gesamt 15.059 und 2.991 Familien.²

Der einsetzende Urbanisierungsprozeß³ konfrontierte die Städte mit massiven Problemen der Verelendung, insbesondere mit Armut und Krankheit der unteren Bevölkerungsschichten, den weiblichen und männlichen Diensthofen und Tagelöhnern, Arbeitern und Arbeiterinnen oder Handwerksgehilfen, um nur einige der betroffenen zu benennen.⁴ Auffallend war in den Städten die oft doppelt so hohe Kindersterblichkeit unter der pauperisierten Bevölkerung verglichen mit der Überlebenschance neugeborener Kinder in bürgerlichen Familien. Zusammenhänge zwischen Armut und Krankheit erkannten auch die bürgerlichen Gremien. Allerdings sahen wiederholt zeitgenössische Beobachter die Probleme der Verelendung als von außerhalb der Stadt importierte Lasten.⁵

Doch eng verbunden mit Moral- und Leistungsvorstellungen der bürgerlichen Arbeitsgesellschaft erwuchs Krankheit nicht nur zum Begriff für Armut an sich, sondern galt auch als Synonym für all die damit assoziierten möglichen Begleiterscheinungen wie Verwahrlosung, Abhängigkeit und generellen sittlichen Verfall. Gesundheit hingegen stand zeichnerhaft für persönlichen Erfolg, Disziplin und moralische Integrität.⁶

Als erstes Krankenhaus im Königreich Württemberg wurde 1827 das Katharinenhospital in Stuttgart eröffnet.⁷ Dieser Neugründung und auf diese Erfahrungen aufbauend folgten in den nächsten Jahrzehnten zahlreiche weitere.

Das Esslinger Dienstbotenkrankenhaus

In Esslingen wurde erstmals 1842 die Idee geäußert, ein Krankenhaus für Dienstboten einzurichten.⁸ Doch außer Versammlungen, in denen Fabrikanten, Gemeinderäte, Handwerksmeister oder Beamte wiederholt die Dringlichkeit bestätigten, geschah auch in den nächsten Jahren nichts. 1845 rief der Champagnerfabrikant Carl Weiß in der Tagespresse dazu auf „ein Privatkrankenhaus für die ungefähr 3.000 fremden Gehilfen, Fabrikarbeiter und Dienstboten, welche sich hier befinden, zu gründen“.⁹ Nach dem württembergischen Armenrecht war die Stadt nicht für hilfsbedürftige ortsfremde Arme fürsorgepflichtig. Die städtischen als auch die landesrechtlichen Bestimmungen folgten dem Prinzip, daß die Mittellosen an ihrem Heimatort zu unterstützen seien.¹⁰ Demnach mußte Esslingen für ein Krankenhaus für fremde Arbeiter und Arbeiterinnen kein Hilfsangebot bieten. Auch wenn es im Interesse der Stadt war, diese Kranken versorgt zu wissen, überließ sie die Initiative den Fabrikanten und Handwerksmeistern. Die Krankenhausgründung in Esslingen sollte als privat finanzierte und allenfalls durch städtische Zuschüsse geförderte Institution entstehen. Grundstock für ein Krankenhaus wurde die 1853 eingerichtete Stiftung des Esslinger Hospitalarztes Dr. Friedrich Rampoldt.¹¹ Im Jahr 1859 hatte die königliche Kreisregierung eine Medizinalvisitation durchgeführt und den Bau eines Krankenhauses für dringlich förderungswürdig eingestuft.¹² Im nächsten Jahr erwarb die Stiftung ein für den Neubau geeignetes Gelände am Rand der Stadt und fing mit den Planungen und dem Bau an. Gleichzeitig informierten sich die Männer des Stiftungsrats¹³ über Organisation, Verwaltung, Personal und Hausordnung anderer Krankenhäuser, um an deren Vorbild und auf deren Erfahrungen bauend die eigene Satzung auszuarbeiten. Sie ließen sich die Statuten der Krankenhäuser von Heilbronn aus dem Jahr 1834, von Reutlingen 1842, von Ulm 1852 und Calw 1860 zusenden.¹⁴ Das neue, 1862 eröffnete Krankenhaus, das in der Stadt stets Dienstbotenkrankenhaus genannt wurde, diente zur Heilung und vollständigen Verpflegung der aufgenommenen Kranken.¹⁵ Finanziert wurden die laufenden Kosten durch regelmäßig zu entrichtende Beiträge in die Krankenhaus-Casse. Wer dazu verpflichtet war, wer dies freiwillig tun konnte und welche Rechte daraus entstanden, regelte die Satzung. Beiträge mußten laut Statuten folgende Personengruppen entrichten: „die Gehilfen sämtlicher zünftiger und unzüftiger Gewerbsleute, sowie die männlichen und weiblichen Dienstboten in der Stadt und den dazugehörigen Filialen,

so ferne sie im Hause der Dienstherrschaft wohnen oder in dessen Kost stehen.“ Offen stand die Krankenhaus-Casse den „Gehilfen und Lehrlingen von Beamten, Kaufleuten, Buchhändlern und Apothekern, desgleichen Haus- und Ladengjungfern, denjenigen Gewerbegehilfen und Dienstboten, welche bei ihren Eltern in Arbeit oder Dienst stehen, oder welche bürgerlich und deshalb zur Aufnahme in das Hospital berechtigt sind den Lehrlingen aller Gewerbe, den sonstigen Arbeitern und Dienern, namentlich auch Fabrikarbeitern beiderlei Geschlechts.“¹⁶ Die regelmäßige Zahlung der relativ geringen Beträge gewährte diesen Frauen und Männern eine kostenlose medizinische Versorgung im Krankenhaus für die Dauer von maximal 12 Wochen. Von einer generellen Behandlung kann nicht die Rede sein, denn „unheilbar Kranke, Geisteskranke und blos schwangere“ wurden ins Krankenhaus nicht aufgenommen; denn das Krankenhaus sollte nicht zu einem Ort des Sterbens und des Siechtums werden.

Gepflegt wurden die Kranken lediglich von einer Krankenwärterin und einem Krankenwärter. Die Hausverwaltung oblag dem Verwalter oder der Oberwärterin. Des weiteren assistierten jeweils eine oder zwei Mägde und ein Hausknecht. Über die Auswahl des Personals liegen leider keine aussagekräftigen Quellen vor. Es wird nur bei der Diskussion um die Einstellung von Diakonissen erwähnt, daß kein Grund bestehe, von der bisherigen Betreuung durch Wärter und Wärterinnen abzukommen, da es keinerlei Klagen gebe.¹⁷ Nur selten war das Personal in der Pflege Kranker ausgebildet. Die Qualifikation für den Umgang mit ihnen mußten sie sich erst aneignen.

Immer wieder wurde versucht, Personalkosten einzusparen. Krankenschwägerinnen erhielten mehr als ein Drittel weniger Gehalt als ihre männlichen Kollegen. Extra Entlohnungen wie sie der einzige ausgebildete Pfleger, Jakob Opferkuch, für das Rasieren und Haarschneiden der Kranken in Rechnung stellte, wurden bei Neubesetzung gestrichen.¹⁸

Trennung des Elends

Es zeigt sich in der Institution Krankenhaus eine Differenzierung der Fürsorgeeinrichtungen und eine Trennung von Elend in verschiedene Kategorien. Dem Grundsatz folgend, „die Ungeschiedenheit des Elends in den Anstalten aufzulösen (...) mußten einerseits Aufbewahrungsasyle für

Alte und Sieche weiterhin bestehen, andererseits Pflege- und Behandlungsräume geschaffen werden, die nur für akut Kranke bestimmt waren“.¹⁹ In Esslingen war dies mit der Errichtung des „Dienstbotenkrankenhauses“ und dem gleichzeitigen Fortbestand des Hospitals wie auch der häuslichen Pflege in reichen Bürgerfamilien geschehen. Mit der Eröffnung des Krankenhauses waren Arbeitgeber, die Dienstboten beschäftigten, ihrer Verantwortung zur häuslichen Pflege enthoben. Bei Erkrankung erfolgte die Aufnahme ins Krankenhaus. Es geschah dann, — wie über eine auf einen Haushalt beschränkte Typhusepidemie beschrieben — daß die Familie selbst zuhause behandelt wird, die Köchin jedoch ins Krankenhaus eingewiesen wurde.²⁰

Hausordnung

In den Hospitälern hatten für gewöhnlich die dort untergebrachten Armen, Kranken und Elenden, die Kinder Frauen und Männer ihre alltäglichen Gepflogenheiten und ihren üblichen Tagesablauf weiterführen können. „Weder Hausordnung noch Personal verfolgten Ziele, die einen radikalen Bruch zu ihrer bisherigen Lebensweise gefordert hätten. Eßgewohnheiten und Reinlichkeitsansprüche sowie die Teilnahme am Organismus der Stadt, an Kontakten und sozialen Netzwerken konnten vielfach beibehalten werden.“²¹ Der Entzug der Freizügigkeit war die Ausnahme und diente zur Strafe und zur Abschreckung, wie für den folgenden Fall des Ludwig Hemminger beschrieben. Ihm wurde im Juli 1861, weil er am Sonntag im Hospital in seinem Rausch derartig gegen das „Kirchgehen und Abendmahl (fluchte), daß es schamerregend war“ und zudem noch den Hausvater bedrohte, „eine Krücke abgenommen, damit er nicht aus dem Haus gehen könne.“²² Im neuen Krankenhaus hingegen war der Krankenalltag genau und streng geregelt. Die Unterordnung unter die Weisungen des Personals war oberstes Gebot. Diesem folgte eine Ermahnung hinsichtlich moralischem und sittlichem Verhalten mit dem Gebot „Jede Verletzung des Anstandes durch Wort, Gebärde oder Kleidung ist untersagt.“²³ Danach ging es um Ruhe und Ordnung, wenn es hieß: „Die Ruhe darf weder durch lautes Gespräch noch durch Geräusch gestört werden.“ Und „Das Hinaushängen von Kleidungsstücken oder Wäsche vor die Fenster und das Hinausschütten von Flüssigkeiten ist verboten.“ Diesem erwarteten Verhaltenskanon schlossen sich Ge- und Verbote an hinsichtlich der

Trennung zwischen den Patienten und der Wahrung des Abstands zwischen den einzelnen Kranken und den Geschlechtern in den Zimmern und Stockwerken. Außerdem hielt die Besuchsregelung die Separierung zwischen Gesunden und Kranken aufrecht. Das Verbot, daß „Lebensmittel und Getränke von auswärts den Kranken nur mit Erlaubnis des Arztes zugeestellt werden dürfen“, führte zu einer dieser Scheidung zwischen dem sozialen Raum Krankenhaus und der Gesellschaft außerhalb dieses geschlossenen Raumes vor, zum anderen verweist dieses Verbot auf die Macht des Arztes. „Das Krankenhaus war Haus des Arztes, nicht Haus des Kranken,“ analysiert Andrea Kittel. „Hier war der Arzt nicht mehr angewiesen auf die wohlwollende Vermittlung von Informationen über die Krankheit des Kranken, über die Wirkung von Arzneien und Diätregeln. Hier konnte er selbst sehen... Das Krankenhaus entwickelte sich zum Ort klinischer Erfahrung, zum freien Exerzierfeld der ärztlichen Methode.“²⁴ „Das Krankenhaus als sozialer Raum war kein „Zuhause“, sondern ein Ort, an dem verbindliche, zweckgebundene Standards galten, deren Einhaltung Gradmesser sozialer Integration und „Zivilisierung“ bedeutete. Zweckentfremdung der Räume nach den Bedürfnissen der Patienten, wie es in den alten Spitälern üblich war, sollte die Hausordnung von vorne herein unterbinden.“²⁵

Architektur

Das neue Esslinger Krankenhaus konnte nach zügigem Bau am 17. Juli 1862 eingeweiht und bezogen werden. Es lag am Rande der Stadt in den Ebershaldengärten. Das Gebäude war umgeben von einer kleineren Parkanlage. Auf diesem Gelände war als einziges Separatgebäude das Sektionshaus errichtet. Als Gewölbekeller extra angelegt gab es noch den Eiskeller, in dem Eis für Patienten für therapeutische Zwecke zur Wund- und Schmerzbehandlung eingelagert wurde.

Das Krankenhaus war ein zweistöckiges Gebäude mit Souterrain und Kellerräumen, einem großen Mittelbau, an den sich jeweils ein Seitenflügel anschloß. Aufwendig gestaltet war der in der Mitte gelegene Treppenaufgang mit dem Vorplatz. Von dort aus gelangte man in das Wohnzimmer des Hausverwalters, an das sich auf der einen Seite noch ein Nebenzimmer anschloß. Von diesem Wohnbereich des Hausverwalters waren die beiden Flügelbauten zu erreichen. Dort waren die Krankenzimmer untergebracht.

Hier schien man eher die Konzeption von Intimität und Privatheit im Krankenhausbau zu verfolgen und schuf kleine Zimmer mit Platz für zwei bis drei Betten. In diesem Stockwerk war es in jedem Flügel ein Zwei- und ein Dreibettzimmer. Von den Krankenzimmern aus gab es einen Zugang zu einem kleinen Raum, in dem sich jeweils ein Nachtstuhl²⁶ verbarg. Das Pflegepersonal hatte zum Leeren der Fäkalien von der anderen Seite her über das dort installierte Badezimmer Zugang zu diesen kleinen Kabinetten. Etwas abgegrenzt, da nur über den Hauptgang zu erreichen, war der Kesselherd in einem kleinen Raum eingemauert, daneben lag das Isolierzimmer für Kränkranke (2 Betten). Auch dieses hatte wiederum Zugang zu einem abgetrennten Raum mit einem Leibstuhl.

Über den Flur gelangte man darüberhinaus zu zwei Abtritten. Im linken Flügel war in direkter Nähe zum Zimmer des Verwalters noch ein Einzelzimmer untergebracht.

Im zweiten Stockwerk war der linke Trakt den Männern vorbehalten, der rechte den Frauen. In diesen Abteilungen waren auch die Zimmer für das Personal, ein Wärter- und ein Wärterinnenzimmer. In der Männerabteilung befand sich zudem noch ein Einzelzimmer, das laut Plan dem Klientel vorbehalten war, das man auch in diesem Krankenhaus haben wollte, nämlich dem selbstzahlenden wohlhabenden Kranken. Insgesamt war Platz für 32 Kranke. Die durchschnittliche Belegung lag bei 10–14 Patientinnen. Jede Abteilung, die für Männer und die für Frauen hatte ein Zimmer für syphilitisch Kranke. Das zentrale Zimmer im Mittelbau — über dem Wohnzimmer des Verwalters — hieß Konferenz- und Operationszimmer. Hier im zweiten Stock gab es keine Badezimmer, jedoch wiederum die Räume für die Leibstühle.

Die für die Hauswirtschaft notwendigen Räume lagen im Souterrain: die Küche, die Speisekammer und das Bügelzimmer. Auf beide Seitenflügel verteilt waren Holzställe, Gemüse- und Weinkeller. Die maximale Bettenzahl betrug 42, die durchschnittliche Belegung in den ersten fünf Jahre 10–14 Patienten und Patientinnen.²⁷

Nachträglich wurde noch ein Zaun zur Straße zu angebracht und eine große metallene Hausglocke montiert. Beide Dinge können symbolisch als Schließmechanismen gegenüber dem Rest der Stadt, gegenüber den Gesunden interpretiert werden, als Trennung zwischen außen und innen. Auf das Ordnungsprinzip von Trennen und Verschließen verweisen auch

die in diesem Krankenhaus vorhandenen vielen Türen. Insgesamt hatte das Haus 106 Türen, außerdem noch 17 kleinere Türen zum Nachttopfleeren und zwei Türen an dem äußeren Abtritt.²⁸

Die Besonderheiten dieses Krankenhausbaus sind schnell beschrieben: Entgegen den sonst üblichen großen Sälen wurde hier der Raum des Kranken und dessen Intimität in den Vordergrund gerückt. Moderne hygienische Ansprüche verfolgte man durch die Einrichtung der Bäder, Abtritte und Leibstuhlkabinette. Auffallend ist die zentrale Platzierung der Räume des Krankenhausverwalters. Die Lage dieser Zimmer demonstriert eindeutig die Macht, die mit dieser Position verbunden war. In den ersten Jahren war die Position des Hausverwalters mit einem Wundarzt besetzt. Er wohnte mit seiner Frau und seinen zwei Kindern im Krankenhaus. Nachdem ihm jedoch seine ärztliche Erlaubnis für ein halbes Jahr entzogen worden war, fanden Umstrukturierungen statt und die Krankenhauskommission sprach sich dafür aus, diesen Posten unverzüglich an eine Haushaltsvorsteherin und Oberwärterin abzugeben. Ab Dezember 1865 war Witwe Oechsle in dieser Funktion.²⁹ Der Hausverwalter, später die Verwalterin entschied über die Aufnahme der Patienten und Patientinnen. Da ein Arzt nicht dauernd im Krankenhaus war, sorgte er oder sie für die Unterbringung und erste pflegerische Maßnahmen.

Zwei Intimbereiche: das Bett und der Leibstuhl

Das Herstellen intimer und privater Räume für Menschen in ihrer verletzten Körperlichkeit war im Zivilisierungsprozeß nicht-bürgerlicher Schichten ein erstrebtes Anliegen. In diesem Vorgehen kulminieren verschiedene Vorstellungen bezüglich Krankheitsentstehung und Gesundung, aber auch in bezug auf Elendsbekämpfung, Disziplinierung und moralischer Körper- und Sexualerziehung. Die kleinparzellige Unterbringung der kranken Männer und Frauen, und der Möglichkeit individuell für ausreichend Luft und Licht aber auch Wärme und Kälte zu sorgen, entsprach gängigen ätiologischen Konzepten wie der Miasmentheorie, wonach man meinte, krankenhaushinteren Ansteckungen mit ausreichender Versorgung von „Licht und Luft“ vorbeugen zu können.³⁰ Besonders beim Bett und dessen territorialer Begrenzung durch den Nachttisch und den für die Dauer des Aufenthalts dem oder der einzelnen zugedachten Gegenstände für die Körperreinigung und die Ausscheidungen, die Waschschüssel, der

Spucknapf und der Nachtopf, zeigt sich, wie versucht wurde, die Kranken innerhalb eines Zimmers körperlich zu trennen. Dies, so stellt Andrea Kitel überzeugend dar, diene dazu „dem intimen Durcheinander entgegenzuwirken.(...) Gesundheit und Hygiene, gleichgesetzt mit Klarheit und Durchschaubarkeit, machte auch die Anatomie des Bettes zu einer durchdachten.“³¹ Gerade die Materialien der Betten oder der Sesselstühle, die nicht unbedingt hygienischen Ansprüchen standhielten — denn im Esslinger Krankenhaus waren dies durchgängig von Schreibern angefertigte nicht lackierte Holzbetten³² — zeigen, daß das Verständnis von Ordnung und Sauberkeit ein anderes war als unser heutiges.

Klarheit und Abtrennung als Prinzip von Sauberkeit und körperlicher Disziplinierung manifestieren sich auch in der Errichtung dieser kleinen Räume für die Leibstühle. Die Exkrememente und Gerüche beim Ausscheiden werden eingesperrt und in begrenzt möglichem Rahmen der Wahrnehmung anderer entzogen. Die Verrichtungen sollen hinter verschlossenen Türen vorgenommen werden, die Fäkalien können unbemerkt durch das Personal beseitigt werden. Die Türen und andere möglichen Verschlußmechanismen wie die Deckel der Nachttöpfe bilden Scham- und Ekelgrenzen. Sie verhindern das Ausbreiten von peinlichen Gerüchen. In der Dienstanweisung für das Pflegepersonal ist das Leeren und Reinigen der Schüsseln und Nachttöpfe als eine ihrer Tätigkeiten eigens aufgeführt. Sie haben mit den körperlichen Bedürfnissen und dem Rhythmus des Nehmens und Gebens des Kranken mittelbar zu tun.³³ Für die Beurteilung von Krankheiten war die Wahrnehmung der Ausscheidungen, die genaue Beschreibung von Häufigkeit, Konsistenz, Farbe und Geruch unter anderen Kriterien eines, dem besondere Aufmerksamkeit zukam. Die Mediziner verschafften sich diese Information über Berichte der Wärter oder Wärterinnen. Mit Ausdünstungen direkt hatten sie zu tun, wenn sie eine Obduktion durchführten. Dann beschrieben sie variantenreich, was sich ihren Sinnen offenbarte. Hierzu möchte ich etwas ausführlicher eine vom behandelten Arzt Dr. Späth veröffentlichte Fallbeschreibung zitieren:

„Patient F. K. ist Schneider 36 Jahre alt und litt an häufigen Kolikanfällen, Völlegefühl, Erbrechen und dann wiederholten Durchfällen. (...) Mit diesen Erscheinungen wurde P. am 12. September ins neue Krankenhaus aufgenommen. Derselbe ist mässig gut genährt, von blassbräunlicher Gesichtsfarbe, unzufriedenem, morosem Gesichtsausdruck. (...) Nach sieben Wochen wurde P.

entlassen, ohne wesentlich gebessert zu sein.(...) Am 19. Januar wurde er erneut ins Krankenhaus aufgenommen.“

Nun hatte er blutige Stühle.

„Besonders lästig war das fortdauernde Gefühl von Völle und Schwere im Bauch, sowie ein fast unausgesetzter Drang zum Stuhle, der den Kranken oft stundenlang an den Nachtstuhl bannte, und er nur wenige dünnflüssige, schleimige Fäcalmassen zu Tage förderte. Dementsprechend war auch der Kranke bei seiner zweiten Entlassung den 28. Februar bedeutend mehr entkräftet und heruntergekommen. Nachdem er noch 8 Tage lang unter den heftigsten Schmerzen als Tagelöhner zu arbeiten versucht, (...) traf ich ihn am 8. März in seiner Wohnung in qualvollem Zustand. (...) In der Nacht vom 10. auf den 11. März trat der Tod ein. (...) Die Obduktion erfolgte 15 Stunden später.“

Dazu schreibt Dr. Späth:

„Geringe Totenstarre. (...) Vorgeschriftene Grünfärbung der prall gespannten Bauchdecken. Bei Eröffnung der Bauchhöhle (...) dringt ohne daß ein Darm angeschnitten wird, mit lautem zischenden Geräusch ein Strom von intensiv stinkenden Gasen hervor, dem sofort ein Schwall gelb gefärbter flüssiger, mit Blasen gemengter Fäcalmasse folgt. Die Menge der frei im Cavum peritoneaei vorhandenen dünnflüssigen, mit purulentem Exsudat gemischten Faeces beträgt nach ungefähre Schätzung zum mindesten zwei Maass.“³⁴

Diese Krankengeschichte zeigt nochmals sehr deutlich den Umgang mit Kranken in der Institution Krankenhaus: Das Leiden des Schneiders und Tagelöhners war, das hatte der Arzt erkannt, nicht heilbar. Deshalb erfolgte die Entlassung aus dem Krankenhaus. Dennoch war der Fall an sich, nicht der Patient, für die Medizin ein interessantes Studienobjekt. Während der Behandlung wird Krankheit an den Arzt abgegeben. Individualität und Privatheit wird aufgegeben.³⁵ Die moderne wissenschaftliche Medizin hat ihre Genese in der Anstaltsmedizin der Krankenhäuser. Sie setzt die Verfügbarkeit der Kranken voraus. Diese fand die moderne aufstrebende Wissenschaft in den ärmeren Bevölkerungsschichten, die sich im Krankenhaus Heilung erhofften. Mit der Konzentrierung auf Medizin, Hygiene, Gehorsam und Unterordnung war die Krankheit zum alleinigen und ausschließlichen Interesse des Krankenhauses erwachsen. Der Ursprung der Anstaltsmedizin steht somit auch untrennbar in Zusammenhang mit der Armenfürsorge.³⁶

¹ Vgl. dazu Matz, Cornelia: Frauenerwerbsarbeit im Industrialisierungsprozess. Eine Untersuchung am Beispiel der Stadt Esslingen. In: Esslinger Studien 33/1994, S. 177-262; hier S.

185-186. Zur industriellen Entwicklung Esslingens siehe auch Tiessen, Henrich: Industrielle Entwicklung, gesellschaftlicher Wandel und politische Bewegung in einer württembergischen Fabrikstadt des 19. Jahrhunderts. Esslingen 1848-1914 (=Esslinger Studien, Schriftenreihe Bd. 6). Esslingen 1982. Schraut, Sylvia: Sozialer Wandel im Industrialisierungsprozeß. Esslingen 1800-1870. (=Esslinger Studien, Schriftenreihe Bd. 9). Esslingen 1989.

Matz, ebda, S.252 „Der Menschen am Rande der Gesellschaft nahm sich 1867 der Frauenverein für Arme und Kranke' an. Die Vereinsfrauen versorgten ehrenamtlich ‚kranke und arme Personen, der angegliederte Krankenspeiseverein, seit 1879 unter der Leitung von Fräulein Culmbach, gab ebenfalls unter Mithilfe seiner weiblichen Mitglieder an kranke, gebrechliche und arme Personen Krankenspeisen aus.“

² Anzeiger, Amts- und Intelligenzblatt für das Oberamt Eßlingen 27.12.1862.

³ Der Urbanisierungsprozeß wird meist vor allem als Entwicklung der Zeit der Reichsgründung 1871 bis 1914 gesehen. Doch viele Reaktionen der Kommunen auf gesellschaftliche Probleme, die mit dem Bevölkerungszuwachs zusammenhängen, sprechen dafür, den Urbanisierungsprozess schon früher anzusetzen.

⁴ Vgl. dazu Witzler, Beate: Großstadt und Hygiene. Kommunale Gesundheitspolitik in der Epoche der Urbanisierung. (= Medizin, Gesellschaft und Geschichte Beiheft 5 Stuttgart 1995), S. 10.

⁵ „In hiesiger Stadt war bis zu Anfang der 60er Jahre für Aufnahme solcher Kranken, die einer eigenen Heimstätte entbehren mußten oder wegen schwerer Krankheit einer sachverständigen zu ruhigen Behandlung übergeben werden sollten, mehr und mehr ein Mangel an geeigneter Gelegenheit fühlbar geworden. Die Bevölkerung sah man immer rascher anwachsen, die Geschäfts- und Gewerbetätigkeit nahm an lebhafter Entwicklung jeder Art zu. Die Nachfrage nach Gewerbegehilfen und Dienstofften steigerte sich. Die Söhne hiesiger Einwohner reichten für die Deckung des Bedarfs an Arbeitskräften nicht mehr aus; es hatte dies raschen Andrang Auswärtiger zur Folge. Mit diesen und für diese kam aber auch mancherlei Not, Bedrängnis, Krankheit.“ Stadtarchiv Esslingen. Gemeinderatsprotokoll Beil. 1899 §629.

⁶ Vgl. dazu Frevert, Ute: „Fürsorgliche Belagerung“: Hygienebewegung und Arbeiterfrauen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Geschichte und Gesellschaft 11/1985, S. 420-446, hier S. 422.

⁷ Adernorts existierten bereits Krankenanstalten, die für vermögenslose Arme medizinische Betreuung boten. So das Karlsruher Bürgerkrankenhaus oder der Hamburger Krankenhaus. Vgl. dazu Jetter, Dieter: Geschichte des Hospitals. Bd. I Westdeutschland von den Anfängen bis 1850. Wiesbaden 1966, S. 117. Zum Katharinenhospital Leipner, Kurt: Das Katharinenhospital in Stuttgart. Zur Geschichte der Stuttgarter Krankenanstalten bis zu seiner Gründung. In: Kirchgäßner, Bernhard, Jürgen Sydow (Hg.): Stadt und Gesundheitspflege (=Stadt in der Geschichte Bd. 9). Sigmaringen 1982, S. 37-49.

⁸ Anzeiger, Amts- und Intelligenzblatt für das Oberamt Eßlingen 9. März 1842.

⁹ Anzeiger, Amts- und Intelligenzblatt für das Oberamt Eßlingen 5. März 1845.

¹⁰ „Nach Gründung des Deutschen Reiches galt vom 1. Januar 1873 ab auch bei uns für das öffentliche Armenwesen das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz. Während bis zu diesem Zeitpunkt in Württemberg der Anspruch auf öffentliche Fürsorge im Falle der Not ein Ausfluß des Heimatrechtes war, hat das Reichsgesetz aus Gründen der Freizügigkeit diesen Standpunkt verlassen und an Stelle des Heimatrechts den Aufenthalt gerückt, davon ausge-

hend, daß der Ort, der den Nutzen von der wirtschaftlichen Tätigkeit der Staatsbürger habe, im Falle der Not auch helfend eingreifen müsse und daß dies nicht mehr Sache der Heimatgemeinde sein könne, zu der der Hilfsbedürftige meist keine oder nur noch lose und formelle Beziehungen habe. Das Gesetz bestimmte, daß jeder Deutsche vorläufig an dem Ort unterstützt werden mußte, an dem die Hilfsbedürftigkeit hervorgetreten ist.“ Murthum, A.: Das Fürsorgewesen in Esslingen in alter und neuer Zeit. Maschinenschriftlich 1928, S. 13.

¹¹ Die Stiftung wurde 1853 nach der Ermordung von Rampoldt ins Leben gerufen. Schenkung von Kaufmann Johann Karl Weiß kam hinzu. Weiter Juliane, Marianne, Witwe des Oberjustizprokurator Heinrich August Georgii. 1859 wurde die Stiftung umbenannt in „privat-Krankenhaus-Stiftung“ Stadtarchiv Esslingen. Gemeinderatsprotokoll Beil. 1899 §629.

Verein zur Unterstützung unverschuldet brodlos gewordener Arbeiter (1848 gegründet) übergab am 22. August 1857 sein Vermögen der Stiftung.

¹² Bericht über die Verwaltung und den Stand der Gemeinde-Angelegenheiten im Jahr 1906 bzw. in den früheren Jahren. Stadtschultheißenamt Eßlingen 1906.

¹³ Der Kommission, die die Verwaltung und Überwachung des nun bald einzuweihenden Krankenhauses zur Aufgabe hatte, waren: Gemeinderäte Weber und Weiß, Fabrikant Merkel und Schuhmacher Friedrich Köble. Stadtarchiv Esslingen. Stadtschultheißenamt Nr. X Bü 5.

¹⁴ Ebda.

¹⁵ Statuten für das neue Krankenhaus in Eßlingen, Eßlingen 1862. Diese Statuten befinden sich im Stadtarchiv Esslingen (wie Anm.13).

¹⁶ Ebda.

¹⁷ Stadtarchiv Esslingen. Krankenhausverwaltung 25 1881/82.

¹⁸ Seit 5. Oktober 1872 als Krankenwärter angestellt: Opferkuch, Jakob von Adelmansfelden, Mitglied des Diakonissenhauses in Ludwigsburg. Er wurde nochmals extra entlohnt fürs Rasieren und Haarschneiden der Kranken. Er ist am 15. Oktober 1879 ausgetreten. Sein Nachfolger wurde Christian Weißer von Dettenhausen. In seinem Gehalt war das Rasieren Kranker inbegriffen.

Zur Diakonissenausbildung siehe Ludwigsburger Tagblatt 5.9.1868: „Zu der bisherigen Kinderheilanstalt mit ihren Filialen in Wildbad und Jaxtfeld kam im letzten Jahre die Gründung einer Diakonen-Anstalt in hiesiger Stadt. (...) Auf die Erklärung des württembergischen Sanitätsvereins, die Gründung einer Krankenwärterbildungsanstalt unterstützen zu wollen, entschied sich Herr Dr. Werner in Gemeinschaft mit etlichen Freunden zur Ausführung des Planes. Der hiesige Diakonen-Verein trat nun mit dem württemb. Sanitäts-Verein in Verbindung (...) So konnte schon am 7. Nov. v. J.(=1867) der Grundstein zum Diakonenhaus gelegt werden und um dieselbe Zeit begann auch schon der Unterricht für die Krankenwärter, die nach und nach bis zu 15 sich mehrten. Der Unterricht, wie in der Technik des Krankendienstes, so auch in den für solche Männer notwendigen sittlich-religiösen und gemeinnützigen Kenntnissen ist auf zwei Winterhalbjahre bestimmt, während die Leute im dazwischenliegenden Sommer theils bei Privaten theils in Anstalten zum Krankendienst verwendet werden.“ Im weiteren auch Neeff, Adolf: A.H. Werner – Ein Arzt, ein Christ, ein Kinderfreund. Stuttgart 1929.

¹⁹ Kittel, Andrea: Das Verschwinden des Elends. Spital, Arbeitshaus und Krankenhaus. Stationen zur Trennung von Armut und Krankheit im 18. und 19. Jahrhundert. Magisterarbeit am

Ludwig-Uhland-Institut Tübingen 1990, S. 126

²⁰ Dr. Schaal in Esslingen: Bericht über einen Typhusfall in einem Haushalt. In: Medicinisches Correspondenz-Blatt des württembergischen ärztlichen Vereins- Jg. 46/1876, S. 281-283. 1873 wurde der evangelische Krankenpflegeverein gegründet. Diakonissen pflegten und versorgten Kranke zuhause. 40 Prozent derer, die sie pflegten, waren begütert, 60 Prozent sogenannte Stadtarme. Bezogen auf die Gesamtbevölkerung und deren Anteil von Arm und Reich, wurden weniger Arme zuhause gepflegt. Zum Evangelischen Krankenpflegeverein siehe Esslinger Zeitung 2.11.1998.

²¹ Kittel (wie Anm.19), S.140.

²² Stadtarchiv Esslingen. Befehlsbuch für das Hospital- und Krankenhaus vom 1. Juli 1861 bis 26. Mai 1874 Stiftungsverwaltung 259.

²³ Stadtarchiv Esslingen (wie Anm.13). Esslingen Krankenhaus-Ordnung. Im folgenden ebenfalls daraus.

²⁴ Kittel (wie Anm.19) S. 149.

²⁵ Ebda, S. 141.

²⁶ Zur Architektur: Stadtarchiv Esslingen (wie Anm.13), hier Leibstuhl genannt.

²⁷ Stadtarchiv Esslingen(wie Anm.13). Neues Krankenhaus Resultate des Etatjahres 1866/67 „Vom 1. Juli 1866 bis 30. Juni 1867 wurden im Neuen Krankenhaus verpflegt. 420 Kranken und zwar 274 männliche und 146 weibliche in 5.130 Kosttagen. Gegen Ersatz wurden verpflegt 39 Kranke oder 9,2% sämtlicher Kranken in 519 = 10% aller Kosttage.

Gestorben sind 12 oder, 2,86 % der Kranken.

Was die größeren hiesigen Fabriketablissemments anbelangt, welche sich als solche, mit denjenigen ihrer Arbeiter, die sich hierzu qualifizieren, beim Krankenhaus abonniert haben, so haben dieselben das Krankenhaus, auf grund ihres Abonnements folgendermaßen in Anspruch genommen:

Königliche Eisenbahnwerkstätte 5 Kranke (4,2%) und 41 Verpflegtage (2,3%)

Karl Deffner 5 Kranke (4,2%) und 86 Verpflegtage (4,7%)

Gebrüder Hartmann 23 Kranke (19,6%) und 322 Verpflegtage (17,5%)

Maschinenfabrik 26 Kranke (22%) und 397 Verpflegtage (21,5%)

Merkel und Wolf 58 Kranke (50%) und 1001 Verpflegtage (54%)

(Die Prozentangabe bezieht sich auf diese Arbeiter und Arbeiterinnen, nicht auf das gesamte Krankenhaus, d.V.)

„dem Stand und der Beschäftigung nach waren es: Dienstmägde 72, Fabrikarbeiterinnen 71, Fabrikarbeiter 66, Schuhmacher 33, Schreiner 32, Schneider 19, Schlosser 15, Küfer 13, Bäcker und Dienstknechte je 9= 18, Metzger 6, Schmid, Färber und Korbmacher je 5= 15, Tuchmacher, Kaminfeger und Vacirende je 4= 12, Glaser, Maler, Feilenhauer, Kupferschmiede und Müller je 3=15, Bierbrauer, Dreher, Flaschner, Goldarbeiter, Kübler, Näherinnen, Pezierer (?), Sattler, Schleifer, Seminaristen, Wagner, Zeugschmiede je 2-14, Buchbinder, Conditoren, Handschuhmacher, Lithograph, Maurer, Orgelbauer, Seiler, Wendenmacher, Wäscherin je 1=9 zusammen 420.

(Nun folgt Belegungsstatistik der Jahre 1862/63 bis 1866/67, gefertigt im Juli 1867:

1862/63: 249 Kranke, 162 Männer, 87 Frauen, gestorben 5.

1863/64: 374 Kranke, 243 Männer, 131 Frauen, gestorben 11.

1864/65: 441 Kranke, 313 Männer, 128 Frauen, gestorben 4.

1865/66: 379 Kranke, 255 Männer, 124 Frauen, gestorben 4.

1866/67: 420 Kranke, 274 Männer, 146 Frauen, gestorben 12.

Die Kosttage pro Patient liegen im Durchschnitt zwischen 10 und 14 Tagen.

²⁸ Ebd.

²⁹ Stadtarchiv Esslingen. Gemeinderatsprotokoll Beil. 1899 §629.

³⁰ Vgl. dazu Witzler (wie Anm.4), S. 153. Und vor allem die daraus entstandene Krankenhausarchitektur des Pavillonsystems. Murken, Axel Hinrich: Die bauliche Entwicklung des deutschen allgemeinen Krankenhauses im 19. Jahrhundert. Göttingen 1979, hier S. 199-268.

³¹ Kittel (wie Anm.19) S. 136f.

³² Stadtarchiv Esslingen. Rechnung über die Privatkrankhausstiftung 1. Juli 1861-30. Juni 1862 Krankenhausverwaltung 5. 25 Betten und 25 Bettnachtische wurden im Juli 1862 vom Schreiner Negel hier hergestellt und geliefert. Als das Krankenhaus im deutsch-französischen Krieg zur Versorgung verwundeter Soldaten für kurze Zeit geräumt wurde und als Militärhospital genutzt wurde, wurden eiserne Betten aufgestellt. Medizinisches Correspondenz-Blatt des württembergischen ärztlichen Vereins Jg. 41/1871, S. 137-141 und 145-148. Bericht von Dr. Salzmann über die Kriegssituation im Krankenhaus.

³³ Stadtarchiv Esslingen (wie Anm.13), Instruction für Krankenwärter und Krankenwärterin des Eßlinger Dienstboten Krankenhauses Oktober 1862.

³⁴ Dr. Ernst Späth, Esslingen: Chronische Invagination. In: Medicinisches Correspondenz-Blatt des württembergischen ärztlichen Vereins, Jg. 39, 1869 S. 145-147.

³⁵ Fort, Olivier: Medizinischer Markt im 19. Jahrhundert. Vortrag in Stuttgart am 7.7.1998 Unveröffentlichtes Manuskript.

³⁶ Bericht über die 5. Internationale interdisziplinäre Arbeitsgemeinschaft zur Sozialgeschichte der Medizin 1993. Bericht von Alfons Labisch und Reinhard Spree. In: Historia Hospitalium 19/1993-1994 S. 287-300, hier S. 289. Hier wird auf Thesen von Robert Jütte eingegangen. Siehe auch Kittel (wie Anm.19), S. 176.

Burkhard Pöttler, Graz

Aspekte historischer Stadtkultur am Beispiel von Verlassenschaftsinventaren

„Urbane Welten“ als Titel dieser Tagung läßt vielleicht nicht unbedingt an die Stadt des 18. Jahrhunderts denken, vor allem dann, wenn man den Begriff der Urbanität — wie oft — mit der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts koppelt oder wenn man — wie der Oldenburger Soziologe Walter Siebel — Urbanität als ganz spezielle Qualität von Stadt, auch von Großstadt, versteht. Urbane Stadt nicht nur als Summe der Funktionen Wohnen, Arbeiten, Erholung und Verkehr gemäß der Charta von Athen, als gekennzeichnet durch die Größe, Dichte und Heterogenität der Bevölkerung, die Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit, die Mitwirkung der Bürger am Stadtregiment und die Emanzipation vom Naturzwang, sondern auch als Ergebnis historischer Entwicklungen, als gekennzeichnet durch „Nachtseiten“. Was jeweils als urbane Qualität begriffen wird, hängt von der Lebenssituation ab und damit von den unterschiedlichen Interessen sozialer Gruppen. Letztlich sind auch das Element der Befreiung und die Widersprüchlichkeit der Stadt nach Siebel Kriterien für die urbane Stadt.¹

In der Stadt des 18. Jahrhunderts sind jedoch viele Faktoren einer modernen Stadt zumindest in Anfängen bereits vorhanden, wenn wir etwa den Aspekt der Modernität, des zeitlichen Vorsprungs, der Vorreiterfunktion der Stadt betonen oder auch die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Lebenssituationen und -stile. Ebenso sind um diese Zeit bereits die Relativität dieser Modernität und die Relativität der Zentralität von Städten gegeben. Wien als einzige „Großstadt“ im Bereich des heutigen Österreich hat eine herausragende Funktion, aber auch innerhalb der Länder gibt es noch große Unterschiede zwischen den einzelnen Städten, sowohl bezüg-

lich ihrer kulturellen Situation als auch bei der rechtlichen Stellung der Bewohner.

Verlassenschaftsinventare

Den wichtigsten Anlaß zur Erstellung von Inventaren, wie sie seit der frühen Neuzeit mit der zunehmenden Bürokratisierung der Verwaltung in immer größer werdender Anzahl entstanden waren, bildeten Todesfälle; aber auch Verschuldungen, Hofübergaben und Vormundschaftsfälle stellten häufige Anlässe für die Erstellung dieser Besitzstandslisten dar.² In manchen Regionen, wie etwa in Württemberg, wurden auch anlässlich der Eheschließung Inventare angelegt, die das in die Ehe eingebrachte Vermögen getrennt nach dem „Zubringen“ von Mann und Frau verzeichnen und so zusätzliche Möglichkeiten für weiterreichende Analysen bieten. Sowohl Veränderungen von Haushaltsausstattungen durch die Verheiratung als auch Heiratsmuster selbst werden so sichtbar.³

Trotz großer regionaler Unterschiede waren die geregelte Verteilung des Erbes im Todesfall und die Festlegung und Sicherung der Abgaben an Grundherrschaft oder Stadt die wichtigsten Gründe für die Errichtung von Verlassenschaftsinventaren.⁴ Daneben spielte, besonders im ländlichen Raum, auch die Wahrung des Bestandes der Untertanengüter eine gewisse Rolle.

Auf Grund ihrer meist großen Zahl und des Detailreichtums haben sich Verlassenschaftsinventare als wertvolle Quelle für die Analyse verschiedener Aspekte des Alltagslebens und der materiellen Kultur in städtischen und ländlichen Räumen besonders des 16. bis 19. Jahrhunderts erwiesen. Als thematische Schwerpunkte waren und sind nicht nur Möbel, Kleidung und Agrarproduktion Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen, sondern auch abstraktere Konstrukte wie Haushaltstypen, Innovation, Konsumverhalten, Wohlstand und Lebensstil. Historiker, Geographen und Volkskundler mit ihren je spezifischen Ansätzen betonen in ihren Untersuchungen meist unterschiedliche Aspekte dieser Quellen.

Nachdem seit dem Ende des 19. Jahrhunderts Inventare des Adels und des gehobenen Bürgertums als Einzelbeispiele für die materielle Ausstattung herangezogen worden waren, forderte bereits 1929 Viktor Geramb in einem programmatischen Aufsatz, Verlassenschaftsinventare in größerem Maß als Quelle für die historisch-volkskundliche Sachforschung heranzu-

ziehen.⁵ Die Anregung für eine systematische Aufnahme im Rahmen großer Projekte verhallte jedoch ungehört, vorerst blieb es bei der Interpretation einzelner ausgewählter Inventare; dabei wurden in Stadt und Land meist jene Inventare einer Bearbeitung für würdig befunden, die von entsprechend wohlhabenden Besitzern stammten und so einen „interessanten“ Inhalt versprachen.

Möglichkeiten zur systematischen Bearbeitung größerer Mengen von Inventaren eröffneten sich einerseits mit dem Einsatz der elektronischen Datenverarbeitung seit den sechziger Jahren, andererseits durch einen methodischen Paradigmenwechsel in der Forschung, indem an die Stelle der Interpretation einzelner oder nur weniger ausgewählter Inventare die quantifizierende Analyse großer kodierter Quellenbestände trat.⁶ Paradebeispiel innerhalb der Volkskunde ist zweifellos das in Münster im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 164 „Vergleichende geschichtliche Städteforschung“ gelaufene Teilprojekt zur „Diffusion städtisch-bürgerlicher Kultur vom 17. bis zum 20. Jahrhundert“.⁷

Gerade bei der quantitativen Bearbeitung serieller Quellen ist natürlich an erster Stelle die Frage der Repräsentativität des untersuchten Bestandes zu nennen: Wie sehen die rechtlichen Grundlagen und vor allem ihre praktische Umsetzung aus, wie viele Inventare wurden tatsächlich erstellt? Sind — und wenn ja, in welchem Ausmaß — soziale Verschiebungen festzustellen? Sie ergeben sich z. B. aus der Tatsache, daß nicht alle Bevölkerungsschichten gleich intensiv erfaßt wurden, sondern sozioökonomisch begünstigte Schichten auch bezüglich der Anlage von Inventaren eindeutig begünstigt waren. Bei der Quellenauswahl für ein größeres Projekt ist diese Problematik entsprechend zu berücksichtigen, etwa durch die Erstellung eines geschichteten Samples.⁸

Neben der rein quantitativen Analyse haben sich mittlerweile auch qualitative rechnergestützte Verfahren etablieren können, die eine quellennahe Erfassung von Archivbeständen erlauben und so eine wichtige Möglichkeit bei der Analyse und Interpretation großer Quellenbestände darstellen.⁹

Städtische Verlassenschaftsinventare

Wie die ländlichen sind auch die städtischen Inventare keinesfalls als einheitliche Gruppe aufzufassen; zu unterschiedlich sind die Stadtverfas-

sungen und damit die rechtlichen Vorschriften für die Inventarisierung, zu unterschiedlich auch der Status der Bürger und noch mehr der Stadtbewohner allgemein. Zwischen den Patriziern der norddeutschen Hansestädte oder der freien Reichsstädte und den Bürgern einer landesfürstlichen Stadt wie Graz bestehen daher große Unterschiede. Aber auch innerhalb kleinerer Regionen ist der Begriff des „Bürgers“ sehr weit zu fassen, was die ökonomische und kulturelle Situation betrifft. In der Stadt – und das kommt auch bei der Analyse von Verlassenschaftsinventaren zum Ausdruck – spielen jedoch auch die nicht-bürgerlichen Teile der Bevölkerung eine wesentliche Rolle. Einerseits die Unterschichten, andererseits auch Adel und Klerus, die etwa in Graz mehr Grund besaßen als der Stadtherr.

In Graz gab es zum Beispiel auf Grund der beengten Verhältnisse und der Tatsache, daß nur ein Drittel der Stadtfläche dem Landesfürsten als Stadtherren gehörte, ab 1550 die Möglichkeit, „unbehauster Bürger“ zu werden und so Bürgerrechte und -pflichten innezuhaben, ohne ein Haus zu besitzen. Dazu war es notwendig, das nötige „Depositionsgeld“ zu hinterlegen und zu erklären, bei nächster Gelegenheit ein Haus erwerben zu wollen.¹⁰ Als Folge stieg die Zahl der unbehausten Bürger und Ende des 18. Jahrhunderts, als Graz ca. 35.000 Einwohner hatte,¹¹ gab es wesentlich mehr unbehauste als behaute Bürger in der Stadt; sie wohnten bei einem behausten Bürger oder in einem magistratlichen oder herrschaftlichen Gebäude zur Miete.

Noch größer blieben jedoch die rechtlichen Unterschiede zwischen den Städten und dem flachen Land. So hatten beispielsweise die Grazer Bürger im 18. Jahrhundert bei einem Todesfall 1% des Aktivvermögens als Abgabe an den Magistrat zu leisten, die Untertanen der obersteirischen Stifthserrschaft Seckau mußten hingegen 5% des Liegenschaftswertes abliefern, und im Münsterland waren es 50% des mobilen Besitzes.¹² Dieser finanzielle Unterschied beeinflusste jedoch die kulturelle Situation wohl weniger als der Unterschied zwischen der starken Abhängigkeit von der Grundherrschaft im ländlichen und der größeren Freiheit im städtischen Bereich.

Stadt-Land-Beziehungen

Gerade diese Unterschiede sind besonders relevant, wenn es um die direkte wechselseitige Beeinflussung von Stadt und Land, um Stadt-Land-Beziehungen geht. Diese Problematik, schon 1973 Thema einer dgv-

Tagung und zentrales Erkenntnisziel im bereits erwähnten münsterschen Forschungsprojekt, erfordert jedoch eine besonders gute Quellenlage. Nicht nur, daß sowohl im städtischen als auch im ländlichen Bereich entsprechend große Zahlen von Inventaren vorhanden sein müssen, sie sollten auch auf einer einigermaßen vergleichbaren rechtlichen Basis stehen, um valide Aussagen treffen zu können. Die zahlreichen Arbeiten, die zu diesem Problemkreis entstanden sind, zeigen dabei sehr unterschiedliche Verhältnisse zwischen Städten und ihrem jeweiligen Umland.¹³

Wohnausstattung

Inhaltlich lag der Schwerpunkt des Projekts in Münster auf dem Wohnen. Arbeitsgeräte und Kleidung, aber auch Verschuldung und Reichtum spielten nur eine periphere Rolle. Uwe Meiners erkannte dabei für Münster, daß „innerhalb einer Vermögensschicht“ und in ähnlichen finanziellen Verhältnissen die verschiedenen Sachgruppen unterschiedliche Wertschätzung erfuhren. So achtete ein Höker, als nicht gelernter Kaufmann auf der untersten Stufe städtischer Händlerschaft zu finden, mehr auf eine anspruchsvollere Mobiliarausstattung, während bei einem Gelbgießer das Mobilvermögen in der Kleidung steckte. Meiners erhob daraus die Forderung, „zukünftig [...] alle Bereiche der Sachkultur im Auge [zu] behalten, um vor Fehlinterpretationen bewahrt zu bleiben.“¹⁴

Als theoretisches Modell stand der Verlauf von Innovation und Diffusion im Mittelpunkt des Interesses, wobei es vor allem um die Eingliederung städtischer Möbelformen in die Haushalte des Umlandes ging.¹⁵

Methodische Aspekte

Diese Untersuchungen waren nur auf der Basis großer Fallzahlen erfolgreich durchzuführen, was auf der anderen Seite natürlich Einschränkungen bedingte: Die Inventare konnten nur in kodierter Form aufgenommen werden, mußten also von Anfang an normiert und vereinheitlicht werden, was freilich zu dieser Zeit auch technisch bedingt war. Die Bedeutung des Einzelinventars, der interpretativ-hermeneutische Ansatz, war zweitrangig. Gerade hier bietet sich die Formalisierung eines hermeneutischen Zugangs an, um durch den Einsatz entsprechender datentechnischer Verfahren einerseits diesen qualitativen Zugriff methodisch zu bereichern,

andererseits die Inventare auch vollständig aufzunehmen, um verschiedene Sachgruppen in ihren Interdependenzen beurteilen zu können.¹⁶

Diese neueren datentechnischen Konzepte ermöglichen es mittlerweile, archivalische Quellen in sehr quellennaher Form einzugeben und so für qualitative und quantitative Analysen aufzubereiten. Dies erlaubt nicht nur eine flexiblere Auswertung des Inhalts der Inventare, sondern auch eine differenziertere Quellenkritik, die sich etwa an der Orthographie, bei der Einbindung der Quellen als Images, und damit auch an der Handschrift orientieren kann. Darüber hinaus bleibt die innere Struktur der Inventare weitestgehend erhalten, was einerseits ebenfalls für quellenkritische Überlegungen aufschlußreich sein kann, andererseits auch die Möglichkeit eröffnet, Probleme der Kodierung im nachhinein durch die Verwendung von Thesauren zu lösen. Die Anlage großer Text-Corpora ist so — entsprechende finanzielle Ressourcen vorausgesetzt — kein unüberwindbares Problem mehr. Allerdings ist die Eingabe des transkribierten Textes noch unumgänglich, wenn auch eine inhaltliche Erschließung erfolgen soll.

Vermögen

Noch stärker als beim münsterschen Projekt war die Beschränkung auf quantifizierende Methoden und oft auch auf einzelne Indikatoren bei der Untersuchung von Wohlstand gegeben, wie sie zunächst vor allem in der amerikanischen wirtschaftshistorischen Forschung zu finden war. Andererseits wurde dieser Ansatz auch insofern verbreitert, als etwa die Nahrungsversorgung als Grundlage des Wohlstands mit einbezogen wurde. Auch hier spielte die Differenzierung von Stadt und Land eine wesentliche Rolle.¹⁷

Sozial- und Berufsstruktur

Vor allem im großstädtischen Bereich — in Österreich also in Wien — wurden Verlassenschaftsinventare und -akten bisher meines Wissens hauptsächlich von der Wirtschafts- und Sozialgeschichte herangezogen. Dementsprechend liegt auch hier der Schwerpunkt nicht beim Sachuniversum, bei den Details der Besitzstandslisten, sondern bei den „Eckdaten“, die diese Akten enthalten. Erkenntnisziele der in diesem Rahmen entstandenen Dissertationen sind Vermögen, Berufsstruktur und Ausstattung, als ganzes und in ihren Zusammenhängen.¹⁸

Volkskundliche Arbeiten zu bürgerlichen Inventaren konzentrieren sich meist auf kleinere Städte und Märkte, wie z. B. Wels¹⁹, Rust²⁰, Gobelsburg und Hadersdorf am Kamp²¹, wobei Interessens- und zeitlicher Schwerpunkt durchaus variieren.

Aspekte des Urbanen in Grazer Inventaren

Um Aspekte des Urbanen aufzuzeigen, möchte ich im folgenden ca. 110 Inventare der Stadt Graz zwischen 1672 und 1787 heranziehen, die allerdings auf Grund der Quellenlage relativ ungleich verteilt sind. Fallweise werde ich ihnen gleichzeitige Inventare der Herrschaft des Augustiner-Chorherren- und Domstifts Seckau, die in größerer Dichte vorhanden sind, gegenüberstellen.²² Grazer Inventare wurden bereits 1968 teilweise von Harald Sammer bei seiner Untersuchung zu „Wohnraum und Wohnen im Grazer Bürgerhaus“ hinsichtlich ihrer Aussage zum Wohnen ausgewertet.²³

Wie bei fast allen Inventaren stellt in der Regel der genannte Bestand an Hab und Gut schon mengenmäßig den auffallendsten Teil des Schriftstücks dar. Worin liegt nun der Aspekt des Städtischen in dieser Aufzählung?

Inhalt

Hier sind die inhaltliche und die formale Ebene zu unterscheiden: inhaltlich liegt der Unterschied zunächst in der unterschiedlichen Ausstattung städtischer und ländlicher Haushalte. Im Bereich der Möbel, beim Geschirr und vor allem beim übrigen Mobilienbestand sind hier wesentliche Differenzierungen erkennbar.

Während bei den ländlichen, besonders den landwirtschaftlichen Anwesen der Unterschied zwischen Ärmern und Reicheren nicht so sehr im Vorhandensein von besseren oder von Luxusobjekten zu sehen ist, sondern vorwiegend in der Anzahl bzw. Menge der vorhandenen Objekte begründet liegt, sind beim Vergleich zwischen ländlichen und städtischen Inventaren eindeutig qualitative Differenzen der einzelnen Objekte festzustellen. Hinweise auf die reichere Ausstattung mit Gefäßen aus Zinn, Messing oder Kupfer, das Vorhandensein von Hartholzmöbeln und die reichere textile Ausstattung sollen hier genügen.

Ein spezifisch städtisches — jedoch auch hier nicht allgemeines — Gut, das in den ländlichen Inventaren auch bei Reichen kaum zu finden ist, sind Bücher. Der landesfürstliche Bannrichter Georg Christhardt, der bei seinem Tod 1758 190 Bücher hinterläßt, ist zwar sicher ein Sonderfall (wozu auch seine Schulden von 9.800fl bei einem Gesamtvermögen von 327fl beitragen),²⁴ der Besitz einer geringeren Zahl von Büchern ist im 18. Jahrhundert aber durchaus öfter zu finden. Wie die Bücher ist auch der Wandschmuck ein wesentliches Charakteristikum der städtischen Ausstattung und im ländlichen Bereich nur selten und dann in Form religiöser Darstellungen zu finden. Die 36 Bilder im Wert von 17 fl 21 xr im Inventar der Maria Magdalena Hainschitschin von 1688 sind sicher hervorstechend,²⁵ aber im Lauf des 18. Jahrhunderts nimmt die Zahl der erwähnten Bilder stark zu. Bei jenen, die genauer beschrieben werden, überwiegen zwar religiöse Inhalte bei weitem, jedoch sind vereinzelt auch *Blumen Bilder*, *Landschäftl* und *Früchtenbilder* zu finden.

Beschreibung

Zum inhaltlichen kommt der Unterschied in der Beschreibung der geschätzten Objekte: Zweifellos ist die Ausführlichkeit der Beschreibung nicht nur von den jeweiligen Vorschriften, sondern zu einem Gutteil auch von den durchführenden „Beamten“ abhängig, was Eva Habel dank der guten Quellenlage für das Pfliegergericht Wasserburg anschaulich nachweisen konnte.²⁶ Ähnliches gilt aber auch andernorts. Der Einfluß der beteiligten Funktionsträger zeigt sich sowohl bei den Grazer als auch bei den Seckauer Inventaren und noch stärker bei einem Vergleich zwischen jenen der Stifte Seckau und Stainz, die beide im Besitz der Augustiner-Chorherren waren, deren Inventare jedoch teilweise von recht unterschiedlicher Qualität sind.

Ganz offensichtlich ist die Reichhaltigkeit der Beschreibung von Objekten auch von deren Qualität und Verarbeitung abhängig. Objekte, die durch Farbe, Form, Material oder Verarbeitung hervorstechen, „verdienen“ eben eine ausführlichere Beschreibung als unscheinbare. Die sowohl bei den Grazer als auch bei den Seckauer Inventaren stets vorhandenen Schätzwerte unterstützen diese These. Schätzwerte sind aber auch ein wichtiger Indikator für die Qualität der Objekte, wenn diese nicht näher beschrieben sind. Sie sind jedoch keineswegs bei allen Inventaren zu fin-

den, wie z. B. Konrad Bedal anhand der nordostbayerischen Inventare gezeigt hat, die hauptsächlich der Erbsicherung und nicht der Berechnung von Abgaben dienten und deshalb keine Schätzwerte verzeichnen.²⁷

Schätzwerte

Die Frage der Angemessenheit der Schätzwerte ist jedoch ein Problem, das bei der Bearbeitung von Inventaren häufig erwähnt wird, jedoch nicht immer zu lösen ist; vor allem die Frage, wie sich die Schätzwerte zum Marktwert verhalten, muß oft unklar bleiben. Nur in jenen Fällen, wo das hinterlassene Gut versteigert wird, bieten die erzielten Preise, so sie bekannt sind, ein Korrektiv für die Schätzwerte. Solche Versteigerungen sind zwar auch in Dörfern durchaus üblich, wie zum Beispiel Andrea Hauser für das württembergische Kirchentellinsfurt des 18. und 19. Jahrhunderts ausführlich gezeigt hat,²⁸ in den Seckauer Inventaren gibt es jedoch keine direkten Hinweise für solche Versteigerungen, auch wenn der zwangsweise Verkauf natürlich zu finden ist.

Die städtischen Grazer Inventare zeigen hier eine wesentlich größere Auskunftsfreude: Aus verschiedenen Gründen (Überschuldung, Fehlen von Erben oder mangelndes Interesse der Erben an den hinterlassenen Realien) wurden immer wieder Versteigerungen durchgeführt und die erzielten Erlöse als zusätzliche Rubrik neben den Schätzwerten in das Inventar übernommen. Diese genaue Vorgangsweise zeigt, daß der erzielte Erlös stets höher war als der Schätzwert: Von 280 Einträgen, bei denen ein erzielter Verkaufspreis angemerkt ist, weisen nur 25 keinen gegenüber dem Schätzwert erhöhten Erlös aus, wobei hier sowohl eher wertlose Objekte, wie *Gräflwerch*, als auch wertvolle oder besondere, wie ein *Brenn Kössel samt Zugehör* um 30 fl oder 1 *lb Cioccolata* um 1 fl 12 xr zu finden sind. Besonders beliebt bei den Versteigerungen waren offensichtlich Möbel, aber auch Vorhänge und Bilder, die Wertsteigerungen um bis zu 600% erzielten, wobei besonders die hohen Verkaufspreise der als *schlecht* eingeschätzten Betten auffallen. Die Usance, Objekte eher billiger einzuschätzen, ist nicht als generelle Geringschätzung zu interpretieren, sondern zum relativen Wohl der Erben üblich, da — je nach rechtlicher Situation unterschiedlich — irgendwelche Abgaben stets von dieser Summe berechnet werden. Auch Uwe Meiners stellte für die münsterschen Inventare oft beträchtliche Unterschiede zwischen dem „Astimationspreis“ und dem

„Liquidationspreis“ fest, deren Größe Rückschlüsse auf Beliebtheit, also kulturellen Wert eines Objekts erlauben.²⁹

Ein direkter Vergleich der Schätzwerte zwischen Stadt und Land ist schwierig, da die Beschreibungen meist nicht ausreichen, um einigermaßen gesichert die weitgehende Gleichwertigkeit zweier Objekte festzustellen. Vielmehr wird oft der umgekehrte Weg beschritten, indem die Schätzwerte als Indikator für die Gleichwertigkeit herangezogen werden, was jedoch auf Grund der schon oben erwähnten unterschiedlichen rechtlichen Grundlagen und Usancen bei der Schätzung teilweise als problematisch erscheinen muß.

Erblasser und ihr Vermögen

Das Verhältnis der Verstorbenen zu Geld und anderem Kapitalvermögen ist in der Stadt wesentlich variabler als in der Enge der Grundherrschaft. So ist Reichtum keineswegs an Grundbesitz gebunden, wie das Beispiel des 1753 verstorbenen *Länder Hof-Meisters* Johann Michael Poncelet zeigt, der allein in *Capitalien* und *Schulden* herzu über ein Vermögen von über 14.800fl verfügte, der aber ledigen Standes und ohne *stabile Wohnung* verstarb, wodurch auch kein normales Inventar angelegt werden konnte. Sein Besitz ist vielmehr auf 5 *Reis-Trüchen* und 2 *Kästen* verteilt.³⁰ Aber auch der *burgerliche Gastgeb* Simon Tribbl, der nur zwei gemietete, sogenannte *Bestands-Behausungen* als Wirtschaftsbetriebe betreibt, kommt immerhin auf ein Mobilvermögen von 4.788fl.³¹ Solche – wie die schon weiter oben genannten – Sonderfälle sind zweifellos ein Charakteristikum des Urbanen und im ländlichen Bereich kaum denkbar.³²

Die Stellung der Frau ist in den städtischen Inventaren wesentlich stärker als in den ländlichen: So ist einerseits die Zahl der Fraueninventare wesentlich höher und ihr Aussagewert größer, wengleich auf Grund der Quellenlage keine allgemein gültigen Aussagen bezüglich der Repräsentativität der erhaltenen Fraueninventare getroffen werden können. Andererseits kommt es nur in wenigen Ausnahmefällen vor, daß eine Frau eine Landwirtschaft allein weiterführt, während jedoch selbständige Handwerkerwitwen in der Stadt des öfteren zu finden sind, auch wenn je nach Zunft und zeitlichem Rahmen Unterschiede bestehen und die genauen Umstände jeweils zu klären wären. So könnte die verwitwete *burgerliche Schneidermeisterin* durchaus noch das Handwerk weitergeführt haben, während

die *Stallmeisterin Wittwe* wohl nur die Berufsbezeichnung ihres verstorbenen Gatten trägt. Es gibt aber auch Inventare von selbständig berufstätigen Frauen wie der ledigen *Apothekerin und Hebamme* Barbara Gerstmayrin, die am Krankenhaus der Barmherzigen Brüder gearbeitet hat und 1786 verstorben ist.³³

Schrift, Sprache und Anlage der Inventare

Obwohl auch in den ländlichen Inventaren der Herrschaft Seckau fallweise zahlreiche *briefliche Urkunden* genannt sind, die teilweise als Indikator für eine sehr geordnete Wirtschaftsführung aufzufassen sind, ist der Grad der Verschriftlichung in der Stadt insgesamt zweifellos höher. Neben den verschiedenen Schuldverschreibungen und anderen Papieren, die für die Geldwirtschaft charakteristisch sind, ist für die Stadt ein Dokumenttyp weit verbreitet, der zur gleichen Zeit in den ländlichen Untertaneninventaren nur äußerst selten vorkommt: das Testament. In den ländlichen Inventaren wird zwar teilweise festgehalten, daß der Erblasser dies oder das jenem oder jener *vermairt und vermacht* habe, das heißt die Willensäußerung war durchaus möglich und wurde — zumindest dort, wo wir sie erfahren — auch befolgt; die Regelung des Erbes durch ein *testamentum scriptum* ist jedoch für den städtischen Bereich typisch und zumindest fallweise auch bei den Unterschichten üblich, wie das Inventar der Dienstmagd Maria Pfabin zeigt, die die Aufteilung ihres hinterlassenen Vermögens von 153fl und 41xr knapp zwei Monate vor ihrem Tod testamentarisch geregelt hatte.³⁴

Die städtischen Schreiber waren von ihrer Ausbildung her denen anderer — auch geistlicher — Grundherrschaften voraus. Wenn auch unter den Seckauer Inventaren sehr „schön“ und klar geschriebene zu finden sind, so sind insgesamt die Lesbarkeit und die Konsequenz bei der Anwendung von Kürzungen und ähnlichem geringer. Hier könnte jedoch die Überlieferungsproblematik verzerrend wirken: Aus dem heute noch erhaltenen relativ geringen Bestand der städtischen Inventare könnten schlecht geschriebene — so vorhanden — skartiert worden sein. Neben der Schrift selbst lassen auch Orthographie sowie Groß- und Kleinschreibung Unterschiede erkennen. Während sie bei den Seckauer Inventaren nach der Mitte des 18. Jahrhunderts noch völlig willkürlich sind, läßt sich bei den Grazer Inventaren der gleichen Zeit bereits eine gewisse Vereinheitlichung erkennen.

Die barocken Konsonantenhäufungen etwa weichen hier früher einer relativen Schlichtheit der Orthographie, und auch die Groß- und Kleinschreibung läßt früher eine gewisse Regulierung erkennen.

Ebenso ist der Umgang mit der Sprache ein anderer. Nicht nur von der Administration vorgegebene Wendungen, sondern auch der Umgang mit Fremdwörtern zeigt hier das Streben nach einer „gehobenen“ Ausdrucksweise: So wäre etwa *Fourage* für die Geräte zum Beheizen und Reinigen des Ofens in den Seckauer Inventaren der gleichen Zeit noch nicht denkbar. Dazu kommen natürlich die oft französischen Bezeichnungen für neue Güter wie *Chocolate*, *Porcellaine* und ähnlichem.

Hildegard Mannheims konnte den großen Einfluß verschiedener Anleitungsbücher auf die Erstellung von Inventaren nachweisen.³⁵ Die in diesen Werken entwickelten Gliederungen wurden in die alltägliche Praxis übernommen und erleichtern wesentlich die Vergleichbarkeit der Inventare. Auch bei den Grazer Inventaren ist dieser Einfluß erkennbar, werden die Rubrikenüberschriften teils wörtlich übernommen, während die Seckauer — auch bei reicherer Ausstattung — meist nur sehr schwach gegliedert sind. Hier begnügt man sich meist damit, Vieh und Getreide von der übrigen Ausstattung zu trennen, die zwar oft eine gewisse implizite Ordnung erkennen läßt — oft aber auch nicht. Erst bei besonders reichen Besitzern sind etwas stärkere Untergliederungen zu finden, die aber kaum die häusliche Ausstattung umfassen.³⁶

Natürlich ist die Gliederung auch vom sozialen Status abhängig: So zeigt sich auch in den untersuchten Grazer Inventaren ein eindeutiger Zusammenhang zwischen der sozialen Stellung und der Reichhaltigkeit der Gliederung: In den 17 Inventaren, die nur eine einzige Gruppe von Fahrnissen enthalten, befinden sich sieben von Knechten, Mägden, Gesellen und Hausmeistern, während nur vier Bürger(innen) vertreten sind. Eine Bürgerin, die ihrem Mann Bargeld und Mobilien (hauptsächlich Schmuck) vererbte, ist auch die einzige in dieser Gruppe, deren Erbschaft mit mehr als 1.000 fl bewertet wurde. Am anderen Ende des Spektrums stehen hingegen Inventare mit bis zu 22 Fahrnisgruppen, und wir finden hier einen Stadtwachtmeister und seine verstorbene Gattin, einen bürgerlichen Goldschmied und einen Gutspächter. Die Genauigkeit der Gliederung korreliert jedoch nicht mit dem Wert der hinterlassenen Habe: So weist das Inventar des mit Abstand reichsten erfaßten Städters, des *bürgerlichen Handelsmanns* Franz Dobler, bei einem Gesamtvermögen von über 169.000 fl nur

10 Kategorien von Fahrnissen auf,³⁷ während der Gesamtwert der Inventare mit der genauesten Kategorisierung zwischen 1.100 und 4.900 Gulden liegt. Dies ist eine Größenordnung, die auch bei reicheren Seckauer Inventaren, besonders im 4. Viertel des 18. Jahrhunderts immer wieder erreicht wird, ohne daß jedoch hier eine genauere Kategorisierung vorhanden wäre.

Die genauere Gliederung betrifft auch die Bezeichnung der einzelnen Räume. Sie ist etwa in Bayern in den ländlichen Inventaren die Regel, während sie in der Steiermark fast nur in märktischen und städtischen Inventaren zu finden ist. Bei den Grazer Inventaren stellt sie meist nur eine Untergliederung des nach Materialien gegliederten Bestandes dar: Metallgeschirr und Textilien werden in toto aufgelistet, Möbel hingegen, gerne als *Holzwerk* bezeichnet, oft nach den Räumen untergliedert. Von der Terminologie der Räume her läßt sich nach Harald Sammer ab dem Ende des 16. Jahrhunderts das Aufkommen der städtischen Bezeichnung *Zimmer* für Stube und Kammer feststellen, die langsam zunimmt, um schließlich die älteren Begriffe völlig zu verdrängen.³⁸ Die Aufzählung der einzelnen Räumlichkeiten erlaubt natürlich auch Rückschlüsse auf die Raumstruktur des Hauses, etwas was man bei den meisten ländlichen Inventaren der Steiermark leider vermißt.

Zweifellos ist die Art, wie innerhalb eines Verwaltungskörpers gewisse Regeln formuliert werden und wie mit ihnen umgegangen wird, ein Indikator für kulturelle Befindlichkeiten. So zeigen die vom Magistrat Graz bzw. dem *gerichtlich abgeordneten Spörr- und Inventurs-Kommissar* als seinem Vertreter unterfertigten Inventare ein deutlich anderes Bild als die gleichzeitig entstandenen der Herrschaft Seckau: Der Umgang mit dem zur Verfügung stehenden Platz und damit mit dem doch teuren Papier ist in der Regel großzügiger. Als Papierformat wird das Quartformat bevorzugt, während bei den Seckauer Inventaren das Oktavformat die Regel ist. Dennoch sind Seiten mit lediglich 5–6 Einträgen bei den (großen) Grazer Inventaren keine Seltenheit, während die (kleinen) Seckauer Seiten in der Regel die doppelte Anzahl von Items aufweisen. Daß die Beschreibungen in der Stadt meist etwas ausführlicher sind, ändert hier nichts am prinzipiell großzügigeren Umgang mit dem Papier.

Die an der Schätzung beteiligten Beamten, Schätzleute und Zeugen werden in den Seckauer Inventaren zwar namentlich und mit ihrem Wohnort angeführt. Die Authentifizierung erfahren diese Inventare jedoch nur durch das Siegel des Domprobsts bzw. nach der Auflösung des Stifts im

Jahr 1782 durch Siegel und Unterschrift des Anwalts. Im städtischen Bereich unterschreiben alle Beteiligten fast immer selbst (wenn auch teilweise nur mit einem Kreuz neben ihrem Namen) und siegeln das Inventar mit, was den offiziellen Charakter des Dokuments erhöht. Dies ist keinesfalls an den Sozialstatus des oder der Verstorbenen oder an einen bestimmten Wert der Habe gebunden, wie das Inventar der Dienstmagd Regina Pfabin zeigt, das trotz des geringen Gesamtwertes von 153fl von sechs Beteiligten gefertigt und gesiegelt wurde.³⁹

Schluß

In diesem Beitrag sollte es nicht um die Rekonstruktion bzw. Analyse städtisch-bürgerlicher materieller Kultur mit Hilfe von Verlassenschaftsinventaren gehen, sondern Anlage, Gestaltung und Struktur der Inventare sollten als Produkte städtischer Kultur betrachtet werden. Eine derartige Interpretation kann jedoch nur innerhalb eines relativ kleinen Umkreises erfolgen, der Aspekt des Urbanen kann nur auf der Folie des Umlandes dargestellt werden. Was in einem Fall als typisch für die städtische Kultur zu betrachten ist, mag anderswo bereits zur Praxis des flachen Landes geworden sein. So ist der Aspekt des Städtischen auch im Rahmen historisch orientierter Kulturforschung an der jeweiligen Zeit- und Regional-spezifik neu zu definieren.

¹ Siebel, Walter: Was macht eine Stadt urban? Zur Stadtkultur und Stadtentwicklung (=Oldenburger Universitätsreden 61). Oldenburg 1994, S. 5-15.

² Als Überblick über die Forschung vgl. z.B. Mohrmann, Ruth-E.: Alltagswelt im Land Braunschweig. Städtische und ländliche Wohnkultur vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert (=Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 56). Münster 1990, S. 1-27; Hauser, Andrea: Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes Tübingen 82). Tübingen 1994, S. 61-80; Habel, Eva: Inventur und Inventar im Pfliegergericht Wasserburg (=Münchner Beiträge zur Volkskunde 21 = Münchener Universitätschriften). Münster u.a. 1997, S. 13-18; Konietzko, Jutta: Nachlaßinventare in der volkskundlichen Forschung. In: Scheinost, Marina (Hg.): Haube — Hausfrau — Halloween. Lebendige Kulturwissenschaft. Festschrift für Elisabeth Roth zum 75. Geburtstag (=Bamberger Beiträge zur Volkskunde 6). Hildburghausen 1996, S. 70-84, alle mit älterer Literatur.

³ Vgl. z.B. Borscheid, Peter: Les inventaires Wurtembergeois: une chance pour l'histoire sociale. Programme et premiers résultats. In: Vogler, Bernard (Hg.): Les actes notariés. Sources de l'histoire sociale XVIIe-XIXe siècles. Actes du colloque de Strasbourg (mars 1978). Strasbourg 1979, S. 205-230; ders.: Familie — Wirtschaft — Gesellschaft. Materialien zu einer Sozialgeschichte der Familie in Deutschland. In: Van der Woude, Ad, Anton Schuurman (Hg.): Probate Inventories. A new source for the historical study of wealth, material culture and agricultural development. Papers presented at the Leeuwenborch Conference (Wageningen, 5-7 May 1980) (=Hes Studia Historica 3). Utrecht 1980, S. 83-95.

⁴ Löffler, Peter: Inventare. Historische Entwicklung und rechtliche Grundlagen. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 23, 1977, S. 120-131, hier S. 121; Moser, Oskar: Archivquellen und neuzeitliche Geräteforschung. In: Bericht über den sechzehnten österreichischen Historikertag in Krems/Donau 1984 (=Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine). Wien 1985, S. 449-457, hier S. 451f.

⁵ Geramb, Viktor von: Untertanen-Inventare als Quelle für die Volkskunde der Sachen nebst einem steirischen Beispiel aus Stift Seckau um 1720. In: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 7, 1929, S. 209-218, hier S. 210f.

⁶ Siehe z. B. Bringéus, Nils-Arvid: Nachlaßverzeichnisse als Quellen für das Studium von Landwirtschaftsgeräten in Südschweden. In: Hansen, Wilhelm (Hg.): Arbeit und Gerät in volkskundlicher Dokumentation (=Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landwirtschaftsverbandes Westfalen-Lippe 19). Münster 1969, S. 28-36; Grotum, Thomas, Thomas Werner: Sämtlich Hab und Gut ... Die Analyse von Besitzstandslisten (=Halbgraue Reihe zur Historischen Fachinformatik A 2). St. Katharinen 1989, S. 20f; zur Entwicklung des EDV-Einsatzes in den historischen Wissenschaften allgemein: Thaller, Manfred: Entzauberungen. Die Entwicklung einer fachspezifischen historischen Datenverarbeitung in der Bundesrepublik. In: Prinz, Wolfgang, Peter Weingart (Hg.): Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten. Frankfurt a. M. 1990, S. 138-158.

⁷ Siehe dazu Sonderforschungsbereich 164. Vergleichende geschichtliche Städteforschung. Annotierte Gesamtbibliographie 1976-1988. Münster 1989, S. 69-83.

⁸ Roth, Klaus: Historische Volkskunde und Quantifizierung. In: Zeitschrift für Volkskunde 76, 1980, S. 37-57, hier S. 44-46; Mohrmann (wie Anm.2), S. 18.

⁹ Siehe z.B. Hauser (wie Anm.2), S. 84f.; Pöttler, Burkhard: Probate Inventories as a Highly Structured Source. In: Woollard, Matthew, Peter Denley (Hg.): The Sorcerer's Apprentice: kleio Case Studies (=Halbgraue Reihe zur Historischen Fachinformatik A 29). St. Katharinen 1996, S. 137-150.

¹⁰ Popelka, Fritz: Geschichte der Stadt Graz. Graz 1959/1960², Nachdruck 1984, Bd.1, S. 364.

¹¹ Ebda, Bd.2, S. 292.

¹² Roth, Klaus: Städtische und ländliche Wohnkultur in Westfalen nach Inventaren aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. In: Beiträge des Lübeck-Symposiums 1978 zur Geschichte und Sachkultur des Mittelalters und der Neuzeit (=Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 4). Lübeck 1980, S. 139-144, hier S. 140.

¹³ Vgl. dazu z.B. Städteforschung (wie Anm.7) und Bedal, Konrad: Bäuerliche und bürgerliche Wohnkultur Nordostbayerns in Inventaren des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Wiegmann,

Günter (Hg.): Kulturelle Stadt-Land-Beziehungen in der Neuzeit (=Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 9). Münster i. W. 1978, S. 175-248.

¹⁴ Meiners, Uwe: Zur Wohnkultur der münsterischen Bevölkerung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Eine Fallstudie anhand von Nachlaßverzeichnissen. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 25, 1979/80, S. 80-103, hier S. 100f.

¹⁵ Siehe z.B. Roth, Klaus: Die Eingliederung neuen Mobiliars und Hausrats im südlichen Münsterland im 17. bis 19. Jahrhundert. In: Wiegelmann (wie Anm.13), S. 249-295 oder Mohrmann, Ruth-E.: Die Eingliederung städtischen Mobiliars in braunschweigischen Dörfern, nach Inventaren des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Ebda, S. 297-337.

¹⁶ Siehe dazu Thaller, Manfred: Zur Formalisierbarkeit hermeneutischen Verstehens in der Historie. In: Mentalitäten und Lebensverhältnisse: Beispiele aus der Sozialgeschichte der Neuzeit. Festschrift Rudolf Vierhaus. Göttingen 1982, S. 439-454.

¹⁷ Vgl. z. B. Walsh, Lorena S.: Questions and Sources for Exploring the Standard of Living. In: The William and Mary Quarterly Third Series, 45, 1988, S. 116-123.

¹⁸ Vgl. z. B. Bammer, Winfried: Beiträge zur Sozialstruktur der Bevölkerung Wiens auf Grund der Verlassenschaftsakten des Jahres 1830. Phil. Diss. Univ. Wien 1967/68; BuĚek, Josef: Methodische Probleme der Auswertung von Massenquellen am Beispiel der Wiener magistratischen Verlassenschaftsabhandlungen. Phil. Diss. Univ. Wien 1974; Silber, Erika: Beiträge zur Sozialstruktur Wiens im Vormärz. Eine sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Arbeit auf Grund der magistratischen Verlassenschaftsakten des Jahres 1840. Phil. Diss. Univ. Wien 1978.

¹⁹ Fasthuber, Ines: Welser Bürgerinventare aus dem 16. Jahrhundert. Phil. Diss. Univ. Wien 1966; Linsboth, Jutta: Die Einrichtungsgegenstände der Welser Bürger 1730-1770. Phil. Diss. Univ. Wien 1983.

²⁰ Zimányi, Vera: Die Einrichtung von Ruster Häusern auf Grund von Inventaren der Oberschichte im 17. Jahrhundert. In: Arkadenhäuser. Bauformen, Wohnen und Dorferneuerung am Beispiel bäuerlicher Arkadenhäuser (=Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland 85). Eisenstadt 1990, S. 233-242.

²¹ Eckhart, Edith: Die Verlassenschaften von Gobelsburg und Hadersdorf am Kamp als Quelle für die Kultur von Bürgern und Inwohnern im 18. Jahrhundert. Phil. Diss. Univ. Wien 1978.

²² Die Seckauer Inventare stellen den zentralen Quellenbestand im Rahmen eines zur Zeit laufenden Habilitationsprojektes dar.

²³ Sammer, Harald: Wohnraum und Wohnen im Grazer Bürgerhaus in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Phil. Diss. Univ. Graz 1968; siehe auch ders.: Wohnraum und Hausrat im Grazer Bürgerhaus in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 3, 1970, S. 75-94.

²⁴ Steiermärkisches Landesarchiv (=StLA), A. Graz Stadt, Sch. 113, H. 314, Nr. 3.

²⁵ StLA, A. Graz Stadt, Sch. 112, H. 313, Nr. 52.

²⁶ Habel (wie Anm.2), S. 64-73 u. 99-106; siehe auch Mannheims, Hildegard: Wie wird ein Inventar erstellt? (=Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 72). Münster 1991, S. 36-51.

- ²⁷ Bedal (wie Anm.13), S. 179f.
- ²⁸ Hauser (wie Anm.2), S. 379-383 u. ö.
- ²⁹ Meiners (wie Anm.14), S. 84.
- ³⁰ StLA, A. Graz Stadt, Sch. 113, H. 314, Nr. 9.
- ³¹ StLA, A. Graz Stadt, Sch. 113a, H. 314a, Nr. 12.
- ³² Für Graz ist eine intensivere Differenzierung nach sozialen Schichten und Berufsgruppen auf Grund der Quellenlage kaum möglich. Für das Land Braunschweig hat Ruth-E. Mohrmann derartige Differenzierungen exemplarisch durchgeführt. Vgl. Mohrmann (wie Anm.2), S. 122-337.
- ³³ StLA, Mag. Graz D42 1786.
- ³⁴ StLA, Mag. Graz D76:1787.
- ³⁵ Mannheims (wie Anm.26), S. 55-134.
- ³⁶ So weist das Inventar des 1755 verstorbenen Michael Mayr, der Fahmisse im Wert von 4.260 fl hinterlassen hatte, nur folgende sachliche Gruppierungen auf: *Vieh, Mayr Zeüg, Schmidtzeüg, Wein in Keller, Traydt in Kasten, Traydt in Stadl, Ansath doppelt gerechnet, Silber Gschmeydt und Leibs Gwandt*. Auf die Differenzierung der Wohnausstattung wird jedoch keine Rücksicht genommen.
- ³⁷ StLA, A. Graz Stadt, Sch. 114, H. 316, Nr. 29; der wertvolle Warenbestand ist hier allerdings nur summarisch erwähnt.
- ³⁸ Sammer (wie Anm.23), S. 233.
- ³⁹ StLA, Mag. Graz D76, 1787.

Autoren und Herausgeber

- Susanne Blaimschein, Landwiedstraße 195, A-4020 Linz
- Olaf Bockhorn, Institut für Volkskunde der Universität Wien, Hanuschgasse 3/IV, A-1010 Wien
- Susanne Breuss, Georg Sigl-Gasse 11/23, A-1090 Wien
- Gunter Dimt, Pühret 29/16, A-4813 Altmünster
- Andrea Euler, Oberösterreichisches Landesmuseum, Schloßmuseum, Tummelplatz 10, A-4020 Linz
- Norbert Fischer, Auf dem Sand 8, D-21271 Hanstedt/Nordheide
- Bernhard Fuchs, Institut für Volkskunde der Universität Wien, Hanuschgasse 3/IV, A-1010 Wien
- Gerlinde Haid, Institut für Volksmusikforschung an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien, Ungargasse 14, A-1030 Wien
- Ursula Hemetek, Institut für Volksmusikforschung an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien, Ungargasse 14, A-1030 Wien
- Thomas Hengartner, Institut für Volkskunde der Universität Hamburg, Bogenallee 11, D-20144 Hamburg
- Christa Höllhumer, Afritschgasse 29, A-8020 Graz
- Edith Hörandner, Institut für Volkskunde der Universität Graz, Attemsgasse 25/I, A-8010 Graz
- Sanja Kalapoš, Institut für Volkskunde und Folkloristik, Kralja Zvonimira 17, HR-10 000 Zagreb (Kroatien); Gymnasiumstraße 85, Postfach 372, A-1190 Wien
- Elisabeth Katschnig-Fasch, Institut für Volkskunde der Karl-Franzens-Universität Graz, Attemsgasse 25/I, A-8010 Graz
- Judith Laister, Knollgutstraße 37, A-4030 Linz
- Nikola Langreiter, Große Sperlgasse 37A/21, A-1020 Wien

- Gertraud Liesenfeld, Institut für Volkskunde der Universität Wien,
Hanuschgasse 3/IV, A-1010 Wien
- Klara Löffler, Institut für Volkskunde der Universität Wien, Hanuschgasse
3/IV, A-1010 Wien
- Kaspar Maase, Eberhard-Karls-Universität, Ludwig-Uhland-Institut für
Empirische Kulturwissenschaft, Schloß, D-72070 Tübingen
- Marita Metz-Becker, Gisonenweg 9, D-35037 Marburg
- Traude Müllauer-Seichter, Rittersporngasse 19, 1220 Wien
- Herbert Nikitsch, Institut für Volkskunde der Universität Wien, Hanusch-
gasse 3/IV, A-1010 Wien
- Manfred Omahna, Goethestraße 43, A-8010 Graz
- Claudia Peschel-Wacha, Kanalstraße 6/Haus 5, A-1220 Wien
- Burkhard Pöttler, Institut für Volkskunde der Karl-Franzens-Universität
Graz, Atternsgasse 25/I, A-8010 Graz
- Michael Prosser, Institut für Volkskunde der Universität Regensburg,
Philosophische Fakultät IV, Sprach- und Literaturwissenschaften,
Universitätsstraße 31, D-93053 Regensburg
- Margot Schindler, Österreichisches Museum für Volkskunde, Laudon-
gasse 15-19, A-1080 Wien
- Gudrun Silberzahn-Jandt, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kultur-
wissenschaft der Eberhard-Karls-Universität, Schloß, D-72070
Tübingen
- Wolfgang Slapansky, Migerkastraße 15/4/11, A-1100 Wien
- Christian Stadelmann, Haag 47, A-3040 Neulengbach
- Bernd Wedemeyer, Gartenstraße 6, D-37073 Göttingen
- Helga Maria Wolf, Hardtgasse 7/25, A-1190 Wien

Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde:

- Band 1: Edmund FRIESS und Gustav GUGITZ, Die Wallfahrt nach Adlwang im Lichte der Mirakelbücher (1620-1746). Eine volkskundlich-kulturhistorische Studie, 1951
- Band 2: Leopold SCHMIDT, Geschichte der österreichischen Volkskunde, 1951
- Band 3: Leopold SCHMIDT-Bibliographie I: 1930-1977. Bearbeitet von Klaus Beitzl, 1977
- Band 4: Gedenkschrift für Leopold Schmidt (1912-1981) zum 70. Geburtstag. Mit dem Wiederabdruck von Leopold Schmidt, Die Volkskunde als Geisteswissenschaft (1947) und der Leopold Schmidt-Bibliographie II (1977-1982). Hg. von Klaus BEITL, 1982
- Band 5: Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1980 in Feldkirch (Vorarlberg). Hg. von Klaus BEITL und Karl ILG, 1982
- Band 6: Probleme der Gegenwartsvolkskunde. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1983 in Mattersburg (Burgenland). Hg. von Klaus BEITL, redigiert von Gertraud LIESENFELD, 1985
- Band 7: Kleidung-Mode-Tracht. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1986 in Lienz (Osttirol). Hg. von Klaus BEITL und Olaf BOCKHORN, 1987
- Band 8: Volksfrömmigkeit. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1989 in Graz. Hg. von Helmut EBERHART, Edith HÖRANDNER und Burkhard PÖTTLER, 1990
- Band 9: Internationale und nationale volkskundliche Bibliographien. Spiegel der Wissenschaft Volkskunde/Europäische Ethnologie. Hg. von Klaus BEITL und Eva KAUSEL, 1991
- Band 10: Paul HUGGER, Die Schweiz zwischen Hirtenidylle und High-Tech-Performance. Eine volkskundliche Annäherung, 1993
- Band 11: Eva JULIEN-KAUSEL, Konnichi wa Österreich. Ortspartnerschaften zwischen Österreich und Japan, 1993
- Band 12: Tourismus und Regionalkultur. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1992 in Salzburg. Hg. von Burkhard PÖTTLER unter Mitarbeit von Ulrike KAMMERHOFER-AGGERMANN, 1994
- Band 13: Internationale Volkskundliche Bibliographie. Systematik und Daten-

banken. Papiere der 5. Tagung der Arbeitsgruppe für die Internationale Volkskundliche Bibliographie (IVB) vom 8. bis 10.9.1994 in Petronell-Carnuntum (Niederösterreich) und Kittsee (Burgenland). Hg. von Klaus BEITL und Hermann HUMMER, 1996

Band 14: Volkskunst. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1995 in Wien. Hg. von Herbert NIKITSCH, Bernhard TSCHOFEN, 1997

Band 15: Ethnographie ohne Grenzen. Galizien in den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde. Österreichische Beiträge des Symposiums „Ethnographie ohne Grenzen. Die Anfänge der volkskundlichen Sammlung und Forschung in den Karpatenländern in ihrem zeitgenössischen Kontext und ihre Bedeutung für heute“ vom 12. bis 13. 11. 1996 in L'viv/Lemberg/Ukraine. 1998

ISBN 3-900 359-85-7

Urbobane